Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Band 107

2011

1 CD als Beil.

1. CD-ROM
... DVD als Beilage

Achtung:
Für Virenfreiheit keine Garantie!

UB Tübingen

N12<526751895 021

ubTÜBINGEN

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte

Band 107

Herausgegeben

von

Christian Peters, Jürgen Kampmann, Albrecht Geck

Bielefeld 2011

Für alle Arbeiten sind nach Form und Inhalt die Verfasser selbst verantwortlich.

(Layout: Erdmute Härtel-Lindemann, Bielefeld)
(Aufbereitung des Bildmaterials: Thomas Ijewski, Freudenberg)

Das Jahrbuch kann über die Geschäftsstelle des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte (Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld) und das Institut für Westfälische Kirchengeschichte (Universitätsstraße 13-17, 48143 Münster) bezogen werden.

2011

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung der Evangelischen Kirche von Westfalen, der Lippischen Landeskirche und des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe.

LWL
Für die Menschen.
Für Westfalen-Lippe.

Druck: Hans Kock Buch- und Offsetdruck GmbH, Bielefeld

ISSN 0341-9886

UNIV. BIBL. TÜBINGEN

Gh 4261-107

Inhalt

Editorial 13

Nachrufe

Jens Murken
Zum Gedenken an Studiendirektor Helmut Geck (1931–2010) 15

Wilfried Geldmacher
„Unser Bürgerrecht ist im Himmel"
Predigt zur kirchlichen Bestattung
von Wolfgang Werbeck (1917–2010) am 14. Dezember 2010
in der Evangelischen Kirche zu Bochum Laer 19

Albert Henz
Predigt in der Trauerfeier für Prof. Dr. Bernd Hey
in der Bielefelder Süsterkirche am 1. Februar 2011 23

Jens Murken
Zum Gedenken an Prof. Dr. phil. Bernd Hey (1942–2011) 27

Beiträge

Johannes Meier
Meinwerk von Paderborn (1009–1036) und die Zeit der Bischöfe 31

Josef Mense
Ein biblisches Bildprogramm an der Domkirche zu Paderborn 53

Thilo Ohrndorf
Die Einführung und Durchsetzung des
Heidelberger Katechismus im Siegerland bis 1626 75

Claus Peter
Glockengießer in Gütersloh 141

Gerhard Rödding
Gräfin Maria Magdalena zur Lippe
und Superintendent Julius Schmidt 155

Klaus Richter
Evangelische Erbauungsliteratur vom 18. bis zum Beginn
des 20. Jahrhunderts in Familien aus Preußisch Oldendorf.
Eine Untersuchung über die in der Minden-Ravensberger
Erweckung benutzten Erbauungsbücher 173

Hans-Bodo Thieme
Verurteilt zu sechs Jahren Festungshaft.
Aus dem Leben des Bochumer Burschenschafters
und nachmaligen Olper Pfarrers Heinrich Theodor Baltz 197

Ulrich Althöfer
Gotisch, würdig, elegant – die Martin-Luther-Kirche in Gütersloh,
ihr Architekt Christian Heyden und der neugotische Kirchenbau
in Westfalen 239

Wilfried Diekmann
Gen Bethel ziehen! Johannes Unsöld und die Anfänge Bethels
in den Jahren 1867 bis 1876 289

Christian Peters
Kairo – London – Gütersloh. Die Lebenserinnerungen
des Bethelpfarrers Paul Friedrich Klein (1876–1964) 355

Jürgen Kampmann
Die Tagung der 3. Westfälischen Bekenntnissynode
in Dortmund am 19./20. April 1936 389

Bericht

Dietrich Kluge
Tag der Westfälischen Kirchengeschichte 2010 423

Buchbesprechungen

Bettina Heine-Hippler, Die Weihnachtskrippen der Dortmunder Kirchen. Mit Fotos von Bernd Hippler (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte, Bd. 66), Bonifatius Verlag, Paderborn 2010, 256 S., ca. 400 zumeist farbige Abb.
(Ulrich Althöfer) 427

Werner Freitag/Christian Helbich (Hgg.), Bekenntnis, soziale Ordnung und rituelle Praxis, Neue Forschungen zu Reformation und Konfessionalisierung in Westfalen. (Westfalen in der Vormoderne, Band 4), Aschendorff Verlag, Münster 2009, 318 S., brosch.
(Martin Brecht) 428

Georg Spormecker, Cronica Lunensis civitatis Markanae. Aufzeichnungen eines westfälischen Geistlichen aus dem 16. Jahrhundert, hg. und übersetzt von Wingolf Lehnemann. Mit einem Beitrag von Peter Löffler: Georg Spormecker – Lebensspuren (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte Bd. 8), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2010, 364 S., 4 Abb., 4 Karten
(Martin Brecht) 430

Günter Brakelmann/Peter Burkowski (Hgg.), Auf den Spuren kirchlicher Zeitgeschichte. Festschrift für Helmut Geck zum 75. Geburtstag (Recklinghäuser Forum zur Geschichte von Kirchenkreisen 5), LIT-Verlag, Münster 2010, 661 S., brosch.
(Norbert Friedrich) 431

Heinz Wiemann (Hg.), Geschichte der Dörfer Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck (Sonderveröffentlichung des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 83), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2008, 372 S., geb.
(Bettina Hanke-Postma) 432

Silke Rüsche/Barbara Welzel (Hgg.), Die St.-Johann-Baptist-Kirche in Dortmund-Brechten (Dortmunder Exkursionen zur Geschichte und Kultur Bd. 2), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2009, 104 S., 52 Abb., brosch.
(Thomas Ijewski) 435

Brigitte Spieker/Rolf-Jürgen Spieker/Elisabeth Tillmann/Christiane Fork (Hgg.), Mit Sonne gemalt. 100 Jahre Kirchenfenster in den katholischen Kirchen Dortmunds. Fotografien von Rolf-Jürgen Spieker (Religion in der Geschichte – Kirche, Kultur und Gesellschaft Bd. 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2009, 116 S., 64 Abb., geb.
(Thomas Ijewski) 436

Georg Mölich/Veit Veltzke/Bernd Walter (Hgg.), Rheinland, Westfalen und Preußen. Eine Beziehungsgeschichte, Aschendorff Verlag, Münster 2011, 432 S., französische Broschur, zahlreiche schwarzweiße und farbige Abb., 9 Karten in separatem Kartenteil
(Jürgen Kampmann) 437

Johannes Burkardt/Bernd Hey (Hgg.), Von Wittgenstein in die Welt. Radikale Frömmigkeit und religiöse Toleranz (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 35), Luther-Verlag, Bielefeld 2009, 248 S., brosch., einige sw. Abb. und Karten
(Dietrich Kluge) 442

Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler (Hgg.), Gewalt in der Körperbehindertenhilfe. Das Johanna-Helenen-Heim in Volmarstein von 1947 bis 1967 (Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel, Bd. 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2010, 326 S., 28 Abb., beigefügte CD-ROM
(Frank Konersmann) 443

Das Herzogtum Westfalen. Band 1: Das kurkölnische Herzogtum Westfalen von den Anfängen der kölnischen Herrschaft im südlichen Westfalen bis zur Säkularisation 1803, herausgegeben von Harm Klueting unter Mitarbeit von Jens Foken, Aschendorff Verlag, Münster 2009, 927 S., Kartenbeilage
(Christopher Spehr) 447

Reinhard Neumann, Die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth 1914–1954. Jahrzehnte der Krise (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte Bd. 36), Luther-Verlag, Bielefeld 2010, 380 S., brosch., zahlr. Abb.
(Bärbel Thau) 450

Hans-Martin Thimme, August Rauschenbusch (1816–1899). Lutherischer Pfarrer in Westfalen und baptistischer Dozent in Amerika (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 33), Luther-Verlag, Bielefeld 2008, 320 S., 2 Abb., 2 Karten, brosch. (Christof Windhorst) 453

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Ulrich Althöfer
Fröbelstraße 25, 33604 Bielefeld

Prof. D. Dr. Martin Brecht D.D.
Schreiberstr. 22, 48149 Münster

Wilfried Diekmann, Diakon, Diplom-Pädagoge Studiendirektor i. R.
Reinhildenstr. 8, 33332 Gütersloh

Dr. Norbert Friedrich
Fliedner-Kulturstiftung Kaiserswerth
Zeppenheimer Weg 20, 40489 Düsseldorf

Wilfried Geldmacher, Pfarrer
Langendreerstraße 74, 44892 Bochum

Bettina Hanke-Postma, Pfarrerin
Mühlenstraße 8, 32825 Reelkirchen

Albert Henz, Vizepräsident
Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche von Westfalen
Altstädter Kirchplatz 5, 33602 Bielefeld

Thomas Ijewski, Pfarrer
Krottorfer Straße 19, 57258 Freudenberg

Prof. Dr. Jürgen Kampmann
Diekweg 13, 32584 Löhne-Obernbeck

Dietrich Kluge, Richter i. R.
Paul-Engelhard-Weg 26, 48167 Münster

Dr. Frank Konersmann
Beckers Kamp 19, 33647 Bielefeld

Prof. Dr. Johannes Meier
Schenckendorfstraße 5, 56068 Koblenz

Dr. Josef Mense, Studiendirektor i. R.
Carlo-Mierendorff-Str. 13, 34132 Kassel

Dr. Jens Murken
Landeskirchliches Archiv
der Evangelischen Kirche von Westfalen
Bethelplatz 2, 33617 Bielefeld

Thilo Ohrndorf
Leisberg 3, 69124 Heidelberg

Claus Peter, Glockensachverständiger
der Evangelischen Kirche von Westfalen
Starenweg 28, 59069 Hamm

Prof. Dr. Christian Peters
Gronauweg 39 A, 48161 Münster

Klaus Richter, Pfarrer i. R.
Veilchenweg 3, 32361 Preußisch Oldendorf

Dr. Gerhard Rödding, Landeskirchenrat i. R.
Am Depenbrocks Hof 48, 33649 Bielefeld

PD Dr. Christopher Spehr
Norderneyweg 5, 48159 Münster

Bärbel Thau M.A.
Ev. Johanneswerk e. V.
Schildescher Straße 101-103, 33611 Bielefeld

Dr. Hans-Bodo Thieme
Johann-Trinn-Straße 6, 57642 Olpe

Dr. Christof Windhorst, Superintendent i. R.
Bergkirchener Straße 80, 32584 Löhne

Editorial

Der vorliegende Band ist der zweite, den die Unterzeichnenden im Namen des Vorstandes des Vereins herausgeben dürfen. Sie tun dies durchaus auch mit Stolz, denn erneut sind hier wieder eine Fülle interessanter Beiträge versammelt, die nicht selten auch überregional Beachtung verdienen. Die Zusammenarbeit in der Redaktion hat sich bewährt und verstetigt. Die Beitragenden – neu hinzugewonnene ebenso wie längst vertraute – zeigen sich durchweg aufgeschlossen oder halten unserem Jahrbuch in bewährter Weise die Treue. Sie liefern, was heute keinesfalls selbstverständlich ist, fast immer pünktlich und reagieren zeitnah selbst auf unbequeme „letzte Wünsche" oder „Rückfragen" der Herausgeber. Und in der Bilddarbietung sind dank der kundigen Unterstützung durch unser Vorstandsmitglied Thomas Ijewski (Freudenberg) nun auch deutliche Verbesserungen erzielt worden. Das Medium der CD-Rom kann damit einmal mehr seine ganzen Vorzüge entfalten.

Betrübt stimmt uns, dass es Anlass gibt, unserem Band diesmal gleich vier Texte vorausgehen zu lassen, die dem Andenken im letzten Jahr verstorbener Mitglieder des Vereins gewidmet sind, die für die Arbeit in Sachen Westfälische Kirchengeschichte auf je ihre Weise und in je ihrem Bereich Akzente gesetzt haben: Studiendirektor i. R. Helmut Geck in Recklinghausen, Superintendent i. R. Wolfgang Werbeck in Bochum und nicht zuletzt Landeskirchenarchivdirektor i. R. Prof. Dr. Bernd Hey in Bielefeld. In der Reihenfolge, in denen wir von den Genannten Abschied nehmen mussten, lassen Predigten und Nachrufe noch einmal Prägendes aufscheinen, und wir möchten damit den Leserinnen und Lesern des Jahrbuchs Raum geben, auf diese Weise selbst von den Genannten dankbar Abschied nehmen zu können. Mancher, der nicht die Gelegenheit hatte, den Verstorbenen persönlich die letzte Ehre zu erweisen, dürfte dies begrüßen und es als Ausdruck der Verbundenheit innerhalb des Vereins aufnehmen.

Was die Forschungsbeiträge zu diesem Band anbelangt, wird auch in diesem Jahr wieder ein weiter Bogen gespannt: Das Mittelalter – sonst in den letzten Jahren nicht unbedingt eine Domäne unseres Jahrbuchs – ist gleich mit zwei Beiträgen vertreten, mit einer Studie zu Bischof Meinwerk von Paderborn (1009–1036) (Johannes Meier) und einem Essay zu einem Bildprogramm des Paderborner Domes (Josef Mense). Dazu kommt für das 16. Jahrhundert eine präzise aus den Quellen gearbeitete Untersuchung zur Einführung und Durchsetzung des Heidelberger Katechismus (1563) im Siegerland bis 1626 (Thilo Ohrndorf), die letztlich auf das schon nahe Jubiläumsjahr 2013 vorausblickt. Der Theologie und der Frömmigkeit der Zeit des Pietismus und der Erweckungen widmen sich die Charakterisierung eines Briefwechsels zwischen Gräfin Maria Magdalena zur Lippe und Superintendent Julius Schmidt aus der Feder

von Gerhard Rödding und eine in dieser Form bislang analogielose, von Klaus Richter geleistete Erfassung der in mehreren Familien im Raum Preußisch Oldendorf bis heute erhaltenen Erbauungsliteratur aus der Zeit des 18. bis frühen 20. Jahrhunderts. Hans-Bodo Thieme bietet einen eindrücklichen Aufsatz zur frühen Biographie des Bochumer Burschenschafters und nachmaligen Olper Pfarrers Heinrich Theodor Baltz (1812–1895), der hier bewusst – und ausnahmsweise – nachgedruckt wird, um ihn so einem größeren Leserkreis zugänglich zu machen. Wilfried Diekmann beleuchtet bisher kaum beachtete Aspekte der Frühgeschichte Bethels und hier besonders die Aktivitäten des aus Südwestdeutschland stammenden Johannes Unsöld (1843–1934). Und natürlich fehlt auch nicht, was auf dem für die Forschung in jeder Hinsicht fruchtbaren „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte" in Gütersloh am 24. und 25. September 2010 vorgetragen wurde: Ulrich Althöfers reich illustrierter Bericht über die Gütersloher Martin-Luther-Kirche und ihren Architekten Christian Heyden (1803–1869), Claus Peters kurze Geschichte der Glockengießer in Gütersloh, Christian Peters' Auswertung der frühen Lebenserinnerungen des nachmaligen Bethelpfarrers Paul Friedrich Klein (1876–1964) und Jürgen Kampmanns Darstellung und Einordnung der bislang kaum beachteten 3. Westfälischen Bekenntnissynode in Dortmund (April 1936).

Aber auch der von Albrecht Geck betreute Rezensionsteil muss sich hinter all dem nicht verstecken. Die Buchbesprechungen sind ja seit langem eine besondere Stärke unseres Jahrbuchs und bieten ein auch in Zeiten der digitalen Recherche von vielen unserer Leser gern und dankbar genutztes Informationsmittel.

Es macht uns froh, diese Fülle unseren Lesern übergeben zu dürfen. Sie zeigt, wie interessant und erhellend die Beschäftigung mit der Kirchengeschichte Westfalens ist und wie sehr es sich lohnt, sich für die weitere Erforschung dieser Geschichte einzusetzen – nicht zuletzt auch, um so die Gegenwart differenzierter wahrnehmen zu können.

Münster, in der Woche nach dem 4. Sonntag nach Trinitatis 2011

Christian Peters Jürgen Kampmann Albrecht Geck

Jens Murken

Studiendirektor Helmut Geck (1931–2010)

Am 13. Juli 2010 verstarb unser Vereinsmitglied Studiendirektor Helmut Geck im Alter von 78 Jahren. In seinem ersten Tätigkeitsbericht als ehrenamtlicher Kreissynodalarchivpfleger des Kirchenkreises Recklinghausen machte er 1987 deutlich, dass Kirchengemeinde- und Kirchenkreisgeschichte nicht als bloße Ereignis- und Frömmigkeitsgeschichte betrieben werden dürfen, sondern als solche in ihrem jeweiligen politischen und sozialen Kontext zu betrachten seien. Dadurch erst würde deutlich werden, dass auch Gemeinden im Kirchenkreis Recklinghausen nicht austauschbar und profillos seien. Es handle sich vielmehr um im Ruhrgebiet gelegene und von der Auseinandersetzung mit dem Katholizismus geprägte „Industrie-Diaspora-Kirchengemeinden", um Gemeinden, deren kirchliches Leben und deren Frömmigkeitskultur im Spannungsfeld von Politik, Staat und Gesellschaft stattfänden.

Helmut Geck vertrat damit ein Verständnis von Kirchengeschichte, das Kirchengeschichte als Teil der Allgemeingeschichte begreift, deren Ausformungen es anhand lokaler und regionaler Exempla ebenso differenziert wie integrativ zu erforschen gilt. Ergänzt um den inhaltlichen Schwerpunkt der Erforschung des sogenannten „Kirchenkampfes" und der NS-Zeit in Recklinghausen nahm Geck damit ein Programm vorweg, das er als Leiter seines 1990 gegründeten „Instituts für kirchliche Zeitgeschichte des Kirchenkreises Recklinghausen" umsetzte.

Damals, als er sich intensiv der Geschichtswissenschaft zuwandte, befand sich Helmut Geck bereits auf der Zielgeraden seines beruflichen Wirkens. Geboren wurde er in Recklinghausen am 30. August 1931 als fünfter von sechs Söhnen des Pfarrers und späteren Superintendenten Wilhelm Geck. Dieser gehörte in Recklinghausen zu den maßgeblichen Begründern der Bekennenden Kirche, so dass Gecks Kindheit durch die Ereignisse des „Kirchenkampfes" wesentlich geprägt wurde. Er besuchte das humanistische Gymnasium Petrinum in Recklinghausen und bestand dort auch 1952 das Abitur. Danach studierte er die Fächer Evangelische Theologie, Philosophie, Latein und Erziehungswissenschaften an den Universitäten Münster, Göttingen und an der Freien Universität Berlin. Während des Studiums galt sein Interesse der Kirchengeschichte, wobei Robert Stupperich zu seinen prägenden Lehrern zählte, sowie der Auseinandersetzung mit der Theologie Rudolf Bultmanns und dessen existentialer Interpretation des Neuen Testaments. Nach den Staatsexamina für das Lehramt am Gymnasium war Geck zunächst Lehrer am Albert-Schweitzer-Gymnasium in Marl, dann Fachleiter für Evangelische Religion, Latein und Erziehungswissenschaften am Studienseminar Reck-

linghausen sowie später Hauptseminarleiter für das Lehramt für die Sekundarstufen I und II am Studienseminar Gelsenkirchen. 1993 trat er in den Ruhestand, der ihm im Kirchenkreis Recklinghausen ein reiches Betätigungsfeld bot.

Seit 1989 war Geck 2. Vorsitzender des „Vereins zur Erforschung der Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets". Von 1991 bis 2003 fungierte er als 1. Vorsitzender des „Vereins für Orts- und Heimatkunde Recklinghausen", und von 1985 bis 2006 war er Mitglied in der Kommission für Kirchliche Zeitgeschichte der Evangelischen Kirche von Westfalen. Nach der von Superintendent Rolf Sonnemann initiierten Gründung des „Instituts für kirchliche Zeitgeschichte" wirkte Helmut Geck seit 1994 auch als Gründer und Kustos des Recklinghäuser Kirchenkreismuseums – einer, wie er selbst gerne betonte, für Kirchenkreise „singulären Einrichtung". Institut und Museum bestehen auch nach Gecks Tod fort und werden heute von dessen Sohn Albrecht geleitet.

Bleibende Erträge der Forschungen und Netzwerkbildungen Helmut Gecks sind seit 2004 auch in fünf gewichtigen Bänden der von ihm mitbegründeten Schriftenreihe „Recklinghäuser Forum zur Kirchenkreisgeschichtsforschung" – der sogenannten „Grünen Reihe" – dokumentiert. Die diesen Sammelwerken zumeist zugrundeliegenden Tagungen haben der Kirchenkreisgeschichte (und dem Reformprozess) innerhalb der Evangelischen Kirche von Westfalen seit dem Jahr 2000 wichtige Impulse geliefert.

Ein treffliches Zeugnis der von Geck initiierten Kirchenkreisgeschichtsforschung stellt die von den treuen Wegbegleitern Prof. Dr. Günter Brakelmann (Universität Bochum) und Superintendent Peter Burkowski (Recklinghausen) herausgegebene Festschrift für Helmut Geck zum 75. Geburtstag dar mit dem Titel „Auf den Spuren kirchlicher Zeitgeschichte". Sie enthält nicht nur zahlreiche Aufsätze teils prominenter Autoren zu Themen der Zeitgeschichte, Regionalgeschichte, Rechtsgeschichte, Protestantismusforschung und Erinnerungskultur, sondern auch eine gründliche Darlegung der Recklinghäuser Institutsgeschichte sowie eine Bibliographie Helmut Gecks mit annähernd 100 selbständigen Veröffentlichungen sowie Herausgeberschaften. Die Herausgeber dieses 2010 kurz vor Gecks Tod erschienenen Bandes würdigen Helmut Geck als „selbstbewussten Protestanten mit ökumenischer Weite, dialogbereit und mit hoher Toleranz begabt".

Als gelernter Pädagoge hat sich Helmut Geck, zudem anerkannter Kenner von Kunst und Musik, im Rahmen von Vorträgen, Führungen, Seminaren und Ausstellungen stets um die Vermittlung historischer Erkenntnisse und um die Erinnerungsarbeit für eine breitere Öffentlichkeit als die der rein wissenschaftlichen Zunft verdient gemacht. Als Angehöriger der im Nationalsozialismus aufgewachsenen Generation und politisch sensibilisiert durch die Forderungen der sogenannten „68er"-Generation nach einer kritischen Aufarbeitung der NS-Vergangenheit

widmete sich Geck diesen Themenfeldern seit den 1970er Jahren zunehmend. Er untersuchte das Verhältnis von Juden und Christen in der Region, referierte zu den Pogromen 1938, kuratierte Ausstellungen zur Shoah und zu Kunst und Kultur des europäischen Judentums – und er erhielt darauf viel positive Resonanz und auch Würdigungen. 1993 wurde ihm der Vestische Geschichtspreis, 2003 das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Mit Helmut Geck hat der Verein für Westfälische Kirchengeschichte einen Aktivposten der historischen Bildungs- und Forschungsarbeit verloren – ein weit über den Kirchenkreis Recklinghausen hinweg spürbarer Verlust.

Wilfried Geldmacher

„Unser Bürgerrecht ist im Himmel" Predigt zur kirchlichen Bestattung von Wolfgang Werbeck (1917–2010) am 14. Dezember 2010 in der Evangelischen Kirche zu Bochum-Laer

Liebe Mutti, liebe Familie, liebe Trauergemeinde!

Wenn ich an Wolfgang Werbeck – meinen lieben Schwiegervater – denke, dann gehen mir ganz unterschiedliche Bilder durch den Kopf und durchs Herz:

Ich sehe vor mir den *Ehemann*, wie er bei seiner Diamantenen Hochzeit mit seiner Emmi im Altarraum der Petri-Kirche sitzt, die den beiden – nach der Pensionierung – zu einer zweiten Heimat geworden ist. 62 Jahre wart Ihr nun verheiratet, und Eure Ehe war geprägt von einer klaren Rollenverteilung, aber auch von Liebe, Treue und gegenseitiger Hilfe. Einer war für den anderen da, und einer konnte sich auf den anderen verlassen. Und so wie Trauung und Ordination bei Euch nur zwei Tage auseinander lagen, so waren Leben und Glauben eine gute Einheit.

Ich sehe vor mir den *Vater und Schwiegervater*, wie er mit seinen kleinen Kindern Urlaub an der See oder im Schwarzwald macht. Großzügig war unser Vater im Urlaub, sagen seine Kinder – und er hatte mehr Zeit für uns als im trubeligen Alltag. Wir hatten eine schöne Kindheit, am Palmberg und in der Claus-Groth-Straße; das ist immer wieder bei Familienfeiern zu hören. Später kamen wir Schwiegerkinder hinzu, und unser Vati, der inzwischen manche Strenge der Jugend abgelegt hatte, nahm uns – so unterschiedlich wir auch waren – mit offenen Armen in die Familie auf.

Ich sehe das Bild des *Großvaters*, der mit seiner Enkelin Latein übt, oder dem Enkel das Klavierspiel beibringt. Ich sehe, wie sich unser Vater in diesem Sommer mit letzter Kraft die Treppen hinaufquält, um die neue Wohnung seines Enkels kennenzulernen. Und auch in der Großfamilie Werbeck kannte er alle Namen der Urgroßnichten und -neffen, nahm am Wachsen und Wohlergehen der nächsten Generation großen Anteil. Beim letzten Familientreffen in Soest war er sich nicht zu schade, in einem Jugendherbergsbett zu schlafen.

Ich sehe vor mir den *Mann* am Klavier, der mit seinen Fähigkeiten so vielen Menschen eine Freude bereitet hat: unserer Familie beim Weihnachtsfest, den Synodalen im Haus der Kirche, den Teilnehmern an den Langendreerer Gemeindefreizeiten. Noch an seinem 90. Geburtstag hat er die berühmte „Pfarrercombo" begleitet. Dass er Kirchenlieder und die

alten Schlager gleichermaßen spielte, unterstreicht, dass unser Vati – bei aller Frömmigkeit – nie weltabgewandt lebte.

Ich sehe vor mir den *Pfarrer im Ruhestand* in seinem geliebten Ledersessel in der Studierstube – immer häufiger schläft er im Laufe des Tages ein. Fast drei Jahrzehnte nach der Pensionierung hat er sich noch eingebracht – in der Gemeinde, im Kirchenkreis im Archiv; davon ist geschrieben worden, dafür ist er geehrt worden. – Damals, in den 1960er und 1970er Jahren, hatte er noch Mut und Kraft für Strukturveränderungen, konnte andere mitnehmen und begeistern. Aber in den letzten Jahren hat er immer häufiger an seiner Kirche gelitten. Es tat ihm und seiner Frau sehr weh, dass manches, was sie und andere in den 1960er Jahren aufgebaut hatten, nun Zug und Zug „zurückgebaut" wird.

Liebe Gemeinde!

Ich könnte noch stundenlang weitererzählen vom Leben und Glauben, von der Offenheit und Direktheit, vom Fleiß und der Pünktlichkeit meines Schwiegervaters, der fast ein Jahrhundert bei uns war. – Aber da höre ich ihn schon *mahnen*: „Junge, jetzt mach aber mal halblang. Du sollst keine Laudatio halten, sondern den Herrn Christus verkündigen! Und außerdem: eine Beerdigung soll nicht länger als 30 Minuten dauern."

Auf der Suche nach einem Predigttext für heute blieb ich – jetzt in der Adventszeit – zuerst beim greisen *Simeon* hängen, der im Tempel sitzt und auf den Messias wartet. Und als er das Jesuskind in den Armen hält, betet er zu Gott: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren." (Lk 2,29). Manches Gespräch im Familienkreis, vor allem Wolfgang Werbecks Worte zu uns am 93. Geburtstag, erinnern mich an diesen alten Mann im Tempel von Jerusalem.

Noch eindrücklicher finde ich aber die Geschichte von der Auferweckung des *Lazarus*, die wir als Lesung gehört haben. Ich bin sicher, Vati hat sie oft genug im Kindergottesdienst und im Religionsunterricht erzählt. Im Mittelpunkt der Geschichte steht allerdings nicht Lazarus, sondern die Menschen an seiner Seite. In der Auferweckungsgeschichte in Johannes 11 trauern nicht Ehefrau, Kinder und Enkel, sondern zwei Schwestern, Martha und Maria. (An dieser Stelle wollen wir auch an die beiden Geschwister und die beiden Schwägerinnen von Vati denken, die heute leider nicht dabei sein können.)

Maria blieb zuhause – *Martha* läuft Jesus entgegen. Hier hat Martha das „bessere Teil erwählt". Von ihr lernen wir für den Glauben und auch für die Trauer: Wir müssen uns auf den Weg machen und Jesus um Hilfe bitten. „Herr, wärest du hier gewesen, unser Bruder hätte nicht sterben müssen." Solche und ähnliche Gedanken kennen wir aus unserem eigenen traurigen Herzen:

Hätte der Verstorbene nicht noch etwas bei uns bleiben können?
Hätte ich ihn doch noch einmal im Krankenhaus besucht!

So sind wir versucht, den Begrüßungssatz der Martha so fortzuführen: „Jesus, jetzt, wo Lazarus tot ist, brauchst Du auch nicht mehr zu kommen. Gegen den Tod kommt keiner an, und jeder von uns muss sich seinem Schicksal beugen."

Aber, liebe Trauergemeinde, das Gespräch zwischen Martha und Jesus geht eben anders weiter, und genau hier setzt die frohe Botschaft ein. „Aber auch jetzt weiß ich: Was du bittest von Gott, das wird er dir geben." (Joh 11,22). Erkennen wir die Hoffnung und die Zuversicht, die in dieser Geschichte, in diesem Dialog stecken? Jesus Christus kann für uns bitten, wo nach menschlichem Ermessen alles am Ende ist. Er zeigt Wege auf, durch den Tod zum Leben. – Und um zu verdeutlichen, dass dies alles nicht leere Worte sind, ruft Jesus Lazarus am Ende der Geschichte aus dem Grab heraus.

Aber im Mittelpunkt dieser Auferweckungsgeschichte steht das Bekenntnis Jesu:

„Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt, und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben."

Und weil das so ist, haben wir Christen unsere Heimat, unser Bürgerrecht, im Himmel, wie Paulus es im 3. Kapitel des Philipperbriefes sagt. Und genau dies wollte Vati über seiner Traueranzeige stehen haben.

Allerdings: Martha wird in der Geschichte gefragt: „Glaubst du das? Willst du Dich für diese Auferstehungsbotschaft öffnen und dich daran festhalten?" Martha antwortet mit einem klaren, bekennenden Ja: „Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist." (Joh 11,27)

Liebe Gemeinde!

Und wenn wir jetzt Abschied nehmen vom Ehemann und Bruder, Vater und Großvater, Freund und Verwandten, dann werden auch wir gefragt, ob dies unser Trost ist, im Leben und im Sterben.

Diese Frage muss jeder für sich persönlich beantworten. Ich bin mir allerdings ganz sicher: Unser Vati, Pastor Wolfgang Werbeck, hätte jedenfalls viel Freude daran, wenn wir uns auf diese Hoffnung einlassen könnten. Dass wir also neben aller Rückschau, neben aller Erinnerung und neben allem Dank uns an *Gottes Zukunft* festmachen. Wenn wir in diesen Tagen von der himmlischen Heimat sprechen, dann soll uns das nicht nur im Blick auf den Verstorbenen trösten, sondern es soll uns ebenso Mut machen für die nächsten Schritte ins Leben. Dies sage ich ganz besonders in Richtung unserer lieben Mutti.

Liebe Trauergemeinde,

Trauer, Tränen und Tod werden auch weiterhin immer wieder in unser Leben einbrechen. Aber das braucht uns nicht mehr mit Grauen und Entsetzen zu erfüllen, denn der Tod ist nicht das Letzte. Das letzte und mächtigste Wort spricht der, der sagt: „Ich bin die Auferstehung und das Leben." Und deshalb haben wir unsere *Heimat im Himmel* (Phil 3,20).

Amen.

Albert Henz

Predigt in der Trauerfeier für Prof. Dr. Bernd Hey in der Biefelder Süsterkirche am 1. Februar 2011

Wenn nun dein Sohn heute oder morgen fragen wird: Was sind das für Zeugnisse, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott geboten hat? So sollst du [...] sagen: Wir waren Knechte des Pharao in Ägypten, und der Herr führte uns aus Ägypten mit mächtiger Hand."

5. Mose 6,20f

Liebe Familie Hey, liebe Angehörige, Freunde und dem Verstorbenen verbundene Gäste, liebe Trauergemeinde!

Wir nehmen heute Abschied von Professor Bernd Hey, der im Alter von 68 Jahren in der vergangenen Woche verstarb. Professor Hey war Bielefelder durch und durch. Er kannte, liebte seine Heimatstadt und engagierte sich für sie. Bernd Hey war Pädagoge: Er hat für das Lehramt studiert und bis zuletzt – dann an der Hochschule – unterrichtet und von seinem reichen Wissen weitergegeben. Und es war ihm ein Anliegen, auch die Erkenntnisse aus seiner Tätigkeit als langjähriger Leiter des Landeskirchlichen Archivs, seiner Forschungsarbeit und seinem Vorsitz im Verein für Westfälische Kirchengeschichte und der Kommission für kirchliche Zeitgeschichte so aufzubereiten, dass sie für andere, für die nächste Generation, als relevant erkennbar waren. Er, der reformierte Christ, hatte sich in seiner Forschung vor allem dem Kirchenkampf verschrieben. Schon in seinem Bewerbungsschreiben 1983 legte er detailliert und ausführlich dar, was er als Ziel seiner dann mehr als zwanzigjährigen Tätigkeit akribisch abgearbeitet und verwirklicht hat: Er wollte ein Archiv, das nutzerfreundlich ist, das eine Zentralstellung für die Aufarbeitung der westfälischen Kirchengeschichte sein konnte, ein Archiv, das gerade auch für die Gemeinden und Kirchenkreise, die Ämter und Werke wertvoll ist; er wollte Bewusstsein an der Basis für diese Arbeit schaffen und „rettete" selbst im grauen Kittel manchen Aktenbestand in Kellern und auf Böden – nicht nur in Westfalen, sondern auch in Siebenbürgen; er wollte die räumlichen Bedingungen verbessern und Kooperationspartner für außerkirchliche Einrichtungen sein; er wollte durch Ausstellungen und Literatur auf wesentliche Themen aufmerksam machen.

Vom Ende und der allgemeinen Anerkennung her klingt das linear und glatt. Ja, so ist es gekommen. Das hat er verwirklicht und geschafft. Er selbst hätte vielleicht eher das Bild vom Segeln, manchmal auch gegen den Wind, gebraucht. Natürlich hat er nicht immer nur offene Türen eingerannt mit seinen immer weiterführenden Forderungen. Natürlich

kostete sein Engagement mehr Geld und Raum, mehr Personal. Natürlich hatte er die Härte seiner geliebten Westerngestalten auch in seiner Person. Natürlich geht die Zeit weiter – auch weiter, als es seine eigenen Ziele und Pläne waren. Das Domizil in der Ritterstraße, verbunden mit dem großen Kiskerschen Gebäudekomplex jenseits der Straße, verbunden mit dem wunderbaren Brückenbau: Dort hatte er räumlich vieles von seinen Zielen verwirklicht. Er liebte diesen Standort in der Innenstadt, nahe beim Landeskirchenamt. Gestern haben wir ein großartiges gemeinsames Archiv mit wunderbaren Möglichkeiten in Bethel eröffnet, einen neuen und weiteren Abschnitt begonnen. Er hat ihn nicht mehr miterlebt. Seine Zeit auf dieser Erde ist kurz zuvor abgelaufen.

Bernd Hey, Pädagoge und Geschichtswissenschaftler mit dem Ziel, die Geschichte fruchtbar zu machen zum Verstehen und Gestalten der Zukunft; Bernd Hey, der Bielefelder und doch Weltreisende – das macht ihn, sein Leben aus. So haben auch Sie, die beiden Söhne, ohne jede Einschränkung und auch voll Stolz von ihrem Vater berichtet. Sie waren ihm auch wichtig, sehr wichtig, und er hat auch für Ihren Weg und Ihr Leben entscheidende Grundlagen gelegt. Er hat Sie begleitet, war Ihnen ein guter Vater. Und, natürlich, vielen war er ein wichtiger Kollege, spannender Gesprächspartner, Freund. Bernd Hey, der Vater, der Ehemann, der Freund, der Forscher und Weltreisende, der Segler und Westernfreund – dazu gehört auch der Liebhaber wohlerzogener und gelehriger Hunde.

Für ihn, dieses Gotteskind, haben wir heute reichen Grund zum Danken. Das kam schon zum Ausdruck. Mit ihm haben wir uns wohl auch an der einen oder anderen Stelle zu versöhnen, Frieden zu schließen. Sein Vermächtnis haben wir zu bewahren, wollen wir fortführen. Wie schön, dass das Einvernehmen zwischen ihm und seinem Nachfolger im Archiv so reibungslos war!

Aber dann wollen wir es ihm und der Aufforderung aus unserem Bibelwort gleich tun. Wir wollen erzählen aus der Geschichte, damit wir *jetzt* verstehen. In Israel sollen die Nachwachsenden erinnert werden, was das Ziel Gottes mit einer Jeden und einem Jeden ist: Dass sie leben können in Freiheit, in einem eigenen Land, voll Würde und selbstbestimmt. Als das nicht mehr so war, da hat Gott sein Volk aus dem Sklavenhause Ägyptens befreit. Und er hat die Israeliten durch Auf und Ab, durch die Wüste, in ein eigenes Staatswesen, ein eigenes Land geführt. Er gab ihnen Regeln mit. Sie sollten helfen, das Leben in Freiheit im Sinne Gottes zu bestehen. Um solche Freiheit für ihre Kirche, für die Menschen, haben Vertreter der Bekennenden Kirche gerungen im Kirchenkampf – gegen den Nationalsozialismus, in aller Unvollkommenheit und Ambivalenz. Von dieser Bedrohung der Kirche hat Bernd Hey berichtet, vielleicht wieder ein bisschen aktuell. Und er hat damit das Ziel für die Gestaltung menschlichen Lebens und der Kirche aufgezeigt, daran erinnert.

Heute, an diesem Sarg, erinnern wir uns weiter. Wir sind zusammengekommen in der Kirche. Der Sarg steht vor dem Abendmahlstisch. Wir erinnern uns, warum wir hier um diesen Tisch zusammenkommen. Jesus selbst hat das gedeutet. In der Nacht vor seinem Tod. Für uns trug er Sünde und Tod. Für uns ging er durchs finstere Tal des Todes, aber ins Leben. Karfreitag folgt Ostern. Der Sünde und dem Tod das Leben.

Das gilt für Bernd Hey, Sünder und gerechtfertigtes Gotteskind zugleich.

Das gilt für die Trauer und den Abschied. Traurigkeit wird neue Öffnung für das Leben folgen. Wann Gott es will und weil er es will.

Wir leben, sterben und auferstehen in diesem Strang der Liebe Gottes in Jesus Christus. Das wollte ich euch, den sympathischen Söhnen Rüdiger und Volker, und allen anderen hier, heute gerne sagen. Amen.

Jens Murken

Prof. Dr. phil. Bernd Hey (1942–2011)

Am 27. Januar 2011 ist Prof. Dr. Bernd Hey nach langer Krankheit im Alter von 68 Jahren in Bielefeld verstorben. Als erst siebter Vorsitzender des 1897 gegründeten Vereins für Westfälische Kirchengeschichte hat er dessen Geschicke in besonderer Weise geprägt. Bevor er auf dem Tag der Westfälischen Kirchengeschichte in Lengerich 1997 zum Vorsitzenden gewählt wurde, hatte er bereits in den neun Jahren zuvor, während Dr. Ernst Brinkmann Vorsitzender war, die Geschäfte des Vereins vom Landeskirchlichen Archiv in Bielefeld aus mit geführt. In seiner Zeit als Landeskirchenarchivdirektor der Evangelischen Kirche von Westfalen (1985–2007) und als Vereinsvorsitzender bis 2009 fungierte das Archiv als Geschäftsstelle des Vereins. Hey versah von seiner Dienststelle aus weitere Ämter und Funktionen, die der westfälischen Kirchengeschichte zugute kamen. So wurde er beispielsweise 1996 als ordentliches Mitglied in die Historische Kommission für Westfalen gewählt, für die er zuvor bereits als Mitglied im Ausschuss für Kirchengeschichte gewirkt hatte. 1997 wurde Hey, Experte für die Geschichte Westfalens in der NS-Zeit, von der Stadt Münster in den wissenschaftlichen Beirat des Geschichtsortes Villa ten Hompel gewählt. Bernd Hey wusste in seiner Tätigkeit stets Allgemein-, Zeit- und Kirchengeschichte mit archivischen Belangen zu verknüpfen. Und von 1989 bis 2008 war er Vorsitzender der Kommission für Kirchliche Zeitgeschichte der Evangelischen Kirche von Westfalen, die sich ursprünglich der Erforschung des sogenannten „Kirchenkampfes" widmete und die unter Hey Konferenzen und Sammelbände zu weiteren Themen der kirchlichen Zeitgeschichte erarbeitete.

Der am 5. Mai 1942 in Bielefeld geborene leidenschaftliche Bielefelder (mit allerdings entfernten lippischen Wurzeln) besuchte nach der Evangelischen Volksschule Gadderbaum das Ratsgymnasium in Bielefeld. Er studierte nach dem Abitur von 1961 bis 1968 an der Universität Münster die Fächer Geschichte, Germanistik, Publizistik, Philosophie und Pädagogik. Die beiden Staatsexamina 1968 und 1970, die ihn für das Lehramt an Gymnasien qualifizierten, umrahmten sein Referendariat in Gütersloh und Bielefeld. Seit 1970 arbeitete er an seiner Doktorarbeit über die westfälische Landeskirche in der Zeit des Nationalsozialismus. Er griff damit das Thema seiner Examensarbeit wieder auf, für die er bereits intensiv mit Archivalien des Landeskirchlichen Archivs Bielefeld geforscht hatte. Seine dann 1974 bei dem Münsteraner Historiker Heinz Gollwitzer fertiggestellte Dissertation erschien unter dem Titel „Die Kirchenprovinz Westfalen 1933–1945" als Band 2 der neuen, vom Landeskirchenamt und vom Verein für Westfälische Kirchengeschichte gemeinsam herausgege-

benen Reihe „Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte" und ist bis heute ein Standardwerk. Seit 1972 Verwalter und seit 1974 Inhaber einer wissenschaftlichen Assistentenstelle im Fach Geschichte und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Westfalen-Lippe, Abteilung Bielefeld, schien Heys beruflicher Weg auf eine Hochschullaufbahn hinzuführen. 1980, im Zuge der Angliederung der Pädagogischen Hochschule an die Universität Bielefeld, wurde er dort kumulativ habilitiert. Bis 1985 war er Privatdozent an der Fakultät für Geschichtswissenschaften und Philosophie der Bielefelder Universität, allerdings kein Glied der bekannten „Bielefelder Schule" um Hans-Ulrich Wehler und Jürgen Kocka. 1982 für einige Monate Gastprofessor an der Universität von Illinois, wurde Hey 1984 in Bielefeld zum Professor auf Zeit ernannt, seit 1991 war er außerplanmäßiger Professor. Zum 1. Juni 1985 trat er, mittlerweile stolzer Vater zweier Söhne, dann in seine berufliche Lebensstellung als Direktor des Landeskirchlichen Archivs Bielefeld ein, ein Amt, das er bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand am 30. Mai 2007 ausübte. Neben der landeskirchlichen Archivpflege hat Bernd Hey stets auch die Verbindung zur Universität gehalten und gefördert. Seine Lehrveranstaltungen und Exkursionen seit den 1970er Jahren genossen hohen Stellenwert, seine Forschungen und Ausstellungsprojekte bereicherten gleichermaßen die Produktpalette des Archivs. Heys Forschungsschwerpunkte und Interessen waren ebenso breit gestreut wie seine klassische und seine Allgemeinbildung. Mit Latinum, Graecum, Englisch und Französisch erschloss er sich und seinen Studierenden Bildungswelten und ferne Länder. Legendär sind seine Studienreisen nach Siebenbürgen 1996, 2000 und 2004, über die sein Historikerkollege, Freund und Reisebegleiter Joachim Radkau eindrucksvoll in einer Bernd Hey zum 65. Geburtstag gewidmeten Festschrift („Kirchenarchiv mit Zukunft", Bielefeld 2007) berichtet. Seine umfangreiche Publikationsliste weist selbständige Studien zu Themen der kirchlichen und allgemeinen Zeitgeschichte, der westfälischen Kirchen- und Landesgeschichte, der Freizeitpädagogik und Historischen Bildungsarbeit, der Archivwissenschaft und der Didaktik auf. Neben seiner Dissertation sind auch seine Arbeiten zu außerschulischen Lernorten und zum Geschichtsunterricht bis heute wegweisend und werden von der Fachwelt in der Historischen Bildungsarbeit immer wieder herangezogen, so seine Beiträge zu historischen Exkursionen und in der Schriftenreihe „Historisch-politische Weltkunde". Ein besonderes Verdienst kommt Bernd Hey um die Sicherung und Auswertung des im Landeskirchlichen Archiv befindlichen Nachlasses von Kurt Gerstein (1905–1945) zu, der – obgleich SS-Offizier – durch Sabotageakte den Massenmord an den Juden unterbinden wollte. Öffentlichkeitswirksame Publikationen für die Bildungsarbeit, die Forschung und die Medien, darunter Dokumentationen, Qualifikationsarbeiten, TV- und Spielfilmproduktionen wurden von Hey angeregt oder begleitet. Eine unter anderem im Archiv erarbeitete infor-

mative Ausstellung zu Kurt Gerstein wandert, zweisprachig deutsch und französisch, seit 2000 ununterbrochen.

Bernd Hey ist es in seiner langen Amtszeit als Vereinsvorsitzender gelungen, sowohl die Finanzen des Vereins auf eine solide Grundlage zu stellen als auch die Publikationen des Vereins in Qualität und Quantität eindrücklich zu vermehren: Das Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte gab er von Band 86 (1992) bis Band 105 (2009) heraus, zunächst gemeinsam mit Ernst Brinkmann, dann mit Jürgen Kampmann, schließlich allein. Für die sogenannte „Rote Reihe", in der einst seine Dissertation erschienen war, betreute er seit Band 8 in knapp zwei Jahrzehnten 29 Bände. In dieser Funktion bot er sowohl allgemein- als auch theologiegeschichtlichen Forschungsansätzen zur westfälischen Kirchengeschichte ein Forum. So kam es zu einem Dialog beider nicht immer harmonisierender Zugehensweisen auf die *eine* Geschichte. Er hatte durchaus seine Probleme mit der reinen Sozialgeschichte Bielefelder Provenienz wie auch mit einer reinen Theologiegeschichte, hat aber dennoch den wissenschaftlichen Nachwuchs auch auf diesen Feldern gefördert. Die Wahrnehmung unterschiedlicher geschichtswissenschaftlicher Theorien, Methoden und Themen kennzeichnete Heys Wirken in Verein, Universität und Archiv, auch dies ein Vermächtnis seiner Amtszeit. Die Mitgliederversammlung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte wählte Bernd Hey noch im September 2010 in Gütersloh mit großer Mehrheit zu ihrem Ehrenmitglied.

Johannes Meier

Meinwerk von Paderborn (1009–1036) und die Zeit der Bischöfe*

Als Meinwerk Bischof wurde, lagen das Treffen des Frankenkönigs Karl mit Papst Leo III. und die dabei vollzogene Errichtung des Bistums Paderborn 210 Jahre zurück. Ungefähr gleichen Alters wie Paderborn waren die übrigen Bischofssitze in Sachsen: Minden, Münster, Osnabrück, Bremen, Verden, Hildesheim und Halberstadt. Sachsen meinte im Frühmittelalter nicht das Gebiet des heute so bezeichneten Freistaates, sondern etwa jenen Raum, den Westfalen, Niedersachsen und die westlich von Elbe und Saale gelegenen Teile des Bundeslandes Sachsen-Anhalt bilden. Die acht neuen Bistümer wurden den alten Erzbistümern am Rhein als Suffragane zugeordnet, Köln die westlichen: Münster, Osnabrück, Minden und Bremen, Mainz die östlichen: neben Verden, Hildesheim und Halberstadt auch Paderborn.[1]

In diesem Raum wurzelte sich das Christentum im Laufe des 9. Jahrhunderts ein.[2] Unterstützt wurde diese Entwicklung von geistlichen Kommunitäten, die damals entstanden, so den Abteien Werden und Corvey und zahlreichen Kanonissenstiften, darunter Herford und Vreden, Essen, Nottuln, Freckenhorst und Herzebrock, Neuenheerse und Meschede, Schildesche, Gandersheim, später Quedlinburg und Gernrode.[3]

* Wortlaut des am Freitag, 24. Juli, in der Aula der Paderborner Kaiserpfalz gehaltenen Vortrags zur Eröffnung der Libori-Feierlichkeiten 2009. Der Text wurde für den Druck nur geringfügig verändert, aber mit Belegen und Literaturhinweisen versehen.

1 Johanek, Peter: Der Ausbau der sächsischen Kirchenorganisation. In: 799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit. Karl der Große und Papst Leo III. in Paderborn. Bd. 2: Beiträge zum Katalog der Ausstellung. Paderborn 1999. S. 494-506. – Klueting, Edeltraut: Die karolingischen Bistumsgründungen und Bistumsgrenzen in Sachsen. In: Klueting, Edeltraut/Klueting, Harm/Schmidt, Hans-Joachim (Hgg.): Bistümer und Bistumsgrenzen vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart. Rom/Freiburg/Wien 2006. S. 64-80.

2 Müller-Wille, Michael: The Cross Goes North: Carolingian Times between Rhine and Elbe. In: Carver, Martin (Hg.): The Cross Goes North. Process of Conversion in Northern Europe AD 300–1300. York 2003. S. 443-462. – Ehlers, Caspar: Könige, Klöster und der Raum. Die Entwicklung der kirchlichen Topographie Westfalens und Ostsachsens in karolingischer und ottonischer Zeit. Westfälische Zeitschrift 153 (2003), S. 189-216. – Ehlers, Caspar: Die Integration Sachsens in das fränkische Reich (751–1024). Göttingen 2007. [= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 231].

3 Parisse, Michel: Die Frauenklöster und Frauenstifte in Sachsen vom 10. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts. In: Weinfurter, Stefan (Hg.): Die Salier und das Reich. Bd. 2: Die Reichskirche in der Salierzeit. Sigmaringen 1991. S. 465-501.

Aus Corvey ging schon 826 der erste Missionar der nordischen Völker hervor, Ansgar, der 832 zum Erzbischof von Hamburg bestellt wurde und 845 – nach dem Wikingerüberfall auf Hamburg – seinen Amtssitz nach Bremen verlegte, das so aus der Kölner Kirchenprovinz ausschied. Nach diesem Rückschlag kam die Mission des Nordens erst im folgenden Jahrhundert wieder in Gang: Schleswig (948), Ribe (948), Odense (965) und das später nach Lübeck verlegte Oldenburg (968) wurden die ersten Suffraganbistümer von Hamburg-Bremen.[4]

1. Kirche und Reich an der ersten Jahrtausendwende

Man nimmt an, dass Bischof Meinwerk um das Jahr 975 geboren wurde. Er hat also das letzte Vierteljahrhundert vor der Jahrtausendwende als Heranwachsender erlebt. In dieser Zeit bahnte sich das Christentum den Weg auch nach Osten zu den westslawischen Völkern. Dabei kann man verschiedene Ausgangspunkte unterscheiden: einmal Magdeburg; hier gründete Otto der Große 968 ein Erzbistum. Es erhielt die schon 20 Jahre zuvor errichteten Kirchen von Havelberg und Brandenburg sowie Merseburg, Meißen und Zeitz, das später nach Naumburg verlegt wurde, als Suffraganbistümer.[5] Im Gebiet zwischen Elbe und Oder war die Mission aber mit einem deutschen Herrschaftsanspruch verbunden und stieß deshalb auf viele Widerstände. Wirklich erfolgreich war sie erst im 12. Jahrhundert zur Zeit Kaiser Lothars III. und des Erzbischofs Norbert von Magdeburg, nicht zuletzt dank des Einsatzes der neuen Orden der Prämonstratenser und Zisterzienser.[6]

Auch in Böhmen verlief die Entwicklung nicht geradlinig. Das Bistum Prag wurde 973 errichtet und dem Erzbistum Mainz zugeordnet. Doch hatte Bischof Adalbert von Prag mit den rivalisierenden Sippen seines Landes so viele Schwierigkeiten, dass er schließlich seine Heimat verließ

4 Müller-Wille, Michael: Ansgar und die Archäologie. Der Norden und das christliche Europa in karolingischer Zeit. Germania 82 (2004), S. 431-458. – Müller-Wille, Michael: Auf der Suche nach den Kirchen Ansgars. Ein archäologischer Beitrag zur karolingischen Mission im nördlichen Europa. Warszawa 2007. [= Quaestiones Medii Aevi Novae 12]. S. 253-291.

5 Puhle, Matthias (Hg.): Otto der Große. Magdeburg und Europa. 27. Ausstellung des Europarates/Landesausstellung Sachsen-Anhalt, Magdeburg 2001. 2 Bde. Mainz 2001. – Müller-Wille, Michael: Slawenmission in Mitteleuropa. Mainz 2006. [= Akademie der Wissenschaften und der Literatur, Abhandlungen der Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Klasse, Jahrgang 2006, Nr. 1].

6 Gerwing, Manfred: Dreimal Ostmission: Liudger, Adalbert, Norbert. In: Seibt, Ferdinand/Borsdorf, Ulrich/Grütter, Heinrich Theodor (Hgg.): Transit Brügge – Novgorod. Eine Straße durch die europäische Geschichte. Ausstellungskatalog. Essen 1997. S. 145-154.

und als Missionar zu den Pruzzen an die Ostsee zog, wo er 997 das Martyrium erlitt.[7]

Anders war es in Polen und Ungarn. Hier ging die Christianisierung mehr von innen aus. Der Piastenherzog Miezko vereinigte die polnischen Stämme, ließ sich 966 taufen und gründete 968 das Bistum Posen. Sein Sohn Boleslaw holte den Leichnam Adalberts von Prag nach Gnesen. Im Jahre 1000 pilgerte der junge Kaiser Otto III. dorthin, anerkannte das polnische Königtum und die Errichtung einer von Magdeburg unabhängigen Kirchenprovinz Gnesen mit Suffraganbistümern in Breslau und Krakau.[8] Auch in Ungarn förderte Großfürst Geza die Glaubensverbreitung durch Missionare aus Passau und Regensburg; sein Sohn Stephan heiratete 995 Gisela, die Tochter des bayerischen Herzogs und Schwester des späteren Kaisers Heinrich II. Mit Billigung Kaiser Ottos III., der von seiner Mutter Theophanu her auch Wurzeln im byzantinischen Kulturkreis hatte, wurde Stephan 1001 zum König gekrönt und ließ mit Zustimmung des Papstes das Erzbistum Gran, das spätere Esztergom, und eine Landeskirche mit zehn Bistümern entstehen.[9] Polen und Ungarn waren also in der Zeit Bischof Meinwerks schon in der westlichen Christenheit verankerte Königreiche.

Wie aber sah es in Meinwerks näherer Umgebung, im „Regnum Teutonicum" und insbesondere in Sachsen aus? Sachsen war im 10. Jahrhundert von einer Rand- zur Zentrallandschaft des Reiches geworden. Für Heinrich I. und die drei Ottonen sind 286 Aufenthalte in Sachsen verbürgt – gegenüber 278 Aufenthalten in den vier anderen Herzogtümern zusammengenommen, also in Bayern, Schwaben, Franken und Lothringen.[10] Für Heinrich II. werden 161 Aufenthalte in Sachsen und 169 in den übrigen Reichsteilen gezählt.[11] Während bei seinen Vorgän-

7 Hilsch, Peter: Der heilige Adalbert in der neueren deutschen Historiographie. In: Hofmann, Johannes (Bearb.): Tausend Jahre Benediktiner in den Klöstern Břenov, Braunau und Rohr. St. Ottilien 1993. [= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Ergänzungsband 33]. S. 147-156. – Royt, Jan: Der hl. Adalbert. Regensburg 1997. – Henrix, Hans Hermann (Hg.): Adalbert von Prag – Brückenbauer zwischen dem Osten und Westen Europas. Baden-Baden 1997. [= Schriften der Adalbert-Stiftung 4].

8 Fried, Johannes: Otto III. und Boleslaw Chrobry. Das Widmungsbild des Aachener Evangeliars, der „Akt von Gnesen" und das frühe polnische und ungarische Königtum. Eine Bildanalyse und ihre historischen Folgen. Wiesbaden 1989. – Görich, Knut: Otto III. – Romanus Saxonicus et Italicus. Kaiserliche Rompolitik und sächsische Historiographie. Sigmaringen 1993. [= Historische Forschungen 18]. – Althoff, Gerd: Otto III. Darmstadt 1996. [= Gestalten des Mittelalters und der Renaissance].

9 Györffy, György: King Saint Stephen of Hungary. Boulder 1994.

10 Schulze, Hans K[...]: Hegemoniales Kaisertum. Ottonen und Salier. Berlin 1998. [= Siedler, Deutsche Geschichte 3]. – Althoff, Gerd: Die Ottonen. Königsherrschaft ohne Staat. Stuttgart 2000. [= Urban TB 473] – Beumann, Helmut: Die Ottonen. 5. Aufl. Stuttgart 2002. [= Urban TB 384].

11 Die Zählung der Aufenthalte Heinrichs I. und der drei Ottonen einerseits, Heinrichs II. andererseits nach: Bünz, Enno: Sachsen um 1000 und angrenzende Gebie-

gern der Schwerpunkt eher im östlichen Stammesgebiet am Harz gelegen hatte, berücksichtigte Heinrich II. auch die westlichen Regionen und nahm die Bischofssitze stärker für die Königsgastung in Anspruch. Hildesheim, wo er seine Ausbildung in der Domschule erhalten hatte, trat jetzt hervor, aber auch Paderborn, wo 1002 Heinrichs Gemahlin Kunigunde gekrönt wurde und der König wichtige Hoftage gehalten und weitere neun Mal Aufenthalt genommen hat.[12]

Nur bei den Domstiften hatten sich in Sachsen bis zu dieser Zeit Ansätze zu Städten entwickelt. Die kirchenrechtliche Bestimmung, wonach der Sitz des Bischofs innerhalb einer „civitas" zu liegen habe, begünstigte das Entstehen dieser Lebensform, die es in Sachsen zuvor nicht gegeben hatte. Die Häuser in diesen frühen urbanen Siedlungen waren noch aus Holz; die Kirchen, doch auch nicht alle, waren schon aus Stein. Es entfaltete sich ein besonderes politisches Gefüge: Der Bischof übte die Stadtherrschaft aus, nahm die Gerichtsbarkeit wahr, regelte den militärischen Schutz und sorgte für die Armen und Kranken.[13]

Als Stützen der Könige waren die Bischöfe seit Otto dem Großen (936–973) in den Reichsaufbau einbezogen worden. Es gab noch keine Beamten, die politische Ordnung beruhte auf persönlichen Treuebindungen. Wegen der Unzuverlässigkeit vieler seiner weltlichen Vasallen hatte Otto das Vertrauen der Bischöfe gesucht, das Kirchengut vermehrt und den Bischöfen weltliche Rechte wie Zoll, Münz- und Marktrechte übertragen. Ein Beispiel: 952 verlieh er dem Bischof von Osnabrück die Markteinkünfte von Wiedenbrück; hier befand sich eine der ältesten Kirchen des Osnabrücker Bistums, hier war aber auch die Endstation der Kaufmannsboote, die auf der Ems verkehren konnten, und hier kreuzte ein Handelsweg von Soest nach Bremen den Fluss. Aus dieser Verleihung entwickelte sich die weltliche Herrschaft der Bischöfe von Osnabrück über Wiedenbrück und sein Umland, die bis 1803 gedauert hat.[14]

te. In: Brandt, Michael/Eggebrecht, Arne/Schuffels, Hans Jakob (Hgg.): Bernward von Hildesheim und das Zeitalter der Ottonen. Katalog der Ausstellung Hildesheim 1993. Hildesheim 1993. S. 461-467, hier S. 462.

12 Weinfurter, Stefan: Heinrich II. (1002–1024). Herrscher am Ende der Zeiten. Regensburg 1999.

13 Herzog, Erich: Die ottonische Stadt. Die Anfänge der mittelalterlichen Stadtbaukunst in Deutschland. Berlin 1964. [= Frankfurter Forschungen zur Architekturgeschichte 2]. – Ennen, Edith: Das Städtewesen Nordwestdeutschlands von der fränkischen bis zur salischen Zeit. 1: Begriff, Entstehung und Ausbreitung. In: Haase, Carl (Hg.): Die Stadt des Mittelalters. Darmstadt 1969. [= Wege der Forschung 243]. S. 139-195. – Isenberg, Gabriele: Kulturwandel einer Region. Westfalen im 9. Jahrhundert. In: 799 (wie Anm. 1), S. 314-323, hier S. 321f. – Wilschewski, Frank: Genese und Entwicklung der karolingerzeitlichen Bischofssitze im sächsischen Stammesgebiet bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. In: Siebrecht, Adolf (Hg.): Geschichte und Kultur des Bistums Halberstadt 804–1648. Symposium anlässlich 1200 Jahre Bistumsgründung. Protokollband. Halberstadt 2006. S. 99-118, hier S. 115.

14 Osnabrücker Urkundenbuch. Bde. I-IV, hg. von Franz Philippi und Manfred Bär. Osnabrück 1892–1902; hier: Bd. I, S. 95. – Lobbedey, Uwe: Zur Frühgeschichte der

Ihrerseits waren die Bischöfe dem König zu Gegenleistungen verpflichtet, besonders zur Beherbergung, zur „Gastung" des Königs und des mitreisenden Hofes bei seinen Umritten im Reich, und zur Heeresfolge im Kriegsfall. Aus dieser engen Verquickung ging der Anspruch der Ottonen hervor, die Bischöfe zu ernennen. Wohl bestand das kirchliche Wahlrecht fort und wurde auch ausgeübt, faktisch war aber doch die Verleihung des Bistums durch den König entscheidend. Gerade Heinrich II. war es, der nicht nur die Kirchengüter und die Regalien, also die vom König übertragenen Rechte, sondern die Bischofskirche selbst verlieh. „Accipe ecclesiam" lautete die Übergabeformel. Die Bistümer wurden so quasi zu Eigenkirchen des Königs.[15] Und der Königsdienst der Bischöfe schuf über die Kirche ein Reichsbewusstsein in einer Zeit, die sonst nur Sippenbindung kannte.

Zu beachten ist freilich auch, dass Otto der Große und sein leiblicher Bruder, Erzbischof Bruno von Köln, den Gedanken des „regale sacerdotium", des königlichen Priesteramtes, vertraten.[16] Im Pontifikale aus St. Alban in Mainz wird die Erlangung des Königsamtes, der Krönungsordo, als liturgisch-sakramentaler Akt gestaltet und der Herrscher als „Mittler zwischen Klerus und Volk" bezeichnet. Herrschersalbung und Bischofsweihe waren einander angenähert.[17] 1024, bei der Krönung Konrads II., erklärte Erzbischof Aribo von Mainz, dass Konrad „die Würde, die ihm heute übertragen werde, rein und unbefleckt aus Gottes Hand empfange. Er ermahnte ihn, sie ebenso rein und fleckenlos zu bewahren. Er rief ihm die harte Schule der Leiden ins Gedächtnis, durch die der Herr ihn hindurchgeführt habe, und sprach von den Pflichten, die sein hohes Amt ihm auferlege [...] Am Schluss seiner Rede forderte er den König auf, allen denen, welche in früheren Zeiten seinen Unwillen auf sich gelenkt oder sich gegen ihn vergangen hätten, zu verzeihen, da ihn

Stadt Wiedenbrück. In: Westfalen 61 (1983), S. 210-215. – Lobbedey, Uwe: So entstand die Aegidiuskirche. In: Stratmann, Albert (Hg.): 1200 Jahre Christengemeinde in Wiedenbrück. Warendorf 1985. S. 14-39, hier S. 22f.

15 Keller, Hagen: „Der König bat und befahl." Über die Einsetzung der Bischöfe im ottonisch-frühsalischen Reich. In: Stiegemann, Christoph/Kroker, Martin (Hgg.): Für Königtum und Himmelreich. 1000 Jahre Bischof Meinwerk von Paderborn. Katalog zur Jubiläumsausstellung im Museum in der Kaiserpfalz und im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn 2009/2010. Regensburg 2009. S. 40-57.

16 Grasmück, Ernst Ludwig: Kirche und Theologie an der Wende zum zweiten Jahrtausend und ihre Bedeutung für die Reges Francorum. In: 133. Bericht des Historischen Vereins Bamberg (1997), S. 147-181, hier S. 157-161 und S. 165-168.

17 Vogel, Cyrille/Elze, Reinhard (Hgg.): Le Pontifical romano-germanique du dixième siècle: 3 Bde., Studi e Testi, Bde. 226-227: Le texte, und Bd. 246: Introduction/Indices. Città del Vaticano 1963–1972. – Elze, Reinhard: Le consacrazioni regie. Spoleto 1987. [= Settimane di studi Spoleto 33]. S. 43-55. – Erzbischof Willigis salbte und krönte Heinrich II. im Juni 1002 in Mainz nach dem Mainzer Krönungsordo aus St. Alban.

Gott selbst heute zu einem neuen Mann umgeschaffen habe."[18] Dann begann die Krönungszeremonie mit dem Satz: „Alle Macht dieser vergänglichen Welt stammt aus einer einzigen, ganz reinen Quelle."[19] Und so sprach sie den König an: „Gib dem Lande, das immer zu dir aufschaut, Recht, Gerechtigkeit und Frieden! Sei ein Schützer der Kirchen und Priester, ein Schirmer der Witwen und Waisen [...] um der Liebe Gottes willen, die heute einen neuen Menschen aus dir gemacht hat und dich teilhaben lässt an ihrem göttlichen Walten."[20] Diese sakrale Intention ist am Lotharkreuz des Aachener Domschatzes besonders klar zu erkennen. Hier steht das Kaiserbild mitten im Kreuz zum Zeichen dafür, dass der Herrscher an Christi Stelle regiert.

Wenn die Könige und Kaiser in dieser Welt an der Stelle des höchsten Herrn stehen, dann war es auch ihr Recht, Bischofssitze zu vergeben; so sagte es der Geschichtsschreiber Bischof Thietmar von Merseburg.[21] Dabei konnten sie auf die „capella regis" zurückgreifen, die königliche Hofkapelle, eine Gruppe von Geistlichen, die den König stets begleitete; ihr war die Obhut der Reichsreliquien, die Sorge für den herrscherlichen Gottesdienst und die Erledigung des königlichen Schriftverkehrs anvertraut. Ihre Mitglieder entstammten dem königstreuen Adel. Ein namhafter Teil von ihnen ist ins Bischofsamt aufgestiegen; in der Hofkapelle wurde die künftige Elite des Reiches geschmiedet.[22] Die Ottonen und ihre Nachfolger wollten Bischöfe, die nicht den Interessen ihrer Sippen, sondern denen der Kirche und des Reiches, also dem übergeordneten Gemeinwesen, verpflichtet waren.

18 Breßlau, Harry: Jahrbücher des Deutschen Reiches unter Konrad II. Bd. 1: 1024–1031. Leipzig 1879. S. 27. Vgl. Erkens, Franz-Rainer: Konrad II. (um 990–1039). Herrschaft und Reich des ersten Salierkaisers. Regensburg 1998. S. 37-41. – Wolfram, Herwig: Konrad II. Kaiser dreier Reiche. München 2000. S. 64-74.

19 Wipo: Gesta Chuonradi II. Imperatoris. In: Buchner, Rudolf/Trillmich, Werner (Hgg.): Quellen des 9. und 11. Jahrhunderts zur Geschichte der Hamburgischen Kirche und des Reiches. Darmstadt 1961. [= Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 1, XI]. S. 505-626, hier S. 547 (n. 3).

20 A.a.O., S. 549-551 (n. 3).

21 Thietmar wurde wie Meinwerk 1009 von Heinrich II. zum Bischof bestimmt. Vgl. Thietmari Merseburgensis episcopi Chronicon. In: Trillmich, Werner (Hg.): Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Darmstadt 1960 [= Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 1, IX]. S. 285-289 (VI, n. 38-40). – Lippelt, Helmut: Thietmar von Merseburg, Reichsbischof und Chronist. Köln/Wien 1973. [= Mitteldeutsche Forschungen 72].

22 Fleckenstein, Josef: Die Hofkapelle der deutschen Könige. Bd. 2: Die Hofkapelle im Rahmen der ottonisch-salischen Reichskirche. Stuttgart 1966. [= Monumenta Germaniae Historica, Schriften 16/2].

2. Meinwerks Werdegang und sein Wirken als Bischof von Paderborn

Meinwerk ist durch Kaiser Otto III. in den späten 990er Jahren in die königliche Hofkapelle berufen worden. 1001 begleitete er den Kaiser auf seinem letzten Italienzug. Dieser sprach von ihm als „unser lieber Kapellan, der unser Leben wie sein eigenes liebt."[23] Wer aber war Meinwerk?

Er stammte aus dem Geschlecht der Immedinger. Der Adel trug damals meist noch keine Nachnamen, die auf einen Stammsitz, eine Burg hinwiesen, wie es im folgenden Jahrhundert aufgrund der Konzentration von Herrschaftsrechten üblich wurde. Damals wurden die führenden Geschlechter noch nach in ihnen vererbten Vornamen benannt: die Liudolfinger, die Ekbertiner, die Immedinger. Meinwerks Vater, Graf Immad, hatte Widukind, den Führer des sächsischen Widerstandes gegen Karl den Großen, unter seinen Vorfahren; auch Mathilde, die zweite Gemahlin König Heinrichs I. und Gründerin des Stiftes Quedlinburg, war aus der Familie hervorgegangen. Meinwerks Mutter, Adela, eine Tochter des Grafen Wichmann von Hamaland, war karolingischer Abstammung. Meinwerk hatte einen älteren Bruder, Dietrich, und drei Schwestern, Emma, Adela und Glismod. Emma, verheiratet mit dem Grafen Liudger, errichtete 1008 eine Kirche auf dem Hof Stiepel an der Ruhr, den Kaiser Otto III. ihrem Ehemann geschenkt hatte. Adela trat in das Stift Hochelten ein, das ihr Großvater mütterlicherseits nach dem Tod seines einzigen Sohnes gegründet hatte und dem ihre Tante Liutgart als Äbtissin vorstand.[24]

Als nachgeborener Sohn wurde Meinwerk früh für die geistliche Laufbahn bestimmt und dem Domstift St. Stephanus in Halberstadt zur Erziehung übergeben. Später wechselte er an die Hildesheimer Domschule, deren Ruf den Halberstadts noch überragte.[25] Hier war der spätere Kaiser Heinrich II. sein Mitschüler. Nach Abschluss des Studiums ging Meinwerk zurück nach Halberstadt, wo er als junger Domkanoniker lebte. Von hier berief ihn dann Otto III. in die königliche Hofkapelle und verlieh ihm ein Ehrenamt am Aachener Pfalzstift.

[23] A.a.O., S. 87.

[24] Bannasch, Hermann: Das Bistum Paderborn unter den Bischöfen Rethar und Meinwerk (983–1036). Paderborn 1972. [= Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 12]. S. 81-93. – Stammtafel Meinwerks bei: Berndt, Guido M[...] (Hg.): Vita Meinwerci episcopi Patherbrunnensis – Das Leben Bischof Meinwerks von Paderborn. Text, Übersetzung, Kommentar. München 2009. [= Mittelalter Studien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens, Paderborn, 21]. S. 311.

[25] Die Hildesheimer Domschule wurde damals von Bischof Bernward (993–1022) geleitet. Unter ihm und seinem Nachfolger Godehard (1022–1038) war sie eine der wichtigsten Bildungsstätten des Reiches. Neben Meinwerk besuchten sie auch weitere spätere Bischöfe wie Ekkehard von Schleswig und Benno von Meißen.

Welch starken Einfluss geistliche Frauen in Kirche und Reich ausüben konnten, zeigte sich, als nach dem frühen Tod Ottos III. im Januar 1002 in Paterno nördlich von Rom und dessen Beisetzung am 3. April in Aachen die strittige Nachfolge des ohne Erben verstorbenen Kaisers zu regeln war. Nicht Hermann von Schwaben und nicht Ekkehard von Meißen setzten sich durch, sondern Herzog Heinrich von Bayern, für den Sophia und Adelheid, die beiden Schwestern des Verstorbenen – Kanonisse in Gandersheim, seit 1002 dort und später auch Äbtissin von Essen (1012–1039) die eine, Äbtissin in Quedlinburg und später in Vreden (1014–1044) die andere –, den sächsischen Adel gewonnen hatten.[26] Entscheidend verantwortlich für den schließlichen Sieg Heinrichs II. war Erzbischof Willigis von Mainz, der ihn nach seiner Wahl im Juni 1002 in Mainz krönte, auf dem Königsumritt über Worms, Mainfranken, die Insel Reichenau, Bamberg und Merseburg nach Paderborn begleitete, dort Kunigunde am 10. August zur Königin krönte, ehe es über Erwitte, Duisburg und Utrecht zur Thronsetzung am 8. September nach Aachen ging.[27]

Heinrich II. hat Meinwerk, der ihm aus der Hildesheimer Zeit verbunden war, sieben Jahre in der königlichen Hofkapelle und somit unmittelbar um sich gehabt.[28] In dieser Zeit gründete der König das Bistum Bamberg (1007). Zwei Jahre zuvor hatte Meinwerk dem König sein Gut Bökenförde (südlich Lippstadt) für eine Schenkung an den im Jahre 1000 von einer Brandkatastrophe heimgesuchten Paderborner Dom zur Verfügung gestellt.[29] Dies war ein Omen für das, was in der zweiten Märzwoche des Jahres 1009 geschehen sollte. Eine Gesandtschaft der Paderborner Kirche meldete dem in Goslar weilenden König den Tod ihres Bischofs Rethar (983–1009). Der Verstorbene wurde betrauert; dann verlieh Heinrich das vakante Bistum an Meinwerk, weil er, wie es in Kapitel 11 der „Vita" heißt, meinte, dass Meinwerk wegen seiner hochadligen Herkunft und seines großen Reichtums der geeignete sei.[30] Er drückte so die Erwartung aus, dass Meinwerk sein reiches Erbe zum Wohl des damals als arm geltenden Bistums einsetzen werde. Am folgenden Sonntag, dem 13. März 1009, erteilte der Metropolit, der greise Erzbischof Willigis von Mainz, dem 34jährigen Meinwerk in Goslar die Bischofsweihe. Im Som-

[26] Althoff, Gerd: Gandersheim und Quedlinburg. Ottonische Frauenklöster als Herrschafts- und Überlieferungszentren. In: Frühmittelalterliche Studien 25 (1991), S. 123-144. – Schneidmüller, Bernd/Weinfurter, Stefan (Hg.): Otto III. – Heinrich II. Eine Wende? Sigmaringen 1997. [= Mittelalter-Forschungen 1].

[27] Hehl, Ernst-Dieter: Willigis von Mainz. Päpstlicher Vikar, Metropolit und Reichspolitiker. In: Hartmann, Wilfried (Hg.): Bischof Burchard von Worms (1000–1025). Mainz 2000. [= Quellen und Abhandlungen zur mittelrheinischen Kirchengeschichte 100]. S. 51-77.

[28] Meinwerks Nähe zum König lässt sich daran ablesen, dass er in den Urkunden aus einem „capellanus noster" zum „dilectissimus capellanus noster" und „noster capellanus amabilis" wird. Vgl. Bannasch, Paderborn (wie Anm. 24), S. 152.

[29] Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 10, S. 82f.

[30] A.a.O., S. 85.

mer desselben Jahres übrigens vollendete und weihte Willigis den gewaltigen, als Krönungskirche für die deutschen Könige gestalteten Mainzer Dom, der dann tragischerweise abbrannte und erst von Erzbischof Bardo 1036 in Dienst genommen werden konnte.[31] Meinwerk wirkte genau diese 27 Jahre lang, von 1009 bis 1036, in und für Paderborn.

Paderborn präsentierte sich damals als eine recht kleine Domburg von ca. 7 ha Ausdehnung. Mit dem Domneubau war schon unter Bischof Rethar begonnen worden. Meinwerk setzte ihn unter weitgehender Abänderung der Pläne fort. In nur wenig mehr als sechs Jahren konnte er ihn vollenden und nach dieser vergleichsweise kurzen Bauzeit am 15. September 1015 weihen. In denselben ersten Amtsjahren baute er auf der Nordseite des Domes die Kaiserpfalz, die vielleicht schon fertiggestellt war, als Heinrich II. im April 1013 zur Feier des Osterfestes nach Paderborn kam.[32] Zwischen Pfalz und Dom entstand noch im selben Jahrzehnt die dem Apostel Bartholomäus geweihte Kapelle, Ausgangspunkt des festlichen Einzuges des Herrschers zur Liturgie in den Dom. Die Bartholomäuskapelle ist ein Werk griechischer Bauleute,[33] die Meinwerk vermutlich 1014 aus Rom mitgebracht hat, wohin er Heinrich und Kunigunde zur Kaiserkrönung im Petersdom begleitet hatte. Im Südwesten der Domimmunität hat Meinwerk in der Folgezeit einen zweistöckigen, über 60 m langen Bischofspalast und Ministerialensitze für adlige Lehnsleute und berittene Krieger errichten lassen.[34]

31 Hehl, Ernst-Dieter: Ein Dom für König, Reich und Kirche. Der Dombau des Willigis und die Mainzer Bautätigkeit im 10. Jahrhundert. In: Janson, Felicitas (Hg.): Basilica Nova Moguntina. 1000 Jahre Willigis-Dom St. Martin in Mainz. Mainz 2010. [= Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2009/10]. S. 45-78.

32 Balzer, Manfred: Zeugnisse für das Selbstverständnis Bischof Meinwerks von Paderborn. In: Kamp, Norbert/Wollasch, Joachim (Hg.): Tradition als historische Kraft. Interdisziplinäre Forschungen zur Geschichte des frühen Mittelalters. Festschrift für Karl Hauck. Berlin/New York 1982. S. 267-296. – Balzer, Manfred, Meinwerk von Paderborn (1009–1036). Ein Bischof in seiner Zeit. In: Drewes, Hans-Leo (Hg.): Meinwerk von Paderborn 1009–1036. Ein Bischof in seiner Zeit: Sonderausstellung des Metropolitankapitels Paderborn in Zusammenarbeit mit dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Paderborn 1986. S. 10-41. – Balzer, Manfred: Westfälische Bischöfe des 10. und 11. Jahrhunderts als Bauherren und Architekten, in: Janut, Jörg/Köb, Ansgar/Wemhoff, Matthias (Hgg.): Bischöfliches Bauen im 11. Jahrhundert. München 2009. [= Mittelalter Studien des Instituts zur Interdisziplinären Erforschung des Mittelalters und seines Nachwirkens, Paderborn, 18]. S. 109-136.

33 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 152, S. 186: „per Grecos operarios".

34 Balzer, Manfred, Siedlungsgeschichte und topographische Entwicklung Paderborns im Früh- und Hochmittelalter. In: Jäger, Helmut (Hg.): Stadtkernforschung. Köln/Wien 1987. [= Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster]. S. 103-147. – Balzer, Manfred: Paderborn im frühen Mittelalter (776–1050). Sächsische Siedlung – Karolingischer Pfalzort – Ottonisch-salische Bischofsstadt. In: Göttmann, Frank/Hüser, Karl/Janut, Jörg (Hgg.): Paderborn. Geschichte der Stadt in ihrer Region. Bd. 1: Das Mittelalter. Bischofsherrschaft und Stadtgemeinde. Paderborn 1999. S. 2-118.

Sein Wille, Paderborn zu urbanisieren, griff alsbald über die Domburg hinaus. Oberhalb der westlichen Paderquellen stiftete er ein Benediktinerkloster, das er zu seiner Grablege bestimmte und dem er die sorgende „memoria" für das Seelenheil seiner Eltern anvertraute. Hier zog sich die Bauzeit lange hin: von 1015 (Grundsteinlegung) über 1023 (Weihe der Krypta) bis 1031 (Weihe der Kirche).[35] Als die Abdinghofkirche vollendet war, schickte Meinwerk Wino, den Abt von Helmarshausen, nach Jerusalem, um von dort einen Plan der Grabeskirche holen zu lassen, die er östlich der Domburg nachbauen wollte. Tatsächlich brachte der Mönch deren Maße nach Paderborn, und in knapp drei Jahren wurde das kreuzförmige Oktogon der Busdorfkirche errichtet. Am 25. Mai 1036 konnte Bischof Meinwerk sie weihen.[36]

Busdorf wurde ein Kollegiatstift. Seiner „Vita" zufolge, wollte Meinwerk auch im Norden und Süden der Domburg noch Stiftskirchen bauen; „in modum crucis", in Kreuzesform sollte der Dom mit Gotteshäusern umgeben werden, um Paderborn durch die Verteidigungswaffen der Gebete und des Kultes zu schützen.[37] Ähnliches hatte Heinrich II. auf den Hügeln von Bamberg mit dem Kanonikerstift St. Stephan und dem Benediktinerkloster St. Michael auf den Weg gebracht, denen später die Stiftskirchen St. Gangolph im Tal der Regnitz und St. Jakob folgten.[38]

35 Piasecki, Peter: Die Grundriß-Planproportionen der Abdinghofkirche des Bischofs Meinwerk von Paderborn (1016–1031). In: Das Münster. Zeitschrift für christliche Kunst und Kunstwissenschaft 36 (1983), S. 218-223. – Spiong, Sven: Neue Ausgrabungen bei der Paderborner Klosterkirche Abdinghof. Westfälische Zeitschrift 158 (2008), S. 189-198. – Stiegemann/Kroker (wie Anm. 15), S. 376f. (Nr. 112).

36 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 214, S. 246f. – Wesenberg, Rudolf: Wino von Helmarshausen und das kreuzförmige Oktogon. Zeitschrift für Kunstgeschichte 12 (1949), S. 30-40. – Ortmann, Bernhard: Der Zentralbau der „Jerusalem"-Kirche Bischof Meinwerks zu Paderborn (1036). Koldewey-Gesellschaft. Vereinigung für baugeschichtliche Forschung e.V., Bericht über die Tagung für Ausgrabungswissenschaft und Bauforschung 31 (1980), S. 65-70. – Brandt, Hans Jürgen/Hengst, Karl (Hgg.), Die Busdorfkirche St. Petrus und Andreas in Paderborn (Paderborn 1986). – Krüger, Jürgen: Die Grabeskirche in Jerusalem und ihre Nachbauten im 11. und 12. Jahrhundert. In: Stiegemann, Christoph/Wemhoff, Matthias (Hgg.): Canossa 1077 – Erschütterung der Welt. Geschichte, Kunst und Kultur am Anfang der Romanik. Ausstellungskatalog. Bd. 1. München 2006. S. 498-511.

37 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 216, S. 252f. Sicher spielten auch liturgische Motive hierbei eine Rolle; die Neubauten ermöglichten eine Stationsliturgie nach römischem Vorbild. Dazu: Kohlschein, Franz: Der Paderborner Liber Ordinarius von 1324. Textausgabe mit einer strukturgeschichtlichen Untersuchung der antiphonalen Psalmodie. Paderborn 1971. S. 5, Anm. 19. – Odenthal, Andreas: „... hoc sacrificium Deo acceptabile". Der Gottesdienst des Bischofs Meinwerk von Paderborn (1009–1036) nach dem Zeugnis seiner Vita. Zeitschrift für Kirchengeschichte 121 (2010), S. 11-33, hier S. 28-32.

38 Hischmann, Frank-G[...]: Der Ausbau der Kathedralstädte im frühen 11. Jahrhundert, in: Hubel, Achim/Schneidmüller, Bernd (Hgg.), Aufbruch ins zweite Jahrtausend. Innovation und Kontinuität in der Mitte des Mittelalters. Ostfildern 2004. S. 73-116.

Auch die Mindener Bischöfe Sigebert und Bruno haben um diese Zeit ein Kollegiatstift, St. Martini, und ein Benediktinerkloster, St. Mauritz, in bzw. vor ihrer Stadt angesiedelt, nachdem schon vorher ihr Vorgänger Ramward die Benediktinerinnen vom Wittekindsberg wegen der dortigen Unwirtlichkeiten an die Marienkirche in der Stadt umgesiedelt hatte.[39] Ein Ring von Kirchen sollte auch Paderborn zur „urbs sancta", zum Abbild des himmlischen Jerusalem machen. Diese Idee konnte Meinwerk nicht mehr verwirklichen. Doch den fertiggestellten Kirchbauten schenkte er noch kostbare Ausstattungsstücke, Kelche und andere „vasa sacra", Vortragekreuze, Leuchter, Antependien, Paramente und Wandteppiche. Seine imposanten Bauwerke prägen bis heute das Bild Paderborns.

Wer wie Meinwerk aus reich begütertem Adel stammte, verfügte schon von Hause aus über Erfahrung in wirtschaftlichen Dingen. In der Hildesheimer Domschule, im Halberstädter Kapitel und in der königlichen Hofkapelle hatte Meinwerk weitere Verwaltungskenntnisse erworben. Seit er Bischof von Paderborn geworden war, beschenkte er den Dom und später seine Gründungen Abdinghof und Busdorf[40] mit umfangreichem Grundbesitz vor allem im östlichen Sachsen, wo die Masse der immedingischen Güter lag, aber auch mit Eigentum am Niederrhein und in den Niederlanden aus dem mütterlichen Erbe. Das den Namen der Väter tragende, großzügig ausgestattete Gut Immideshausen, Imbshausen, wo er 1015 mit Heinrich II. das Pfingstfest feierte und wohin er diesen und seinen Nachfolger Konrad II. noch mehrfach einlud, vermachte Meinwerk dem Paderborner Dom.[41] Umgekehrt statteten auch die beiden Herrscher in Anerkennung Meinwerks unermüdlicher Leistungen das Bistum großzügig mit Grundbesitz aus Königsgut und anderen Privilegien aus. Heinrich übertrug dem Bischof 1017 die Abtei Hel-

39 Behr, Hans-Joachim: Minden – Kollegiatstift St. Martini, in: Hengst, Karl (Hg.): Westfälisches Klosterbuch. Lexikon der vor 1815 errichteten Stifte und Klöster von ihrer Gründung bis zur Aufhebung. Münster 1992. [= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV = Quellen und Forschungen zur Religionsgeschichte 2,1]. S. 619-624. – Schütte, Leopold: Minden – Benediktiner. In: Hengst, Klosterbuch (wie Anm. 39), S. 613-619. – Auch in Utrecht entstand ein Kirchenkreuz. Dazu: Mekking, Aart J[...] J[...]: Een kruis van kerken rond Koenraads hart. Een bijdrage tot de kennis van de functie en de symbolische betekenis van het Utrechtse kerkenkruis alsmede van die te Bamberg en te Paderborn. In: Utrecht Kruispunt van de Middeleeuwse Kerk. Voordrachten gehouden tijdens ter gelegenheid van tien Jaar Mediëvistiek Faculteit der Letteren Rijksuniversiteit te Utrecht, 25 tot en met 27 augustus 1988. Utrecht 1988. S. 21-53.

40 Meier, Johannes: Das Einkünfteverzeichnis des Busdorfstiftes zu Paderborn aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts. Westfälische Zeitschrift 119 (1969), S. 315-352.

41 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), S. 141, Anm. 435.

marshausen[42] und 1019 das Kanonissenstift Schildesche[43]; für sich erschienen sie ihm zu schwach für den Reichsdienst, in Verbindung mit dem Bistum Paderborn aber dazu sehr wohl in der Lage. Konrad schenkte Meinwerk 1027 den Königshof Erwitte am Hellweg[44] und nannte den Bischof 1033 den „ergebensten Diener und Freund der Kaiser".[45]

Gerade an hohen Feiertagen haben sich Heinrich II. und Konrad II. mit dem Hof oft in Paderborn als Gäste Meinwerks aufgehalten. Diese Tage waren für sie öffentliche Feste, verbunden mit Herrschaftsrepräsentation und meist auch mit wichtigen politischen Verhandlungen. So beging Heinrich II. Ostern 1013 und Weihnachten 1015, 1018 und 1022 in Paderborn, während Konrad II. den Neujahrstag 1025, Weihnachten 1029 und 1030, den Jahresbeginn 1034, Ostern 1035 und Christi Himmelfahrt 1036 in Paderborn feierte.[46]

Meinwerk nahm an zwei Italienzügen Heinrichs II. teil, 1013/1014 zur Kaiserkrönung in Rom, bei welcher Papst Benedikt VIII. dem Herrscher eine Kugel mit einem Kreuz überreichte, das erste Zeugnis für den „Reichsapfel", und vermutlich auch 1021/1022, als Heinrich oströmisch-byzantinische Übergriffe auf das „Patrimonium Petri" zurückwies.[47] Als Konrad II. im Februar 1026 nach Oberitalien zog, war Meinwerk bei ihm; Erzbischof Aribert von Mailand krönte Konrad zum italischen König. Patriarch Poppo von Aquileja versprach Meinwerk damals Reliquien für seine Kirchbauten in Paderborn. Erst am Osterfest des Folgejahres wurde Konrad II. in Rom zum Kaiser gekrönt; Meinwerk war zwischenzeitlich in Deutschland gewesen und hatte im September an einem in Seligenstadt durchgeführten Mainzer Provinzialkonzil teilgenommen; jetzt war er an der Seite Konrads in der Ewigen Stadt, dem „caput mundi", wie die

42 A.a.O., cap. 140, S. 176f. – Pfaff, Friedrich: Die Abtei Helmarshausen. Ein Beitrag zur älteren Geschichte der Landschaft an der unteren Diemel. Kassel 1911. – Schmidt, Hermann: Beiträge zur Geschichte der Stadt, der Reichsabtei und der Kunstwerkstätten Helmarshausen. 4. Aufl. Lippoldsberg 1986. – Freise, Eckard: Adelsstiftung, Reichsabtei, Bischofskloster – Konvent der Kalligraphen, Künstler und Fälscher. Zur Geschichte der Äbte und Mönche von Helmarshausen. In: Stiegemann, Christoph/Westermann-Angerhausen, Hiltrud (Hgg.): Schatzkunst am Anfang der Romanik. Der Paderborner Dom-Tragaltar und sein Umkreis. München 2006. S. 12-27.

43 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 164, S. 194f. – Andermann, Ulrich: Stift oder Kloster Schildesche? Überlegungen zur Gründungsgeschichte. In: Andermann, Ulrich (Hg.): Stift und Kirche Schildesche 939–1810. Bielefeld 1989. S. 34-45.

44 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 198, S. 228f.

45 „imperatorum devotissimus servitor et amator", Übersetzung nach: Balzer, Meinwerk (wie Anm. 32), S. 18.

46 Tenckhoff, Franz: Paderborn als Aufenthaltsort der deutschen Könige und Kaiser. Westfälische Zeitschrift 55/II (1897), S. 143-157. – Ehlers, Caspar: Bayern und Sachsen im Itinerar Heinrichs II. Ein Beitrag zur Bearbeitung Bayerns im Repertorium der deutschen Königspfalzen. Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 65 (2002), S. 799-838.

47 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), S. 45 mit Anm. 191.

Bullenumschrift des damaligen Papstes Johannes XIX. programmatisch lautete.[48]

Neben aller Außenorientierung nahm Bischof Meinwerk auch das Innenleben seiner Diözese wichtig. Für seine Amtszeit ist erstmals eine Diözesansynode belegt. Auch der älteste liturgische Festkalender Paderborns stammt aus seinem Episkopat.[49] Wegen der oft überlangen Kirchwege empfand Meinwerk seiner „Vita" zufolge Mitleid mit den Gläubigen; er ließ deshalb Pfarreien teilen oder Kapellen als Gottesdienststationen in großen Pfarreien bauen. Südborchen zum Beispiel ist damals von der Marktkirche in Paderborn abgepfarrt worden. Durch Ausstattung ländlicher Eigenkirchen mit eigenem Territorialbezirk, Taufrecht, Friedhof und Anspruch auf den Zehnten entstanden zehn neue selbständige Pfarrsprengel.[50] Im Falle von Missständen ließ der Bischof Strenge walten; auf sein Drängen setzte Heinrich II. 1014 Abt Walho von Corvey ab, weil er sich gegen eine Klosterreform sperrte.[51]

Meinwerk war kein Gelehrter. Die „Vita" überliefert in Kapitel 183 eine recht derbe, in Paderborn offenbar in Erinnerung gebliebene Begebenheit, die den Bischof und Kaiser Heinrich II. als altvertraute Schulkameraden zeigt. Der Kaiser „wusste, daß der Bischof mit sehr vielen weltlichen Angelegenheiten in Beschlag genommen war und ihm sowohl in der Aussprache als auch beim Lesen des Lateinischen nicht selten Sprachfehler unterliefen[; so] radierte er gemeinsam mit seinem Kaplan in einem Messbuch in einem Gebet für die Totenmesse die Silbe *fa* von *famulis* und *famulabus* aus und bat dann den Bischof, für den Seelenfrieden seines Vaters und seiner Mutter eine Messe zu feiern. Der Bischof beeilte sich also, unvorbereitet die Messe zu feiern, und las, wie er es geschrieben fand, *mulis* (Maulesel) und *mulabus* (Mauleselin). Er erkannte aber seinen Fehler und stellte durch Wiederholung richtig, was er falsch gelesen hatte. Nach der Messe verspottete der Kaiser den Bischof: ‚Ich habe dich gebeten, eine Messe für meinen Vater und meine Mutter, nicht

48 A.a.O., cap. 195-198, S. 226-229.

49 Brandt, Hans-Jürgen/Hengst, Karl: Die Bischöfe und Erzbischöfe von Paderborn. Paderborn 1984. [= Der selige Meinwerk]. S. 68-79, hier S. 70-72. – Balzer, Manfred: Oberhirte der Paderborner Diözese. Religiosität und Bistumspolitik Bischof Meinwerks, in: Stiegemann/Kroker, Königtum (wie Anm. 15), S. 148-159, hier S. 152f. – Zur persönlichen Heiligenverehrung Meinwerks vgl. Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 159, S. 190f. (Bonifatius, die sieben hl. Makkabäer-Brüder, Alexius, Longinus).

50 Kindl, Harald: Die Pfarreien des Bistums Paderborn bis zum Tode Bischof Meinwerks 1036. In: Brandt, Hans Jürgen/Hengst, Karl (Hgg.): Felix Paderae civitas. Der heilige Liborius 836–1986. Festschrift zur 1150jährigen Feier der Reliquienübertragung des Patrons von Dom, Stadt und Erzbistum Paderborn. Paderborn 1986. [= Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte 24], S. 48-101.

51 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 142, S. 176-179. – Stüwer, Wilhelm: Corvey. In: Haake, Rhaban (Hg.): Die Benediktinerklöster in Nordrhein-Westfalen. St. Ottilien/München 1980. [= Germania Benedictina 8], S. 236-293, hier S. 248.

aber für meine Maulesel und Mauleselinnen zu lesen.'"[52] Trotz seiner Mängel im Lateinischen scheint dem Bischof doch die Domschule ein Anliegen gewesen zu sein. Sie muss ein gutes Niveau gehabt haben. Meinwerks Neffe Imad, Sohn seiner Schwester Emma, der 1051 sein zweiter Nachfolger wurde, hat sie damals besucht, ebenso Anno, der spätere Erzbischof von Köln, und Friedrich aus der Familie der Wettiner, der 1064 Bischof von Münster wurde.[53]

Für die einfachen, arbeitenden Leute, die als Unfreie bei Schenkungen des Adels oft wie Objekte aufgezählt wurden, zeigte Meinwerk – und das war vielleicht unzeitgemäß – menschliches Empfinden. Den Hörigen, die in der Erntezeit zu Frondiensten auf seinen Höfen verpflichtet waren, erleichterte er das harte Los, indem er seinen Meiern befahl, ihnen Verpflegung, Speise und Trank zu stellen.[54] Einmal sah er von der Galerie im Obergeschoss seines Palastes, wie man eine Witwe zwang, dem Bischof ihr letztes Schwein abzuliefern, für das sie das Futter zusammengebettelt hatte; er griff ein, löste die Frau aus dem Hofverbund, zu dem sie gehörte, und nahm sie mit ihrem Sohn unter seine Almosenempfänger auf.[55] Als in den 1020er Jahren in den Niederlanden eine Hungersnot ausbrach, ließ Meinwerk in Köln zwei Schiffsladungen Getreide kaufen, auf dem Wasserweg in das Notstandsgebiet schaffen und durch seine dortigen Verwalter unter den Leidenden verteilen.[56]

Bischof Meinwerk hatte um vielleicht ein Jahr das Alter von 60 überschritten, als er am 5. Juni des Jahres 1036 starb. Elf Tage zuvor noch hatte er mit Erzbischof Bardo von Mainz und Bischof Bruno von Würzburg im Beisein Kaiser Konrads II. und der Kaiserin Gisela die nach Jerusalemer Vorbild erbaute Stiftskirche im Busdorf geweiht.[57] Zwei Tage darauf, am Abend des Festes Christi Himmelfahrt, erkrankte er – so berichtet es die „Vita". Er verschied am Morgen des Vigiltages von Pfingsten in einer Kapelle des Bischofspalastes, wohin er sich bei Tagesanbruch hatte tragen und „durch den Empfang von Leib und Blut unseres Herrn" hatte stärken lassen.[58] So starb er an jenem Tag, an dem in der Mainzer Kirchenprovinz des Martyriums von Erzbischof Bonifatius gedacht wird, des Apostels Deutschlands.

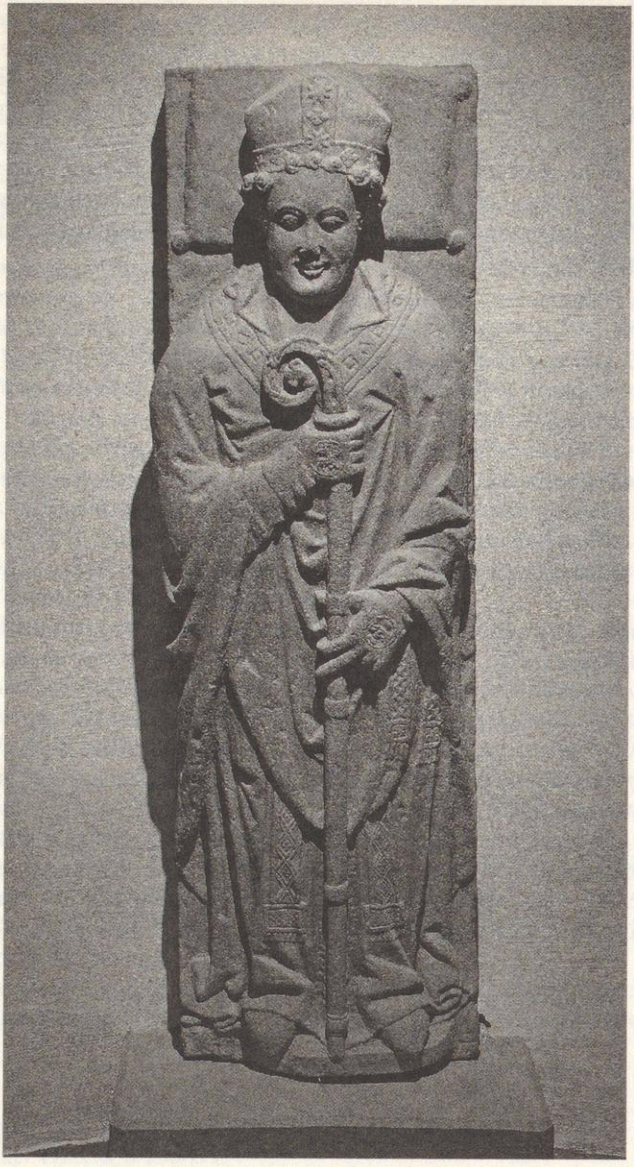
Seinem Wunsch gemäß wurde Meinwerk in der Krypta der von ihm gegründeten Benediktinerabtei Abdinghof beigesetzt. 1378 wurden seine

52 Berndt, Vita Meinwerci, S. 215.
53 A.a.O., cap. 157-158, S. 188-191.
54 A.a.O., cap. 143, S. 178f. – Im folgenden cap. 144 wird allerdings freimütig eine Begebenheit erzählt, derzufolge Meinwerk die Knechte des Hofes Barkhausen wegen Nachlässigkeit im Dienst ausprügeln ließ, um ihnen anschließend ein Mahl zu gewähren, bei dem er sie zur Treue ermahnte.
55 A.a.O., cap. 147, S. 180f.
56 A.a.O., cap. 148, S. 182f.
57 A.a.O., cap. 215, S. 246-249.
58 A.a.O., cap. 217, S. 252-255.

Gebeine in ein Hochgrab auf dem Chor der Abteikirche überführt. Im Verlauf des Mittelalters begann die Verehrung Meinwerks als Seliger oder Heiliger der Paderborner Kirche; sie setzte sich in der Zeit der katholischen Reform nach dem Trienter Konzil durch.[59] Als die Abdinghofkirche nach der Aufhebung der Abtei 1803 profaniert worden war, wurden Meinwerks Gebeine in die Busdorfkirche überführt, die zwar nicht als Stifts-, wohl aber als Pfarrkirche weiterbestand. Meinwerks Grabplatte, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschaffen worden war, ist 1936 – 900 Jahre nach seinem Tod – in die Bischofsgruft des Paderborner Domes gebracht worden.[60]

[59] Schmalor, Hermann-Josef: Seliger Bischof – heiliger Bischof. Die Meinwerkrezeption im Bistum Paderborn, in: Stiegemann/Kroker, Königtum (wie Anm. 15), S. 254-263.

[60] Tack, Wilhelm: Die Grabstätte des Bischofs Meinwerk von Paderborn († 1036). Die Warte 4/6 (1936), S. 98-101. – Ein Abguss der Grabplatte ist seit 2007 in der Krypta der 1871 evangelisch gewordenen Abdinghofkirche, dem ursprünglichen Bestattungsort Meinwerks, aufgestellt.



Grabplatte Meinwerks in der Abdinghofkirche Paderborn
Foto: Andreas Lechtape
Mit freundlicher Genehmigung
der Ev.-Luth. Kirchengemeinde Paderborn (Abdinghof)

3. Das Vermächtnis Meinwerks an Kirche und Gesellschaft nach der zweiten Jahrtausendwende

Bis heute hat Meinwerk für die Identität der Kirche von Paderborn und die Erinnerungskultur der Stadt und des Bistums große Bedeutung. Der Paderborner Eigenkalender gedenkt seiner am 7. August.

Ähnlich wie Meinwerk findet sich im Proprium fast jeder deutschen Diözese ein als selig oder heilig verehrter Bischof aus der Blütezeit der ottonisch-salischen Reichskirche, aus dem Jahrhundert von 950 bis 1050.[61] Die Reihe beginnt mit Ulrich von Augsburg (923–973), setzt sich mit Lantbert von Freising (937–957) und Wolfgang von Regensburg (972–994) im Süden des Reiches fort, geht weiter im Westen mit Notker von Lüttich (972–1008), Willigis von Mainz (975–1011), Gebhard von Konstanz (979–995) und kommt mit Bernward von Hildesheim (993–1022) im Norden an. Es folgen Heribert von Köln (999–1021), Burchard von Worms (1000–1025), dann Meinwerk (1009–1036) und nach ihm Godehard von Hildesheim (1022–1038), Reginbald von Speyer (1033–1038) und Bruno von Würzburg (1034–1045). Alle diese Männer galten und gelten in der Überlieferung ihrer Ortskirchen als erinnerungswürdig. In der Wahrnehmung ihrer Zeitgenossen waren sie herausragende Bischöfe. Dabei hatten sie ganz verschiedene Talente. Sie verkörpern durchaus keine enge, schablonenhafte Auffassung des Bischofsamtes, sondern repräsentieren eine Vielfalt von Qualitäten und Charismen.[62]

Viele dieser Bischöfe wären aufgrund ihrer Amtsführung vielleicht schon wenige Jahrzehnte später nicht mehr in gleicher Weise anerkannt worden, denn ab 1050 begann ja die große kirchengeschichtliche Wende, der Kampf des Papsttums gegen die Theokratie, die Zurückweisung des Laieneinflusses in der Kirche.[63] Wie viel sich ein Jahrhundert nach Meinwerks Tod geändert hatte, wird in den Worten Bischofs Otto von Freising im sechsten Buch seiner Weltchronik, Kapitel 36, beim Rückblick auf den Canossa-Gang Heinrichs IV. hörbar: „Sie [die Kirche] hat ohne Zweifel

[61] Fleckenstein, Josef: Problematik und Gestalt der ottonisch-salischen Reichskirche, in: Schmid, Karl (Hg.): Reich und Kirche vor dem Investiturstreit. Sigmaringen 1985. S. 83-98. – Engels, Odilo: Der Reichsbischof in ottonischer und frühsalischer Zeit. In: Crusius, Irene (Hg.): Beiträge zur Geschichte und Struktur der mittelalterlichen Germania Sacra. Göttingen 1989. [= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 93]. S. 135-175. – Schubert, Ernst: Der Reichsepiskopat. In: Brandt/Eggebrecht/Schuffels, Bernward (wie Anm. 11), S. 93-102.

[62] Vgl. dazu die beispielhafte Würdigung Bischofs Bruno von Würzburg durch: Scheele, Paul-Werner: Bruno von Würzburg. Freund Gottes und der Welt. Würzburg 1985.

[63] Tellenbach, Gerd: Die westliche Kirche vom 10. bis zum frühen 12. Jahrhundert. Göttingen 1988. [= Die Kirche in ihrer Geschichte. Ein Handbuch 2, F 1]. – Laudage, Johannes: Gregorianische Reform und Investiturstreit. Darmstadt 1993. [= Erträge der Forschung 282]. – Blumenthal, Uta-Renate: Gregor VII. Papst zwischen Canossa und Kirchenreform. Darmstadt 2001.

das Reich [...] an seinem schwächsten Teil getroffen, als sie beschloss, den römischen König nicht als den Herrn des Erdkreises zu ehren, sondern als ein wie alle Menschen aus Lehm gemachtes tönernes Geschöpf mit dem Schwert des Bannes zu treffen."[64] Wie anders klingen diese Worte im Vergleich mit dem schon zitierten Mainzer Krönungsordo: „Sei ein Schützer der Kirche und der Priester, ein Schirmer der Witwen und Waisen [...] um der Liebe Gottes willen, die [...] einen neuen Menschen aus dir gemacht hat und dich teilhaben lässt an ihrem göttlichen Walten."[65]

Ein ganz anderes Denken war in die Kirche eingezogen. Die Gregorianische Bewegung machte den Primat des Papstes zum Angelpunkt ihrer Ekklesiologie. „Die Gesundheit des ganzen Leibes hängt von ihrem Haupt, der Römischen Kirche, ab", schrieb Humbert von Silva Candida,[66] und im „Dictatus Papae", den kirchenpolitischen Leitsätzen Gregors VII., heißt es: „Der Papst allein kann Bischöfe absetzen und auch wieder einsetzen" (3). „Nur er darf [...] neue Gemeinden gründen, ein reiches Bistum teilen und arme zu einem einzigen zusammenlegen" (7). „Der Papst kann Kaiser absetzen" (12), und „alle Fürsten haben die Füße des Papstes zu küssen" (9). „Über ihn besitzt niemand richterliche Gewalt" (19). Denn „die römische Kirche hat nie geirrt und wird nach dem Zeugnis der Heiligen Schrift auch in Ewigkeit nicht irren" (22).[67]

Den Gregorianern ging es um die „libertas ecclesiae", die Freiheit und Eigenständigkeit der Kirche und die Entheiligung des Reiches, die Entsakralisierung des Kaisertums. Aber ihr heißes, kämpferisches Denken und Handeln liefen Gefahr, den Anspruch des Papsttums zu verabsolutieren. Zur Bilanz der Gregorianischen Bewegung gehören ja nicht nur Canossa, der Investiturstreit und das Wormser Konkordat, sondern auch das Schisma mit der Ostkirche. Es war Humbert von Silva Candida, der im Juli 1054 die Bannbulle gegen den Patriarchen von Konstantinopel auf dem Altar der Hagia Sophia niederlegte.[68] Und ein anderer Gregorianer,

64 Ottonis episcopi Frisingensis Chronica sive Historia de duabus civitatibus, übersetzt von Adolf Schmidt, hg. von Walther Lammers. In: Buchner, Rudolf (Hg.): Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Darmstadt 1961. [= Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 1, XVI]. S. 493 (VI, 36).

65 Wipo, Gesta (wie Anm. 19), n. 3, S. 549f.

66 Humbert, Mönch in Moyenmoutier, 1050 durch Papst Leo IX. zum Kardinal-Bischof von Silva Candida berufen, war „der erste, der das Kernproblem des späteren Investiturstreites theoretisch voll erfasst und argumentativ dargestellt hat" (Schiefer, Rudolf: [Art.:] Humbert von Silvo Candida. In: LThK³. Bd. 5. Freiburg 1996. Sp. 330). Dazu: Laudage, Johannes: Priesterbild und Reformpapsttum im 11. Jahrhundert. Köln 1984. [= Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 22]. S. 169-184.

67 Zitiert nach: Gregor VII.: Leitsätze zur Kirchenpolitik (Dictatus papae) 1075. In: Mokrosch, Reinhold/Walz, Herbert (Hg.): Mittelalter. 3. Aufl. Neukirchen-Vluyn 1989. [= in: Kirchen- und Theologiegeschichte in Quellen 2]. S. 61f.

68 Bayer, Axel: Spaltung der Christenheit. Das sogenannte Morgenländische Schisma von 1054. Köln/Weimar/Wien 2002. S. 96-101.

der Mönchspapst Urban II., war es, der 1095 die Kreuzzüge initiiert hat mit ihren bis heute problematischen Auswirkungen auf das Verhältnis zur Ostkirche und zum Islam.[69]

Meinwerk war kein Gregorianer. Deren übersteigertes, primatzentriertes Denken gab es zu seiner Zeit noch nicht. Aber Meinwerk ist zweimal, sehr wahrscheinlich dreimal in Rom gewesen.[70] Und Rom, aber nicht Rom allein, nahm in seinem Kirchenbild bedeutenden Raum ein. Das sieht man beim Blick auf die Patrozinien seiner Kirchen. Die Patrone des Domes, Maria, Liborius und Kilian, waren ihm vorgegeben. Doch für das Kloster Abdinghof und das Stift Busdorf konnte er frei die Patrone wählen. Im Westen des Domes, bei Abdinghof, seiner ersten Stiftung und künftigen Grablege, entschied er sich für Petrus und Paulus, die Apostelfürsten, über deren Gräbern zwei der fünf Hauptkirchen Roms stehen. Für das Busdorfstift nahm er nochmals das Petrus-Patrozinium, hier aber in Verbindung mit Andreas, der nach Joh 1,41 Simon, seinen Bruder, zu Jesus geführt hatte und dessen Reliquien in der Apostelkirche zu Konstantinopel ruhten. So repräsentiert Abdinghof im Westen der Domburg Rom, Busdorf im Osten durch sein Patrozinium Konstantinopel und durch seine der Grabeskirche nachempfundene Architektur Jerusalem. Meinwerks Kirchenverständnis war den Patriarchaten der Alten Kirche verbunden; seine Bauten spiegeln den Horizont der Ökumene. Sein Ost und West verbindendes Denken, das er sicher auch seiner Prägung am Hof Ottos III. verdankte, ließ ihn den Altar in der Krypta der „Römischen" Abdinghofkirche Stephanus weihen, dem ersten Märtyrer und Wortführer der Hellenisten in Jerusalem,[71] und der Kirche im Osten, Busdorf, Petrus als ersten Patron voranstellen.

Die „per Grecos operarios" (Vita, cap. 152) errichtete Bartholomäuskapelle zeigt schon durch ihre Bauformen, dass Meinwerks Gesichtskreis über die lateinische Christenheit hinaus offen war. Bemerkenswert ist aber auch ihr Patrozinium. Vielleicht geht es auf seine frühe Begegnung mit Otto III. zurück. Der junge Kaiser hatte 998 die Kirche San Bartolomeo auf der Tiberinsel in Rom errichtet, mit aus Benevent geholten Reliquien des Apostels Bartholomäus ausgestattet und dem Andenken Adalberts von Prag gewidmet, zu dessen Grab in Gnesen er dann im Jahre

[69] Becker, Alfons: Papst Urban II., 2 Bde. Stuttgart 1964–1988. [= Schriften der Monumenta Germaniae Historica 19/1-2]. – Mayer, Hans Eberhard: Geschichte der Kreuzzüge. 10. Aufl. Stuttgart 2005.

[70] Meinwerk hat am Zug Heinrichs II. nach Rom zur Kaiserkrönung (1013/1014) und höchstwahrscheinlich am zweiten Italienzug desselben Herrschers (1021/22) sowie am Romzug Konrads II. zur Kaiserkrönung (1026/1027) teilgenommen. Es kam dabei zu persönlichen Begegnungen mit den Päpsten Benedikt VIII. (1012–1024) und Johannes XIX. (1024–1032).

[71] Stephanus wurde um die Jahrtausendwende besonders verehrt. Erzbischof Willigis weihte ihm 990 das Stift St. Stephan in Mainz, Heinrich II. 1007 ein gleichnamiges Stift in Bamberg.

1000 pilgerte.[72] Heute erinnert dort die Gemeinschaft Sant' Egidio mit „Reliquien" an die Märtyrer des 20. Jahrhunderts aus aller Welt.

Auch im Leben des heiligen Alexius, dem Meinwerk eine Kapelle am westlichen Tor der Domburg geweiht hat, verbinden sich Rom und der Osten. Alexius von Edessa in Syrien war seit 978 Mitpatron des Benediktinerklosters St. Bonifatius auf dem Aventin in Rom. Dort hatte Adalbert von Prag nach seinem Verzicht auf das Bischofsamt seit 989 drei Jahre gelebt, bevor er zu seinen Missionsreisen nach Böhmen, Polen und Preußen aufbrach. Papst Benedikt VIII. hat Meinwerk 1014 Reliquien des hl. Alexius aus Rom nach Paderborn mitgegeben.[73] Meinwerk begegnet uns in seinen Kirchbauten mithin als ein Mann der noch ungeteilten Christenheit, als ein Bischof der Ökumene.

Eher reichspolitisch ist zu deuten, dass Meinwerk 1021 zur Weihe der neuen Quedlinburger Stiftskirche, der letzten Ruhestätte des Stammvaters der Ottonen, König Heinrichs I., eine Reliquie des hl. Liborius aus Paderborn für den Altar im südlichen Querhaus mitgebracht hat.[74] Meinwerk war ein Bischof der Reichskirche, und Paderborn hatte in ihr nicht den geringsten Rang gerade dank seines Wirkens.

Unter Einsatz seines ererbten Vermögens schuf er die notwendigen materiellen Grundlagen für das liturgische und geistliche Wirken der Kirche in seinem Bistum. Er stellte an sich und andere hohe Ansprüche, legte Wert auf Bildung, Kultur und Schönheit. Die Ausstellung „Für Königtum und Himmelreich", die vom 23. Oktober 2009 bis zum 21. Februar 2010 im Paderborner Diözesanmuseum und in der Kaiserpfalz gezeigt wurde, hat die Inkulturationsfähigkeit der Reichskirche vor Augen geführt. Das Sakramentar Heinrichs II. in der Bayerischen Staatsbibliothek, das Evangeliar der Äbtissin Hidda von Meschede in der Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt, all die Antiphonarien, Hymnarien und anderen illuminierten Handschriften, die uns aus der Reichskirche überkommen sind, bringen auch Menschen der zweiten Jahrtausendwende zum Staunen. Ja, in Sammlungen wie dem Halberstädter Domschatz, dem Essener Münsterschatz und so vielen anderen Nachlässen der ottonisch-salischen Zeit schlummert eine evangelisierende Kraft, Zeugnis und Bekenntnis.

Dom Helder Camara, der vor 100 Jahren geborene und vor zehn Jahren verstorbene Erzbischof von Olinda und Recife, hat nicht nur einmal

72 Limburg, Hans J[osef]: [Art.:] Bartholomäus, Apostel. III. Verehrung. In: LThK³. Bd. 2. Freiburg 1994. Sp. 39f.

73 Berndt, Vita Meinwerci (wie Anm. 24), cap. 26, S. 104f., und cap. 151, S. 184f.

74 Popp, Christian: Das Haus der Heiligen. Kirchweihe und Kirchweihliturgie zur Zeit Meinwerks, in: Stiegemann/Kroker, Königtum (wie Anm. 15), S. 170-175.

gesagt: „Für viele Menschen ist unser Leben das einzige Evangelium, das sie lesen werden."[75] Dass im Leben Meinwerks das Evangelium auch als gute Nachricht für die Armen zu lesen war, belegen jene Kapitel seiner „Vita", die von seiner Sorge um die Hungernden und seinem Mitleid mit den Hörigen berichten. Christus war Mensch unter Menschen um der Menschen willen. Er steht für sie, um sie zu erlösen und zu befreien. Daher sagt die Pastoralkonstitution des II. Vatikanischen Konzils: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände."[76]

Meinwerk war kein Gegner des Laieneinflusses in der Kirche. Seinerseits nahm er als Bischof Einfluss in der Welt. Meinwerks Leben zeigt, dass politisches Handeln eine geistliche Herausforderung ist und sich geistliches Handeln der politischen Verantwortung nicht entziehen kann. Zwischen Kirche und Welt gibt es einen objektiven Zusammenhang. Die zentrale Kategorie, diesen theologisch zu beschreiben, ist nach dem II. Vatikanischen Konzil das Volk Gottes. Volk Gottes sind nicht die Laien im Unterschied zur Hierarchie; Volk Gottes ist die Kirche insgesamt. Sie besteht aus Laien und Hierarchie zusammen. Es gibt in ihr die Gemeinsamkeit der Gläubigen auf dem Fundament der Taufe vor aller Unterscheidung in Funktionen und Berufungen.[77] Diese sind der Gemeinsamkeit nachgeordnet und erfüllen darin ihren Dienst. Pastoral beschränkt sich nicht auf die Seelsorge der Priester an den Laien, sondern meint den Dienst der Gesamtkirche, das heißt: von Priestern *und* Laien, an den Menschen der Welt. Wer lehrt, muss hören können. Und der Hö-

[75] Goldstein, Horst: „Der Masse helfen, Volk zu werden." Hélder Câmara Pessoa (*1909), Erzbischof von Olinda und Recife (Brasilien). In: Meier, Johannes (Hg.): Die Armen zuerst. 12 Lebensbilder lateinamerikanischer Bischöfe. Mainz 1999. S. 45-65. – Marques, Luis Carlos Luz: Hélder Pessoa Camara – Bischof für die Welt. Concilium 45 (2009), S. 545-553.

[76] Rahner, Karl/Vorgrimler, Herbert (Hgg.): Kleines Konzilskompendium. Alle Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen des Zweiten Vaticanums in der bischöflich genehmigten Übersetzung. 6. Aufl. Freiburg 1969. [= Herder Bücherei 270-273] S. 423-532, hier S. 449.

[77] Klinger, Elmar: Der Glaube des Konzils. Ein dogmatischer Fortschritt. In: Klinger, Elmar/Wittstadt, Klaus (Hgg.): Glaube im Prozeß. Christsein nach dem II. Vaticanum. Festschrift für Karl Rahner. Freiburg 1984. S. 615-626. – Klinger, Elmar: Die Kirche der Basisgemeinden. Der Mensch als Prinzip der Ekklesiologie, in: Klinger, Elmar/Zerfaß, Rolf (Hgg.): Die Basisgemeinden: ein Schritt auf dem Weg zur Kirche des Konzils. Würzburg 1984. S. 43-58. – Klinger, Elmar: Das Volk Gottes auf dem Zweiten Vaticanum. Die Revolution in der Kirche. Jahrbuch für biblische Theologie 7 (1992), S. 305-319. – Klinger, Elmar: Kirche – die Praxis des Volkes Gottes, in: Fuchs, Gotthard/Lienkamp, Andreas (Hgg.), Visionen des Konzils. 30 Jahre Pastoralkonstitution „Die Kirche in der Welt von heute". Münster 1997. S. 73-83. – Klinger, Elmar: Hierarchische Ämter und Laienämter. Das ekklesiologische Programm des Zweiten Vaticanums. In: Garhammer, Erich (Hg.): Ecclesia semper reformanda. Kirchenreform als bleibende Aufgabe. Würzburg 2006. S. 169-186.

rende muss die Befähigung erhalten, eines Tages Lehrer zu sein. Die Kirche steht nicht über der Menschheit, sondern gehört zu ihr. Sie ist Teil des Ganzen und leistet in ihm ihren Dienst. Die Menschheit hat eine übernatürliche Bestimmung, nämlich: Volk Gottes zu sein. Meinwerk hat das gewusst und dafür gelebt.

Josef Mense

Ein biblisches Bildprogramm an der Domkirche zu Paderborn

An der Südwand des östlichen Querarms des Paderborner Doms, dem Marktplatz zugewandt, findet sich – in zwei Sequenzen gegliedert – ein ausdrucksstarkes gotisches Relief, das an diesem Ort nicht seinen ursprünglichen Platz hat und noch einige Rätsel aufgibt. Dargestellt sind sechs Szenen aus dem Leben Jesu, im Register darunter die törichten und die klugen Jungfrauen, oberhalb ein Fries von Darstellungen aus Tierfabeln, der die Thematik von Gut und Böse anhand von Tugenden und Lastern vor Augen führt.

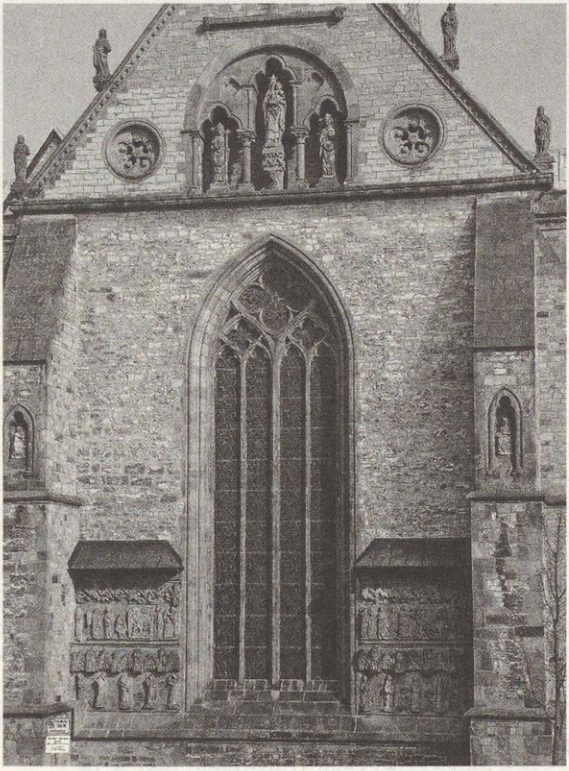


Abb. 1: Bibelrelief am Paderborner Dom (um 1275)
(Foto: Josef Mense)

Das Relief wird aus stilkritischen Überlegungen auf die Zeit um 1270 bis 1280 angesetzt. Nach wie vor ist nicht geklärt, wo es ursprünglich angebracht war, ob es Teil der umfangreichen Chorschrankenanlage gewesen ist, die ab etwa 1270 als Abschluss des Dombaus entstand, im Zuge der Barockisierung der Kirche 1652 jedoch abgetragen worden ist, oder zu einer Portalanlage gehörte.[1] Eine Brautpforte kann indes, wie früher vermutet wurde,[2] an dieser Giebelwand nicht bestanden haben.[3] Dagegen spricht nicht nur die Tatsache, dass sich dort keinerlei Spuren einer früheren Pforte nachweisen lassen, sondern auch, dass es sich bei dem Gesamt-Relief offenkundig um Einzelblöcke handelt, die an diese Stelle versetzt, in einigen Details jedoch „etwas ungeordnet angebracht" wurden.[4]

Der vorliegende Beitrag versteht sich nicht als kunstwissenschaftliche Untersuchung, sondern ist eine theologische Interpretation des biblischen Bildarrangements. Sie beruht auf der Annahme, dass, ungeachtet etwaiger Fragen, die die handwerkliche Qualität betreffen, hinter dem Kunstwerk als Ganzem ein spiritueller Gehalt steht, der sich einer geschlossenen theologischen Konzeption verdankt. Dabei stützt sich der Verfasser auf ikonografische Vergleiche, um auf diese Weise die Darstellungen genauer profilieren zu können. Ein Bemühen um Nachweise ideengeschichtlicher oder formaler Abhängigkeiten wird damit nicht verbunden. Schwerpunkte der Untersuchung sind die jeweils zentralen Bilder der beiden Sequenzen, die Versuchung in der Wüste und die Geburt Jesu. Die Erschließung geht zunächst von der manifesten Erscheinung des Gegenstandes aus. Am Ende wird sich zeigen, dass die Ergebnisse auch auf einige der offenen Fragen ein Licht werfen können.

1 Vgl. Bauer, Heinz/Hohmann, Friedrich Gerhard: Der Dom zu Paderborn, 4., neubearbeitete Aufl., Paderborn 1987, S. 49.66.170ff.; vgl. Börste, Norbert: Der mittelalterliche Lettner des Paderborner Domes, in: Felix Paderae Civitas. Der heilige Liborius 836–1986, Paderborn 1986, S. 292-312. – Börste referiert den Forschungsstand, das heißt, die Argumente, die für und wider eine Zugehörigkeit zum Lettner bzw. zu einem angenommenen Portal sprechen, stellt eine Rekonstruktion des Lettners aufgrund von schriftlichen Quellen und Spolienfunden vor und kommt zu dem Ergebnis, dass die Bibelreliefs an dessen Schauseite keinen Platz gehabt haben können.

2 Vgl. Fuchs, Alois: Paderborn, München o. J. [1965], [= Westfälische Kunst], S. 29.

3 Vgl. Lobbedey, Uwe: Der Dom zu Paderborn, 4. Aufl., Münster 1994 [= Westfälische Kunststätten 33], S. 26; vgl. auch Schmitz, K[arl] J[osef]: Dom zu Paderborn. Führer durch den Paderborner Dom, [Paderborn] 1982, S. 18.

4 Bauer/Hohmann (wie Anm. 1), S. 176. – Damit sind konkret zwei Solitärfiguren gemeint, die beim Umsetzen der Reliefs zunächst übrigblieben und nachträglich links und rechts an den Stützmauern angebracht wurden, links der hl. Joseph (?) aus der Darbringungsszene und rechts unten ein König.

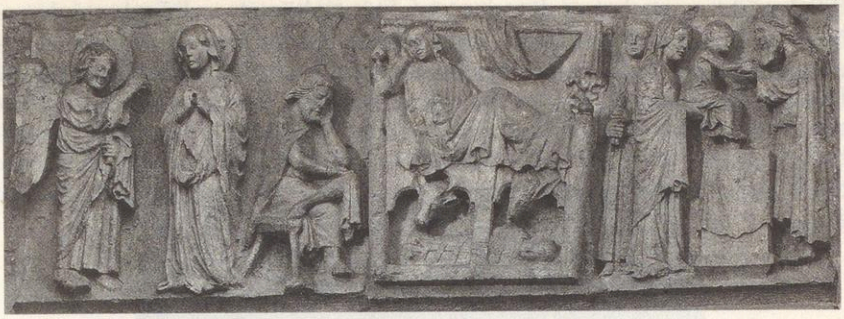


Abb. 2: Bibel-Relief, erste Sequenz
(Foto: Josef Mense)

Abb. 3: Bibel-Relief, zweite Sequenz
(Foto: Josef Mense)

Die biblische Bilderreihe begegnet auf den ersten Blick als eine knapp gefasste narrative Folge von Szenen des Lebens Jesu: Verkündigung an Maria, Geburt im Stall, Darbringung im Tempel, dann Taufe im Jordan, Versuchung in der Wüste, Jesu Einzug in Jerusalem. Dabei fällt auf, dass – bei dem begrenzten Programm – der Kindheitsgeschichte ein überraschend starkes Gewicht gegeben wird. Der Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu im Anschluss daran ist mit zwei Bildern hervorgehoben, während sein Wirken in Wort und Tat, seine Predigten, Auseinandersetzungen, Heilungen, „Zeichen" nicht vorkommen. Auch die Passion wird nur noch angedeutet mit dem Einzug in Jerusalem. Damit ist offenkundig, dass dieses Bildprogramm ganz anders angelegt ist als etwa der ottonische Fries der „Machttaten" Jesu in der Reichenauer St. Georgs-Kirche (um 1000)[5] oder auf der anderen Seite die spätmittelalterlichen

[5] Vgl. Erdmann, Wolfgang: Die Reichenau im Bodensee. Geschichte und Kunst, 10. Aufl., Königstein 1993, S. 29ff.

Bibelerzählungen beispielsweise auf Flügelaltären und Fastentüchern.[6] Mit illustrativer Erzählfreude hat unser Bildprogramm nichts zu tun, ebensowenig mit einer unmittelbar appellativen Didaktik. Bei näherem Hinschauen kommt auch in den Blick, dass bei der Szene in der Wüste ein kräftiger Baum ins Bild gesetzt worden ist, der an diesem Ort unrealistisch wirkt, und dass Jesus auf einem mit Pflanzen bewachsenen Felsblock sitzt, als throne er dort. Das kann keine einfache Bibel-Illustration sein.

Abb. 4: Versuchung Jesu
Relief am Dom, Paderborn (um 1275)
(Foto: Josef Mense)

6 Vgl. Sörries, Rainer: Die alpenländischen Fastentücher. Vergessene Zeugnisse volkstümlicher Frömmigkeit, Klagenfurt 1988. – Vgl. unter anderem Hoffmann, Godehard: Der spätgotische Flügelaltar in der Petrikirche in Dortmund. Ein Antwerpener Meisterwerk aus den Zeiten vor der Reformation, in: Beiträge zur Geschichte Dortmunds und der Grafschaft Mark 91 (2000), S. 11-60. – Vgl. Hintzenstern, Herbert von: Evangelienbilder. Farbiger Abglanz. 22 Bilder aus dem Gothaer Tafelaltar des Heinrich Füllmaurer, 3., geänderte Aufl., Weimar/Jena 1994.

Es überrascht, dass dieses biblische Motiv überhaupt hier vorkommt, gehört die Versuchung doch zu den eher seltenen Darstellungen.[7] Um 800 tritt das Motiv erstmals im Book of Kells auf. Beachtenswert ist im vorliegenden Zusammenhang eine karolingische Elfenbeintafel aus der Metzer Palastschule (um 850).[8]

Abb. 5: Versuchung Jesu,
Elfenbeintafel aus der Metzer Palastschule (um 850)
(aus: Schiller [wie Anm. 7], S. 403, Tafel 391)

7 Vgl. Schiller, Gertrud: Ikonographie der christlichen Kunst. Bd. 1, 2. Aufl., Gütersloh 1969, S. 153; vgl. Mense, Josef: Die Versuchung Jesu. Matthäus 4,1-11, in: Miller, Gabriele/Niehl, Franz W[endel]: Von Babel bis Emmaus, München 1993, S. 29-48.

8 Vgl. Schiller (wie Anm. 7), S. 154 und S. 403, Tafel 391; vgl. Goldschmidt, Adolph: Die Elfenbeinskulpturen aus der Zeit der Karolingischen und Sächsischen Kaiser. VIII.-XI. Jahrhundert, bearbeitet von Adolph Goldschmidt unter Mitwirkung von P. G. Hübner und O. Homburger. 1. Bd., Berlin 1969, Abb. 75, Tafel XXXI.

Sie zeigt die erste der drei Versuchungen in antikisierender Form: Jesus und der Satan befinden sich wie Philosophen in einem Dialog. Zwischen ihnen erhebt sich ein prächtiger Baum, der so ausgeführt ist, „dass er kaum bloße Dekoration sein dürfte."[9] Es liegt nahe, darin eine Zitation des Sündenfalls im Paradies zu sehen – als symbolische Parallelisierung von Christus und Adam. Diese Idee ist später auf unterschiedlichste Weise aufgenommen worden. Von besonderem Interesse sind hier die burgundischen Kapitelle von Autun (um 1130) sowie vor allem von Saulieu (um 1150).[10]

Abb. 6: Versuchung Jesu
Kapitell in Saint-Andoche, Saulieu (um 1150)
(aus: Tetzlaff [wie Anm. 10], Abb. 85)

9 Schiller (wie Anm. 7), S. 154.

10 Vgl. Tetzlaff, Ingeborg: Romanische Kapitelle in Frankreich. Löwe und Schlange, Sirene und Engel, Köln 2. Aufl. 1977, Abb. 85.

Der Satan ist inzwischen zu einem furchterregenden Monster geworden, und er reicht mit verkrampften Fingern einen Stein über den Baum hinweg Jesus zu. Der sitzt in gelassener Ruhe auf dem Ast eines anderen Baums, seine linke Hand liegt auf der Schrift, die rechte hat er dem Teufel entgegengestreckt, nicht gebieterisch, sondern offen, als wolle er ihn zur Erkenntnis der Wahrheit einladen. Der Engel hinter ihm deutet bereits auf das siegreiche Ende hin (Mk 1,13 par). Auf der anderen Seite verkörpert die Schlange zwischen den Beinen des Teufels den unüberbrückbaren Gegensatz der Kontrahenten und bestärkt darüber hinaus den typologischen Charakter der Szenerie, das heißt, die Erinnerung an die Versuchung im Paradies.

Die Paderborner Darstellung erscheint im Vergleich damit etwas vereinfacht, aber doch in grundsätzlichen Punkten ähnlich, wenngleich in der Anordnung der Figuren gespiegelt. Der Teufel reicht von rechts über den Baum hinweg einen Stein. Jesus sitzt ihm gegenüber, hier aber auf einem Berg und deutlich erhöht.[11] In der einen Hand hält er die Schrift. Die andere Hand (beschädigt) hat er erhoben, nicht einladend, sondern eher abwehrend und zum Himmel weisend. In seiner annähernd frontalen Sitzposition spricht Christus, mit freundlichem Lächeln und zugeneigtem Kopf, nicht mehr nur zum Satan, sondern zu den Betrachtern – wie der Lehrer der „Berg-Predigt". Die zum Teil sehr exakt gearbeiteten vegetabilen Elemente zu seinen Füßen scheinen auf einen locus amoenus hinzudeuten: den „Paradiesgarten", die neutestamentliche Bergpredigt, aber auch auf den Kolosser-Hymnus: „Er ist das Bild Gottes, des Unsichtbaren, der Erstgeborene aller Schöpfung. – Alles ist durch ihn und auf ihn hin erschaffen." (Kol 1,15ff.) Als Pflanzen sind identifizierbar der Klee als bekanntes vegetabiles Trinitäts-Symbol sowie der Wein mit seiner biblischen David- und Christus-Symbolik sowie der Beifuß als Heilkraut.[12] Im Zentrum befindet sich, etwas aus dem Rahmen fallend und dadurch besonders betont, ein kleiner Baum mit zwei Ästen, von denen einer gekappt ist. Er lässt an Jesu Worte denken: „Erntet man Trauben von Dornbüschen oder Feigen von Disteln? Der gute Baum bringt gute Früchte, der schlechte Baum bringt schlechte Früchte. – Jeder Baum, der nicht gute Früchte bringt, wird abgehauen [...]" (Mt 7,16ff.) – ein Gerichtswort am Schluss der Bergpredigt.

Unabweisbar bieten sich Vergleiche mit Bildern an, die Christus als den nach Auferstehung und Himmelfahrt „erhöhten Herrn" darstellen,

[11] Diese Haltung hat eine relative Nähe zu den beiden Varianten auf den Bronzetüren des Bonanus von Pisa (1186) in Pisa und insbesondere in Monreale, vgl. Leisinger, Hermann: Romanische Bronzen. Kirchentüren im mittelalterlichen Europa, Zürich 1956, Tafel 88; vgl. Lexikon der Christlichen Ikonographie (LCI) 4 (1972/1990), S. 448.

[12] Vgl. Roth, Hermann Josef: Die Pflanzen in der Bauplastik des Altenberger Domes. Ein Beitrag zur Kunstgeschichte und zur mittelalterlichen Botanik, mit einem Vorwort von H. F. Linskens, Bergisch Gladbach 1976, S. 115, Abb. 28 B.

in der Form der Majestas, beispielsweise auf einem Kapitell in Hildesheim (um 1180), oder des Pantokrator, beispielsweise in einem Apsis-Medaillon der romanischen Dorfkirche von Fröndenberg-Bausenhagen (aus dem Ausgang des 12. Jahrhunderts). Doch diese damals verbreiteten Motive sind weitgehend geprägt von einer distanzierenden „Würde" und formelhaften Steifheit. Daran gemessen wird die unmittelbare Lebendigkeit und Menschlichkeit der Paderborner Skulptur erkennbar.

Abb. 7: Majestas
Kapitell in St. Michael, Hildesheim (um 1180)
(Foto: Josef Mense)

Abb. 8: Pantokrator
Fresko in Bausenhagen (um 1190)
(Foto: Josef Mense)

Die Konfrontation zwischen Gut und Böse ist vom biblischen Text her grundgelegt, aber erstaunlicherweise wird der Gegensatz hier nicht dualistisch inszeniert wie in vielen anderen Versuchungsdarstellungen.[13] Das lässt sich, ergänzend zum Kolosserbrief, vom 2. Korintherbrief des Paulus her verstehen. Darin wird dem Teufel als „Gott der Welt" die Macht

[13] Zum Beispiel Holzdecke in Zillis (um 1110), vgl. Blanke, Huldrych: Zillis. Evangelium in Bildern, Zürich/Eschbach 1994, S. 93f.; zum Beispiel Kapitell in Plaimpied (2. Hälfte des 12. Jahrhunderts), vgl. Rupprecht, Bernhard: Romanische Skulpturen in Frankreich, München 1975, Abb. 207; zum Beispiel Brandenburger Evangelistar (Ausgang des 13. Jahrhunderts), vgl. St. Benno-Verlag (Hg.): Brandenburger Evangelistar, Leipzig 1961, S. 15.

zugestanden, den Menschen zu blenden, aber Gott, der zu Beginn der Schöpfung „Licht aus der Finsternis erstrahlen" ließ, hat dem Menschen das Licht der Erkenntnis in das Herz gegeben, damit er „auf dem Antlitz Christi die Herrlichkeit Gottes aufleuchten" sehe (2 Kor 4,4-6). Am Anfang des 13. Jahrhunderts hatte das Vierte Laterankonzil (1215) auf der einen Seite die reale Existenz des Satans bestätigt, was die Angst vor dämonischen Mächten und als Folge davon entsprechende Darstellungen beförderte, es stellte aber klar, dass diese Mächte Geschöpfe Gottes und als solche vom Ursprung her, wie die gesamte Schöpfung, gut geschaffen seien; ihr Böse-Sein sei aus eigenem Antrieb, das heißt aus freiem Willen, erfolgt. Es ist denkbar, dass diese Lehre in dem Paderborner Versuchungsrelief bildlich dargestellt werden sollte.[14] Erinnert werden darf darüber hinaus an das Exsultet der Osternacht, das seit dem 12. Jahrhundert bereits im liturgischen Gebrauch war. Es besingt die „felix culpa" und sogar die „Notwendigkeit" der Schuld Adams.

Der Teufel seinerseits ist mit zwei deutlich markierten Brüsten ausgestattet, die man als weiblich ansehen kann.[15] Dazu passt in diesem Relief seine Stellung auf der rechten Seite, die in vorgängigen Darstellungen des paradiesischen Sündenfalls fest etabliert ist. Berühmte Beispiele sind die beiden Hildesheimer Bildwerke, die Holzdecke der Michaelskirche (um 1230)[16] und der Bronzeguss der Bernwardtür (um 1015), der die aktive Rolle Evas als dämonische Verführerin und auch schon die Sexualität betont.[17]

14 „Diabolus enim et alii daemones a Deo quidem natura creati sunt boni, sed ipsi per se facti sunt ali." Denzinger, Heinrich: Kompendium der Glaubensbekenntnisse und kirchlichen Lehrentscheidungen. Verbessert, erweitert, ins Deutsche übertragen und unter Mitarbeit von Helmut Hoping herausgegeben von Peter Hünermann. 40. Auflage. Freiburg (Breisgau) [u.a.] 2005. Nr. 800.

15 Ausgeprägt runde Brüste hat der Teufel in zwei Versuchungsszenen eines Freiburger Psalteriums aus der 1. Hälfte des 13. Jahrhunderts; s. Universitätsbibliothek Freiburg (Breisgau) Hs. 24. – In späterer Zeit begegnet das häufiger.

16 Vgl. Karpa, Oskar: Die Kirche St. Michaelis zu Hildesheim, bearbeitet von Johannes Sommer, 3. Aufl., Hildesheim 1979.

17 Vgl. Adamski, H[einz] J[osef]: Bernwardstür am Dom zu Hildesheim, 2. Aufl., Hildesheim 1985, S. 13; vgl. Butzkamm, Aloys: Ein Tor zum Paradies. Kunst und Theologie auf der Bronzetür des Hildesheimer Doms, Paderborn 2004, S. 45. – In systematischer Form ist diese Typologie in der damals entstehenden Biblia Pauperum dargestellt worden, vgl. Biblia Pauperum. Die Vierzigblättrige Armenbibel in der Bibliothek der Erzdiözese Esztergom [Faksimile], Berlin/Budapest 1967.

Abb. 9: Sündenfall
Holzdecke in St. Michael, Hildesheim (um 1230)
(Foto: Josef Mense)

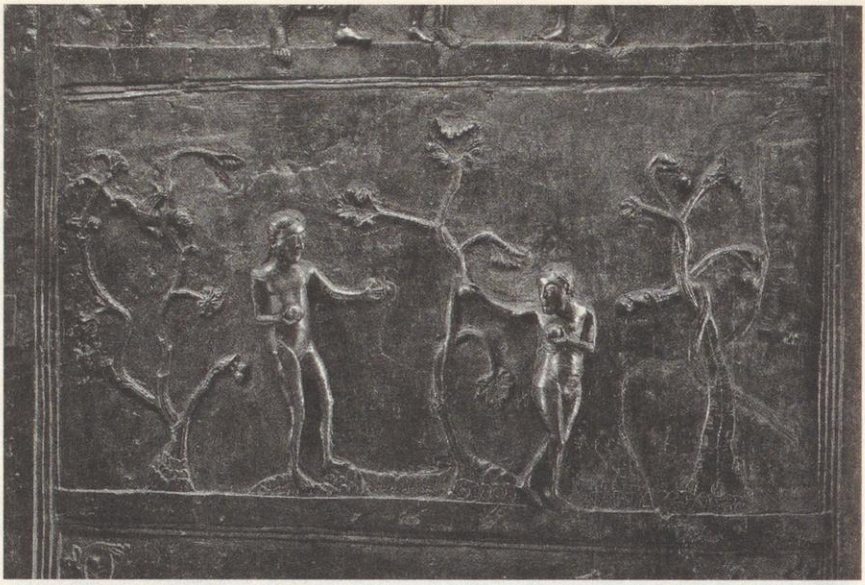


Abb. 10: Sündenfall. Dom-Museum Hildesheim
(Mit freundlicher Genehmigung des Dom-Museums Hildesheim)

Nicht von ungefähr dürfte er auch den Zeigefinger seiner linken Hand, mit dem er auf weitere, am Boden liegende Steine weist, auf seine Scham gelegt haben. In dieser Figuration des Bösen spiegelt sich eine theologische Entwicklung fortschreitender Verdächtigung der Sexualität, der Sexualisierung von Moral und Sündenbewusstsein bis hin zur Verteufelung der Frau.[18]

Aufs Ganze gesehen ist festzustellen, dass in dieser Versuchungsdarstellung sozusagen drei „Folien" übereinander gelegt wurden, die einen weiten heilsgeschichtlichen Bogen spannen vom Beginn der Menschheit bis zur Wiederkunft Christi. Eine bewusste Planung und geschickte Gestaltung lässt den „erhöhten Herrn" dabei auch als unmittelbar gegenwärtig erleben.

Die beiden flankierenden Bilder, Taufe Jesu und Einzug in Jerusalem, sind weitgehend konventionell entworfen und bedürfen keiner Einzelinterpretation. Ähnlich verhält es sich auch bei der ersten Bild-Sequenz: Die mittlere Szene sticht durch Konzeption und Gestaltung auffällig hervor und fordert eine eingehendere Interpretation.

[18] Vgl. Angenendt, Arnold: Geschichte der Religiosität im Mittelalter, 3. Auflage, Darmstadt 2005, S. 261ff. – Vgl. auch Metternich, Wolfgang: Teufel, Geister und Dämonen. Das Unheimliche in der Kunst des Mittelalters, Darmstadt 2011, S. 97f.

Abb. 11: Geburt Jesu
Relief am Dom, Paderborn (um 1275)
(Foto: Josef Mense)

Jenseits des ersten, vielleicht idyllischen Eindrucks wird bei näherer Betrachtung erkennbar, welche eigenwillig befremdliche Inszenierung hier vorliegt. Josef, Maria und das Kind, alle drei scheinen ohne Beziehung zueinander im Raum verteilt zu sein und zu schlafen. Ochs und Esel wachen und wärmen das Kind mit ihrem Atem. Und krasser könnte Distanz kaum zum Ausdruck gebracht werden als hier mit dem räumlichen Abstand zwischen Mutter und Kind: Ihre Körper liegen in Gegenrichtung im unteren und oberen Bereich des Bildes, getrennt durch die Krippenarchitektur mit den beiden Tieren, die Köpfe diagonal gegenüber, nicht einmal Blickkontakt ist vorhanden. Noch deutlicher wird dieser Eindruck, wenn man zum Vergleich das berühmte Lettner-Fragment aus Chartres (um 1230) heranzieht.[19] In beiden Darstellungen wird Maria auf einer Liege *oberhalb* der Krippe ruhend gezeigt, ein ausgesprochen seltener Bildtyp. Sie ist erschöpft von den Anstrengungen der Geburt

[19] Vgl. Simson, Otto von (Hg.): Propyläen Kunstgeschichte. Bd. 6. Das Hohe Mittelalter, Berlin 1972, S. 113 (Legende zu Bildtafel 61).

und hat die Hand unter den Kopf gelegt. Aber im Gegensatz zum Paderborner Relief wendet sie sich voll zärtlicher Aufmerksamkeit dem Kind zu – ein anmutiges Bild der mütterlichen Liebe. Der besorgte Joseph (nur fragmentarisch erhalten) reicht in tätiger Zuneigung ein Tuch. Auch eine Pariser Skulptur, die in Paderborn bekannt gewesen sein könnte und Maria in einer unbeteiligteren Haltung zeigt, hat nicht diese exzentrische Schroffheit.[20]

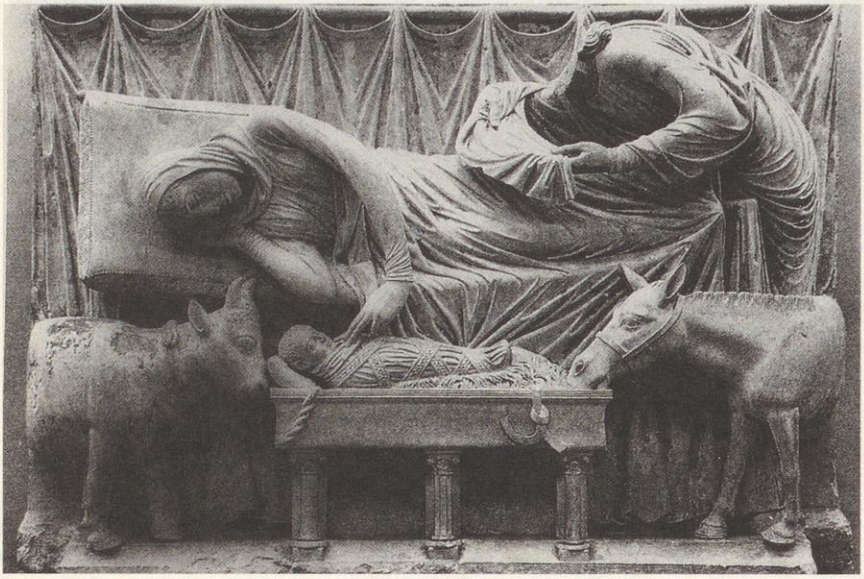


Abb. 12: Geburt Jesu
Relief vom ehemaligen Lettner, Chartres (um 1230)
(Foto: Jean Tessier, 1965)

[20] Notre-Dame, Tympanon des nördlichen Querhausportals, vgl. Kurmann, Peter: Deutsche Skulptur des 13. Jahrhunderts. Zur Frage nach den Voraussetzungen in Frankreich, in: Alte und neue Kunst 26/27 (1978/1979), S. 82. – Auf die Lage des Kindes wird dort jedoch nicht eingegangen.

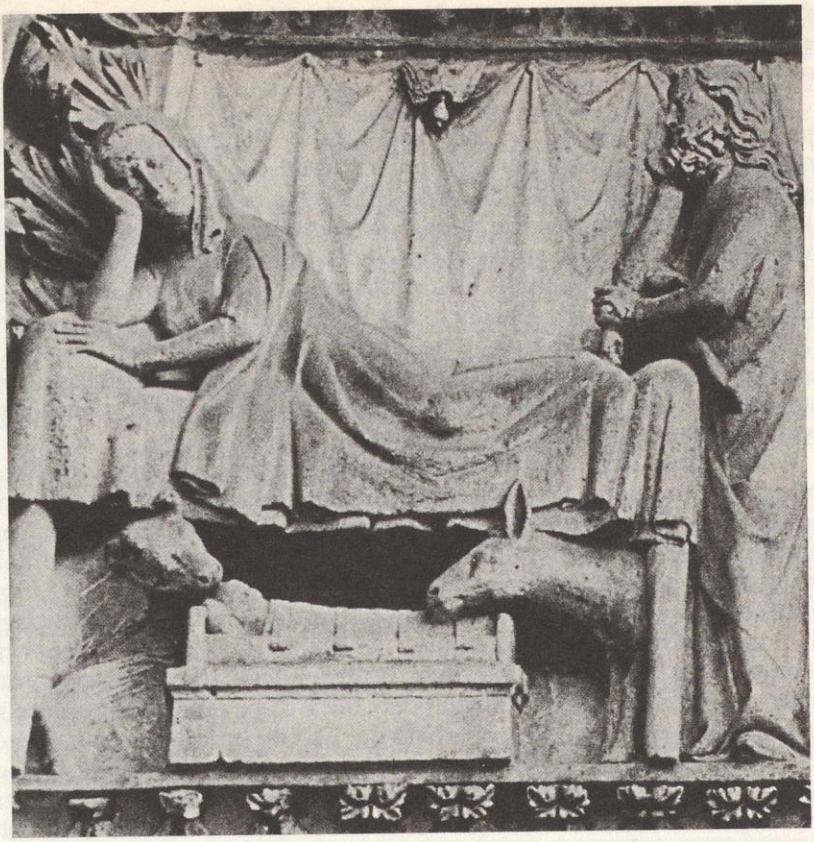


Abb. 13: Geburt Jesu
Tympanon-Relief an Notre-Dame, Paris (um 1250)
(aus: Kurmann [wie Anm. 20], S. 82)

Auf dem Paderborner Bild befindet sich Joseph ganz außerhalb des Geschehens; der Stall erscheint wie ein geschlossener Kasten, ein „heiliger Bereich", zu dem er keinen Zugang hat. Dass er nicht als Tätiger, sondern als „Träumender" dargestellt wird, ist an sich ein traditioneller Topos: Er hat ja im Traum die lebens- und überlebenswichtigen Botschaften empfangen. Als Gegengewicht zu seiner isolierten und scheinbar unbedeutenden Stellung hat der Bildhauer der Profilierung seines Gesichts besondere Sorgfalt gewidmet. Seine entspannt lächelnde Schönheit soll das Innere spiegeln, denn Joseph wird in der Bibel „gerecht" genannt (Mt 1,19). Er hatte das Kind, das nicht von ihm stammte, angenommen und die Mutter nicht verstoßen – eine nicht selbstverständliche Entscheidung. Seine rechte Hand ist ausgestreckt und nach oben hin geöffnet,

sein „Schlaf" ist mithin kein Zeichen der Erschlaffung, sondern der Versenkung: Heraustreten aus den Beliebigkeiten der Welt und Hören auf Gottes Weisung.

Aber die Gottes-Mutter als Rabenmutter? Das eben besprochene Relief der Versuchung Jesu ist eine Paderborner Eigenleistung, sicher beeinflusst durch französische oder auch italienische Vor-Bilder, aber mit keinem wirklich identisch.[21] Es wirkt wie nach einer wohlüberlegten Idee und Entscheidung zusammengesetzt aus verschiedenen Elementen. Wir dürfen annehmen, dass auch bei der Stallszene nicht willkürlich gehandelt worden ist. Das Gesicht der Maria (etwas beschädigt), der Faltenwurf des Gewandes, die Draperie, die Köpfe der Tiere, das alles ist mit Feinsinn gearbeitet und weicht, bei struktureller Ähnlichkeit, doch von den möglichen Vor-Bildern in Chartres und Paris ab. Das trifft insbesondere für die Lage des Kindes zu. Umso mehr ist eine planvoll vorgenommene Eigengestaltung zu vermuten.[22]

Warum aber dann diese erschreckende Distanz? Sicherlich zunächst einmal, um auszudrücken, dass Marias Sohn nicht ihr Eigentum ist und dass er Wege gehen wird, die sie nicht versteht (vgl. Mk 3,21.31ff.). Dasselbe hatte der Künstler von Chartres mit anderen symbolischen Mitteln formuliert, indem er die Krippe als Opferaltar gestaltete und das Kind kreuzweise gewickelt sein ließ. Dazu ist aber das Kind hier eigentlich zu sehr – ganz wörtlich – untergeordnet, die Mutter zu sehr hervorgehoben. Gerade vor dem Hintergrund, dass in den meisten Darstellungen der Geburt Jesu im 12. und 13. Jahrhundert die Krippe geradezu vorgezeigt wird, durch ihre Platzierung oberhalb der Mutter oder – wie in Chartres – durch die Stilisierung als Altar, so dass darin die wachsende Bedeutung der Sakramentenlehre im hohen Mittelalter zu erkennen ist,[23] erscheint das Paderborner Relief als bemerkenswert abweichend. Vielleicht ist es auch so, dass der Erschöpfung der Mutter ein gewisses Eigenrecht gegeben werden soll, losgelöst von aller Sorge. Darin wirkt das Bild ge-

[21] Der Verfasser hat sich mit diesem Motiv über einen langen Zeitraum hin befasst und alle erreichbaren Abbildungen vorliegen, von denen keine dem Paderborner Bild gleicht.

[22] Simson, Otto von: Deutsche Plastik, in: Simson (wie Anm. 19), S. 225: „Für die deutschen Bildhauer und Baumeister waren Chartres, Laon, Reims und Paris klassische Vorbilder. Dennoch sind diese Vorbilder niemals nachgeahmt worden. Im Gegenteil, im Vergleich mit ihnen tritt die Eigenart der deutschen Schöpfungen mit überraschender Klarheit hervor." Diese Einsicht wird eindrucksvoll bestätigt durch die Untersuchungen von Peter Kurmann (wie Anm. 20). Er vergleicht im Detail die Paderborner Geburtsszene mit derjenigen des Tympanons am nördlichen Querhausportal von Paris, Notre-Dame, und kommt zu dem Ergebnis, dass sie „erstaunlich ähnlich" sind (S. 81); der Beweis einer direkten Vorlage sei damit aber nicht zu erbringen, im Gegenteil, die Paderborner Figuren stünden „auf einer entwicklungsgeschichtlich älteren Stufe" und seien „nicht mit Paris direkt verwandt" (S. 85).

[23] Schiller (wie Anm. 7), S. 81.

wissermaßen schon modern, auch wenn dieser Topos der Sorglosigkeit in der byzantinischen Kunst in etwa bereits vorgebildet ist. Aber genau besehen, zeigt sich in dem schönen Gesicht der Maria gar keine Erschöpfung, sondern ein Augenblick gegenwärtigen Glücks, als könne sie beruhigt den beiden Tieren als ihren „Schutzengeln" vertrauen. Und noch einmal genauer betrachtet: Maria hat nicht einmal die Augen geschlossen. Sie schaut lächelnd aus dem Bild heraus. Der Schluss liegt nahe anzunehmen, dass sie als Frau, eben nicht nur als Mutter, in besonderer Weise „erhöht" sein soll. Denn gleichzeitig ist ihr Kind bis zum Äußersten „erniedrigt", und zwar auf denkbar drastische Weise – vielleicht als anschauliche Bilddidaktik? „Es gibt nämlich Menschen," sagt der heilige Bernhard, „für die Christus noch nicht geboren ist [...] Wie könnte denn die Erniedrigung dessen wirksam sein, *der Gott gleich war, aber nicht daran festhielt, wie Gott zu sein, sondern sich entäußerte und wie ein Sklave wurde* (Phil 2,6f.), wie könnte, sage ich, die Erniedrigung Gottes in einem stolzen Menschen wirksam sein?"[24]

Zu klären bleibt, ob die beiden besprochenen Szenen im Rahmen der gesamten Bilderfolge eine Beziehung zueinander haben. Der Schlüssel zum Verständnis des Ganzen ergibt sich aus seiner theologischen Struktur. Setzt man die beiden Dreier-Sequenzen untereinander,[25] so ergeben sich aufschlussreiche Korrelationen:

Verkündigung = Eintritt ins Leben (leibliche Zeugung)	**Geburt**	**Darbringung** = erster Eintritt in den Tempel
Taufe = Eintritt ins öffentliche Leben (spirituelle Zeugung)	**Versuchung**	**Einzug in Jerusalem** = letzter Eintritt in den Tempel

Die beiden ersten Bilder entsprechen sich in dem Akt der „Zeugung". Die Verkündigung an Maria gilt seit alters als Moment der Inkarnation, oft verbildlicht in einem Lichtstrahl, der aus dem Himmel kommt und

[24] Winkler, Gerhard (Hg.): Bernhard von Clairvaux. Sämtliche Werke, lateinisch-deutsch. Bd. VIII, Innsbruck 1997, S. 291.

[25] Vgl. Bauer, Heinz/Hohmann, Friedrich Gerhard: Der Dom zu Paderborn, 2. Aufl., Paderborn 1969, Tafel 61/62.

sich auf den Kopf Mariens senkt.[26] Als Schöpferkraft ist bei Lukas der „Heilige Geist" angeführt, weshalb auch das Kind „Sohn Gottes" genannt werde (Lk 1,35). Die Paderborner Darstellung ist sehr schlicht gehalten, die beiden Figuren stehen sich statisch gegenüber, keineswegs in einer bewegten disputatio.[27] Der Engel, in der Linken eine Schriftrolle haltend, hat die rechte Hand „sprechend" erhoben, Maria nimmt die Botschaft demütig auf, aber sie antwortet ihm nicht, sie hat sich dem Betrachter zugewandt. – Parallel dazu: Die Taufe wird im Allgemeinen als geistliche Zeugung angesehen. Jesus wird durch die „Stimme vom Himmel" (Lk 3,22) öffentlich zum „Sohn" proklamiert, der Heilige Geist in Gestalt einer Taube ist als sichtbares Zeichen auch im Paderborner Relief dargestellt.

Die jeweils dritten Bilder entsprechen sich in der Tempel-Thematik, aber auch in theologischen Grundzügen. Bei der Darbringung wird dem Kind der Name „Jesus" gegeben, hebräisch Jeschua, das heißt „Jahwe rettet". Beim Einzug in Jerusalem rufen die Menschen ihm zu: „Hoschannah", das heißt „Rette doch!" (Mt 21,9 par). Bei seinem ersten Tempelaufenthalt wird Jesus von Simeon als „Messias" begrüßt, zugleich wird bereits auf seinen Tod hingedeutet. Die Einzug-Perikopen zitieren messianische Texte aus Jesaja, Sacharja und dem Psalm 118 und proklamieren so Jesus zum Messias. Es folgt die Passion.

Wenn die flankierenden Szenen so eindeutig miteinander korrespondieren, müssen auch die beiden zentralen Bilder aufeinander bezogen sein. Das wird anschaulich, sobald man die Leserichtung der Bilderfolge ändert, von rechts nach links. Der Versuchungsszene ist, wie oben dargelegt, die Folie des Sündenfalls der Stammeltern hinterlegt worden, und zwar mit dem offensichtlichen Ziel, den Teufel mit Eva zu identifizieren. Von daher ist unabweisbar, dass Christus als „Adam" erscheint, als der zweite Adam, der durch „Gehorsam" die Vielen „gerecht gemacht" hat (Röm 5,19). Wie nun Christus der neue Adam geworden ist, so Maria die neue Eva.[28] Als Folge der mariologisch-mystischen Predigten Bernhards

[26] LCI, Bd. 4 (wie Anm. 11), S. 430.

[27] Vgl. den Kindheit-Jesu-Zyklus auf der Domtür von Treviso (um 1225), der ebenfalls das hohe Marienlager enthält (mit einer Maria, die sich dem Kind zuwendet) und eine Verkündigung, bei der Maria mit beiden Händen bewegt „spricht", vgl. Simson (wie Anm. 19), Tafel 350b.

[28] Schon seit Justin dem Märtyrer wird bei den Kirchenvätern die Parallele zwischen Maria und Eva gezogen, begründet mit dem „Protoevangelium" (Gen 3,15), vgl. LThK 5 (1960), S. 1225f.; vgl. Söll, Georg: Mariologie, in: Schmaus, Michael [u. a.] (Hgg.): Handbuch der Dogmengeschichte. Bd. 3, Freiburg 1978, S. 34: „Es war der Anfang einer Bildtheologie, in der die Details der Schilderung dazu dienten, die Gesamtgestalt Mariens vor dem Hintergrund der Kontrastperson Eva immer mehr zum Leuchten zu bringen und sie in die Nähe des Sohnes zu rücken." Bernhard von Clairvaux: „Crudelis nimium Eva, per quam serpens antiquus pestiferum etiam ipsi viro virus infudit; sed fidelis Maria, quae salutis antidotum et viris et mulieribus propinavit.", in: Winkler (wie Anm. 24), S. 597. – Eine der frühesten

von Clairvaux, die für sich genommen noch eher zurückhaltend formuliert waren, ergab sich in der zweiten Hälfte des 12. und im 13. Jahrhundert eine „Steigerung der Größe" bis zu einer „begeisterten Erhebung Mariens zu einer allumfassenden Mittlerrolle im Himmel", und zwar wegen der gleichzeitig sich steigernden „Angst der Menschen vor dem richterlichen und herrscherlichen Sein Christi".[29] Angst vermittelt jedoch der auf dem Berg thronende und gütig lächelnde Christus des Paderborner Reliefs keineswegs.[30] Deshalb ist weniger wahrscheinlich, dass in dem Geburts-Relief die Mutterschaft Mariens als Bedingung der Rolle einer „Mittlerin" angesehen werden soll. Dagegen spricht auch die überdeutliche Distanz zu ihrem Kind. Eher wäre daran zu denken, dass sich in der „edlen Zartheit und träumerischen Entrücktheit [...] starke Einflüsse der Mystik der damaligen Zeit" spiegeln.[31] Dazu passt (mit einer gewissen Differenzierung) die in unmittelbarer Nachbarschaft platzierte „Madonna" aus der Verkündigungsszene, die wie ein Andachtsbild wirkt.[32] Beide zusammen, die stehende und die liegende Gottesmutter, scheinen Möglichkeiten der Gottesnähe zum Ausdruck zu bringen in ihrer Demut einerseits (Verkündigungsszene), mehr noch in ihrer gottseligen und selbstgewissen Gelassenheit. Unablässig stellt Bernhard von Clairvaux Marias Demut und daraus hervorgehend ihre „bescheidene Zurückhaltung, die demütige Dienstbereitschaft, die gläubige Großmut und das Martyrium des Herzens" als vorbildliche Tugenden vor Augen, und er empfiehlt die Gottesmutter wegen ihrer Güte, Gnade, Milde und Barmherzigkeit als „Mittlerin", die „zwischen Christus und Kirche gestellt" ist.[33] Dem steht die Unmittelbarkeit der Gotteserfahrung bei Gertrud von Helfta gegenüber, zum Beispiel während der Feier der Weihnachtsliturgie: „In der allerheiligsten Nacht, da Gott die Himmel tauen ließ und aller Welt das Heil brachte, geschah meiner Seele wie Gideons Vlies [Ri 6,37]: Gottes Liebe kam über sie."[34]

künstlerischen Umsetzungen des Motivs findet sich auf der Bernwardtür in Hildesheim (um 1015), vgl. Elbern, Victor Heinrich [u.a.], Der Hildesheimer Dom. Architektur, Ausstattung, Patrozinien, hg. im Auftrag des Domkapitels, Hildesheim 1974, S. 82.

29 Scheffczyk, Leo: Zur Geschichte der Marienlehre und Marienverehrung, in: Marienbild in Rheinland und Westfalen, [Katalog zur Ausstellung] 14. Juni bis 22. September 1968 in Villa Hügel, Essen, Recklinghausen [u.a.] 1968, S. 29; vgl. Bernhard von Clairvaux, in: Winkler (wie Anm. 24), S. 595f.

30 Vgl. damit beispielsweise die hieratische Strenge des apokalyptischen Weltenrichters aus dem Lippoldsberger/Hardehäuser Evangeliar (um 1160), erreichbar unter: http://www.klosterkirche.de/kirche/evangeliar/bilder/008gericht.php.

31 Küppers, Leonhard: Zur Geschichte der Mariendarstellung in der bildenden Kunst, in: Marienbild (wie Anm. 29), S. 46.

32 Vgl. Geese, Uwe: Mittelalterliche Skulptur in Deutschland, Österreich und der Schweiz, Petersberg 2007, S. 110.

33 Vgl. Winkler (wie Anm. 24), S. 595ff. – Vgl. auch den Schluss des „Salve Regina".

34 In: Lanczkowski, Johanna (Hg.): Erhebe dich, meine Seele. Mystische Texte des Mittelalters, Stuttgart 1988, S. 145; vgl. Górecka, Marzena: Das Bild Mariens in der Deutschen Mystik des Mittelalters, Bern [u.a.] 1999, S. 208: Die Verfasserin macht

Es ist denkbar, dass in dem eigentümlich-exzentrischen Paderborner Geburtsbild eine solche zeitgenössische Frauenmystik ihren Niederschlag gefunden hat. Nach Hildegard von Bingen stand die Frau Christus in besonderer Weise nahe, denn dessen Leib sei in gewisser Hinsicht „weibliches Fleisch", weil es nicht aus dem Samen des Mannes gezeugt worden sei. Außerdem konnte sich die Frau, insbesondere die Ordensfrau, durch Askese und Gebet zur Famula Dei, zur „Magd Gottes" oder „Gottesfrau", erheben und dadurch „in ihrer charismatischen Begabung den Männern als ebenbürtig, sogar als überlegen" erweisen.[35] Die Parallelisierung der Maria mit dem „erhöhten" und in milder Freundlichkeit thronenden Christus in der Versuchungsszene ist augenfällig, und so stellt die Maria der Geburtsszene ebenfalls ein Beispiel für die Überwindung des Satans und darüber hinaus – als exemplarische „Magd des Herrn" (Lk 1,38) – das Gegenbild zum teuflisch-verführerischen Frauentypus dar.

Auch wenn die theologischen Überlegungen und Bewertungen im Einzelnen hypothetisch und selbstverständlich diskutabel sind, zeigt sich im Kern doch, dass der sehr knappe, auf wenige Szenen beschränkte Bilderzyklus ein geschlossenes Konzept aufweist. Von daher ist es nicht erforderlich, von einem defizitären Bestand auszugehen. Peter Kurmann hat die Frage aufgeworfen, „ob die Reliefs vollständig erhalten blieben", der Dehio hat diese Vermutung übernommen und sozusagen kanonisiert.[36] Die theologische Analyse öffnet die Augen dafür, dass es auf die narrative Schlüssigkeit nicht ankommt. Oft wird auch die Rolle der „Künstlerindividualität" überschätzt. Gerade wenn man die Paderborner Reliefs als „ein qualitativ eher bescheidenes Werk deutscher Skulptur"[37] einschätzt, ist damit nicht gesagt, dass die theologische Konzeption, die darin zum Ausdruck gebracht wird, ebenfalls von minderer Qualität sein muss. Im Gegenteil, es gibt viele Beispiele mittelalterlicher Kunst, an denen sich belegen lässt, dass eine bescheidene Steinmetzarbeit keinerlei Aussagekraft hat für die geistige Leistung, die dahinter steht.[38] Der „Künstler" als genialer Schöpfer des Ganzen ist eine moderne Vorstellung. Der heimliche Künstler des Mittelalters ist oft der theologische Berater oder der Auftraggeber gewesen. Und wenn es zutrifft, dass für die handwerkliche Elite des 13. Jahrhunderts (beispielsweise in Paris) der

aber deutlich, dass es sich um eine „liturgische Eingebundenheit der unmittelbaren Verbindung mit Gott", mithin um eine liturgische Mystik gehandelt habe, denn: „Die Liturgie bildet den äußeren Rahmen und den Anlass zu den mystischen Erfahrungen, was zugleich bedeutet, dass subjektive Daten und objektive Gegebenheiten des geistlichen Lebens hier eine Einheit bilden."

35 Vgl. Angenendt (wie Anm. 18), S. 266f.

36 Vgl. Kurmann (wie Anm. 20), S. 85; vgl. Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. Nordrhein-Westfalen II: Westfalen, München/Berlin 1986, S. 447.

37 Kurmann (wie Anm. 20), S. 86.

38 Vgl. Mense, Josef: Alt-Rhoden: Romanisches Tympanon mit ungewöhnlicher Thematik. Eine historisch-theologische Interpretation, in: Hessische Heimat 61 (1/2011), S. 8-12.

Wunsch des Auftraggebers bezüglich der Aussage eines Bildprogramms maßgeblich war und dass „sicherlich dieser [...] Komposition intensive Studien vorausgegangen"[39] sind, dann wird man auch für Paderborn annehmen dürfen, dass das Projekt nicht allein den Handwerkern oder gar dem Zufall überlassen wurde.

Ein abschließender Blick auf die „klugen und törichten Jungfrauen", die im Register unter den Bibelreliefs angebracht sind, kann noch von einigem Interesse sein: Der übliche Sprachgebrauch nennt, wie gerade zitiert, die „klugen" zuerst und dann die „törichten". Das biblische Gleichnis hat in seinem Erzählduktus die umgekehrte Reihenfolge. Dieser Leserichtung folgt die Paderborner Anordnung der beiden Gruppen: links die törichten, rechts die klugen Jungfrauen – als seltene Ausnahme unter den damaligen Darstellungen. Das Gleichnis von den klugen und törichten Jungfrauen steht in der Bibel im Kontext des Endgerichts. Wenn es in diesem Symbolzusammenhang verbildlicht wird, befinden sich die klugen Jungfrauen auf der (vom Betrachter aus gesehen) linken Seite – entgegen der biblisch vorgegebenen Leserichtung! Der Grund dafür ist: Wenn Christus auf einem Schrein, einem Tympanon oder dem Trumeau eines Kathedralportals als „erhöhter Herr" erscheint, hat er aus *seiner* Perspektive die klugen Jungfrauen „zu seiner Rechten" (Mt 25,33). Das trifft auch auf Marienportale zu, in deren Bogenfeld eine Marien-*Krönung* dargestellt ist, denn das ist ein eschatologisch-richterlicher Akt Christi.[40] Eines der seltenen Beispiele für die umgekehrte Reihenfolge bildet das Nordportal von Chartres (um 1210), dort jedoch handelt es sich um ein Marienportal mit einer *thronenden* Gottesmutter mit Kind, so dass der unmittelbare Weltgerichtszusammenhang nicht gegeben ist – und Maria als Mensch muss unterschieden sein von Christus. Dementsprechend ist unter anderem auch das Hauptportal der Liebfrauenkirche von Trier (um 1245) gestaltet.[41] Für die zu Beginn angesprochene Kontroverse „Lettner oder Portal?" lässt sich daraus immerhin entnehmen, dass die Reliefs jedenfalls nicht zu einem Gerichtsportal gehört

[39] Erlande-Brandenburg, Alain: Notre-Dame in Paris. Geschichte, Architektur, Skulptur. Fotografien von Caroline Rose, Übersetzt aus dem Französischen von Claudia Baumbusch, Freiburg/Basel/ Wien 1992, S. 108.110.

[40] Zum Beispiel Hildesheim, Epiphanius-Schrein (um 1140); Basel, Galluspforte (um 1160); Reims, Nordportal (um 1220); Amiens, West-Mittelportal (um 1235); Paris, West-Mittelportal (um 1235), später zum Beispiel auch Erfurt, Triangel (um 1335); Marienkrönungen in Osnabrück (um 1300) und Worms (um 1315). – Regine Körkel-Hinkfoth vertritt die Auffassung, die Vertauschung der Seiten „dürfte oft der Gedankenlosigkeit des Künstlers zuzuschreiben sein", was nicht befriedigt, vgl. Körkel-Hinkfoth, Regine: Die Parabel von den klugen und törichten Jungfrauen (Mt. 25,1-13) in der bildenden Kunst und im geistlichen Schauspiel, Frankfurt (Main) [u. a.] 1994 [Diss. 1992], S. 117.

[41] Richter, Gottfried: Chartres. Die Herrlichkeit der Kathedrale, Stuttgart 1976, Abb. 39 und Abb. 42.

haben dürften, ebenso wenig zu einem Marienkrönungsportal.[42] Aber wo im Dombereich sollte überhaupt ein so aufwendiges Portal existiert haben können, von dem heute keinerlei Kenntnis und Spur mehr vorhanden sind? Könnten nicht die beiden seitlichen Flanken des sehr breiten Hallenlettners in Frage kommen? Eine Arbeitshypothese: Auf der einen Seite des Lettners ist das Leben-Jesu-Relief untergebracht gewesen zusammen mit den Tierfabeln darüber, die bekrönt sind von Wimpergen. Auf der anderen Seite befand sich die Reihe der klugen und der törichten Jungfrauen mit den Baldachinen über ihrem Haupt, in ihrer Mitte getrennt durch eine thronende Maria und die Heiligen Drei Könige. Denn ganz rechts neben diesem Jungfrauen-Register wurde bei der Umsetzung eine solitäre und an der Vorderseite leicht fragmentiert wirkende Figur an den Stützpfeiler gesetzt, die eine Krone auf dem Kopf und zwei kugelige Klumpen, vermutlich „Gold", in der rechten Hand trägt. Sie wendet sich, vom Betrachter aus gesehen, in ehrfürchtiger Haltung nach rechts. Vor sich muss sie eine andere Figur gehabt haben, an die sie eng anschloss. Über dem Kopf schwebt ein Baldachin gleichen Stils und Ausmaßes wie bei den Jungfrauen, der überzählig und funktionslos wäre, wenn er nicht zum diesem Bildprogramm gehört hätte.

Doch zu diesen Sachfragen, aber auch zu den oben mit Vorsicht formulierten theologischen Interpretationen bezüglich verschiedener Mystiken bedarf es letztlich detaillierterer Studien, als sie diese Untersuchung leisten konnte.

[42] Börstes Argumentation, aus Kurmanns Vergleich mit dem Pariser Portal auf ein Portal am Paderborner Dom schließen zu können, ist nicht zwingend, zumal Kurmanns zentrale Aussage die der Eigenständigkeit deutscher Gotik ist. Vgl. Börste (wie Anm. 1), S. 295.

Thilo Ohrndorf

Die Einführung und Durchsetzung des Heidelberger Katechismus im Siegerland bis 1626*

1. Standortbestimmung

Im Zusammenhang der Herausbildung der Konfessionen und deren gegenseitiger Abgrenzung sowie im Zuge der Entwicklung der Territorialstaaten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg im Jahr 1578 den amtlichen Wechsel vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis in seiner Grafschaft vollzogen.[1] Die

* Für ihre Unterstützung danke ich Jasmin Ohrndorf, Anton Ohrndorf, Daniel Fricke, Prof. Dr. Johannes Ehmann sowie den Herausgebern.

1 Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg (1536–1607) – Neuere Literatur zu Johann VI. (chronologisch): Rolf Glawischnig, Niederlande, Calvinismus und Reichsgrafenstand 1559–1584. Nassau-Dillenburg unter Graf Johann VI. (Schriften des Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde 36), Marburg 1973; Gerhard Menk, „Qui trop embrasse, peu estreind". Politik und Persönlichkeit Johanns VI. von Nassau-Dillenburg 1580–1606, Westdeutsches Jahrbuch für Landesgeschichte 7 (1981), S. 119-157, dort weitere Literatur; Gerhard Menk, Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg (1536–1606). Das Leben des Gründers der Hohen Schule zwischen Politik, Religion und Wissenschaft, in: Joachim Wienecke (Hg.), Von der Hohen Schule zum Theologischen Seminar Herborn 1584–1984, Herborn 1984, S. 5-21; Georg Schmidt, Die „Zweite Reformation" im Gebiet des Wetterauer Grafenvereins. Die Einführung des reformierten Bekenntnisses im Spiegel der Modernisierung gräflicher Herrschaftssysteme, in: Heinz Schilling (Hg.), Die reformierte Konfessionalisierung in Deutschland – Das Problem der „Zweiten Reformation" (Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 1), Gütersloh 1986, S. 184-213; Georg Schmidt, Die Zweite Reformation in den Reichsgrafschaften. Konfessionswechsel aus Glaubensüberzeugung und aus politischem Kalkül?, in: Meinrad Schaab (Hg.), Territorialstaat und Calvinismus (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg B/127), Stuttgart 1993, S. 97-136. – Zum Bekenntniswechsel in Nassau-Dillenburg siehe zusätzlich grundlegend die Quellen: Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HStAW), Abt. 170, 171 für Nassau-Dillenburg; und die Literatur: Johann Hermann Steubing, Kirchen- und Reformationsgeschichte der Oranien-Nassauischen Lande, Nachdruck der Ausgabe Hadamar 1804, hg. von Dietrich Thyen, Kreuztal 1987; Heinrich Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555–1581, Marburg 1852–1859, Bd. IV: Die Geschichte des deutschen Protestantismus von 1577–1581 mit Fortsetzung bis zum Jahre 1583 enthaltend, Marburg 1859, S. 328-338; Heinrich Schlosser, Kirchengeschichte der Nassau-Oranischen Lande von 1530–1815, in: Kirchenkreise Siegen und Herborn (Hgg.), Die Evangelische Kirche in Nassau-Oranien. Festschrift zum Gedächtnis der Einführung der Reformation (1530) und des Heidelberger Katechismus (1580) in den Grafschaften Nassau-Dillenburg und Nassau-Siegen, 2 Bde., Siegen 1931/1933, Bd. 1, S. 1-37; Karl Wolf, Die Einführung des reformierten Bekenntnisses in Nassau-Dillenburg, Nassauische Annalen 66 (1955), S. 160-193; Walter Thiemann, Aus der Geschichte des evangelischen Siegerlandes, in: Walter Thiemann (Hg.), Unter dem Wort. Das evangelische Siegerland in Vergangenheit und Gegenwart. Textbeiträge, Katalog und Abbildungen zu der Ausstellung, Siegen 1967, S. 15-44; Paul Münch, Zucht und

Kurpfalz nahm hinsichtlich der reformierten Konfessionalisierung die Vorreiterrolle unter den deutschen Territorien ein.[2] Neben den starken reformierten Einflüssen durch die angrenzenden Niederlande in Ostfriesland und am Niederrhein vollzog sich die reformierte Konfessionalisierung zunächst in einigen kleineren Grafschaften. Wittgenstein und Nassau-Dillenburg nahmen sowohl in der Entschlossenheit als auch in der Art und Weise der Durchführung eine bedeutende Stellung ein, und dies besonders in Person der beiden Landesherren Ludwig I. von Sayn, Graf zu Wittgenstein, und Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg, die in enger und fruchtbarer freundschaftlicher Verbindung standen.[3]

Ordnung. Reformierte Kirchenverfassungen im 16. und 17. Jahrhundert (Nassau-Dillenburg, Kurpfalz, Hessen-Kassel), Stuttgart 1978; Alois Schröer, Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft, 2 Bde., Münster 1979/1983, Bd. 1, S. 139-157; Sebastian Schmidt, Glaube – Herrschaft – Disziplin. Konfessionalisierung und Alltagskultur in den Ämtern Siegen und Dillenburg (1538–1683) (Forschungen zur Regionalgeschichte 50), Paderborn 2005.

2 Zur Kurpfalz: Volker Press, Calvinismus und Territorialstaat. Regierung und Zentralbehörden der Kurpfalz 1559–1619 (Kieler Historische Studien 7), Stuttgart 1970; Volker Press, Die „Zweite Reformation" in der Kurpfalz, in: Schilling (wie Anm. 1), S. 104-129. – Zu den Begriffen: Harm Klueting, Art. Konfessionalisierung, in: RGG[4] IV (2001), Sp. 1547f.; Thomas Kaufmann, Art. Konfessionelles Zeitalter, RGG[4] IV (2001), Sp. 1550f.; Gottfried Seebaß, Geschichte des Christentums, III. Spätmittelalter – Reformation – Konfessionalisierung (Theologische Wissenschaft 7), Stuttgart 2006, S. 17-22.231-236 (jeweils mit weiterer Literatur). – Zur reformierten Konfessionalisierung: Schilling (wie Anm. 1); Johann F[riedrich] Gerhard Goeters, Genesis, Formen und Hauptthemen des reformierten Bekenntnisses in Deutschland. Eine Übersicht, in: Schilling (wie Anm. 1), S. 44-59; Schaab (wie Anm. 1); Volker Press, Außerhalb des Religionsfriedens? Das reformierte Bekenntnis im Reich bis 1648, in: Günter Vogler (Hg.), Wegscheiden der Reformation. Alternatives Denken vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Weimar 1994, S. 309-335; Harm Klueting, Die reformierte Konfessionalisierung als „negative Gegenreformation". Zum kirchlichen Profil des Reformiertentums im Deutschland des 16. Jahrhunderts, in: ZKG 109 (1998), S. 167-199.306-327; Harm Klueting, Zur reformierten Konfessionalisierung des 16. Jahrhunderts in Westfalen, in: Reimund Haas/Reinhard Jüstel (Hgg.), Kirche und Frömmigkeit in Westfalen. Gedenkschrift für Alois Schröer (Westfalica Sacra 12), Münster 2002, S. 130-154; Harm Klueting, „Zweite Reformation" – Konfessionsbildung – Konfessionalisierung. Zwanzig Jahre Kontroversen und Ergebnisse nach zwanzig Jahren, in: Historische Zeitschrift 277 (2003), S. 309-341.

3 Zur Zusammenarbeit und zum gemeinsamem Werk der beiden Grafen siehe besonders Press, Calvinismus (wie Anm. 2; Press berücksichtigt besonders das Verhältnis zur Kurpfalz); Gerhard Menk, Politische Kultur in den Wetterauer Grafschaften am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Wirkung monarchomachischer Theorie auf den deutschen Territorialstaat, Hessisches Jahrbuch für Landesgeschichte 34 (1984), S. 67-99; Schmidt, Reichsgrafschaften (wie Anm. 1). – Zu Ludwig und Wittgenstein: Gustav Bauer, Die Reformation in der Grafschaft Wittgenstein und ihre Durchführung bis zum Tode Graf Ludwig des Älteren, Laasphe 1954.

Als 1581 der Heidelberger Katechismus (HK) in der Grafschaft Nassau-Dillenburg[4] eingeführt wurde, waren davon auch zwölf der damals dreizehn bestehenden Kirchspiele im Gebiet des heutigen Siegerlandes betroffen.[5] Lediglich das Kirchspiel Neunkirchen stand unter der Herrschaft der Grafschaft Sayn.[6] Nachdem der Wittgensteiner Graf Ludwig I. 1605 die Herrschaft geerbt hatte, führte er auch in Neunkirchen den Heidelberger Katechismus ein.[7] Als grundlegendes Lehrbuch diente dieser jeweils als das Mittel, den vollzogenen Wechsel zum reformierten Bekenntnis theologisch ebenso auszurichten wie zu festigen. Bevor danach gefragt wird, ob und auf welche Weise der Heidelberger Katechismus seine Funktion erfüllen konnte, soll die politische und konfessionell-kirchliche Situation in Nassau-Dillenburg in den Blick gefasst werden, um etwaige Voraussetzungen und Gründe dafür herauszuarbeiten, dass es gerade der Heidelberger Katechismus war, der im Siegerland Einzug erhielt.

4 Die Grafschaft Nassau-Dillenburg gehörte neben Nassau-Usingen, – Saarbrücken und – Weilburg zum deutschen Besitz des Hauses Nassau-Oranien und setzte sich aus den Verwaltungen (Ämtern) Dillenburg, Siegen, Diez, Beilstein und Hadamar zusammen. Am 30. Juni 1557 wurde vertraglich geregelt, dass die Grafschaft Katzenelnbogen mit Ausnahme der Stadt Ems als Erbe der Teilgrafschaft Nassau-Hadamar dem Haus Nassau-Dillenburg zufiel. Die amtliche Eigenbezeichnung der Grafschaft war seitdem „Grafschaft Nassau-Katzenelnbogen". Diese Bezeichnung wird in dieser Arbeit nur in Zitaten genannt. Allgemein verwendet wird die sich nach dem Regierungssitz richtende und heute gebräuchliche Bezeichnung „Grafschaft Nassau-Dillenburg".

5 Die dreizehn Siegerländer Kirchspiele verteilten sich 1563 auf die Klasse Dillenburg – dazu gehörten Burbach und Niederdresselndorf (Holzhausen kam erst 1607 vom Kirchspiel Haiger hinzu) – und auf die Klasse Siegen mit den Kirchspielen Siegen, Oberfischbach, Oberholzklau, Krombach, Ferndorf, Hilchenbach, Netphen, Irmgarteichen, Wilnsdorf und Rödgen; Neunkirchen gehörte zur Grafschaft Sayn. 1587 kam Freudenberg, das vorher zu Oberholzklau gehört hatte, als vierzehntes Kirchspiel dazu, sodass ab 1587 das heutige Siegerland 18 Pfarrer zählte; vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 411; Walter Thiemann, Die evangelischen Pfarrer des Siegerlandes 1530–1967, in: Thiemann, Wort (wie Anm. 1), S. 136-150. Wilgersdorf gehörte bis 1595 zum Kirchspiel Haiger, also zur Klasse Dillenburg.

6 Zur Veranschaulichung der politischen Gebietslage siehe zum Beispiel die Schröer, Reformation (wie Anm. 1) beigelegte Karte.

7 Zur politischen Lage und den Bekenntniswechseln in Neunkirchen und auch Burbach siehe unten S. 91-93.

2. Katechetische Vorgeschichte und Bekenntniswechsel

2.1 Katechismen der Reformation und Regierungswechsel in Nassau-Dillenburg

Seit 1530 hatte Graf Wilhelm der Reiche von Nassau-Dillenburg, der Vater Johanns VI., die Reformation in seiner Grafschaft auf den Weg bringen lassen. Er beauftragte dazu seine beiden leitenden Theologen Heilmann Bruchhausen genannt Crombach und Leonhard Wagner.[8] Bereits 1533 wurden die Nürnberger Kirchenordnung und der zu ihr gehörige Nürnberger Katechismus eingeführt. Mit der „Instruction für die ainfältigen Pfarherren und Kyrchendiener", das war die Nürnberger Ordnung in leicht veränderter Form, wurde 1536 von Wagner und Crombach die erste evangelische Kirchenordnung für Nassau herausgegeben.[9] Die Kinderzucht ist darin zwar noch nicht ausdrücklich mit dem Katechismus in Verbindung gebracht, aber der Titel des von Andreas Osiander verfassten Nürnberger Katechismus, der weiterhin als „fleißig zu traktierendes Lehrbuch" vorgeschrieben wurde, ist dahingehend selbstredend: „Catechismus oder Kinderpredigt".[10] Liturgisch sollte er fest verankert sein: „Nach jeder Predigt soll der Pfarrer die Zehn Gebote, den Glauben, die Tauf- und Abendmahlsworte und die Absolution nach dem Wortlaut des Katechismus verlesen, damit das Volk sich diese wichtigen Stücke einprägen kann."[11] Es ist anzunehmen, dass neben dem Nürnberger Katechismus bald eigene nassauische katechetische Lehrbücher gebraucht wurden. Zu nennen ist hier neben dem „Catechismus per omnes quaestiones" des Erasmus Sarcerius[12] ein kate-

8 Zur Reformation in Nassau-Dillenburg zuletzt Christian Peters, Erasmus Sarcerius und die Reformation in Nassau-Dillenburg (1536–1548), in: Christian Peters/ Jürgen Kampmann (Hgg.), Fides et pietas. Festschrift Martin Brecht zum 70. Geburtstag (Historia profana et ecclesiastica 8), Münster 2003, S. 57-85; weitere Literatur a.a.O., S. 58 Anm. 4.

9 Siehe Emil Knodt, Die älteste evangelische Kirchenordnung für Nassau, in: Deutsche Zeitschrift für Kirchenrecht 14 (1904), S. 189-251; Peters (wie Anm. 8), S. 67-73. Zum Katechismus und zur Kinderlehre siehe besonders Knodt, Kirchenordnung (wie Anm. 9), S. 192-196.205-207.

10 Zum Nürnberger Katechismus siehe Johann Michael Reu, Quellen zur Geschichte des kirchlichen Unterrichts in der evangelischen Kirche Deutschlands zwischen 1530 und 1600. Erster Teil: Quellen zur Geschichte des Katechismus-Unterrichts (3 Bde. in mehreren Teilbänden), Gütersloh 1904-1935, Bd. I, S. 417-426; der Text a.a.O., S. 462-564.

11 Vgl. Knodt, Kirchenordnung (wie Anm. 9), S. 214f.

12 Erasmus Sarcerius (1501–1559) kam – von Melanchthon empfohlen – 1536 als Rektor der Lateinschule nach Siegen und hatte seit 1537 als Superintendent in Dillenburg großen Einfluss auf die Weiterführung und das Durchgreifen der Reformation im Siegerland. Er hatte wohl schon 1536 an der „Instruction" mitgearbeitet; so Peters (wie Anm. 8), S. 70. 1537 ging sein Katechismus, der zum Auswendiglernen gegeben war, in Marburg in Druck. Text bei Reu (wie Anm. 10), Bd. III/2, S. 1228-1307. Sarcerius hatte die CA Variata von 1540 eingeführt (vgl. Friedrich Hecker, Beiträge zur Geschichte der Schul- und Volksbildung im Sieger-

chetisches „Büchlein" von Reinhard Lorich, das von demselben zuerst am Marburger Pädagogium gelehrt und dann auch an der klassischen Schule in Herborn gebraucht worden war. Wilhelm Faust nimmt an, dass Lorichs Katechismus an allen fünf Schulen (in Siegen, Dillenburg, Herborn, Nassau und Haiger), die Wilhelm der Reiche eingerichtet hatte, eingeführt wurde, und auch die Katechumenen diesen auswendiglernen sollten.[13] Sarcerius, der 1548 die Grafschaft verließ, hatte die Konfirmation, einen auf Unterricht (Katechese) und Bekenntnis zur Lehre zielenden kirchlichen Akt, dauerhaft in Siegen eingeführt.[14] Als Hinführung auf den Bekenntnisakt war der lateinische Katechismus von Lorich aber ungeeignet, da die Aneignung religiöser Inhalte in der Muttersprache vorzuziehen war. Folglich ließ die Visitationsordnung von 1552/1553 („gemeinen bevelch der visitation") diesen Katechismus unberücksichtigt und bestätigte die Nürnberger Kirchenordnung und deren Katechismus.[15] Dennoch war wohl – schon seitdem Bernard Bernhardi[16] 1555 Ge-

lande bis zum Beginn der preußischen Herrschaft, Diss., Frankfurt (Main) 1925, S. 115; Friedrich Wilhelm Cuno, Geschichte der Stadt Siegen in übersichtlicher Darstellung. Mit besonderer Berücksichtigung des evangelischen Kirchenwesens daselbst. Nach gedruckten und ungedruckten Urkunden, Dillenburg 1872, S. 30, machte sich über die Landesgrenzen als Reformator verdient und musste im Zuge des Interims 1548 die Grafschaft verlassen. – Literatur: Gustav Kawerau, Art. Sarcerius, Erasmus, in: RE³ XVII (1906), S. 482-486; Robert Stupperich, Erasmus Sarcerius, in: Siegerland 44 (1967), S. 33-47; Peters (wie Anm. 8), S. 57f.69-80.84 (mit weiterer Literatur in Anm. 2).

13 Wilhelm Faust, Aus jungen Tagen der Reformation in Nassau-Oranien. Die Wurzeln des Heidelberger Katechismus liegen in Siegen, in: Heimatland. Beilage zur Siegener Zeitung 6 (1931), S. 177-182, hier S. 179f.; vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1194.1197f. – Der Katechismus des Reinhard Lorich aus Hadamar (1500–1564; genannt Hadamarius), der Lehrer am Marburger Pädagogium war, trug den Titel „Quaestiones aliquot sacrae. item alia quaedam non minus neccesaria, quam utilita selecta ad juventutem paedagogicam" (Einige heilige Untersuchungen, desgleichen gewisse andere nicht weniger notwendige als nützliche ausgewählte Abschnitte für die pädagogische Jugend). – Zu Reinhard Lorich siehe Michael Kunzler, Art. Lorich, Gerhard, in: NDB 15 (1987), S. 183-185.

14 Vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1197.

15 Text des „gemeinen bevelch" bei Knodt, Kirchenordnung (wie Anm. 9), S. 246-249. Knodt datiert diesen auf 1550, Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1197, auf 1552 oder 1553 und bestätigt damit August Nebe, Zur Geschichte der evangelischen Kirche in Nassau, in: Wilhelm Otto (Hg.), Denkschrift des evangelisch-theologischen Seminars zu Herborn, 2. Abt., Herborn 1866, S. 3-75, hier S. 37.

16 Bernhard Bernhardi (1528–1586), Sohn eines Herborner Pfarrers, studierte 1545 in Marburg und 1549 in Wittenberg; 1550 erwarb er den Titel eines Magister Theologiae. Er war 1553 Rektor der Siegener Schule und ordnete als Generalsuperintendent in Dillenburg von 1555 bis 1569 das Kirchenwesen der Grafschaft. Bernhardi bestand auf der ordnungsmäßigen Berufung der Geistlichen, die theologische Vorbildung und einen sittlichen Lebenswandel nachweisen mussten. Seit 1569 unterstand er als Superintendent in Siegen seinem Dillenburger Nachfolger Maximilian Mörlin (s. Anm. 27). In Siegen soll er durch sittliche Unbesonnenheit aufgefallen sein. Aufgrund seines öffentlichen Aufbegehrens – wegen seiner Versetzung – gegen die Politik des Grafen Johann VI. hinsichtlich der Unterstützung des Niederländischen Befreiungskrieges wurde er 1572 inhaftiert und entlassen (HStAW 171, NR. R 354). – Literatur: Johann Hermann Steubing, Biogra-

neralsuperintendent in Dillenburg geworden war – der Katechismus Luthers in Gebrauch. Doch wie Johann Hermann Steubing berichtet, klagte die Geistlichkeit, „daß dieser [der Nürnberger] Katechismus nicht genugsamen Unterricht gäbe, die Einfältigkeit dieses Landvolkes zwischen Westerwald und Westphalen, die nach ihrer Art etwas hartlernig wären, daraus zu berichten".[17]

Rein rechtlich besaß die „Instruction" von 1536 zwar Gültigkeit bis 1575. Aber spätestens seit Graf Johann VI., der Ältere, nach dem Tod Wilhelm des Reichen 1559 die Geschicke der Grafschaft lenkte, kam in der Kirche Nassau-Dillenburgs einiges in Bewegung.

Graf Wilhelm war bei der Einführung der Reformation bis zuletzt mehr zögerlich vorgegangen, weil er aufgrund politischer Interessen bezüglich der Erbschaft von Katzenelnbogen sein traditionell gutes Verhältnis zum Kaiser nicht aufs Spiel setzen wollte. Daher gab es einerseits Anlass für Graf Johann VI., der ein frommer Mann war, die Reformation im Sinne des lutherischen Glaubens zu festigen, zu dem er sich bekannte. Sein Anspruch war bereits derartig, dass unter ihm und seiner verwitweten frommen Mutter Juliana von Stolberg, Gräfin von Nassau-Dillenburg, ein „puritanisch frommer Geist" zu herrschen begann.[18] Andererseits war Graf Johann VI. von Anfang an darum bemüht, seine Position und seine Grafschaft im machtpolitischen Kräftespiel der Zeit zu sichern. Um dieses Ziel zu erreichen, musste er die Kirche, die schon feste selbständige Strukturen angenommen hatte und darin ein enormer innenpolitischer Machtfaktor war, besser unter seine Kontrolle bringen. Das aber konnte ihm vollends nur durch einen Konfessionswechsel gelingen.[19]

phische Nachrichten aus dem 16. Jahrhundert, ein Beitrag zur Kirchen- und Reformationsgeschichte, Gießen 1790, S. 19-35; Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 132-137; Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 163-171; Otto Renkhoff, Nassauische Biographie. Kurzbiographien aus 13 Jahrhunderten (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 39), 2. vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage, Wiesbaden 1992, S. 49f.; Martin Göbler, Art. Bernhardi, Bernhard, in: BBKL 22 (2003), Sp. 116-120.

17 Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 188, ohne Quellenbeleg.

18 Karl Wolf, Juliana Gräfin von Nassau-Dillenburg, geborene Gräfin von Stolberg. 1506–1580, in: Nassauische Lebensbilder 6 (VHKN 10), Wiesbaden 1961, S. 26-43, hier S. 34.

19 Vgl. Schmidt, Reichsgrafschaften (wie Anm. 1), S. 107-109. Nicht zuletzt war der Graf entschieden protestantisch und zugleich politisch motiviert, weil er sah, dass Nassau-Dillenburg im 1557 ausgegangenen Erbfolgestreit mit Landgraf Philipp von Hessen aufgrund der geringeren territorialen Machtstellung benachteiligt wurde; vgl. ebd.; Peters (wie Anm. 8), S. 59-67.

2.2 Erste „reformierte" Einflüsse in der nassauischen Kirche

Obwohl Johann VI. anfangs noch Gegner der Calvinisten war, machten ihn seine eigene Persönlichkeit und sein eigenes politisches Bestreben offen für die Sittenstrenge der calvinistischen Gemeinden. Der bald beginnende Wechsel Nassaus vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis wurde aber durch verschiedene persönliche Beziehungen beeinflusst. Auf der einen Seite bestand die enge Verbindung zu Graf Ludwig zu Sayn-Wittgenstein, der mit der Einführung des reformierten Bekenntnisses bereits 1574 begonnen hatte, und über diesen auch zur Kurpfalz. Andererseits wurde Johann VI. geprägt durch die Zusammenarbeit mit seinen Brüdern und dadurch auch von den Ereignissen in den Niederlanden sowie von den niederländischen Flüchtlingsgemeinden im eigenen Territorium.

Seit Mitte der 1560er Jahre hatten Johann VI. und seine Brüder Ludwig von Nassau[20] sowie Heinrich und Adolf von Nassau ihren ältesten Bruder Wilhelm von Oranien[21] (genannt der Schweiger) im niederländi-

[20] Graf Ludwig von Nassau-Dillenburg (1538–1574) studierte in Straßburg, Wittenberg und Genf. Er weilte am Hof seines Bruders Wilhelm und war ein angesehener europäischer Feldherr und Diplomat, seit 1566 im Dienst des niederländischen Aufstands. Letztlich unter dem Einfluss des befreundeten französischen Hugenottenführers Gaspard de Coligny wendete er sich 1570 zum calvinistischen Glauben hin. Als er 1572 die Verwaltung des ursprünglich ihm zugedachten Landesteils Siegen übernahm, bemühte er sich um entsprechende kirchliche Reformen. Unterstützt wurde er dabei von Andreas Rauting (s. Anm. 34) und Gerhard Eoban Geldenhauer (s. Anm. 26). Doch fehlte seinen Bemühungen – wie zum Beispiel um die Grafenschule – oft der bleibende Erfolg. Dennoch initiierte Ludwig 1572 den Aufruf Johanns, „daß Er den Exorzismus, die Meßgewandte, Chorröcke, allerhand Götzen, Kreutze, Fahnen, u[nd] dergl[eichen] ein für alle mal abgeschafft haben wolle" (HStAW 171, Nr. P 55, Bl. 81r-82v). Außerdem brachte er eine neue Examensordnung für die Pfarrer sowie die erste reformierten Einfluss zeigende Kirchenordnung auf den Weg und stellte den Kontakt zu Wolfgang Krell (s. Anm. 37) in Wittenberg her. Aufgrund seines frühen Todes (1574) konnte er das Gesamtwerk nicht bis zum Ziel bringen. – Literatur: Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 171-173; Alfred Lück, Graf Ludwig von Nassau, in: Siegerland 58 (1981), S. 135-155; Gerhard Menk, Art. Ludwig, Graf von Nassau, in: NDB 15 (1987), S. 402f. (mit weiterer Literatur); Renkhoff (wie Anm. 16), S. 550.

[21] Wilhelm von Oranien (1533–1584). Wilhelm der Reiche ließ seinen ältesten Sohn Wilhelm „den Schweiger" von dessen 11. Lebensjahr an römisch-katholisch erziehen (zuvor lutherisch), wofür ihm der Kaiser im Gegenzug zusicherte, dass dieser das Fürstentum Oranien in Südfrankreich erben durfte. 1566 wurde Wilhelm Statthalter der Niederlande. Bei dem Aufenthalt in seiner „Heimat" (s. auch Anm. 23) hat sich Wilhelm der Schweiger wieder dem lutherischen Glauben seiner Kindheit zugewandt. – Literatur: Volker Press, Wilhelm von Oranien. Die deutschen Reichsstände und der niederländische Aufstand, in: Bijdragen en mededelingen betreffende de geschiedenis der Nederlanden 99 (1984), S. 677-701; Georg Schmidt, Des Prinzen Vaterland? Wilhelm I. von Oranien (1533–1584) zwischen Reich, deutscher Nation und den Niederlanden, in: Ralph Melville [u.a.] (Hgg.), Deutschland und Europa in der Neuzeit. Festschrift Karl Otmar Freiherr von Aretin (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte 134), Stuttgart 1988, 1. Halbbd., S. 223-239; Olaf Mörke, Wilhelm von Oranien, Stuttgart 2007.

schen Freiheitskampf unterstützt.[22] Nachdem sich der Graf im Oktober 1566 vor Ort selbst ein Bild von der bedrängten Lage der Calvinisten gemacht hatte, sah er sie bald als Brüder. Auch wurde Johann VI. von der calvinistischen Frömmigkeit positiv gestimmt, als sich von 1567 an, seit Wilhelm der Schweiger für einige Monate mit seinem ganzen Hofstaat in sein Stammland an Dill und Sieg floh, ständig calvinistische, niederländische Flüchtlinge in Dillenburg und besonders in Siegen aufhielten. Wilhelm der Schweiger hatte den Calvinisten in den nördlichen Provinzen der Niederlande nämlich schon 1566 ungestörten Gottesdienst gewährt.[23] Mit im Gefolge Wilhelms fand sich auch der calvinistische Hofprediger Pierre L'oiseleur de Villiers[24], der mehrere Monate am Dillenburger Hof verweilte. Durch diesen ist Wilhelms Bruder Johann „in seinem strengen Luthertum wankend gemacht worden".[25]

22 Während Ludwig, Heinrich und Adolf als Feldherren kämpften, unterstützte ihn Graf Johann vor allem finanziell. Dabei reizte er sämtliche Mittel aus, sodass er sogar das Siegerland an die Pfalz verpfändet hatte.

23 Der Oranische Hofstaat ließ sich 1567 zuerst in geeigneten Siegener Wirtshäusern nieder, weil das Dillenburger Schloss ihn noch nicht aufnehmen konnte, und hielt sich wochenlang in Siegen auf. Wilhelm von Oranien stellte bis Juni 1568 auf der Ginsburg bei Hilchenbach ein Heer zusammen, um erneut in die Schlacht gegen die Spanier zu ziehen. So verließ er die Grafschaft wieder; vgl. Renate Groppler-Görgen, Johann VI. von Nassau-Dillenburg und die Einführung des Calvinismus, theol. Diss., Heidelberg 1974, S. 83.

24 Pierre L'oiseleur de Villiers (Vogelfänger), genannt Losellerius, war geborener Franzose, der unter Calvin in Genf studiert hatte. Als Hofprediger Wilhelms von Oranien hielt er sich in dessen Gefolge 1567/1568 für mehrere Monate am Dillenburger Hof auf. Auch auf ihn wird für 1567 die erste Einführung Wilhelms von Oranien in die Lehre Calvins zurückgeführt; vgl. Schlosser, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), S. 10; diesem folgend Wilhelm Heinrich Neuser, Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß (BWFKG 22), Bielefeld 2002, S. 113.

25 Heinrich-Franz Röttsches, Luthertum und Calvinismus in Nassau-Dillenburg. Beiträge zur Kirchenpolitik in Nassau-Dillenburg unter Wilhelm dem Alten und Johann dem Alten, Herne 1954, S. 33; vgl. Karl Wolf, Niederländischer Einfluss auf Nassau um 1600, in: Nassauische Annalen 58 (1938), S. 87-109, hier S. 91. – Das Interesse Johanns VI. an den Grundlagen der reformierten Theologie weckte besonders der niederländische Calvinist Philipp Marnix von St. Aldegonde. Ein Streitgespräch mit diesem und Mörlin (s. Anm. 27), das Graf Ludwig 1570/1571 in Dillenburg organisierte, muss Graf Johann VI. beeindruckt haben; vgl. Schmidt, Reichsgrafschaften (wie Anm. 1), S. 110f., und Röttsches (wie Anm. 25), S. 39. Philipp von Marnix, Herr von St. Aldegonde (1540–1589), war Theologe und Jurist und hatte in Genf bei Calvin und Beza studiert. Er war von 1569 bis 1570 in Diensten der Kurpfalz und trat am 26. Januar 1571 in die des Wilhelm von Oranien. In Geldern (1577–1581) knüpfte Johann VI. enge Kontakte zu ihm. Die Utrechter Union von 1579 ist ihr gemeinsames Werk. – Literatur zu Marnix siehe bei Gerhard Menk, Das frühneuzeitliche Bildungs- und Schulwesen im Bereich des heutigen Hessen (mit Berücksichtigung Nassaus in seinen frühneuzeitlichen Grenzen), in: Ulrich Andermann/Kurt Andermann (Hgg.), Regionale Aspekte des frühen Schulwesens (Kraichtaler Kolloqien 2), Tübingen 2000, S. 153-199, hier auf S. 177.

Schon kurze Zeit später, im Januar 1569, hielt mit Gerhard Eoban Geldenhauer (genannt Noviomagus[26]) der erste Theologe Einzug in Nassau-Dillenburg, der des Calvinismus verdächtigt wurde. Den vom Grafen geforderten Rechtgläubigkeitsnachweis konnte er erbringen, indem er die Wittenberger Konkordie von 1536 anerkannte. Geldenhauer übernahm das Herborner Pfarramt und gebrauchte beim Abendmahl das erste Mal schon 1570 Brot statt Hostien, allerdings unter heftigen Protesten der Herborner.

In der von dem lutherischen Dillenburger Generalsuperintendenten Maximilian Mörlin[27] verfassten Visitationsordnung von 1570 wurde erstmals der lutherische Katechismus für die religiöse Unterweisung der Jugend vorgeschrieben. Daneben hatten die Pfarrer die Confessio Augustana (CA) und deren Apologie, die „Loci communes" Melanchthons, die Schmalkaldischen Artikel und eine noch zu veröffentlichende Kirchenagende als grundlegende Schriften ihrer Lehre vorzuweisen.[28]

Obwohl die höchsten kirchlichen Ämter mit den Lutheranern Maximilian Mörlin und dem Siegener Superintendenten Bernhard Bernhardi besetzt waren, wurde der calvinistische Einfluss in Nassau-Dillenburg und im Siegerland seit 1572 immer stärker. Graf Johann VI. setzte sich

[26] Gerhard Eoban Geldenhauer (1536–1614), Sohn des gleichnamigen niederländischen Marburger Theologieprofessors, hatte mit dessen Nachfolger Andreas Hyperius zehn Jahre lang an der hessischen Kirchenordnung von 1566 gearbeitet. Geldenhauer, der in der Abendmahlslehre als calvinistenfreundlich galt, wurde von der Marburger Komturei des Deutsch-Ritterordens, dem das Patronat an der Herborner Kirche zustand, ernannt. Trotz Nachweis der Rechtgläubigkeit protestierte der Rat der Stadt Herborn gegen seine Berufung. Nach zehn Jahren in Herborn wurde Geldenhauer am 9. Juni 1579 in Wilnsdorf eingeführt und begab sich umgehend daran, den reformierten Abendmahlsritus einzuführen. Seit dem 21. April 1581 war er Konsistorialschreiber in Dillenburg, bevor er wegen Ehebruchs aus Herborner Zeit kurzzeitig inhaftiert wurde und 1583 die Grafschaft Nassau-Dillenburg nach sieben Monaten in Liebenscheid verließ. Geldenhauer gilt als „Motor der Calvinisierung"; so Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 68; vgl. Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 167f.; Schmidt, Reichsgrafschaften (wie Anm. 1), S. 111. Er agierte allerdings vielfach zu übereifrig und somit nicht mit Rücksicht auf die Schwachen, wie Superintendent Bernhardi und Graf Johann es forderten. – Literatur: Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 67-117; Eugen Huth, Herborn. Mark und Stadt. Ein Gang durch seine Geschichte aus Anlaß des 700jährigen Stadtjubiläums. Herborn am 1. September 1951. Herborn 1951, S. 200-204; Franz Dango, Wilnsdorf. Geschichte und Landschaft, Wilnsdorf 1955, S. 55-58.

[27] Maximilian Mörlin (1516–1584) war 1570–1572 Generalsuperintendent in Dillenburg. Der strenge Lutheraner, der 1533 noch bei Luther und Melanchthon studiert hatte, kam aus Coburg; dorthin verließ er auch 1572 Nassau-Dillenburg freiwillig wieder. Er ist ein Bruder des streng lutherischen Joachim Mörlin (1514–1571), eines der Wegbereiter der Konkordienformel. – Literatur: Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 55-64; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 522f.

[28] HStAW 171, Nr. G 131, Bl. 13r-47v, und Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 358-375. Der Bekenntnisstand der Visitationsordnung ist eindeutig lutherisch definiert. Wahrscheinlich war der Agenden-Entwurf Bernhardis von 1570 diese Agende, die noch veröffentlicht werden sollte; dazu kam es allerdings nie; so Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 68. Der Entwurf ist leider nur in Teilen im HStAW erhalten.

besonders für die Einfachheit des reformierten Gottesdienstes ein, den er vor allem durch die niederländischen Glaubensflüchtlinge kennengelernt hatte. Auf Bitten seines Bruders Ludwig genehmigte der Graf im Herbst 1572 erneut einer größeren Zahl von Flüchtlingen den Aufenthalt in Siegen mit dem Argument, die Einwohner der Stadt könnten sich durch deren Anwesenheit „an die neuen Kirchengebräuche, die eingeführt werden sollten, gewöhnen".[29] Im Zuge der mit den Niederländern zusammenhängenden Streitigkeiten wurde der Siegener Superintendent Bernhardi entlassen. Auch Generalsuperintendent Mörlin verließ 1572 sein Amt – allerdings freiwillig.

Eine Öffnung zu der neuen Konfession hin hatte also bereits stattgefunden. Schon 1574 bekannte sich Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg dem Heidelberger Kanzler Christoph von Ehem gegenüber zum Calvinismus, aber er ging damit noch nicht an die Öffentlichkeit. Zur gleichen Zeit verhandelte er schon mit Geldenhauer über die Abschaffung des Lutherischen Katechismus. Der Heidelberger Katechismus allerdings kam als neues, allgemein gültiges Lehrbuch noch nicht in Frage, oder er war zumindest noch nicht durchsetzbar. Stattdessen setzte sich der Graf für die Einführung eines Katechismus ein, der möglicherweise in Kassel von Johannes Garnerius herausgegeben und „nach H. Heppe im Sinne des Melanchthonisch-Butzerschen Systems gründlich reformiert war".[30] Geldenhauer dagegen empfahl den Wittenberger Katechismus

[29] Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 169; eine Quelle gibt Wolf nicht an! Nach Unannehmlichkeiten besonders hinsichtlich der gottesdienstlichen Bräuche, die sowohl von den Siegenern als auch von den Niederländern nicht akzeptiert wurden, räumte Johann VI. der Flüchtlingsgemeinde ein, ihre Kinder nach ihrer Sitte im Oberen Schloss in Siegen von dem Kaplan der dort wohnenden Prinzessin von Oranien taufen zu lassen, Trauungen nach ihrem Ritus durchzuführen und auch Gottesdienste nach ihrer Liturgie zu feiern. – Bereits 1570 hatte es in Siegen kleinere Streitigkeiten zwischen Alt- und Neueingesessenen gegeben. Lange hielten sich die Flüchtlinge in Siegen nie auf, weil die Absatzmärkte für die Tuch- und Seidenweberei zu klein waren; vgl. Karl Wolf, Niederländische Flüchtlinge in Nassau zur Zeit Johanns des Älteren, in: Heimatblätter zu Pflege und Förderung des Heimatgedankens (Beilage zur Dillzeitung) 8 (1935), S. 17f.20.23f.27f., hier S. 17.

[30] So Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 174; vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 188; Reu (wie Anm. 10), Bd. II/1, S. 436-438; Bd. III/1.2.3, S. 1201. Johann[es] G[u]arnerius, früherer Prediger der reformierten Gemeinde in Straßburg, dann Professor in Marburg, war von 1562 an Hofprediger des hessischen Landgrafen in Kassel. Sein Katechismus sollte 1571 an die Stelle der in Hessen gebräuchlichen Katechismen treten, zu denen neben dem Lutherischen auch der Heidelberger und der Katechismus des Andreas Hyperius (zu diesem: a.a.O., Bd. II/1, S. 419-424; Bd. II/2, S. 1046-1077) gehörten, wurde aber auf der hessischen Generalsynode 1571 als neues Lehrbuch abgelehnt, weil die calvinistische Lehre vom Abendmahl und die abweichende Zählung im Dekalog nicht akzeptiert wurden (vgl. Heinrich Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen, Marburg 1876, S. 328.357; Heinrich Heppe, Geschichte der hessischen Generalsynoden von 1568–1582. Nach den Synodalakten zum ersten Male bearbeitet und mit einer Urkundensammlung herausgegeben, Bd. 1, Die Geschichte der Generalsynoden von 1568–1577 enthaltend, Marburg 1847, S. 83f.; Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1201). Den Text des Katechismus druckt Reu, a.a.O., Bd. II/2, S. 1083-1091, nach

von 1571 – gemeint waren die „Wittenberger Fragstücke" –, da diese „besser, reiner und nützlicher" seien.[31] Damit kam erstmals die sich auf Philipp Melanchthon berufende, als philippistisch bezeichnete Theologie des sächsischen Kryptocalvinismus[32] ins Gespräch.

einem Exemplar in einem Darmstädter Archiv (damals: 1911/1935). Gegen Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 188, der Garnerius' Katechismus mit 84 Fragen kennt, identifiziert Reu den Katechismus des Garnerius mit 56 Fragen anhand eines inhaltlichen Abgleichs mit den Marburger Synodalakten (a.a.O., Bd. II/1, S. 438).

31 Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 188. Nach ihm und Heppe, Geschichte (wie Anm. 1), S. 337, und Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 174. 1571 erschienen zwei katechetische Schriften von Christoph Pezel (s. Anm. 45), zunächst die „Catechesis, continens explicationem simplicem, et breuem, Decalogi, Symboli apostolici, orationis dominicae, doctrinae de Poenitentia et de Sacramentis, contextam ex Corpore Doctrinae Christianae", die auf Caspar Peucers (s. Anm. 32) Anleiten hin veröffentlicht wurde. Die Wittenberger „Fragstücke", die in 44 Fragen die fünf Hauptstücke abhandeln, wurden gelegentlich fälschlicherweise für die deutsche Übersetzung der „Catechesis" gehalten. Der Umfang von wenigen Seiten und die deutsche Sprache der „Fragstücke" erscheinen der „Catechesis" gegenüber nützlicher. Sie sind im Druck von 1573 nachgewiesen unter dem Titel „Kurtze und Notwendige Fragen und Antwort, so neben dem Catechismo des Ehrwirdigen Herrn Doctoris MARTINI LUTHERI in der Kirchen zu Wittemberg gebraucht werden [...] Aus den Schrifften des Herrn PHILIPPI MELANTHONIS zusammen gezogen". Die Texte der „Catechesis" und der „Fragstücke" bei Reu (wie Anm. 10), Bd. II/2, S. 119-156 bzw. S. 156-160. – Literatur: A.a.O., Bd. II/1, S. 26-35; Bd. III/1.2.3, S. 1202; Harm Klueting, „Wittenberger Katechismus" (1571) und „Wittenberger Fragstücke" (1571): Christoph Pezel (1539–1604) und die Wittenberger Theologie, in: ZKG 112 (2001), S. 1-43.

32 Die sächsischen Kryptocalvinisten wurden bestimmend für die nassauische Konfessionalisierung, vor allem Christoph Pezel (s. Anm. 45), Wolfgang Krell (s. Anm. 37), Otto von Grünrade (s. Anm. 51) und auch Friedrich Widebram (s. Anm. 67). Mit ihnen kamen Heinrich Moller (1547–1606), Naso und Caspar Cruciger (1525–1597), der eine der Stützen des Philippismus in Kursachsen war, seit 1569 an der Theologischen Fakultät in Wittenberg lehrte und 1580/1581 nach Kassel ging; s. (Friedrich Wilhelm Bautz, Art. Cruciger, Caspar, d. Jüngere, in: BBKL 1 (1975), Sp. 1171f. – Die Kryptocalvinisten (verkappte Calvinisten; eine abfällige Fremdbezeichnung) waren sächsische Philippisten, die besonders in der Lehre vom Abendmahl der Überzeugung Calvins zugeneigt waren. Unter dem Einfluss Caspar Peucers (1525–1602; 1540 Studium in Wittenberg, bald Melanchthons Hausgenosse, 1550 dessen Schwiegersohn), der als Kirchenpolitiker für die Besetzung der Professuren zuständig war und als Vater des Kryptocalvinismus zu bezeichnen ist, strebten sie eine Union mit der „reformierten" Kirche an. Die Kryptocalvinisten stellten nach 1570 die herrschende Partei auf den Universitäten Leipzig und Wittenberg dar. Peucer, Leibarzt bei Kurfürst August, hatte diesem die philippistische Richtung, zum Beispiel das sogenannte Corpus Doctrinae Philippicum (1560) und sogar den Wittenberger Katechismus (1571), als echt lutherisch präsentiert. Nach dem Torgauer Konvent (1574) und der Verweigerung der Unterschrift unter 30 der Artikel, die auch die Lehre Melanchthons verwarfen, wurden die Kryptocalvinisten inhaftiert oder aus Kursachsen vertrieben. – Literatur: Ernst Koch, Der kursächsische Philippismus und seine Krise in den 1560er und 1570er Jahren, in: Schilling (wie Anm. 1), S. 60-77; Helmar Junghans, Art. Kryptocalvinisten, in: TRE 20 (1990), S. 123-129. – Literatur zu Caspar Peucer: Uwe Neddermeyer, Kaspar Peucer (1525–1602). Melanchthons Universalgeschichtsschreibung, in: Heinz Scheible (Hg.), Melanchthon in seinen Schülern, Wiesbaden 1997, S. 69-102; Ernst Koch, Art. Peucer, Kaspar, in: RGG[4] 6 (2003), Sp. 1183, dort weitere Literatur.

Deutliche calvinistische und eben philippistische Einflüsse zeigte die neue Kirchenordnung, die von Graf Ludwig von Nassau im November 1573 initiiert und 1575 in allen nassauischen Kirchen eingeführt wurde. Geldenhauer hatte die Ordnung verfasst, die er selbst zusammen mit dem nassauischen Rat Andreas Christiani[33], Pfarrer und Hofmeister Andreas Rauting[34], Bernhardis Nachfolger in Siegen Georg Weigel[35] und dem Ferndorfer Pfarrer Jacob Ursinus[36] in den Jahren 1573 und 1574 erarbeitet hatte. Dabei unterstützte ihn schon der Sachse Wolfgang Krell[37], der 1574 nach Siegen gekommen war. Weil man sich über einen neuen Landeskatechismus nicht einigen konnte und nichts überstürzen wollte, behielt die reformiert geprägte Kirchenordnung den Kleinen Katechismus Martin Luthers bei.[38] Allerdings sollte ergänzend „die lehr

33 Dr. iur. utr. Andreas Kersten (Christiani; 1545–1609) hatte seit 1564 in Wittenberg studiert und war von 1573 bis 1607 in Diensten Graf Johanns VI. Er übernahm diplomatische Tätigkeiten unter anderem in niederländischen Angelegenheiten für Wilhelm von Oranien und besonders bei der Einführung des reformierten Bekenntnissees im Diezer Teil der Grafschaft. – Literatur: Renkhoff (wie Anm. 16), S. 104 (mit weiteren Literaturhinweisen).

34 Der Ferndorfer Andreas Rauting († 1. Januar 1584 in Dillenburg) studierte 1562 in Marburg, war 1567 Lehrer in Siegen und Hofmeister Wilhelms von Oranien sowie Johanns VI. von Nassau-Dillenburg, das heißt für die Erziehung ihrer Kinder zuständig. Er zog 1568/1569 von der Ginsburg aus als Feldprediger mit Wilhelm von Oranien in die Schlacht. Ab 1569 war er wieder Hofmeister und von 1570 bis 1573 2. Pfarrer in Dillenburg, 1573–1574 3. Pfarrer in Siegen, 1574 Hofprediger in Dillenburg, dort seit 1577 Pfarrer und seit 1582 zugleich Geistlicher Inspektor. Neben Geldenhauer und Zepper (s. Anm. 72) war er eine der treibenden Kräfte bei der Einführung der reformierten Lehre und der Förderung des Schulwesens. Seine Bedeutung für die nassauische Bildungsgeschichte ist bisher wohl unterschätzt worden; siehe dazu Menk, Schulwesen (wie Anm. 25), S. 50. – Literatur: Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 171-174; Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 230-232; Friedrich-Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (BWFKG 4), Bielefeld 1980, S. 399 Nr. 4948; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 630.

35 Magister Johann Georg Weigel, geboren 1540, studierte ab 1559 in Wittenberg, wurde 1573 erster Pfarrer und Nachfolger Bernhardis im Amt des Siegener Superintendenten, aber bereits 1574 wieder entlassen; so Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 137; Bauks (wie Anm. 34), S. 542 Nr. 6731.

36 Magister Jacob Beer (Ursinus), geboren in Herborn, studierte in Wittenberg, war von 1553 bis 1555 Lehrer an der Siegener Lateinschule und seitdem bis zu seinem Tod 1574 Pfarrer in Ferndorf; vgl. Bauks (wie Anm. 34), S. 29 Nr. 359.

37 Wolfgang Krell (1535–1593), vertriebener Kryptocalvinist aus Sachsen, wurde am 23. Juni 1574 in das Amt des Pfarrers und Superintendenten/Inspektors in Siegen eingeführt. (Im Zuge der Einführung des reformierten Bekenntnisses wurde die Amtsbezeichnung des Superintendenten in die des Inspektors abgeändert.) Krell löste Weigel als den vorerst letzten lutherischen Superintendenten in Siegen ab. Er unterstützte Geldenhauer schon bei der Abfassung der Kirchenordnung von 1575 und wurde bald in fast allen Belangen von Graf Johann VI. zu Rate gezogen. Er war ein Förderer des reformierten Bekenntnisses und der Dorfschulen. Steubing lobt den tatkräftigen Einsatz Krells bis 1593. – Literatur: Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 163-168; Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 137-139; Bauks (wie Anm. 34), S. 82 Nr. 1068; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 114.

38 Vgl. Hugo Grün, Die Nassau-Oranische Kirchenordnung aus der Zeit des Übergangs vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis im 16. Jahrhundert, in:

des catechismi, inmassen sie im kleinen catechismo D. Luteri verfasset, [...] fleißig [...] getrieben nach anleithung heilliger schrifft und des neuwlichen druck außgegangen Witte[n]bergischen catechismi, auch nach dem catechismo und enchirido Nicolai Hemingi gerichtet und erklert werden."[39] Obwohl Geldenhauer schon seit 1572 die „Wittenberger Fragstücke" benutzte und nach Mörlins Bericht aus dem Jahr 1570 von Geldenhauer „nit mehr der Katechismus Lutheri, sondern der Heidelbergische [...] in den Schulen vorgelegt" werde,[40] riet jener sogar noch 1577, nicht den Heidelberger Katechismus zu benutzen, sondern den im Volk eingewurzelten lutherischen Katechismus beizubehalten, weil er Widerstand bei einer Abschaffung durch obrigkeitliche Zwangsmaßnahmen befürchtete. Damit aber der Lutherische Katechismus einheitlich gelehrt würde, verfasste er dazu im gleichen Jahr Erklärungen, die der Graf auch genehmigte.[41]

Nassauische Annalen 76 (1965), S. 153-167; HStAW 171, Nr. P 55. Insgesamt war die Kirchenordnung beeinflusst von der Hessischen Kirchenordnung von 1566, an der Geldenhauer selbst mitgearbeitet hatte, und durch die Hessische Agende von 1574; zu diesen s. Reu (wie Anm. 10), Bd. II/1, S. 424-430 bzw. S. 430-434; Emil Sehling (Hg.), Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Bd. VIII: Hessen/1, Tübingen 1965, S. 24-35; die Texte s. a.a.O., S. 178-337 bzw. S. 408-469. Bei den Sitzungen vom 12. und 30. November 1573 sowie vom 4. Januar und 1. März 1574 wurde über die Kirchenordnung beraten und beschlossen. Möglich sind Einflüsse durch Wolfgang Krell aus Wittenberg, wohin Ludwig von Nassau seine führenden Geistlichen, Geldenhauer und Georg Weigel, zusammen mit Rat Andreas Christiani gesandt hatte.

39 Grün, Kirchenordnung (wie Anm. 38), S. 160. – Der Däne Niels Hemmingsen (Nicolaus Hemmingius; 1513–1600) studierte 1537 in Wittenberg, wurde dort entschiedener Melanchthonianer und war von 1543 an Professor der Dialektik in Kopenhagen, seit 1553 der Theologie. 1555 erschien sein „Enchiridion theologicum" (abgedruckt in Simon Goulart, Opuscula theologica, Genf 1586, S. 319-502), ein Handbuch der Dogmatik und Ethik, in dem die ethischen Partien größere Bedeutung haben. Er sah dies nur als ein Hilfsmittel zum Verständnis von Melanchthons Opus sacrosanctum an. 1560 veröffentlichte er seine „Catechismi quaestiones concinnatae", die besonders in Wittenberg mehrmals gedruckt wurden. In seiner dogmatischen Hauptschrift „Exegesis perspicua" von 1574 sprach er lediglich von der „glaubensmäßigen" Gegenwart Christi beim Abendmahl; so Ernst Feddersen, Philippismus und Luthertum in Dänemark und Schleswig-Holstein, in: Otto Scheel (Hg.), Festschrift für Hans von Schubert zu seinem 70. Geburtstag (Archiv für Reformationsgeschichte, Ergänzungsband V), Leipzig 1929, S. 92-114, hier S. 99. – Literatur: Fredrik Nielsen, Art. Hemmingsen, Niels, in: RE^3 7 (1899), S. 659-662; Reu (wie Anm. 10), Bd. II/1, S. 120; Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.1, S. 542f.; Feddersen (wie Anm. 39), S. 99f.; Friedrich Wilhelm Bautz, Art. Hemmingsen, Nils, in: BBKL 2 (1990), Sp. 710f.

40 Dango (wie Anm. 26), S. 55.

41 Siehe HStAW 171, Nr. R 1334a.

2.3 Der offizielle Bekenntniswechsel

Als sich die lutherische Orthodoxie mit der Konkordienformel 1577 entschieden sowohl von Calvin als auch von Melanchthon getrennt und nach Johanns Überzeugung immer mehr von der CA (Variata) entfernt hatte, wurden auch Graf Johann VI. und die nassauische Kirche in Ablehnung der Konkordie zu einer Positionierung hinsichtlich ihres Bekenntnisses herausgefordert. Eine vermittelnde protestantische Richtung, zu der Johann VI. wie seine Brüder Ludwig und Wilhelm neigte, schien nicht mehr möglich zu sein.[42] Trotz der rechtlich und reichspolitisch schwierigen Situation war der Landesherr jetzt bereit, den calvinistischen Glauben offen zu bekennen, das heißt, eine eigene Kirche zu bilden mit eigener Ordnung und mit eigenem Bekenntnis.[43] Die Entwicklung zu einem calvinistischen Bekenntnis hin wurde beschleunigt, weil Graf Johann VI. ab 1576 einige Kryptocalvinisten aus Kursachsen und 17 calvinistische Pfarrer aus der Kurpfalz[44] aufnahm, die in ihrer Heimat wegen ihres Glaubens und ihrer Lehre vertrieben worden waren. Nassau-Dillenburg wurde somit für kurze Zeit zur Hochburg des protestantischen Erneuerungseifers und der philippistisch-calvinistischen Theologie in Deutschland, welche sich besonders gegen die aus der „Realpräsenz" Christi beim Abendmahl entwickelte Ubiquitätslehre abgrenzte.

Nachdem vor allem Christoph Pezel[45] letzte Zweifel des Grafen bezüglich der calvinistischen Lehre beseitigen konnte, wurde am 21. Juli

[42] In der Erfahrung seines erfolglosen Bemühens, die lutherischen Landesherren zur Unterstützung der Niederländer im Freiheitskampf gegen den Kaiser zu gewinnen, hatte sich Graf Johann VI. schon die fehlende Bereitschaft zu einer Einigung unter den Protestanten gezeigt.

[43] Seit 1576 drohte der lutherisch gesinnte Nachfolger des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, Ludwig VI. von der Pfalz, mit der Übernahme des an die Pfalz verpfändeten Amtes Siegen (vgl. Anm. 22), falls Graf Johann VI. zur reformierten Konfession übertrete.

[44] Ludwig VI. entfernte nach dem Tod seines Vorgängers Kurfürst Friedrich III. im Winter 1576/1577 die reformierten Geistlichen. Weitere kamen hinzu, als er im April 1577 in seine Residenzstadt Heidelberg zurückkehrte. Ausgenommen von der Wiedereinführung der lutherischen Reformation blieben lediglich die Ämter Kaiserslautern, Neustadt an der Haardt und Böckelheim. Diese waren testamentarisch dem Pfalzgrafen Johann Casimir zugesprochen.

[45] Christoph Pezel (1539–1604), ein sächsischer Kryptocalvinist, kam im Mai 1577 auf Empfehlung Wolfgang Krells und hatte schon früh prägenden Einfluss. Er lebte für ein Jahr am Hof in Dillenburg, wurde Hofprediger, seit dem 2. November 1578 zugleich Pfarrer und Inspektor in Herborn, dann auch Generalsuperintendent. Pezel hat sich auch nach Juli 1577 bei fast allen Sonntags- und Wochenpredigten darum bemüht, die neue Lehre vom Abendmahl mit viel Nachsicht zu erklären – mit Erfolg. Besonders hat er sich als Verfasser des Nassauischen Bekenntnisses von 1578 und als Seelsorger der Altgräfin Juliane von Stolberg hervorgetan. Nachdem diese am 10. Juni 1580 gestorben war, erhielt Christoph Pezel die Freigabe von Graf Johann VI., in Bremen das Werk der Reformation fortzusetzen. Er verließ Herborn am 29. März 1581. – Literatur: Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 121-155; Friedrich Wilhelm Cuno, Art. Pezel, in: ADB 25 (1887), S. 575-577; Gustav

1577 in der Dillenburger Stadtkirche im Rahmen eines Konvents in Anwesenheit des Grafen zum ersten Mal in Nassau das heilige Abendmahl mit dem Ritus des Brotbrechens gefeiert. In zwei Predigten, je einer vor und nach der Feier, erklärte Pezel das Abendmahl nach neuem Ritus und bekräftigte, dass die Ausspendung nach Gottes Wort ein Zeugnis des Trostes sei und die himmlische Gabe allein durch Glauben angenommen werde.[46] Den Pfarrern wurde aufgetragen, von jetzt an das Abendmahl nach diesem Ritus zu feiern, der wohl an der Kurpfälzischen Agende von 1563 ausgerichtet war. Nur wenige Geistliche erbaten sich Bedenkzeit bezüglich der damit zusammenhängenden neuen Lehre.[47] Vor allem in den Städten Herborn (Einführung des neuen Ritus am 9. Dezember 1577), Dillenburg und Siegen (jeweils erst Mitte 1579) regte sich teilweise heftiger Widerstand.

In Folge der ersten und anhaltenden Widerstände beriet sich Graf Johann VI. im März 1578 mit Geldenhauer und Pezel. Gemeinsam beschlossen sie, eine Generalsynode für Nassau-Dillenburg einzuberufen. Den beiden Theologen trug der Graf auf, eine Bekenntnisschrift zu erarbeiten, die zuerst herausstellte, weshalb die Änderungen von Ritus und Lehre notwendig seien. Des Weiteren sollte sie eine klare Abgrenzung gegenüber der römisch-katholischen Kirche leisten, die Hauptunterschiede der reformierten und lutherischen Lehre über die Person Christi und das Abendmahl darlegen und die Übereinstimmung der reformierten Kirche Nassaus mit allen reformierten Kirchen Europas nachweisen. Daraufhin arbeitete Christoph Pezel im Mai 1578 „eine Erklaerungsschrift der verenderung etzlicher Kirchen-Ceremonien in der graveschafft Nassau-Catzenelenbogen" aus.[48] Pezel erklärte: „Wir bleiben in den Hauptlehren der Religion bei der Augsburgischen wahren Confes-

Kawerau, Art. Pezel, in: RE 15 (1904), S. 231-233; Huth (wie Anm. 26), S. 204f.; Jürgen Moltmann, Christoph Pezel und der Kalvinismus in Bremen (Hospitium Ecclesiae 2), Bremen 1958; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 606; Erich Wenneker, Art. Pezel, Christoph, in: BBKL 7 (1994), Sp. 403-408; Richard Wetzel, Christoph Pezel (1539–1604). Die Vorreden zu seinen Melanchthon-Editionen als Propagandatexte der „Zweiten Reformation", in: Scheible (wie Anm. 32), S. 465-566; Klueting, Katechismus (wie Anm. 31); Harm Klueting, Art. Pezel(ius), Christoph, in: NDB 20 (2001), S. 287f.

46 Graf Johann VI. hat persönlich bezeugt, dass durch die „Christliche und einfältige erklerung der nothwenndigen Lehre vom heiligen nachtmahl unseres Herren Jesu Christi auß zweyen Predigten [...] des verschienen jars 1577 gehalten [...] etzliche leute, welcher unser wahren, christlichen reformierten religion nicht zugethan gewesen, etwas stutzet und milder gemacht, eines teils auch zu nachdenken und fernerem nachfragen verursacht worden seind"; s. Karl Wolf (Hg.), Aus dem Briefwechsel Christoph Pezels mit Johann dem Älteren von Nassau-Dillenburg, in: Archiv für Reformationsgeschichte 34 (1937), S. 177-234, hier S. 232. Gedruckt wurde die „Erklärung zum Abendmahl" erstmals 1578 (HStAW 170, 6883 f 464). Am 15. Februar 1596 sandte Graf Johann VI. die Bitte an Pezel, sie in Siegen erneut drucken zu dürfen.

47 Vgl. Schröer, Reformation (wie Anm. 1), S. 447f.

48 HStAW 171, Nr. K 1181, Bl. 1r-77v; der zweite Teil bei Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 135-141, zum Teil paraphrasiert oder zitiert.

sion". Bei der Entwicklung der Lehrartikel vom Begriff des Evangeliums, der Rechtfertigung, der guten Werke und des freien Willens wurde „Melanchthons Lehrweise ausdrücklich als Norm vorausgesetzt".[49]

Auf der Grundlage dieser Erklärungsschrift wurde am 9. Juli 1578 auf der Generalsynode in Dillenburg unter der Leitung von Alt-Gräfin Juliana von Stolberg das „Nassauische Bekenntnis" „Scriptum propositum in synodo Dillenburgensi"[50] verhandelt und von den 22 Geistlichen und zusätzlich von Hofmeister Nymptsch und Rat Otto von Grünrade[51] als Lehrgrundlage gebilligt. Mit dieser Verbesserungsschrift wurde das Brotbrechen als offizieller Ritus beim Abendmahl in Nassau-Dillenburg anerkannt und die Nassauische Kirche durch Christoph Pezel als reformierte Landeskirche mit eher philippistischer als calvinistischer Prägung begründet.[52] Hinsichtlich der Lehre beriefen sich die Synodalen

49 So Heppe, Geschichte (wie Anm. 1), S. 335.

50 HStAW 171, Nr. K 1181, Bl. 78ʳff.; ausführliches Regest bei Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 107-133. Das Bekenntnis ist erst 1593 gedruckt worden unter dem Titel „Auffrichtige Rechenschaft von Lehr und Ceremonien, so in den Evangelischen reformierten Kirchen nach der Richtschnur Göttliches Worts angestellet. Sampt Nothwendiger Anzeigung der Gegen-Lehr in den zu dieser zeit am fürnehmsten streitigen Religions-Puncten [...] Durch Christophorum Pezelium". Ernst Friedrich Karl Müller, Die Bekenntnisschriften der reformierten Kirche (= BSRK), Leipzig 1903, S. 720-739, druckt zwar den Text nach den Unterlagen aus dem Staatsarchiv, aber nur die Artikel, die von denen des sehr ähnlichen Bremer Bekenntnisses von 1593 abweichen (dazu: BSRK, S. LIII). Der zweite Druck von 1620 ist publiziert bei Heinrich Heppe, Die Bekenntnisschriften der reformierten Kirche Deutschlands, Elberfeld 1860, S. 68-146. Vgl. a.a.O., S. XII; Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 84; Johann F[riedrich] Gerhard Goeters, Die evangelischen Kirchenordnungen Westfalens im Reformationsjahrhundert, in: Westfälische Zeitschrift 113 (1963), S. 111-168, dort S. 152; Klueting, Pezel (wie Anm. 45); Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1202. Richtig ist wohl, dass das sogenannte „Nassauische Bekenntnis" kein Bekenntnis wie die CA ist, sondern eine „synodale Lehrvereinbarung"; so Goeters, Genesis (wie Anm. 2), S. 57.

51 Otto von Grünrade (1545–1613) studierte Theologie und Philosophie in Leipzig und Wittenberg und sympathisierte dort mit den Kryptocalvinisten. 1575 empfahl Caspar Peucer ihn dem Grafen als Lehrer an der Dillenburger Grafen- und Adelsschule. Er war spätestens seit 1580 Rat des Grafen. Vor allem in der Gelderner Zeit des Landesherrn – also von 1577 bis 1581 – hat er politische und besonders kirchenpolitische Verantwortung übernommen und maßgeblich die Einführung des reformierten Bekenntnisses in der Grafschaft Nassau-Dillenburg und auch in Solms-Braunfels gefördert. Seiner Umsicht ist zu verdanken, dass die Synode des Jahres 1578 stattfand. Aufgrund seiner Erfahrung aus Kursachsen versuchte er aber auch, Graf Johann von vorschnellen Entschlüssen in Sachen Calvinismus abzuhalten. Nach einem Streit mit Johann VI. wurde er seines Amtes enthoben und ging 1584 in die Kurpfalz. Wenig später verbesserte sich aber ihr Verhältnis wieder. – Literatur: Friedrich Wilhelm Cuno, Blätter der Erinnerung an Caspar Olevian. Herausgegeben zu dessen dreihundertjährigem Todestage (15. März 1887), Barmen 1887, S. 73; Friedrich Wilhelm Cuno, Art. Grünrade, in: ADB 49 (1904), S. 603-605; Karl Wolf, Graf Johann der Ältere von Nassau-Dillenburg und sein Rat Otto von Grünrade, in: Nassauische Annalen 75 (1964), S. 131-137; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 254.

52 In dieser Bekenntnisschrift findet Heppe zum ersten Mal die Konfessionsbezeichnung „reformiert"; Heinrich Heppe, Ursprung und Geschichte der Bezeichnung

auf die Schrift und die altkirchlichen Symbole als Normen. Sie betonten ihren Konsens mit den verschiedenen Kirchen reformierter Prägung in und außerhalb Deutschlands, indem sie die reformiert interpretierte CA [also die CA variata] mit den außerdeutschen reformierten Bekenntnissen als „in Fundamento und Hauptgrunde christlicher Religion übereinstimmend" nebeneinander stellten.[53] Darunter wurde implizit auch die Confessio Helvetica Posterior verstanden. Wegen der deutschen konfessionsrechtlichen Situation wurde sie nicht in aller Form, also mehr dem Geist als dem Buchstaben nach übernommen.[54] Der Heidelberger Katechismus fand hier als Lehr- oder Bekenntnistext noch keinerlei Berücksichtigung.

Zehn Siegerländer Geistliche hatten das „Nassauische Bekenntnis" im Oktober 1578 als Glaubensbekenntnis und als „Richtschnur ihrer Lehre und als Vorschrift des äusseren Kirchen-Ceremoniells" der gesamten reformierten Kirche Nassaus bestätigt und eigenhändig unterschrieben.[55] Lediglich der Irmgarteichener Diakon konnte den Änderungen nicht zustimmen, er versprach aber, keine Unruhe zu stiften und in der Bibel nachforschen zu wollen und sich belehren zu lassen.[56]

Im Freien Grund mit dem Kirchspiel Neunkirchen und im Hickengrund mit den Kirchspielen Burbach und Niederdresselndorf übten seit 1478 die Grafen von Sayn in Hachenburg und von Nassau in Dillenburg die Herrschaft gemeinsam aus.[57] Beide Gebiete gehörten bis 1817 nicht zum Amt bzw. dem Fürstentum Siegen. Im Hickengrund, dem nassauischen Teil, vollzogen sich Reformation (1530) und Konfessionalisie-

„reformierte" und „lutherische" Kirche, Gotha 1859, besonders S. 68ff; hier: S. 84.

53 Heppe, Bekenntnisschriften (wie Anm. 50), S. 70. Vgl. Johann F[riedrich] Gerhard Goeters, Die Rolle der Confessio Helvetica Posterior in Deutschland, in: Joachim Staedtke (Hg.), Glauben und Bekennen. 400 Jahre Confessio Helvetica Posterior. Beiträge zur Geschichte und ihrer Theologie, Zürich 1966, S. 81-98; hier S. 90; vgl. Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 181. – Pezel verweist in Art. 6 ausdrücklich auf Art. 10 der CA: „Demnach bekennen wir hirmit öffentlich, daß wir obberührten Xten Artikel in der Augsb. Confession auf diese weise, wie der Autor denselben selbst erkläret hat, annehmen"; so Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 84, Anm. 410; vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 112.

54 Vgl. Goeters, Confessio Helvetica (wie Anm. 53), besonders S. 95-98; vgl. Heppe, Geschichte (wie Anm. 1), S. 336; Friedrich Wilhelm Cuno, Johann der Ältere von Nassau-Dillenburg, ein fürstlicher Reformator, Halle 1869.

55 HStAW 171, Nr. S 427a, Bl. 80r-86r; vgl. Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 84; Heppe, Geschichte (wie Anm. 1), S. 334.

56 HStAW 171, Nr. S 427a, 1. August 1578.

57 Zu den Kirchspielen in Burbach, Niederdresselndorf und Neunkirchen und den politischen Verhältnissen siehe Fritz Fromme, Geschichte des Freien Grundes und des Hickengrundes, Neunkirchen 1969, S. 11-54.87-124; „Auf der Spur der Erneuerung. Ev. Kirchengemeinde Neunkirchen seit 400 Jahren reformiert." Nach den Aufzeichnungen des Zeppenfelders Helmut Krumm, Siegener Zeitung, Dienstag, 15. August 2006, S. 8; Thiemann, Wort (wie Anm. 1), S. 126f. Zur Grafschaft Sayn und der dortigen Einführung der Reformation sowie des reformierten Bekenntnisses siehe Emil Sehling (Hg.), Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Bd. 19/1: Rheinland-Pfalz II/1, Tübingen 2008, S. 325-455.

rung (1578) gleichzeitig mit der Erneuerung der Kirche in Nassau-Dillenburg. Allerdings wurde erst 1584 im „Burbacher Vertrag" das Recht der Pfarrstellenbesetzung geregelt, welches für Burbach Dillenburg (reformiert) und für Neunkirchen den Hachenburgern (lutherisch) zukam. Der saynische Teil, der Freie Grund, wurde erst 1550 lutherisch. Die Häuser von Zeppenfeld und Wiederstein wurden durch Losentscheid unter den beiden Grafen verteilt. Die saynischen Untertanen in Zeppenfeld und Wiederstein waren lutherisch und mussten seit 1578 zur Kirche in Neunkirchen gehen, während die nassauischen Untertanen reformiert waren und weiter zu Burbach gehörten. Seit 1584 durften die Untertanen entscheiden, wo sie das heilige Mahl empfangen wollten.[58] In der Grafschaft Sayn unter Graf Wilhelm III. hatte 1605 der nassauische Hofprediger Johannes Jakob Hermannus[59] als Generalvisitator die Einführung des reformierten Bekenntnisses von Dillenburg aus durchgeführt. Am 9. Oktober 1605 wurde das reformierte Bekenntnis nach der Kurpfälzischen Kirchenordnung eingeführt – und am 21. Mai 1606 der Heidelberger Katechismus.[60] Erster reformierter Pfarrer in Neunkirchen wurde von 1605 bis 1626 Petrus Vigelius.[61]

Für Burbach hatte Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg 1584 Jodocus Naum[62] als Pfarrer eingesetzt. Der Pfälzer erwies sich wohl als geeig-

58 Vgl. Heinrich Friedrich Jacobson, Geschichte der Quellen des Kirchenrechts des Preussischen Staats. Mit Urkunden und Regesten, Bd. III: Das evangelische Kirchenrecht, 4. Teil: Die Provinzen Rheinland und Westfalen, Königsberg 1844, S. 654-669.676-679; Weisthum der Gesetze, Ordnungen und Vorschriften, welche in die nassauische teutsche Länder ottoischer Linie, von den ältesten Zeiten bis hierhin, ergangen sind, aufgestellt nach der Zeit- und Buchstabenfolge, 3 Bde., Hadamar 1802, Bd. III, Anhang 3, S. 1, 18. (28.) Mai 1695.

59 Johannes Jacob Hermann(us) (um 1553–1630) besuchte Gymnasium und Universität in Straßburg. Er war von 1576 bis 1582 in Katzweiler und Kandel in der Pfalz Lehrer und Diakon, dann Hofprediger in Durlach. Seit 1604 bekleidete er das Amt des Hofpredigers in Dillenburg, zugleich war er dort seit 1608 Inspektor und von 1609 an Professor für Theologie und Geschichte an der Hohen Schule in Herborn; s. Renkhoff (wie Anm. 16), S. 305.

60 Vgl. Sehling, Bd. 19/1: Rheinland-Pfalz (wie Anm. 57), S. 330.

61 Petrus Vigelius (Weigelius, † 1626), geboren in Vallendar, besuchte Gymnasium und Hohe Schule in Herborn bzw. Siegen und war, bevor er nach Neunkirchen kam, Lehrer und Prediger in Wesel; so Bauks (wie Anm. 34), S. 526 Nr. 6523.

62 Magister Jodocus Naum (auch Nahum; ca. 1550–1597), Pfarrer aus Kurpfalz, lernte seit 1575 bei Caspar Olevian und Johann Piscator in Heidelberg. 1577 kam er als Lehrer nach Nassau und wurde 1582 Rektor der Dillenburger Lateinschule. Nach Olevians Tod im Mai 1587 übertrug ihm Johann VI. dessen Amt als Pfarrer und Inspektor in Herborn und zugleich als Professor der Hohen Schule, bei deren Gründung er schon geholfen und an der er seit Juli 1584 auch schon für wenige Monate gelehrt hatte. Naum ging am 25. Oktober 1594 mit der Hohen Schule nach Siegen und übernahm dort auch das Inspektorenamt von dem verstorbenen Johannes Pilger. Von 1596 an war er in Hanau tätig. – Literatur: Cuno, Erinnerung (wie Anm. 51), S. 120; Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 143-145; Hugo Grün, Die theologische Fakultät der Hohen Schule Herborn 1584–1817, Jahrbuch der Hessischen Kirchengeschichtlichen Vereinigung 19 (1968), S. 57-145, hier S. 72; Bauks (wie Anm. 34), S. 351f. Nr. 4396; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 567.

net, die unter den erschwerten Bedingungen dort noch nicht vollständig eingeführte reformierte Konfession durchzusetzen.

Aber nicht nur in Burbach, sondern im Großteil seiner Grafschaft mangelte es vielfach noch an der praktischen Umsetzung des neuen Bekenntnisses, obwohl die Generalsynode am 2. Oktober 1578 in Dillenburg eine erste Presbyterialverfassung zur erfolgreicheren Durchführung der Kirchenzucht durchgesetzt hatte und ein Befehl von Graf Johann VI. an seine Beamten erging, auf die Sonntagsruhe – vor allem den Gottesdienstbesuch – zu achten und darauf, dass Zucht und Ehrbarkeit gepflanzt werde.[63] Aber „das Volk sah in der Abänderung der gottesdienstlichen Zustände und Gebräuche vielfach eine eigentliche ‚Religionsveränderung'."[64] Graf Johann VI. selbst verstand den Konfessionswechsel lediglich als eine Fortführung und Vollendung der *reformatio doctrinae* durch die *reformatio vitae*, nicht aber als eine „Zweite Reformation".[65] Er war sich indes der Schwierigkeiten, die die Einführung eines neuen Bekenntnisses und neuer gottesdienstlicher Formen bei seinen Untertanen hervorrufen würde, bewusst.

63 HStAW 171, Nr. S 427a, Bl. 89r-94v.95r-100v; HStAW 171, Nr. K 433a. Goeters, Kirchenordnungen (wie Anm. 50), S. 153, verweist auf Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 142-144; vgl. Heppe, Geschichte (wie Anm. 1), S. 337.

64 Ebd.

65 Vgl. Wilhelm Zepper, Politia ecclesiastica sive forma ac ratio administrandi et gubernandi regni Christi, quod est ecclesia in his terris. Accesserunt articuli Synodi Middelburgensis, ad Nassovicas ecclesias adtemperati, 3. Aufl. Typis et Sumptibus Ioannis Niccolai Andreae, Herborn 1714, S. 9. Erste Auflage: Wilhelm Zepper, De politia ecclesiastica. [...] (Titel übersetzt: Über den Kirchenstaat oder die Art und Weise, das Reich Christi, welches hienieden die Kirche ist, zu verwalten und zu regieren. Nachgewiesen aus der Form und Gestalt der ersten apostolischen Kirche, erläutert aus den Beschlüssen der Konzilien, aus der Kirchengeschichte, den Schriften der Kirchenväter und den Reichskonstitutionen), Herborn 1595 (2. verbesserte und veränderte Auflage 1607). An der „Verbesserungschrift" wird allerdings deutlich, „daß schon vieles, was das Aeussere anbelangt", bereits vor Juli 1578 „abgeschafft und in eine bessere Form gebracht worden war"; so Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 134. Vgl. die Maßnahme von 1572 (s. Anm. 20) und die Kirchenordnung von 1575. – Der Begriff „reformatio vitae" erklärt sich am besten in Verbindung mit dem sachlich unzutreffenden Begriff „Zweite Reformation", der fälschlicherweise aus dem Nassauischen Bekenntnis entnommen ist, obwohl Pezel ihn nicht erwähnt. Pezel spricht von der ersten Reformation und davon, dass man „nicht das angefangene Werck in der Helfft ersitzen laße" (so BSRK, S. 737). Ziel sei die endgültige „Emendation" (Verbesserung, Säuberung) von der „Verfelschung des Bapstums" in Lehre und Zeremonien (a.a.O., S. 738). Da die Entkatholisierung faktisch und gefühlt eine Erneuerung sowohl des kirchlichen wie auch des privaten Lebens bedeutete, ist der Begriff „reformatio vitae" zutreffend und nicht unzulässig, darf aber nicht im Sinne einer totalen Erneuerung, das heißt einer „Zweiten Reformation" verstanden werden, sondern im Sinne Melanchthons (Christoph Pezel) von Weiterführung und nach Calvin (Caspar Olevian) von Vollendung der Reformation; vgl. Wetzel (wie Anm. 45), S. 500. Als eine solche schließt die reformatio vitae eine Veränderung der Lehre nicht aus. – Literatur: Paul Münch, Volkskultur und Calvinismus. Zu Theorie und Praxis der „reformatio vitae" während der „Zweiten Reformation", in: Schilling (wie Anm. 1), S. 291-307; Klueting, Westfalen (wie Anm. 2), S. 143-147.

3. Die Einführung des Heidelberger Katechismus

In Folge des Bekenntniswechsels arbeitete man in Nassau-Dillenburg auf eine dem Bekenntnis entsprechende Kirchenordnung hin. In diesem Zusammenhang wurde auch ein angemessener Landeskatechismus erforderlich, denn eine Verbindung der philippistisch-calvinistischen Katechismen mit dem lutherischen Katechismus war nach der nun eingeläuteten theologischen Neuausrichtung nicht praktikabel.[66] Im Rahmen des Inspektoren-Konvents vom 24. bis 26. Juli 1579 in Diez ordneten Christoph Pezel, Friedrich Widebram,[67] Wolfgang Krell und Andreas Rauting am zweiten Sitzungstag an, neben dem Lutherischen auch den Wittenberger Katechismus zu gebrauchen.[68] Aber trotz der Einführung der reformierten Konfession 1578 blieb Luthers Kleiner Katechismus bis 1581 das offiziell zu nutzende kirchliche Lehrbuch, denn für eine durchgreifende Einführung der anderen Katechismen, die seit 1572 im Gespräch waren, fehlte weiterhin eine breite Basis.

3.1 Gründe für die Einführung des Heidelberger Katechismus

Dass die Synode vom 24. bis 26. Juli 1579 in Diez – im Zuge von mancherlei Verbesserungen der Kirchenagende – den offiziellen Beschluss fasste, dass von den Pfarrern neben den sechs Stücken des Lutherischen Katechismus „die aus den[!] deudschen Examine Philippi [„Examen ordinandorum" von Philipp Melanchthon] ausgezogene Wittenbergische fragstück mit fleiß getrieben"[69] werden sollten, bestätigt einerseits die „wittenbergische, philippistisch-kryptocalvinistische Tendenz" in der nassauischen Kirche, die schon in der Kirchenagende von 1575 angelegt war. Ihr zufolge sollte der Lutherische Katechismus neben der Heiligen Schrift anhand des Wittenberger Katechismus erklärt werden, ebenso anhand des Enchiridion und des Katechismus des Dänen Niels Hemmingsen. Dass die Schriften Hemmingsens, der ebenfalls ein bewusster Schüler Philipp Melanchthons war, von jetzt an ausgeschlossen werden sollten, geht aus den Akten nicht hervor und ist auch nicht anzuneh-

[66] Vgl. Heppe, Geschichte (wie Anm. 1), S. 329; Heinrich Schlosser, Graf Johann VI. und die evangelische Kirche, Heimatblätter zu Pflege und Förderung des Heimatgedankens (Beilage zur Dill-Zeitung) 9 (1936), S. 73f., hier S. 73; Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 177f.; Thiemann, Geschichte (wie Anm. 1), S. 27.

[67] Friedrich Widebram (1532–1584), ebenfalls Kryptocalvinist, studierte Theologie in Jena und Wittenberg; er wurde 1563 Professor in Jena und 1569 Pfarrer in Wittenberg. Von Oktober 1577 bis März 1581 war er Inspektor und Pastor in Diez. – Literatur: Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 153-160; Friedrich Wilhelm Cuno, Art. Widebram, in: ADB 42 (1897), S. 338-340; Groppler-Görgen (wie Anm. 23), S. 106, Anm. 20 (im Zusatzbd., S. 38).

[68] HStAW 171, Nr. D 222, Bl. 24-37, hier Bl. 33r.

[69] Ebd.

men.[70] Dennoch findet hier eine nicht zufällige Konzentration auf die „Wittenberger Fragstücke" statt. Denn mit den Superintendenten Wolfgang Krell in Siegen und Friedrich Widebram in Diez sowie mit Generalsuperintendent Christoph Pezel in Dillenburg gehörte fast die komplette Kirchenleitung Nassau-Dillenburgs jener Gruppe von Theologen an, die gerade wegen der im „Wittenberger Katechismus" vertretenen Lehre 1574 aus Kursachen vertrieben worden waren und die als solche die nassauische Kirche zunächst mehr philippistisch als calvinistisch prägten. Andererseits zeigen die Verbesserungen vom Juli 1579, dass man in Nassau-Dillenburg erst seit 1581 die Notwendigkeit und die Möglichkeit zu einer grundlegenden Kirchenneuordnung über das „Scriptum propositum" hinaus sah. Besonders des Grafen Johann VI. Zeit als Statthalter im niederländischen Geldern von 1577 bis 1581 und die beratende Funktion Caspar Olevians[71] seit 1577 forcierten die Neuordnung, die schließlich 1586 zur Vollendung kam.

Dem starken kryptocalvinistischen Einfluss in Nassau entgegen wurde am 19. April 1581 von Rat Andreas Christiani, Andreas Rauting, Wilhelm Zepper[72] und Gerhard Eoban Geldenhauer beschlossen, dass

70 Hemmingsens Katechismus ist in den 1560er Jahren vornehmlich in Wittenberg gedruckt und demnach wohl auch dort gebraucht worden. Hemmingsen ist zusammen mit der philippistisch-kryptocalvinistischen Wittenberger Theologie der 1560er Jahre zu sehen.

71 Caspar Olevian (1536–1587) ging 1550 von Trier zur weiteren Ausbildung nach Paris, 1556 zum Studium des Rechts nach Orleans und Bourges und 1558, um Calvin zu hören, nach Genf. Dort ermutigte ihn Wilhelm Farel zur evangelischen Predigt. Seit 1560 war Olevian in Heidelberg, hier erst für kurze Zeit Professor der Dogmatik, dann Pfarrer an der Peterskirche und der Heilig-Geist-Kirche und seit 1562 auch Mitglied des Kirchenrats. 1577 wurde er Hofprediger in Berleburg, im April 1584 Pfarrer in Herborn; am 1. August 1584 wurde die Hohe Schule in Herborn mit ihm, Olevian, als Rektor eröffnet. Mit seinem Kollegen und Nachfolger Johannes Piscator verband Olevian herzliche Freundschaft. Sie teilten dieselben dogmatischen Überzeugungen und suchten in Lehrbüchern die Gedankenwelt Calvins für den akademischen Unterricht zu erschließen. Olevian ist neben den beiden Grafen wohl der wichtigste Mann bei der reformierten Kirchenbildung in Wittgenstein und Nassau-Dillenburg wie auch den übrigen Wetterauer Grafschaften gewesen. – Literatur: Heinrich Schlosser, Caspar Olevianus, 1536–1587, in: Nassauische Lebensbilder 1 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 10), Wiesbaden 1940, S. 67-73; Huth (wie Anm. 26), S. 205-207; Grün, Fakultät (wie Anm. 62), S. 61-63; Gerhard Menk, Caspar Olevian während der Berleburger und Herborner Zeit (1577–1587). Ein Beitrag zum Selbstverständnis des frühen deutschen Kalvinismus, in: Monatshefte für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlands 37/38 (1988/1989), S. 139-204; Andreas Mühling, Caspar Olevian (1536–1587). Christ, Kirchenpolitiker und Theologe, Zug 2008.

72 Wilhelm Zepper (1550–1607), geboren in Dillenburg, immatrikulierte sich mit 15 Jahren an der Universität Marburg und machte wahrscheinlich schon dort Bekanntschaft mit Geldenhauer. Bevor er 1574 in Siegen ordiniert wurde, war Zepper von 1568 bis 1572 Lehrer und von 1572 bis 1573 2. Pfarrer in Herborn. Von 1573 an hatte er die 2. Pfarrstelle in Dillenburg inne, bis er dort 1582 zum ersten Pfarrer und Hofprediger berufen wurde. Zepper kam 1594 wieder nach Herborn und erhielt 1599 den Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Hohen Schule; zugleich war er Inspektor von Herborn und Beilstein. 1607 starb er an der Pest.

der Heidelberger Katechismus für das ganze Land Nassau-Dillenburg verbindlich eingeführt werden solle.[73] Möglicherweise hat sich der Weggang von Pezel und Widebram im März 1581 nach Bremen auf die Entscheidung für den Heidelberger Katechismus begünstigend ausgewirkt. Doch bleibt festzuhalten, dass bereits die Kirchenagende von 1575 – also ein Text aus der Zeit vor deren Anwesenheit – die „Wittenberger Fragstücke" einführte. Der 1578 aus dem Amt des Generalsuperintendenten geschiedene Geldenhauer ist hinsichtlich der Festlegung auf einen Katechismus nur schwer einzuordnen. Einerseits hatte er schon ab 1572 Pezels „Wittenberger Fragstücke" gebraucht und war deren Fürsprecher gewesen. Andererseits hat er wohl schon 1570 in Herborn den Heidelberger Katechismus gelehrt.

Wie bereits dargestellt, war der Heidelberger Katechismus spätestens seit 1574 als neuer Katechismus für Nassau-Dillenburg im Gespräch. Graf Johann VI. hatte den Heidelberger Katechismus auch durch Verbindungen zu den Niederlanden – wohl im Besonderen zu Petrus Dathenus[74] – und durch Kontakte nach Heidelberg kennengelernt. Schon das

Zepper half in besonnener und umsichtiger Weise, das Volk für die Anschauungen der reformierten Kirche zu gewinnen, und war mehr als Geldenhauers treuester Helfer und Gesinnungsgenosse. Im Besonderen bemühte er sich um die Verbesserung des Schulwesens und verfasste dazu die „Anordnung" (siehe unten S. 117-120 sowie Anm. 152) und Fragstücke zum Heidelberger Katechismus für den Katechetischen Unterricht. Mit der „Politia ecclesiastica" (wie Anm. 65) ging dann die erste systematische Abhandlung über die reformierte Kirchenverfassung von seiner Hand. Zeppers Lehre war meist von Andreas Hyperius abhängig und berührte sich stark mit Bernhard Textor (s. Anm. 106), aber er brachte deren wie auch Olevians Lehre in verständliche Systeme. Johann Heinrich Alsted (s. Anm. 149) und Matthias Martinius (1572–1630; s. Gerhard Menk, Art. Martinius, Matthias, in: NDB 16 [1990], S. 305-307) führten die Systematik Zeppers fort, auch Johann Amos Comenius übernahm sie weitgehend; so Menk, Schulwesen (wie Anm. 25), S. 167. – Literatur: Friedrich Wilhelm Cuno, Wilhelm Zepper. Ein nassauisches Theologenbild, in: Evangelisch-reformierte Kirchenzeitung 26 (1876), S. 177-185.193-203.209-224.225f.; Cuno, Erinnerung (wie Anm. 51), S. 107-110; Friedrich Wilhelm Cuno, Art. Zepper, Wilhelm, in: ADB 45 (1900), S. 85-87; Huth (wie Anm. 26), S. 208f.; Jan Remmers Weerda, Wilhelm Zepper und die Anfänge reformierter Kirchenrechtswissenschaft in Deutschland, Zeitschrift für Evangelisches Kirchenrecht 4 (1955), S. 265-291; Grün, Fakultät (wie Anm. 62), S. 77-80; Dietrich Thyen, Von Anordnung deutscher Schulen 1590. Wilhelm Zepper, ein fast vergessener Denker der Pädagogik, in: Wolfgang Hinrichs [u.a.] (Hg.), Persönlichkeit und Welt, Bildung und Sprache. Festschrift für Heinz Müller (Siegener Studien 31), Siegen 1981, S. 123-151; Christoph Strohm, Calvinismus und Recht. Weltanschaulich-konfessionelle Aspekte im Werk reformierter Juristen in der Frühen Neuzeit, Tübingen 2008, S. 183-231; Tobias Sarx, Art. Zepper, Wilhelm, in: BBKL 31 (2010), Sp. 1537-1541.

73 HStAW 171, Nr. K 442, Bl. 4r.

74 Petrus Dathen(us) (ca. 1531–1588) war von 1562 bis 1566 sowie von 1567 an in der Pfalz und seit 1570 auch Hofprediger bei Kurfürst Friedrich III. Nach den Jahren von 1571 bis 1574 war er im Januar 1575 wieder kurz in Dillenburg, aber lediglich, um im Auftrag des pfälzischen Kurfürsten Kupfererze zur Probe zu erbitten. Noch 1574 hat er eine Schrift über das heilige Abendmahl unter anderem an Johann VI. geschickt. Er führte einen regen Briefwechsel mit Graf Johann VI.; vgl. HStAW 171,

grundsätzliche Anliegen des Grafen, sich in den Kirchenangelegenheiten um eine Vermittlung zumindest zwischen dem Erbe Melanchthons und Calvins zu bemühen, erforderte einen Blick in die Kurpfalz, die mit ihrer Kirchenneuordnung einschließlich des Heidelberger Katechismus als erstes deutsches Territorium diesen vermittelnden Weg eingeschlagen hatte. Auch Petrus Dathenus hatte 1561 Zuflucht in der Pfalz gefunden und bei der dortigen Kirchenneubildung mitgewirkt. Er wurde Anhänger und Unterstützer des Heidelberger Katechismus, übersetzte diesen 1566 ins Niederländische und arbeitete zusätzlich eine Liturgie mit dem Heidelberger Katechismus aus.[75] Dathenus hatte sich auch auf den niederländischen Synoden in Wesel (1568) und Emden (1571) mit Erfolg für den Heidelberger Katechismus eingesetzt. Von 1571 bis 1574 kam er als Gesandter des pfälzischen Kurfürsten an den Hof Johanns VI. und dürfte dort die Diskussion über die Einführung des Heidelberger Katechismus Anfang bis Mitte der 1570er Jahre mit angeregt haben.[76] Direkten politischen und kirchenpolitischen Einfluss wie in der Pfalz und in den Niederlanden konnte Dathenus – wie auch andere Niederländer – in Nassau-Dillenburg aber nicht gewinnen, zumal er für die meiste Zeit von Johann VI. beauftragt war, die kirchlichen Verhältnisse in den Niederlanden zu ordnen.

Von den flüchtigen Pfälzer Pfarrern hatte anfangs nur Fontanus, der eine Anstellung im Stift Keppel erhielt, im Siegerland Zuflucht gefunden.[77] Doch haben sie als Prediger und Katecheten an der frühen Verbreitung des Heidelberger Katechismus in der Grafschaft Nassau-Dillenburg mitgewirkt. So waren es nicht nur die Siegerländer Geistlichen, sondern die Theologen der gesamten Grafschaft, welche die die Lehre betreffenden Entscheidungen – also auch die über den besten Katechismus für das Land – getragen haben. Ein unmittelbarer Einfluss aber eines oder

Nr. R 1334a; Aart A[rnout] van Schelven (Hg.), Briefwisseling von Graaf Jan von Nassau en Petrus Dathenus uit den Jahren 1575–1578, BMHG 51 (1930), S. 115-130. Seit 1578 war er wieder in den Niederlanden. – Literatur: Cuno, Erinnerung (wie Anm. 51), S. 28-39; Friedrich Wilhelm Cuno, Art. Dathenus, Petrus, in: RE³ 4 (1898), S. 495f.; Theodorus Ruys, Petrus Dathenus, Utrecht 1919; Friedrich Wilhelm Bautz, Art. Dathenus, Petrus, in: BBKL 1 (1975), Sp. 1230f., dort weitere Literatur; Thomas Kaufmann, Art. Dathenus, Petrus, in RGG⁴ 2 (1999), Sp. 591f. (mit neuerer Literatur).

75 Zur Liturgie vgl. Ruys, Dathenus (wie Anm. 74), S. 247-251. Aufgrund ihrer großen Wirkung in den Niederlanden gab es zahlreiche Nachdrucke seiner Liturgie wie auch des Katechismus in seiner Übersetzung. Nach Johann Christoph Koecher, Catechetische Geschichte der päbstischen Kirchen, Jena 1753, S. 250, ist die Übersetzung 1567 erschienen.

76 Leider geht aus dem bei Schelven (wie Anm. 74) gedruckten Briefwechsel ein entsprechender Einfluss nicht hervor.

77 Vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 105. Zu Johannes Pütz, genannt Fontanus: Peter Bockmühl, Gedenkbuch zur 300jährigen Gedenkfeier der ersten, in Duisburg am 7. bis 10. September 1610 gehaltenen Generalsynode der reformierten Gemeinden in den Herzogtümern Jülich, Cleve und Berg, Duisburg 1910, S. 74.

mehrerer bestimmter Theologen Nassau-Dillenburgs auf die Wahl des Heidelberger Katechismus im April 1581 lässt sich nach den bisherigen Untersuchungen nicht ausmachen.[78]

Es war Caspar Olevian, der, nachdem er im Sommer 1577 in Berleburg bei Johanns VI. Freund und Nachbarn Ludwig von Sayn, Graf zu Wittgenstein, Zuflucht gefunden hatte, die Kirchenneubildung in Nassau-Dillenburg wie in den anderen Wetterauer Grafschaften entscheidend beförderte und so wohl auch beeinflusste. Ludwig, der Wittgensteiner, hatte Olevian, als er um dessen Engagement warb, bereits in Aussicht gestellt, die Neuordnung auch bei seinem Nachbarn durchführen zu können.[79] So bestand enger Kontakt von Nassau-Dillenburg zu Olevian, der schon bald zu den kirchlichen Beratern des Grafen Johann VI. gehörte und der auch von den führenden Geistlichen der Grafschaft in Fragen, „wie das gantze werck dero reformation vorttzusetzen" sei, immer wieder um Rat gebeten wurde.[80] Caspar Olevian, der insbesondere in Predigt und Katechisation[81] engagiert war, wird diese Anfragen und die Beratung im Sinne der kurpfälzischen Kirchenagende von 1563, die auch den Heidelberger Katechismus beinhaltete, vorangetrieben haben. Denn er war als Mitglied des 1562 neugebildeten kurpfälzischen Kirchenrats mitverantwortlich sowohl für den Katechismus als auch für die dortige Agende.[82] Somit ist er als großer Fürsprecher für den Heidelberger Katechismus und die Kirchenagende anzusehen. Für Olevian ist der Katechismus – und das zeigt sich eben in der Form und der stärker antirömisch-katholischen Ausrichtung des Heidelberger Katechismus –

78 Für die Einflussnahme der jeweiligen Theologen auf die Entscheidung für den Heidelberger Katechismus müsste deren jeweiliges Profil stärker berücksichtigt bzw. noch herausgearbeitet werden.

79 Vgl. Menk, Olevian (wie Anm. 71), S. 171.

80 HStAW 171, Nr. K 442, Bl. 26^{r} (11. Juni 1581); vgl. Schlosser, Johann VI. (wie Anm. 66), S. 73.

81 Katechisation bedeutet Katechismusunterricht. Im 16. Jahrhundert bezeichnete man diesen als „Lehre des Katechismus" oder als „Kinderlehre" oder auch einfach nur als „Catechismus" oder als „Catechisation".

82 Olevian wird als Urheber der 30. und vor allem der 80. Frage angenommen, dies geht laut Heinrich Graffmann aus Briefen Olevians an Calvin hervor; so Heinrich Graffmann, Geschichte der Entstehung und Methodik des Heidelberger Katechismus des Unterrichts im Heidelberger Katechismus, Neukirchen 1957 = Heinrich Graffmann, Unterricht im Heidelberger Katechismus, Neukirchen 1951ff., Bd. 3 (1958), S. 597-724, hier S. 649. Auch „die deutsche Endredaktion (des Heidelberger Katechismus) mit ihrer volkstümlichen Sprache ist aller Wahrscheinlichkeit nach Olevian [...] zu verdanken"; so Graffmann, Geschichte (wie Anm. 82), S. 645. Dieser ist der „catechismus minor" des Zacharias Ursinus zugrunde gelegt; vgl. August Lang (Hg.), Der Heidelberger Katechismus und vier verwandte Katechismen, Leipzig 1907, S. XCVII; Thiemann, Wort (wie Anm. 1), S. 171. Zur Verfasserfrage des Heidelberger Katechismus s. Walter Hollweg, Neue Untersuchungen zur Geschichte und Lehre des Heidelberger Katechismus, Neukirchen 1961, S. 124-152. Olevian hatte mit dem für die Wittgensteiner zusammengestellten „Bauernkatechismus" und der Schrift „Vester Grund" aber auch eigene katechetische Schriften verfasst.

zum Unterricht der Jugend vorgesehen und bildet zugleich einen gemeinverständlichen Lehrbegriff der reformierten Kirche. Olevian war viel an der pädagogischen Arbeit und der Verbreitung katechetischer Schriften gelegen: Schulen und Druckereien dienten in seinen Augen als „eine große Gnade von Gott zu vieler Menschen Trost und sonderlich zu Gottes Ehre".[83]

Unabhängig von der Prägung durch die Frömmigkeit und die Bevorzugung diverser Katechismen seitens der Geistlichen in Nassau-Dillenburg lag dem Landesherrn und dessen führenden Kirchenmännern viel daran, entsprechend dem neuen Bekenntnis erstens das kirchliche und persönlich-christliche Leben zu reformieren *(reformatio vitae)* und dieses zweitens in der gesamten Grafschaft zu vereinheitlichen. Der Heidelberger Katechismus bot als Teil einer Agende den Vorteil gegenüber den „Wittenberger Fragstücken", dass er dem Bestreben der Kirchenführung in beiden Punkten nachkam. Wurde der lutherischen Reformation noch vorgeworfen – namentlich durch Wilhelm Zepper –, dass sie zu sehr im Theoretischen verharre und die Praxis vernachlässige, so zeichnete den Heidelberger gegenüber dem Kleinen Katechismus Luthers seine Eignung für die doppelte Funktion aus, welche besonders Caspar Olevian betonte.[84] Da er durch die Form seiner Fragen und Antworten besonders als Instrument des Unterrichts und – nicht zuletzt als solches – auch als Lehrgrundlage geeignet war, konnte der Heidelberger Katechismus so leichter eine einheitliche Ausrichtung des kirchlichen Lebens sichern.[85] Zudem war der Heidelberger Katechismus Hauptbestandteil der 1563 in der Kurpfalz eingeführten Kirchenagende, die als einzige deutschsprachige calvinistische Agende ihrer Zeit der gewünschten umfassenden Reform als Grundlage dienen konnte.[86] Sie regelte die Zeremonien und stützte zugleich das kirchliche Leben auf das neue Bekenntnis. Kurfürst Friedrich III. hatte in seiner Vorrede zur Kurpfälzischen Kirchenordnung und -agende persönlich die Lehre des Heidelberger Katechismus für die Neuordnung seiner Kirche als bindend festgesetzt und damit dem Katechismus auch seine doppelte Funktion zugewiesen.[87]

[83] Karl Sudhoff, Caspar Olevianus und Zacharias Ursinus. Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der reformierten Kirchen, Bd. 8, Elberfeld 1857, S. 466; vgl. Hermann Pixberg, Der deutsche Calvinismus und die Pädagogik, Gladbeck 1952, S. 39.

[84] Vgl. Graffmann, Geschichte (wie Anm. 82), S. 660; Weerda (wie Anm. 72), S. 288.

[85] Graffmann, Geschichte (wie Anm. 82), S. 646.

[86] Vgl. Goeters, Genesis (wie Anm. 2), S. 58; Münch, Volkskultur (wie Anm. 65), S. 304f.

[87] Siehe Wilhelm Niesel, Bekenntnisschriften und Kirchenordnungen der nach Gottes Wort reformierten Kirche, Zollikon-Zürich 1938, S. 139; vgl. Graffmann, Geschichte (wie Anm. 82), S. 646f. Zur kurpfälzischen Kirchenordnung siehe Emil Sehling (Hg.), Die evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts, Bd. 14: Kurpfalz, Tübingen 1969, S. 40-48 (Einführung); S. 333-408 (Text).

Der Beschluss, den Heidelberger Katechismus auch in Nassau-Dillenburg einzuführen, bestätigte einerseits die vorausgehende Entscheidung der Synode vom 19. April 1581, „daß die heydelbergische Kirchenordnung zu gebrauchen sey".[88] Andererseits machte er deutlich, dass der in der Heidelberger Agende vorgeschriebene sogenannte „Heidelberger Katechismus" nicht automatisch auch als nassauischer Landeskatechismus mit übernommen wurde. Da aber der Katechismus mit der Kurpfälzischen/Heidelberger Kirchenagende zusammen erarbeitet worden war und auf diese Weise fest in dieselbe integriert war, bot er sich als Teil der Kirchenordnung vorzüglich an.[89] Er stellte zudem für das kirchliche Leben in der Grafschaft die geeignete Lehre bereit, die zur Beseitigung und Abwehr der katholischen Bräuche mindestens genauso wichtig war wie die Ordnung und Gestaltung der Zeremonien. In einer vorsichtigen These lässt sich sagen, dass das Siegerland den Heidelberger Katechismus demnach der Absicht und dem Bedürfnis der nassauischen Theologen mit Caspar Olevian an der Spitze und besonders des Grafen Johann VI., des Älteren, verdankt. Denn der Graf strebte mit den Theologen danach, dass die Einheitlichkeit und Verständlichkeit sowohl des kirchlichen Lebens als auch der Lehre jeweils mit klarer protestantischer Ausrichtung in seinem Territorium gewährleistet sein sollten.

Würde man den Annahmen von Wilhelm Faust und H. Menedemus, dass die Wurzeln des Heidelberger Katechismus in Siegen liegen, Glauben schenken, wäre die Einführung des Heidelberger Katechismus nahezu eine logische Konsequenz aus der nassauischen Katechismusgeschichte. Doch ist die These, Olevian habe „bey der Verfertigung des Heidelbergischen Catechismus aus der Sarcerischen Quelle getrunken und auf jenes Grund und Boden die Goldader gefunden, die er hier einer halben Welt gemeinnüzzig mitgetheilet", nicht haltbar.[90] Bewiesen ist wohl, dass der *catechismus major* und der *catechismus minor* Zacharias Ursins die Hauptquellen des Heidelberger Katechismus sind, und Olevian nicht dessen Verfasser ist.[91]

88 HStAW 171, Nr. K 442, Bl. 4v.

89 In der pfälzischen Gottesdienstordnung nimmt der Heidelberger Katechismus den Platz zwischen Tauf- und Abendmahlsformular ein.

90 H. Menedemus, Anderweiter Beytrag zur Geschichte des Nassauischen Catechismus. Zur Beantwortung der Aufgabe im Stück XXXV, 1775, Sp. 543, Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten 5 (1777), Sp. 405ff., hier Sp. 425f. Vgl. Faust (wie Anm. 13), S. 179; Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1195f.

91 Vgl. Graffmann, Geschichte (wie Anm. 82), S. 644; Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1195f.; vgl. auch Anm. 82.

3.2 Die Einführung des Heidelberger Katechismus und die neue Kirchenordnung

Die Synode ordnete an, dass in allen Klassenkonventen über den synodalen Beschluss vom 19. April 1581 unterrichtet werden sollte.[92] Somit konnten alle Pfarrer in jeder der vier Klassen über die Einführung der neuen Ordnung und der neuen Agende informiert werden. Die Klasse Dillenburg, der auch die Kirchspiele Burbach und (Nieder-)Dresselndorf angehörten, kam der Aufforderung umgehend nach und beschloss am 24. April, „Heidelbergische Kirchenordnung und Katechismus, besonders die Kurzen Fragstücke in Kirchen und Schulen zu gebrauchen."[93] Für die Klasse Siegen scheint ein Nachweis über einen entsprechenden Beschluss nicht mehr zu existieren.

Der Inspektoren-Konvent vom 16. bis 27. Januar 1582 in Dillenburg und die daraufhin veröffentlichte „Kirchenordnung vom 29. Jan[uar] 1582" ordneten erneut den Gebrauch des Heidelberger Katechismus für die gesamte Grafschaft Nassau-Dillenburg an.[94] Der Konvent legte dieser Kirchenordnung die presbyterial-synodale „Middelburger Kirchenordnung" von 1581 zugrunde,[95] beriet aber weiter über eine neue reformierte Kirchenverfassung. Mit der Unterstützung durch Caspar Olevian hatte der Landesherr das Ziel, eine einheitliche Kirchenverfassung einzusetzen, die über die Landesgrenzen hinausreichte. Die Herborner Generalsynode vom 13. Juli 1586 leistete die abschließenden Beratungen und die Annahme der modifizierten nassauischen Kirchenordnung von 1582 – basierend auf der Middelburger Ordnung und der kurpfälzischen Agende mit dem Heidelberger Katechismus – in den Grafschaften Nassau-Dillenburg, Wittgenstein, Solms-Braunfels und Wied-Runkel.[96]

92 Klassenkonvente sind zu vergleichen mit den heutigen Kreissynoden, allerdings nahmen daran nur die Pfarrer und Superintendenten (bzw. Inspektoren) teil. Zur Einteilung der Klassen s. Anm. 5.

93 HStAW 171, Nr. S 427b, Bl. 93r-95v; vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 262-264. Dazu vgl. auch die Beratung vom 1. Mai 1581; dazu HStAW 171, Nr. S 427b, Bl. 96f.; vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 149-151.264f.; Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 86. Unter den Anwesenden in Dillenburg waren neben Geldenhauer, Zepper und Rauting unter zehn anderen auch die Pastoren aus Burbach und Niederdresselndorf, Alexander Zythophäus (Bauks [wie Anm. 34], S. 581 Nr. 7216) und Jodocus Reifius (auch Reiff; a.a.O., S. 402 Nr. 4989).

94 Die Kirchenordnung findet sich in HStAW 171, Nr. G 131 und in deutscher Übersetzung „Kirchenordnung vom 29. Januar 1582" in: Corpus Constitutionum Nassovicarum, das ist: Sammlung der Gesetze, Verordnungen, Vorschriften und Ausschreiben, welche von den ältesten bis in die neueren Zeiten in die Nassauischen Lande Ottoischer Linie ergangen sind. Mit vollständigem Zeit- und Sachregister, bis Ende des Jahres 1795, 4 Bde. [6 Teile], hg. von August Friedemann Rühle von Lilienstern, Dillenburg 1796, hier Bd. 1 (= CCN 1), S. 438-450. Eine chronologische Übersicht über die Kirchenordnungen jener Zeit bietet Hecker (wie Anm. 12), S. 34f.

95 Vgl. die Beratungen vom 22. Januar 1582 an in HStAW 171, Nr. G 137, Bl. 41rff.

96 Das lateinische Synodalprotokoll in HStAW 171, Nr. S 427 b, Bl. 148r-152r; Niesel (wie Anm. 87), S. 290-298, und bei Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1),

Zwar konnte die nassauische Kirche mit Hilfe Olevians eine presbyterial-synodale Kirchenordnung durchsetzen, doch verband Graf Johann VI. die Middelburger Ordnung mit dem landesherrlichen Kirchenregiment.[97] Grundsätzlich hatte dieses auch nach dem Heidelberger Katechismus keine Berechtigung, denn die Kirche allein habe das Amt inne, für ihre innere, dem Evangelium gemäße Ordnung zu sorgen (so HK, Frage 85). Auch Olevian, Zepper, Grünrade und mit Einschränkungen Geldenhauer sprachen sich dagegen aus. Zepper betonte 1595 in seiner Schrift „Politia ecclesiastica", dass Christus das Haupt der sichtbaren Kirche sei (HK, Frage 50f.) und die Obrigkeit kein Eingriffsrecht habe, denn sie sei Glied der Kirche und nicht als deren Herrin anzusehen: „Insofern nämlich Jesus Christus als das einzige Haupt seines geistlichen Reiches, das seine Kirche ist, und als derjenige existiert, der seinem Leibe nach Eph 5,23 Heil gibt, so braucht er (lediglich) die Lehre seines Wortes, gleichsam als das rechtmäßige und ordentliche Werkzeug und äußerliche Mittel, womit er in den Herzen seiner Erwählten durch seinen Heiligen Geist wirksam tätig ist, um uns mit sich zu vereinigen und uns des Heils teilhaftig zu machen, das er selbst erschaffen hat, und uns so die beständige und bewährte Speise und Nahrung zu genießen zu geben aus sich selbst" (HK, Fragen 53-55).[98] Der Staat habe lediglich die Freiheit, das religiöse Bekenntnis zu schützen.[99]

Graf Johann VI. hatte schon in seinen ersten Regierungsjahren durch die innere wie äußere Bereinigung der Herrschaftsverhältnisse in seiner Grafschaft die Grundlagen für die frühabsolutistische Herrschaftspraxis gelegt. Die damit zusammenhängende stärkere Ausrichtung am Landesherrn war auch in der nun calvinistisch geprägten Landeskirche nahezu unumgänglich. Dennoch vermochten die Nassauer Theologen mit Hilfe Olevians, den Umfang des Einflusses Johanns VI. einzuschränken, sodass

S. 384-394; eine deutsche Übersetzung bei Paul Jacobs, Reformierte Bekenntnisschriften und Kirchenordnungen in deutscher Übersetzung, Neukirchen 1949, S. 267-278. Zur Synode und zur Kirchenneuordnung siehe auch Wilhelm Heinrich Neuser, Die Einführung der presbyterial-synodalen Kirchenordnung in den Grafschaften Nassau-Dillenburg, Wittgenstein, Solms und Wied im Jahre 1586, in: JWKG 71 (1978), S. 47-58; Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 83-98; Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 231f.

97 Vgl. Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 88ff. Schon das „Memorial in allerlei geistlichen Sachen" (HStAW 171, Nr. K 442, 1. Juni 1581) sah vor, Schreiben des Konsistoriums im Namen der weltlichen Obrigkeit abzufassen. – Zur Diskussion um die Middelburger Kirchenordnung siehe HStAW 171, Nr. K 451; deren Text bei Frederik Lodewijk Rutgers, Acta von de Nederlandsche Synoden des zestiende eeuw, 's Gravenhage 1889, S. 270-401. Erst die Middelburger Kirchenordnung hatte die Landeskirche in Provinzialsynoden und die Provinzen in Klassen geteilt; vgl. Gotthard Victor Lechler, Geschichte der Presbyterial- und Synodalverfassung seit der Reformation, Leiden 1854, S. 135f.

98 Zepper, Politia ecclesiastica (wie Anm. 65), S. 49.

99 Vgl. Hugo Grün, Geist und Gestalt der Hohen Schule Herborn, in: Nassauische Annalen 65 (1954), S. 130-147, hier S. 139; Schlosser, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), S. 21.

man für Nassau-Dillenburg von einem landesherrlichen Kirchenregiment nur bedingt sprechen kann, nicht aber im Sinne des Summepiskopats. Der Graf konnte sich nur schwerlich mit dieser Ordnung anfreunden, weil für ihn der Konfessionswechsel auch dazu dienen sollte, die Kirche in das Herrschaftssystem einzugliedern, um somit neues Macht- und Integrationspotential freizusetzen.[100] Eine gänzliche Umgehung des Landesherrn war kaum durchzusetzen, zumal der Graf selbst auf die Ein- und die Durchführung des reformierten Kirchenwesens gedrängt hatte und bald nach der Rückkehr aus Geldern auch die Einführung dieser neuen, modifizierten Kirchenordnung vorgeschlagen hatte. Die relative Eigenständigkeit der Kirche ist wohl noch in dem Rahmen zu sehen, den der Heidelberger Katechismus vorgibt, wonach die Aufsicht über die Kirche von dieser selbst oder denen, „so von der Kirche dazu verordnet sind",[101] auszuführen ist.

Hinsichtlich des obrigkeitlichen Einflusses, der mit der landesherrlichen Aufsichtsoption gegeben war, gingen jedoch die Theologie der an die Middelburger angelehnten Kirchenordnung und die Art der Umsetzung in einem weiteren Punkt auseinander. Denn die „Werke des Gesetzes" sollen – auch der Lehre des nun im Land gültigen Heidelberger Katechismus nach – aus Dankbarkeit, nicht aber auf gesetzlichen, obrigkeitlichen Druck hin geschehen (vergleiche HK, Fragen 86 und 90). Geldenhauer konnte der „Abweichung" zustimmen, weil aufgrund der obrigkeitlichen Durchsetzung nicht nur Freiwillige die Kirche bildeten wie in Frankreich oder in den Niederlanden.[102]

Für Gottesdienst und Katechismusunterricht verblieb es beim Heidelberger Katechismus und der Pfälzischen Kirchenagende, da der Middelburger Kirchenordnung eine Agende fehlte. Allerdings verweist sie aus-

[100] Vgl. zur Verbindung religiöser und politischer Motive der reformierten Konfessionalisierung bei Graf Johann VI. vor allem Menk, Johann VI. (wie Anm. 1), S. 9f.; Schmidt, Reichsgrafschaften (wie Anm. 1), S. 106-114; Schmidt, Grafenverein (wie Anm. 1), besonders S. 209-213. Menk, Olevian (wie Anm. 71), S. 179ff., arbeitet gegenüber Georg Schmidt stärker die erfolgreichen kirchlichen Gegenkräfte heraus.

[101] So HK, Frage 85.

[102] HStAW 171, Nr. P 55 (Geldenhauer an Johann VI. am 2. August 1577). Vgl. Schmidt, Grafenverein (wie Anm. 1), S. 195; Paul Münch, Kirchenzucht und Nachbarschaft. Zur Problematik des calvinistischen Seniorats um 1600, in: Ernst Walter Zeeden/Peter Thaddaeus Lang (Hgg.), Kirche und Visitation. Beiträge zur Erforschung des frühneuzeitlichen Visitationswesens in Europa (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit 14), Stuttgart 1984, S. 216-247. – Anders die Almosenordnung von 1589 (HStAW 171, Nr. A 64/3), denn Almosen zu geben ist kein Mittel zum Heilsgewinn, sondern ein Mittel aus Dankbarkeit; vgl. Sebastian Schmidt, „Gott wohlgefällig und den Menschen nützlich". Zu Gemeinsamkeiten und konfessionsspezifischen Unterschieden frühneuzeitlicher Armenfürsorge, in: Sebastian Schmidt/Jens Aspelmeier (Hgg.), Norm und Praxis der Armenfürsorge in Spätmittelalter und früher Neuzeit (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Beiheft 189), Stuttgart 2006, S. 61-90, hier S. 70f. Die Almosenordnung erweckt allerdings den Anschein, mehr die Interessen des Landesherrn als die der Bedürftigen zu verfolgen, nämlich ein intaktes Kirchenwesen, Bildung und Arbeit. Erst zuletzt sollen auch Arme, Lahme und Kranke von den Almosen bekommen.

drücklich auf den Heidelberger Katechismus: „41. Ministri usurpent formulam conscriptam de usu et modo Catechismi Heidelbergensis".[103]

Wie schon bei der Einführung des reformierten Bekenntnisses war das Vorgehen des Grafen Johann VI. bei der Einführung der neuen Kirchenordnung und -agende zwar bestimmt, aber schonend, weise und maßvoll, denn er verstand den Glauben als lebendige Überzeugung und Herzenssache.[104] Bei dem Konvent vom Januar 1582 bekräftigte Graf Johann VI. die Einführung des Heidelberger Katechismus in den Nassau-Katzenelnbogischen Ländern, „jedoch ohne Zwang und ohne jemand zu binden an die Worte und Form".[105] So behielten anfangs noch viele Pfarrer den Katechismus Luthers bei oder verbanden den Heidelberger Katechismus nur mit diesem. Für den kirchlichen Unterricht bearbeitete Bernhard Textor[106] in Herborn noch im Januar 1587 unter Olevians Aufsicht und Leitung den Katechismus Luthers „nebst dem, was aus der Augsburgischen Confession dazu dienlich war".[107] Andere gebrauchten neben dem Heidelberger den kryptocalvinistisch geprägten Wittenberger Katechismus, noch andere Zeppers „Fragstücke". Wie aus den Visitationsakten von 1590 hervorgeht, hatte Wilhelm Zepper sie für den religiösen Unterricht aus dem Heidelberger Katechismus gezogen und drucken lassen.

In einer Anmerkung weist Steubing – für unseren Zusammenhang sehr bedeutend – darauf hin, dass man noch 1611 „Willens [war], aus dem Heidelberg. Katechism und Zeppers Fragstücken einen Katechism zu verfertigen, damit einförmiger Unterricht im Land wäre, und der Eine nicht dieses, der andere jenes brauchte".[108] Ein stetes Anliegen bei der Wahl eines Katechismus war also nicht nur die richtige Lehre, sondern auch die einheitliche Ausrichtung der Kirche in Nassau-Dillenburg. Offensichtlich setzte sich der Heidelberger Katechismus gegen Zeppers „Fragstücke" durch. Wie schon 1590 verordnet war, hielt die Kirchenordnung für Nassau-Katzenelnbogen vom 25. November 1611 aufs Neue

[103] „Die Diener sollen die vorgeschriebene Form nach Brauch und Weise des Heidelberger Katechismus anwenden." Vgl. Jacobs (wie Anm. 96), S. 276; Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1203.

[104] Vgl. Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 32.

[105] Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 189.

[106] Bernhard Textor (um 1560–1602), in Allendorf (Werra) geboren, war von 1585 bis 1589 zweiter Pfarrer in Herborn, wurde von 1591 bis 1594 Professor der Theologie in Herborn und seit 1594 Hofprediger, Inspektor und Kirchenrat in Dillenburg. Textor war durch die gemeinsame Herborner Zeit mit Olevian befreundet und stand mit Alsted an dessen Sterbebett. – Literatur zu Textor: Cuno, Erinnerung (wie Anm. 51), S. 104-106; Friedrich Wilhelm Cuno, Art. Textor, in: ADB 37 (1894), S. 628; Grün, Fakultät (wie Anm. 62), S. 73f.; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 805.

[107] Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 189, Anm. Vgl. Grün, Fakultät (wie Anm. 62), S. 74; Cuno, Erinnerung (wie Anm. 51), S. 105.

[108] Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 190, Anm. Vgl. Gustav Theodor Plitt, Ueber die Bedeutung, welche der Heidelberger Katechismus in der reformierten Kirche erlangt hat. Ein Wort zu dessen dreihundertjähriger Jubelfeier, Theologische Studien und Kritiken 36 (1863), Heft 1, S. 7-40, hier S. 10.

fest: „Bey dem Catechisieren soll der Heidelbergische Catechismus allein und kein anderer gebraucht werden."[109] Dennoch, vielleicht als „Kommentar" zu demselben ebenfalls erlaubt, sind Zeppers „Fragstücke" noch 1624 fast überall gebraucht worden.[110]

3.3 Widerstände gegen die neue Lehre in Siegen und Umgebung

Teilweise also nur zögernd begaben sich die Pfarrer daran, die neue Lehre und die damit verbundenen neuen Riten einzuführen, wie es schon am 21. Juli 1577 bezüglich des Abendmahls gefordert worden war. Das trifft auch auf Wolfgang Krell zu, der seit 1574 Superintendent in Siegen war und das reformierte Bekenntnis bedeutend förderte und unterstütze. Obwohl er dies mit Behutsamkeit versuchte, weil er heftige Proteste wie in Herborn verhindern wollte, hatte Krell mit starken, meist passiven Widerständen der Siegener Bürger gegen die 1579 eingeführte neue Form der Abendmahlsfeier zu kämpfen. Graf Johann VII., der Mittlere[111], warf ihm jedoch Kleinmütigkeit und Halsstarrigkeit vor und zweifelte an der Gesinnung seines Superintendenten,[112] da die „Götzen" noch nicht entfernt seien und Krell „in der Predigt vom Nachtmahl nicht

[109] Weisthum (wie Anm. 58), Bd. I, S. 139 und CCN 1 (wie Anm. 94), S. 665. Vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 190f. Zur Kirchenordnung siehe a.a.O., S. 398-404.

[110] Vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 190. Pixberg (wie Anm. 83), S. 45, und Cuno, Zepper (wie Anm. 72), S. 86, bestätigen, dass Zeppers „Fragstücke" zum Katechisieren jahrzehntelang weiter benutzt worden sind. Die „Fragstücke" sind bisher trotz einiger Mühen, namentlich zum Beispiel von Friedrich Wilhelm Cuno, nicht wieder aufgefunden worden.

[111] Johann VII., der Mittlere, von Nassau-Siegen (1561–1623; regierend 1607–1623) genoss seit 1575 eine intensive Erziehung durch Hofmeister Otto von Grünrade (s. Anm. 51) und Paul Crocius; so Cuno, Erinnerung (wie Anm. 51), S. 87-92; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 115; Gerhard Menk, Paul Crocius – Ein kalvinistischer Pfarrer im konfessionellen Zeitalter, in: Wolfgang Breul-Kunkel/Lothar Vogel (Hgg.), Rezeption und Reform. Festschrift Hans Schneider, Darmstadt/Kassel 2001, S. 71-96. Grünrade ging 1576 mit Johann VII., dessen Brüdern und anderen Grafensöhnen zum Studium an die Heidelberger Universität. Wegen des Todes Friedrichs III. verließen sie Heidelberg 1577 wieder. Nach der Heirat 1581 gründete Johann VII. einen eigenen Hausstand in Siegen. Ein Jahr später wurde für ihn eine Hofhaltung in Siegen eingerichtet. Neben der Verwaltung des Amtes Siegen war es seine Hauptaufgabe, „mitzuhelfen, dass die Bürgerschaft ihren Widerstand gegen die Änderungen auf konfessionellem Gebiete aufgebe". Aus wirtschaftlichen Gründen begab er sich 1592 in niederländische Kriegsdienste, auch 1597 und 1599 war er Generalobrist bei Kurfürst Friedrich von der Pfalz, 1601 ebensolcher der Krone Schwedens. – Literatur: Karl Wolf, Johann VII. der Mittlere von Nassau-Siegen 1561–1623, in: Nassauische Lebensbilder 2 (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 10), Wiesbaden 1943, S. 49-65; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 558.

[112] Vgl. Guillaume Groen van Prinsterer, Archives ou Correspondance inédite de la maison d' Orange-Nassau, Bd. VIII, Leiden 1847, S. 117f.; Thiemann, Wort (wie Anm. 1), S. 176: Er „hat die Becher anstatt der Kelche ganz und gar nicht brauchen wollen."

erkläre, wie die Zuhörer Christi Leib teilhaftig werden und also die Leute in Ungewißheit und Mißverstand vorsätzlich stecken lasse".[113]

Dennoch ist Krell für die stockende Ausbreitung der neuen Lehre nicht allein verantwortlich zu machen. Denn ein Abkommen vom 19. August 1579, das den Siegenern Zugeständnisse bezüglich der neuen Kirchenbräuche machte, verantworteten allein die weltlichen Beamten des Grafen. Es besagt zwar einerseits: „Was die jetzt durch unruhige Leute streitig gemachten Artikel betrifft, so glauben beide Teile, dass man bei den Worten der Einsetzung als bei den wahrhaften Worten Jesu Christi bleiben soll." Des Weiteren aber wurde dem calvinischen Abendmahlsverständnis entgegen festgehalten, dass Brot und Wein nicht nur Wahrzeichen des Leibs und Blutes Christi seien, sondern dass „beim Abendmahl [...] zugleich der wahrhafte und wesentliche Leib und Blut Christi und alles, was er mit seinem Blut erworben, allen Christgläubigen wahrhaft angeboten und überreicht wird und daß die Weise, wie solches dem Herrn Christo möglich sei, nicht mit der Vernunft ausgegrübelt noch erforscht, sondern schlicht und einfältig der Wahrheit und Allmächtigkeit Christi soll befohlen werden". Am Trost solle ein jeder „durch wahrhaftigen Glauben und Vertrauen, nicht durch äußerliche Sinne oder Gedanken der Vernunft" Anteil erhalten.[114] In ihrer Forderung des schlichten Glaubens erinnern diese Ausführungen an die Martin Luthers im Kleinen Katechismus und legen nahe, dass die Siegener sich – anders als in Herborn und Dillenburg – beim Abendmahl mehr am Lehrinhalt als am Ritus störten. Das Abkommen blieb bestehen, bis nach der Rückkehr des Grafen Johann VI. aus den Niederlanden als Reaktion auf das „Siegener Problem" am 23. Juli 1581 eine Anordnung an Krell erging, die Götzen, Tafeln, Orgeln, Altäre, Hostien etc. abzuschaffen, um das reformierte Kirchenwesen endgültig auch in Siegen durchzusetzen. Stattdessen sollten Tisch und Becher und Speisebrot angeschafft werden.[115] Johann der Ältere bedauerte, dass Krell nicht ohne

[113] Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 164; Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 188.

[114] HStAW 170, Urkundenabschriften. Ein Auszug aus dem Abkommen bei Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 186f. Zu den Umständen siehe a.a.O., S. 184f.188.

[115] „Befehl, daß einige noch aus dem Pabstthum herrührende Sachen in der Kirche abgeschafft werden sollen"; so CCN 1 (wie Anm. 94), S. 435-437, vgl. Faust (wie Anm. 13), S. 181. Mit der strengeren Durchsetzung kam es zu einem Bruch mit der kirchlichen Tradition, sodass im Siegerland nur noch wenige alte kirchliche Kunstschätze vorhanden sind. Der Graf ehrte die Kunst als Gabe Gottes, lehnte sie aber für die Kirche wegen der Gefahr der „Ergötzung und Augenlust" an den Bildern ab; so Wilhelm Ochse, Kirchliche Heimatkunde. Plaudereien mit Jung und Alt im Siegerland, Münster 1949, besonders S. 92-97, hier S. 95. – Zur besonderen Bedeutung des zweiten Gebots im Heidelberger Katechismus s. Graffmann, Geschichte (wie Anm. 82), S. 669-671. Das Bilderverbot nicht nur in Form des Verbots des Bilderdienstes, sondern als Verbot jeder Gottesdarstellung und aller Kirchenbilder, wie der Heidelberger Katechismus es dargelegt (vgl. HK, Fragen 92.96-98), wird sonst nur in den Katechismen von Leo Jud 1534 und 1559 von Heinrich Bullinger gelehrt und ist angelehnt an letzteren sowie an Calvins Institutio von 1559.

gräflichen Antrieb das christliche Werk voranbringe, und bemängelte, dass auch der Oberholzklauer Pfarrer, dem Krell als Superintendent vorstand, den Befehlen nicht nachgekommen sei. Ungeachtet dieser Anordnung sowie der Einführung des reformierten Bekenntnisses, einer neuen Kirchenordnung und des Heidelberger Katechismus und ungeachtet dessen, dass man beim Dillenburger Konvent vom 3. bis 5. Mai 1582 das „Problem Krell" behandelt und beraten hatte, „wie die reformatio in Siegen fortzusetzen",[116] waren noch am 16. Juli 1582 die Bilder nicht entfernt, es nahmen immer noch wenige Kommunikanten am Abendmahl teil, und es gab weiterhin keine *mentio* (Erinnerung) in der Predigt. Die Einsetzungsworte und die *communicatio* genügten.[117]

Aber „bald wurden die unruhigen und widerstrebenden Elemente beschwichtigt, zumal sie sich immer mehr von der Vortrefflichkeit dieser Anordnung überzeugten, so dass gar bald den Siegenern das reformierte Bekenntnis theuer und werth wurde."[118] Allerdings wurde dem Volk die Möglichkeit, eine andere Glaubenshaltung zum Ausdruck zu bringen, durch konsequente Abschaffung der äußeren Merkmale mehr und mehr genommen. Zudem ging mit der Zeit die Erinnerung an die alte Lehre verloren. In Netphen allerdings verweigerten sogar noch 1590 Schulmeis-

116 Konvent am 3. Mai 1582, Tagesordnungspunkt 11; vgl. Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 188; Thiemann, Geschichte (wie Anm. 1), S. 28; Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 210; das Blatt 244 aus der Akte HStAW 171, Nr. S 427a, das Schmidt und Wolf als Quelle angeben, war leider nicht mehr dort aufzufinden.

117 Am 16. Juli 1582 schrieb Junggraf Johann VII. aus Siegen an seinen Vater Johann VI., den Älteren: „Die kirche alhier ist biszdaher noch nicht gereinigett", das heißt, die Bilder waren noch nicht abgeschafft, und die Teilnahme am Abendmahl war sehr dürftig. Am letzten Sonntag seien mit seinem Hofgesinde zusammen 30 Personen zur communio gekommen. „Es hat sich aber niemand von den Befehlshabern, Bürgermeistern oder auch anderen Bürgern eingefunden, nur der Keller und Alexander mit ihren Frauen"; so Groen van Prinsterer (wie Anm. 112), S. 117f. Der Rentmeister, der Sekretär, der junge Bürgermeister Friesenhagen, der Stadtschreiber und etliche andere Bürger hätten erklärt, sie wollten sich zum nächsten Abendmahl einfinden. Sie hätten nicht gemeinsam mit dem Grafen kommunizieren wollen, um bei ihren Mitbürgern nicht den missgünstigen Eindruck zu erwecken, es dem Grafen zu Gefallen getan zu haben oder gar aus Zwang. Schon eine Woche später seien – wie Graf Johann VII. seinem Vater am 25. Juli 1582 berichtet – 20 Personen beim Abendmahl gewesen, neben etlichen vom Landvolk hätten sich auch die drei Pfarrer mit ihren Frauen, der Rentmeister, der Bürgermeister und der Stadtschreiber unter den Kommunikanten befunden. Vgl. Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 32; Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 188; Thiemann, Geschichte (wie Anm. 1), S. 28.

118 Cuno, Johann (wie Anm. 54), S. 120. Vgl. Robert Stupperich, Westfälische Reformationsgeschichte. Historischer Überblick und theologische Einordnung (BWFKG 9), Bielefeld 1993, S. 193; Wolfgang Weidt, Reformation und Gegenreformation in Nassau-Siegen bis zum Ende des 30jährigen Krieges, Siegen 1977, S. 43f.; unter Vorbehalt auch: Kirchliches Heimatbuch, hg. im Auftrag der Kreissynode, Siegen 1927, S. 177. Der Adel von Burgholdinghausen, von Hees und von Bicken orientierte sich weiter zur katholischen Seite hin, um den Kaiser für seine Anliegen – die Erlangung von Reichsunmittelbarkeit in Steuerfragen – zu gewinnen. Vgl. Heinz Flender/Wilhelm Hartnack, Stift Keppel im Siegerlande 1239–1951, Bd. 2: Geschichte von Kloster und Stift Keppel 1239–1951, Stift Keppel 1963, S. 81.

ter und Kirchenbeamte, ja sogar Gemeindeälteste den Empfang des Abendmahls, wenn sie sonntags zur Predigt erschienen. Hier aber, wie auch in Oberholzklau, wo „das gemein volck gegens ministerium der verendterten kyrchen und ceremonien halben sehr undanckbar" wurde,[119] störte man sich weniger an der Lehre, sondern an den Zeremonien und der veränderten Kirchenverfassung.

3.4 Einflüsse des Heidelberger Katechismus im Siegerland vor dessen offizieller Einführung

Die Proteste und Vorbehalte gegenüber den kirchlichen Neuerungen, die im Zusammenhang der reformierten Konfessionalisierung gefordert waren, zeigten sich sowohl in einigen Teilen der Bevölkerung als auch seitens der Geistlichen im Land. Eine Antwort auf die Frage, inwieweit der Heidelberger Katechismus schon vor seiner Einführung 1581/1582 im Siegerland bekannt war, bleibt spekulativ. Dennoch soll nach möglichen Spuren gesucht werden.

Zwar war die Einführung des neuen Abendmahlritus nach der Heidelberger Kirchenagende, die auch den Heidelberger Katechismus enthält, Grundlage der Proteste in den Städten. Allerdings war der Heidelberger Katechismus selbst nicht ausdrücklich in der Abendmahlsliturgie vorgesehen. Inwieweit die Diskussionen um neue Riten und neue Lehren in Verbindung mit dem Heidelberger Katechismus gesehen wurden, lässt sich kaum feststellen.

Graf Johann VI. versuchte, für die neue Lehre und den Heidelberger Katechismus zunächst die Pastoren zu gewinnen, denn nicht allein die Jugend in Kirchen und Schulen, „sondern auch die Prediger und Schulmeister selbst ein gewisse und bestendige form und maß haben mögen, wie sie sich in underweisung der jugendt verhalten sollen und nicht ihres gefallens tegliche enderungen fürnemen oder widerwertige lehre einführen".[120] Die langsame Einführung erklärend, kann hier hinzugefügt werden, dass mit Johannes Tiburtius (1565–1590 in Oberfischbach), Konrad Luth (1555–1609 in Oberholzklau), Cunrad Thiergarten (1563–1604 in Krombach), Petrus Boemus (1568–1592 am Stift Keppel), Veit Dieffenbach (1555–1609 in Irmgarteichen), Leonhard Lampius (1568–1596 in Netphen) und Peter Freudenberg (1573–1593 in Rödgen) sieben Pfarrer

[119] Brief K. Luths an den Inspektor in Siegen am 19. Oktober 1581; LAV NRW W (= Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abteilung Westfalen; bis 2008 Staatsarchiv Münster = StAM), FSL 24 Nr. 157, Bl. 10r-11v; vgl. Bernd Steinseifer [u. a.] (Hgg.), Freudenberg. Beiträge zur Geschichte der Stadt und des früheren Amtes. Zur 550-Jahr-Feier vorgelegt von der „Arbeitsgemeinschaft Freudenberger Geschichte", Kreuztal 2006, S. 326.

[120] Friedrich III. am 19. Januar 1563 in der Vorrede zu den drei gesonderten Ausgaben des Heidelberger Katechismus im Jahr 1563, in: Sehling, Bd. 14: Kurpfalz (wie Anm. 87), S. 342f. Anm. 33.

bis zu dreißig Jahre über den Wechsel zum reformierten Bekenntnis im Jahr 1578 hinaus ihr Amt bekleideten. Dabei steht die lange Amtszeit nicht unbedingt für „alternde" Lehre, aber sie trägt eine Tendenz zum Festhalten an Bewährtem in sich, wie die Beispiele aus Oberholzklau und Netphen zeigten.

Entsprechend reformierte Prediger, zu denen dann auch manch Alteingesessener gehörte, mussten sich für das Siegerland erst noch finden. Immerhin galt für die einzusetzenden Pfarrer seit 1573 eine neue Examensordnung mit reformiertem Einfluss, die sie auf Wissen und zugleich auf Rechtgläubigkeit überprüfte.[121] Die Pfarrer, die von 1574 an bis in die 1580er Jahre im Siegerland die Ämter versahen, hatten zumeist Mitte oder Ende der 1560er Jahre an der Marburger oder der Wittenberger Universität studiert. Absolventen der Heidelberger Universität – zu jener Zeit die Hochburg calvinistischer Theologie in Deutschland – waren nicht darunter. Auch von den 17 flüchtigen Pfälzer Pfarrern hatte im Siegerland lediglich Jodocus Naum eine Pfarrstelle inne; das aber erst in den Jahren von 1584 bis 1587. Die Prägung und Vorbildung der Pfarrer geben über den Gebrauch des Heidelberger Katechismus ebenfalls keinen Aufschluss. Gleiches gilt für die Berichte über Rauting und Olevian. Graf Ludwig von Nassau-Dillenburg soll Andreas Rauting in seiner Siegener Zeit auf die Dörfer geschickt haben, um die Leute auf dem Land zu belehren und um den Ältesten und Geschworenen anzuzeigen, dass hinter der Änderung der Zeremonien nichts Böses stehe. Auch Caspar Olevian soll seit 1577 von Berleburg aus das Land Johanns VI. predigend und lehrend durchzogen haben.[122]

Graf Ludwig von Nassau hatte von 1572 bis 1574 die Verwaltung seines Landesteils Siegen übernommen. Er tat dies gründlich und führte auch manche kirchliche Neuerung ein. Obwohl seine Zeit in Siegen viel zu kurz war und mancher Einsatz des Grafenbruders ohne dauerhaften Erfolg blieb, hat er insgesamt die reformierte Lehre voran gebracht. Hinsichtlich der Verbreitung des Heidelberger Katechismus ist lediglich bekannt, dass an der im November 1573 von Graf Ludwig gegründeten Grafenschule in Siegen, an der auch Junggraf Johann VII., der Mittlere, seine Ausbildung genoss, „allgemeine Bildung, die lateinische und französische Sprache und Religionsunterricht auf der Grundlage des Heidelberger Katechismus" Bestandteile der Ausbildung waren.[123] Bis in die

[121] Geldenhauer, Rauting, Christiani und andere hatten über diese mit Ludwig von Nassau beraten, und Graf Johann stimmte ihr zu; s. HStAW 171, Nr. S 427a, Bl. 8r-9v; vgl. Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 75.

[122] So das Kirchliche Heimatbuch (wie Anm. 118), S. 175 bzw. S. 30. Die ausführliche Darstellung der Wittgensteiner und Herborner Zeit des Caspar Olevian von Gerhard Menk (s. Anm. 71) erwähnt einen derartigen Einsatz Olevians nicht.

[123] Wolf, Johann VII. (wie Anm. 111), S. 50. Die Idee der „Grafenschule" wurde nicht über das Ende von Ludwigs Aufenthalt in Siegen im Frühjahr 1574 hinaus weiter verfolgt: „Sichtbare Folgen erwuchsen aus ihr [...] nicht"; s. Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 172f.

Siegener Lateinschule und die wenigen Kapellenschulen reichte der Heidelberger Katechismus aber wohl nicht, weil reformierte Lehrer und Pastoren noch fehlten. Zudem ist über entsprechende Vorhaben Ludwigs nichts bekannt.

Zu Ludwigs Engagement zählt auch sein Einsatz für das Asyl niederländischer Glaubensflüchtlinge, die sich vor allem 1572 in Siegen aufhielten. An dieser Stelle besonders erwähnenswert sind die niederländischen Flüchtlinge zum einen wegen der Motivation Johanns VI., ihnen Asyl zu gewähren, zum anderen, weil die Niederlande und nicht etwa die Kurpfalz sehr schnell die Hochburg des Heidelberger Katechismus geworden waren. Er hatte sich hier nämlich nicht durch obrigkeitlichen Befehl, sondern von unten, von den Gemeinden her, bewährt und schnell die Herzen der niederländischen Gemeinden inner- und außerhalb der Niederlande erobert.[124] Bereits auf der Emdener Synode 1571 beschlossen die niederländischen Kirchen auf Empfehlung von Caspar von der Heyden und Petrus Dathenus, den Heidelberger Katechismus in den „Teutonischen" Gemeinden in Gebrauch zu nehmen, aber es wurde keine Gemeinde zum Gebrauch des Heidelberger Katechismus genötigt, wenn ein anderer geeigneter, mit dem Worte Gottes übereinstimmender Katechismus in Gebrauch war.[125] Der Heidelberger Katechismus ist also bei der niederländischen Flüchtlingsgemeinde in Siegen nicht zwangsläufig vorauszusetzen. Außerdem bleibt ungeklärt, ob die Niederländer einen Austausch mit den Einwohnern Siegens pflegten und inwieweit eine Einflussnahme möglich war.

Nicht unerwähnt bleiben soll, dass Steubing katechetische Fragstücke in den Händen hielt, die einige Pfarrer vor der Einführung des Heidelberger Katechismus gebraucht hatten. In seiner Beschreibung sind sie „ein wesentlicher Auszug der Wahrheiten des Heidelb[erger] Katechismi, dessen Worte auch oft gebraucht werden, aber in einer ganz anderen Ordnung aufgestellet sind."[126] Sollte Steubing tatsächlich eine inzwischen unbekannte katechetische Schrift mit entsprechendem Cha-

[124] Zur Geschichte des Heidelberger Katechismus in den Niederlanden s. Heinrich Graffmann, Der Unterricht nach dem Heidelberger Katechismus im Zeitalter der Orthodoxie und des Pietismus mit besonderem Blick auf Rheinland und Westfalen, Monatshefte für Evangelische Kirchengeschichte des Rheinlands 9 (1960), S. 33-47, hier S. 34f. – Dathenus hatte den Heidelberger Katechismus in die Niederlande gebracht, ihn übersetzt und die Liturgie ausgearbeitet. Seit 1566 hatte der Amsterdamer Kirchenminister Petrus Gabriel heimlich über ihn gepredigt, und schon 1563 diente der Heidelberger Katechismus als Grundlage einer Katechismuspredigt; vgl. E[verhardus] G[erhardus] van Teylingen, Der Katechismus in der Predigt, in: Lothar Coenen (Hg.), Handbuch zum Heidelberger Katechismus, Neukirchen 1963, S. 189-199, hier S. 189; vgl. auch Graffmann, Unterricht, S. 34f.

[125] Dazu wurde beschlossen, in den gallikanischen Gemeinden mit gleicher Offenheit den Genfer Katechismus zu gebrauchen. Art. 5 der Akten der Synode niederländischer Gemeinden in Emden 1571, in: Jacobs (wie Anm. 96), S. 252-266, hier S. 252, sowie lateinisch bei Niesel (wie Anm. 87), S. 277-290, hier S. 277.

[126] Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 221.

rakter vorliegen gehabt haben, stellt sich zunächst die Frage, ob es nicht Zeppers „Fragstücke" waren, die als solche nicht identifizierbar waren. Es ergeben sich also zum einen die Fragen nach Autor, Umfang und Theologie der Fragstücke. Zum anderen ist von Interesse, wer die Fragstücke wo gebraucht hat. Vielleicht war dieses der interimistische Vorgänger-Katechismus, den Nassau-Dillenburg nach Ansicht von Johann Friedrich Gerhard Goeters vermissen ließ.[127] Grundmuster eines solchen Ersatzes war immer die knappe Verhandlung der katechetischen Hauptstücke mit moderaten Korrekturen, besonders in der Abendmahlslehre und in der Zählung der Gebote. Diesem entsprechen aber auch der Wittenberger Katechismus oder der Katechismus des Garnerius. Vielleicht handelte es sich auch um die Erklärung zum Heidelberger Katechismus von Gerhard Eoban Geldenhauer aus dem Jahr 1577. Immerhin dürfte man durch die Historizität der Aussage Steubings in manchen Orten der Grafschaft Nassau-Dillenburg eine erste Bekanntschaft und Vertrautheit mit Inhalten des Heidelberger Katechismus vor dessen Einführung im April 1581 voraussetzen können. Diese muss aber von der Bevölkerung nicht notwendigerweise als mit dem Heidelberger Katechismus in Verbindung stehend gesehen worden sein.

Insgesamt aber bleibt sehr fraglich, ob der gewöhnliche Siegerländer – wie die nassauische Bevölkerung allgemein – den Heidelberger Katechismus vor dessen Einführung 1581/1582 gekannt, geschweige denn akzeptiert oder gar verinnerlicht hat.

4. Verbreitung und Gebrauch des Heidelberger Katechismus in Nassau-Dillenburg bzw. seit 1607 in Nassau-Siegen

Nach der Einführung des reformierten Bekenntnisses war Graf Johann VI. daran gelegen, dass Katechismen für die Gemeinde und Standardwerke reformierter Theologie zur Vertiefung der Lehre für die Prediger angeschafft wurden.[128] Sogar eine eigene Bibelübersetzung zur Erbauung und Bibelforschung sowie eigene Gesangbücher und Gebete für den Gottesdienst in Kirche und Haus sollten erstellt werden.[129]

[127] Vgl. Goeters, Genesis (wie Anm. 2), S. 56.

[128] Am 9. September 1581 stellten der Graf, Grünrade, Rauting, Zepper und Geldenhauer eine Liste zur Anschaffung von Standardwerken reformierter Theologie auf (HStAW 171, Nr. 427b, Bl. 27r-27v). Am exemplarreichsten sollten die Admonitions-Schrift der Theologen zu Neustadt (60 Stück), Pezels Bremer Apologie und die Institutio Calvins (je 40 Stück) angeschafft werden.

[129] Die Bibelübersetzung war wohl vor allem ein Wunsch Olevians; vgl. Schlosser, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), S. 24; sie fand ihre Vollendung in Piscators Werk der Bibelübersetzung mit Kommentaren von 1602/1604.

Seit 1584/1585 konnte man in der Grafschaft auf landeseigene Drucke von Buchdrucker und Verleger Christoph Corvinus (Raab) zurückgreifen. Dieser wurde 1585 aus Frankfurt geholt und verrichtete in den Jahren von 1594 bis 1599 und von 1606 bis 1609 im Gefolge der Hohen Schule seine Arbeit auch in Siegen.[130] Unklar ist, ob der erste Herborner Druck des Heidelberger Katechismus, den Antonius van der Linde nachgewiesen hat,[131] aus dem Jahr 1586 stammt oder ob der Heidelberger Katechismus schon 1584 in Herborn gedruckt wurde – so Martin Lipenius und nach ihm Jochen Gruch.[132] Zusätzlich zu den Katechismusausgaben von 1584, 1586, 1588, 1592 (zwei Ausgaben mit unterschiedlichem Druckerzeichen), 1603, 1614, 1616 und 1625 wurde der Katechismus in den Jahren 1601, 1606, 1609, 1611, 1615 und 1622/1623 zusammen mit den Psalmen des Ambrosius Lobwasser von Corvinus herausgegeben – seit 1622 von dessen Erben. Auch die Herborner Bibel von 1595 (Übersetzung von Martin Luther) führte den Heidelberger Katechismus im Anhang und wurde bis 1626 acht Mal neu aufgelegt. Im ersten nassauischen Gesangbuch von 1601 war der Heidelberger Katechismus als Anhang hingegen nicht vorgesehen, wie auch allgemein eine Aufnahme des Textes in die Dillenburger bzw. Herborner Gesangbücher nicht nachzuweisen ist.[133] Seit 1590 findet man in Herborn auch Stücke des Heidelberger Katechismus in Alphabetbüchern oder Fibeln.[134]

Neben den Katechismusausgaben haben in Nassau-Dillenburg vor allem einige katechetische Schriften große Bedeutung erlangt: die deutsch-lateinischen Ausgaben von 1605 und 1614,[135] der 1596 erschie-

130 Vgl. Pixberg (wie Anm. 83), S. 37.

131 Antonius van der Linde, Die Nassauer Drucke der königlichen Landesbibliothek in Wiesbaden, 2 Bde., Wiesbaden 1882/1887; vgl. Schlosser, Johann VI. (wie Anm. 66), S. 73f.

132 Martin Lipenius, Bibliotheca Realis Theologica. Omnis Materialium, Rerum et Titulorum, Bd. I. Cum indice Autorum copiosissimo, Nachdruck der Ausg. Frankfurt (Main) 1685, Hildesheim/New York 1973, S. 257; Jochen Gruch, Deutschsprachige Drucke des Heidelberger Katechismus 1563–1800 (Beiträge zur Katechismusgeschichte 1), Köln 1996, S. 29.

133 Vgl. Paul Wagner, Ein Gesangbuchplan des Grafen Johann VI. von Nassau-Dillenburg, Nassauische Annalen 44 (1916/1917), S. 153-174; Schlosser, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), S. 26f.

134 Vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1204f.; Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 267.

135 Catechismus Latino-Germanicus: Oder / kurtzer Lateinischer und Teutscher Vnderricht Christlicher Lehr / wie der in Pfälzischen Kirchen vnd Schulen gebreuchlich: Also ohne Kirchenceremonien gedruckt / daß das grobe allein den vndern / vnd darbeneben das klein den obern Classen / mit erhaltung des völligen Textes vnd gantzer meinung / vnd einem Meister könne fürgelegt werden: sampt marginal-additionen, vnd fürnembster Biblischer sprüchen bei den allegaten / abschrift / an stat einer kurzen einfaltigen Auszlegung. Gedruckt zu Herborn in der Graffschaft Naszaw Catzenelnbogen / etc. M.D.CXIIII. Vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 190.

nene Herborner Druck der lateinischen Schulausgabe des sogenannten „Kleinen Heidelbergers",[136] Johann Piscators Erklärung der lateinischen Kapitel der christlichen Religion aus dem Jahr 1603,[137] seine Erklärung des Heidelberger Katechismus von 1622,[138] eine Erklärung des Pfälzischen Catechismi von Tobias Fabricius,[139] eine von Johannes Pincier erstellte Paraphrasierung des Heidelberger Katechismus, die 1597 in Siegen erschien,[140] und nicht zuletzt Wilhelm Zeppers schon besprochene, allerdings heute nicht mehr auffindbare „Fragstücke". Diese kate-

136 Nachdruck der Neustädter Ausgabe von 1585: „Quaestiones praecipuae ex catechismo Heidelbergensi". Vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. I/1, S. 268-273.

137 Expositio capitvm catecheseos religionis christianae, Authore Iohanne Piscatore, Professore sacrarvm Literarum in illustri Schola Herbonensi. Herbornae Nassoviorvm, Ex officina Christophori Corvini. Anno 1603. Vgl. Heinrich Simon van Alpen, Geschichte und Litteratur des Heidelbergischen Katechismus. Oder kurze Geschichte der Reformation in der Pfalz, Schweiz, in Holland, England, Deutschland, Pohlen und Ungarn, Frankfurt (Main) 1800, S. 288; Lipenius (wie Anm. 132), S. 251. Der Vorrede nach hat Piscator diese Auslegung seinen Schülern im Jahr zuvor diktiert. Es werden behandelt: Symbol, Dekalog (zusammen 170 von 245 Seiten), Taufe, Abendmahl, Vaterunser und die „Potestas clavium seu disciplina ecclesiastica". – Johann Piscator (Fischer; 1546–1625) studierte in Straßburg und Tübingen und wurde durch das Lesen von Calvins Institutio für die reformierte Theologie gewonnen; er verstand dabei die calvinistische Theologie aber nicht als Abweichung vom Luthertum. Schon 1577, als Piscator nach zwei Jahren als Rektor am Heidelberger Pädagogium mit Gerhard Hamm nach Siegen floh, um bei Olevian Obdach zu suchen, nahm Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg wegen der geplanten Grafenschule Kontakt zu Piscator auf. Weil es aber nicht zur Gründung der Hohen Schule kam, arbeitete er für eine kurze Zeit als Konrektor an der Siegener Lateinschule. 1578 ging er nach Neustadt an der Haardt und lehrte als Professor der Katechese den Heidelberger Katechismus. Erst im Herbst 1584 kehrte er als Professor und Konrektor der neuen Hohen Schule in Herborn zurück nach Nassau-Dillenburg. Trotz Berufungen nach Genf und Leiden blieb er als tragender Mann der Blütezeit der Johannea 41 Jahre in Herborn. Piscator war es stets ein ernstes Anliegen, den noch neuen Heidelberger Katechismus zu erklären und die Jugend in reformiertem Geist zu erziehen. – Literatur: Frans Lukas Bos, Johann Piscator. Ein Beitrag zur Geschichte der reformierten Theologie, Kampen (NL) 1932; Cuno, Erinnerung (wie Anm. 51), S. 114-119; Heinrich Schlosser, Johannes Piscator 1546–1625, in: Nassauische Lebensbilder 1 (wie Anm. 71), S. 74-83.

138 Explicatio Catecheseos Heidelbergensis, Herborn 1622, herausgegeben von Johann Piscators Sohn Philipp Ludwig Piscator, vgl. Alpen (wie Anm. 137), S. 288, und Lipenius (wie Anm. 132), S. 259.

139 Vgl. Alpen (wie Anm. 137), S. 77.287; Koecher (wie Anm. 75), S. 273. Die Erklärung wurde 1586 und 1596 in Neustadt und 1596 in Herborn gedruckt und wird – so Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1209 – möglicherweise an manchen Orten Nassaus gebraucht worden sein.

140 Die „Catechesis Religionis Christianae, quae traditur in ecclesies et scholis electoralis Palaetinatus et ejusdem paraphrasis poetica, Autore Johanne Pinciero Sigensi Professore. Sigenae Nassiorum, Ex officina Christophori Corvini (1597)" ist eine Nachahmung der vielfachen poetischen Bearbeitung von Luthers Kleinem Katechismus. Möglicherweise ist dies die von Walter Barton erwähnte Veröffentlichung eines von Olevian bearbeiteten Heidelberger Katechismus, der 1597 in Siegen erschien (Walter Barton, Alte nassauische Landesuniversität Herborn/Siegen. Vor 400 Jahren: Beginn der Vorlesungen an der Hohen Schule Herborn, in: Siegerland 61 (1984), S. 71-79. – Johannes Pincier (1556–1624) war Lehrer der Naturenlehre und Arzneikunde an der Hohen Schule und Leibarzt des Grafen Johann VI.

chetischen Schriften sollten neben dem Heidelberger Katechismus – ihn erklärend – gebraucht werden.

Allerdings muss trotz der zahlreichen Auflagen des Heidelberger Katechismus berücksichtigt werden, dass zunächst nur Menschen mit entsprechender Bildung und ausreichendem Wohlstand diese Ausgaben lesen und kaufen konnten. Die breite Masse konnte nur durch mündlichen Unterricht oder nach entsprechender Alphabetisierung den Heidelberger Katechismus kennen lernen.

4.2 Die Frage nach der Motivation zum Unterricht im Katechismus

Während Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg zur Sicherung des reformierten Bekenntnisses nach außen für eine militärische Stärkung durch Wehrpflicht und Bündnispolitik sowie die Verbesserung des Nachrichtendienstes sorgte, stärkte er die reformierte Konfession nach innen durch strenge kirchliche Maßregeln und durch den hervorragenden Ausbau des Schulwesens, inklusive der nach ihm benannten Hohen Schule, der *Johannea*.[141]

Auf die Schulbildung wurde schon in der lutherischen Zeit der Reformation in Nassau-Dillenburg großer Wert gelegt, denn zwischen 1555 und 1572 wurden in Burbach, Freudenberg, Ferndorf und auch Krombach neue Siegerländer lateinische Schulen errichtet.[142] Jetzt aber, nach der Einführung des reformierten Bekenntnisses, beschäftigte man sich in grundsätzlicher Weise mit den Schul- und Erziehungsfragen. Dazu gehörten nicht nur die Schulen, sondern auch die religiöse Unterweisung durch die Eltern und die sonntägliche Katechisation.[143] Leitbild war die Erziehung zum christlichen Menschen, es ging primär nicht darum, religiös-sittliche Persönlichkeiten zu formen. „Der Heidelberger Katechismus und die Bibel sind die Bücher, von denen diese Erziehung ausgeht und zu denen sie führt."[144]

Nach nassauischem Recht war der Unterricht im Katechismus ausdrücklich kein Mittel der staatlichen Unterweisung. Zwar dienten die

[141] Vgl. Karl Wolf, Johann VI. der Ältere, Graf von Nassau-Dillenburg. 1536–1606, in: Nassauische Lebensbilder 1 (wie Anm. 71), S. 50-66, hier S. 59f.

[142] Emil Becker, Johann VI. der Aeltere, Graf von Nassau. Der größte Regent der Dillenburger Lande (1536–1606). Zu seinem 400. Geburtstag am 22. November 1936, Heimatblätter zu Pflege und Förderung des Heimatgedankens (Beilage zur Dill-Zeitung) 9 (1936), S. 65-73, hier S. 70. Vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 165f. Steubing erwähnt die 1569 in Krombach gegründete Kirchspielschule nicht. Zu dieser siehe Jochen Schreiber (Hg.), Die Schulen in Krombach von 1569 bis 1937. Abschrift der im Juni 1877 von Herrn Lehrer Jäger zusammengestellten Chronik der Schule zu Crombach von Lehrer Böcking (1886), Kreuztal 1994.

[143] Vgl. hierzu und zum Folgenden Zepper, Politia (wie Anm. 65), Kap. VI und VII; Pixberg (wie Anm. 83), S. 47f.

[144] A.a.O., S. 40.

Schulen – der Zeit der Konfessionalisierung entsprechend – auch dem „Drill auf Fleiß, Zucht und Disziplin von Jugend auf", vorrangig aber sollte die Zahl der Schulen vergrößert werden, damit die Untertanen in Erkenntnis und Furcht Gottes aufgezogen werden und das Reich Christi auch auf die Nachkommenschaft ausgebreitet werde.[145] Die Pfarrer sollten nach dem Willen des Grafen das Volk an den zeitlichen und ewigen Nutzen erinnern, der aus dem Schulbesuch entstehe, denn der Katechismusunterricht in Schule und Kirche sei die Unterweisung über die Entscheidung Gottes, die in der Taufe bereits über die Kinder gefallen sei, und über die Notwendigkeit von Glauben und Buße.[146] Das Ziel des Unterrichts im Katechismus sollten die Eingliederung in die Gemeinde der Erwachsenen und die Befähigung zum Bekennen des Namens Christi vor der Teilnahme am Heiligen Abendmahl sein.[147] Aber gerade weil der Nassauer Protestant nicht zum Abendmahl zugelassen wurde, es sei denn, dass er „einigen Grund seines Glaubens zu geben wisse", wurde der Katechismus mit großer Sorgfalt und Strenge unterrichtet.[148]

145 A.a.O., S. 29f. (Beschluss vom 16. Januar 1582); vgl. Menk, Schulwesen (wie Anm. 25), S. 167f.: „Neue staatliche Schichten sollten durch intellektuelle Inanspruchnahme des Untertanenverbands an den Staat herangeführt werden. Sie sollten keineswegs nur diszipliniert werden"; dennoch ging es um „das Bewähren in der lebensweltlichen Praxis"; s. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 290f. Rauting hob ausdrücklich die soziale Komponente hervor, die mit der Einführung und Durchsetzung des niederen Schulwesens verbunden sein sollte. Deswegen bedauerte er, den armen Knaben keine Unterstützung für das Schulgeld leisten zu können (HStAW 171, Nr. R 1334b, Bl. 210). Wilhelm Zepper hebt in der Vorrede zu seiner Schrift „Von der christlichen Disziplin" die Schule als „ein staatlich Mittel und Werkstätten, die Kirche Gottes zu erbauen und zu erhalten und die reine Religion samt wahrer Gottseligkeit fortzupflanzen" hervor; so Wilhelm Zepper, Von der christlichen Disziplin, Nachdruck der Ausgabe Siegen 1596, besorgt durch Dietrich Thyen, Kreuztal 1980. Dass hier eine Verbindung von politischen – das heißt auf die sittliche Komponente zielenden – und religiösen Motiven bestand, betont auch Schmidt, Reichsgrafschaften (wie Anm. 1), S. 123: „Die schulische Sozialisation zielte zwar auf die Steigerung des Selbstwertgefühls, verpflichtete die Untertanen zugleich aber auf religiöse und ethische Normen wie Gottesfurcht, Sittenstrenge, Zucht und Disziplin, die auch diejenigen des frühneuzeitlichen Staates waren."

146 Vgl. HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 68r; Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 291. Vgl. Zepper zu Beginn seiner Schulordnung; Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 379.

147 Die Konfirmation wurde – so Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1204 – beibehalten. Auch Zepper kannte den Abschluss der Jugendunterweisung, die Konfirmation, als Zulassung zum heiligen Abendmahl; vgl. Grün, Geist (wie Anm. 99), S. 137. Die Hände wurden dabei aufgelegt, so erklärte es Pezel, „um der Handlung mehr Ansehen zu geben"; s. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 125. Katechismusprüfungen fanden zumindest im heute hessischen Ewersbach zwei Mal im Jahr statt, zu Ostern und im Herbst; s. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 293.

148 Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 162; Steubing folgend Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1204.

Darüber hinaus wussten besonders Wilhelm Zepper und Johann Heinrich Alsted[149] von der Wichtigkeit der religiösen Erziehung im Elternhaus. Die Bedeutung des beständigen häuslichen Umgangs mit Fragen der kirchlichen Katechisation bestehe darin, dass die private der öffentlich-kirchlichen Erziehung vorausgehe. Daher sollten die Eltern schon „in der ersten Windel" die Hauptstücke der christlichen Religion und die ersten Grundlagen für Gespräche mit Gott einflößen.[150] Diesen Gedanken entsprechend hatte die lebendige niederländische reformierte Kirche, die auf die gute Bildung der reformierten Niederländer baute, Mädchenschulen eingerichtet mit der Begründung, dass der „Mutter die erste und nachhaltigste Beeinflussung der Jugend auf religiösem Gebiete zufalle".[151] Nach dem niederländischen Vorbild gewährleistete man am Stift Keppel höhere Mädchenbildung wenigstens für die Töchter des Siegerländer Adels.

4.3 Der Heidelberger Katechismus im neuen Schulsystem

Für die Jungen und die jungen Männer entstand in Nassau-Dillenburg seit 1582 ein dreistufiges Schulsystem aus Dorf-/Kapellenschulen, Lateinschulen/Pädagogien und der Hohen Schule Herborn.[152] Auf dem

[149] Johann Heinrich Alsted (1588–1638), Sohn des Ballersbacher Pfarrers Jakob Alsted, studierte von 1602 an in seiner Heimat Herborn. Er wurde 1608 Lehrer am dortigen Pädagogium und war von 1610 bis 1629 Professor der Philosophie sowie von 1619 an – nach seiner Rückkehr aus Dordrecht – zugleich auch der Theologie. – Literatur: Ingo Schultz, Studien zur Musikanschauung und Musiklehre Johann Heinrich Alsteds, Diss. phil. Marburg 1967, S. 25-35 (Biographie), S. 125-158 (Bibliographie); Otto Weber, Art. Alsted, Johann Heinrich, in: NDB 1 (1971), S. 206; Joachim Staedtke, Art. Alsted, Johann Heinrich, in: TRE 2 (1978), S. 299-303 (dort weitere Literatur); Wolf Peter Klein, Johann Heinrich Alsted, in: Wolf Peter Klein/Gerald Hartung (Hgg.), Zwischen Narretei und Weisheit. Biographische Skizzen und Konturen alter Gelehrsamkeit, Hildesheim [u.a.] 1997, S. 235-261.

[150] Vgl. Grün, Geist (wie Anm. 99), S. 139; Grün, Fakultät (wie Anm. 62), S. 86.

[151] Wolf, Einführung (wie Anm. 1), S. 92f.; vgl. Becker (wie Anm. 142), S. 70; Menk, Schulwesen (wie Anm. 25), S. 178. Das Stift wurde zum Prestigeobjekt des Grafenhauses. Seit 1594 hatte es seinen Klostercharakter fast vollständig verloren. Nicht geringen Einfluss auf die Gründung der Mädchenschulen in Nassau-Dillenburg hatte wohl auch die alte Gräfin Juliane von Stolberg; vgl. L[...] Koepp, Juliane von Nassau, Heimatblätter zur Pflege und Förderung des Heimatgedankens (Beilage zur Dillzeitung) 3 (1930), S. 37f.42-44, hier S. 37.

[152] Zum Zusammenwirken der drei Schulformen siehe Menk, Schulwesen (wie Anm. 25), S. 163f. – Zur Hohen Schule: Johann Hermann Steubing, Geschichte der Hohen Schule Herborn, Nachdruck der Ausgabe Hadamar 1823, Kreuztal 1983; Grün, Geist (wie Anm. 99); Grün, Fakultät (wie Anm. 62); Gerhard Menk, Die Hohe Schule Herborn in ihrer Frühzeit (1584–1660). Ein Beitrag zum Hochschulwesen des deutschen Kalvinismus im Zeitalter der Gegenreformation (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 30), Wiesbaden 1981; Menk, Olevian (wie Anm. 71), S. 139-166; Karl Dienst, Art. Herborn, in: TRE 15 (1986), S. 66-69. – Zu den weiterführenden Schulen in Siegen: Christian Wilhelm Lorsbach, Beiträge zur Geschichte der ehemaligen lateinischen Schule in Siegen, Siegen 1841 (Haupt-

Konvent im Januar 1582 legte die nassauische Kirche die Grundlagen für das dortige Schulwesen, indem sie sich auf Zeppers Schulordnung „Von Anordnung und Bestellung deutscher Schulen in den Städten, Flecken und Dörfern" verständigte.[153]

4.3.1 Die Dorf- und Kapellenschulen

Die Kapellenschulen wurden im Zuge der Erneuerung zu Pflichtschulen der gesamten Bevölkerung. Auf dem Land sollten neue Schulen eingerichtet werden. Bereits seit April 1581 hatte man darüber beraten, doch wurde erst bei der Visitation 1590 beschlossen, in jedem Kirchspielort eine Schule zu errichten. Es ist anzunehmen, dass noch unter Graf Johann VI. diesem Vorhaben Folge geleistet wurde. Nach Steubing sind im Amt Siegen seit 1588 unter Inspektor Wolfgang Krell und auf dessen Befehl hin die Dorfschulen eingerichtet worden, an denen in deutscher Sprache gelehrt wurde. Auch in Holzhausen, Dresselndorf und Burbach (Amt Dillenburg) wurden zwischen 1588 und 1594 deutsche Schulen errichtet, 1600 bzw. 1606 auch in Wilden und Lippe.[154] Die Dringlichkeit, „daß man deutsche Schulen halte", hatte Zepper schon in der neuen Schulordnung erklärt, und auch ein Diezer Konvent hatte 1582 beschlos-

bd.) und 1844/1849/1855/1859 (4 Fortsetzungsbde.); Hans Kruse, Geschichte des höheren Schulwesens in Siegen 1536–1936. Festschrift zum 400jährigen Jubiläum des Realgymnasiums in Siegen, Siegen 1936; Gerhard Menk, Die universitäre Tradition Siegens in der frühen Neuzeit, in: Siegener Beiträge 5 (2000), S. 43-68. – Zu den Dorfschulen s. Schreiber (wie Anm. 142); Hermann Engelbert, Versuch einer Chronik der Ferndorfer Kirchspielschule, in: Heimatland. Beilage zur Siegener Zeitung 13 (1938), S. 69-71.84f. – Zu einer Hochschule in Nassau-Dillenburg hatte es schon 1566 Pläne gegeben. Als es 1576 mit Caspar Olevian an der Spitze zu deren Ausführung kommen sollte, fehlten aber die finanziellen Mittel.

153 Die nassauischen Inspektoren sollten gemeinsam mit Grünrade und Olevian und zumeist in Anwesenheit des Grafen selbst unter anderem darüber beraten, „wie Kirchen und Schulen dermahlen angeordnet wären, damit dasjenige geschähe, was sich gebühre" (HStAW 171, Nr. G 137). Vgl. a.a.O., R 74; K 451 und R 98 I, Bl. 472r-473v; Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 88, nach Steubing, Reformationsgeschichte, S. 152-159 (beide wie Anm. 1); Goeters, Kirchenordnungen (wie Anm. 50), S. 153. – Zur Schulordnung s. Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 86; vgl. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 166. Der Zeitpunkt der Abfassung ist umstritten. Münch zufolge hatte Zepper sie womöglich schon 1581 verfasst (HStAW 171, Nr. K 442, Bl. 7r). Nach Darstellung Heckers (wie Anm. 12), S. 117, wurde Zepper nach dem Diezer Konvent 1582 mit der Abfassung beauftragt. Auf jeden Fall muss die „Anordnung" vor der Inhaftierung Geldenhauers verfasst sein, da dieser sie – wenn auch nur mit vier Worten – ergänzt hatte. Sie ging nicht in Druck. Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 379-384, druckt das Aktenstück; nach ihm Pixberg (wie Anm. 83), S. 42-44, der eine 1590 gedruckte Ausgabe nennt; vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1210-1213. Vgl. auch Zepper, Disziplin (wie Anm. 145).

154 Vgl. Steubing, Nachrichten (wie Anm. 16), S. 167; Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1204; Hecker (wie Anm. 12), S. 118; Fromme (wie Anm. 57), S. 25; Menk, Schulwesen (wie Anm. 25), S. 178.

sen, von nun an deutsche Schulen einzurichten. Doch wurden die bestehenden lateinischen Schulen erst 1594 in deutsche Schulen umgewandelt, denn mittlerweile war auch der lateinische Kirchengesang abgeschafft worden, und die Gottesdienste wurden komplett in deutscher Sprache gehalten. Da der Heidelberger Katechismus das wichtigste Lehrbuch für den Religionsunterricht der Lehrer und Pfarrer war, verliefen der Aufschwung des Schulwesens und die Verbreitung des Heidelberger Katechismus in Nassau-Dillenburg parallel. Dabei wurde der Aufbau des Schulwesens begünstigt durch die obrigkeitliche Durchsetzung des Bekenntnisses.[155] Die Dorf-/Kapellenschulen blieben aber Einrichtungen der Kirchengemeinden und damit unter der Aufsicht der Pfarrer.

Der Stundenplan sah für die 5-14-jährigen Schüler an den neuen deutschen Schulen laut Zeppers „Anordnung" Unterricht am Vor- und Nachmittag vor. Die Stunden sollten immer mit einem Gebet angefangen und mit einem Psalm oder einem christlichen Gesang beendet werden. In den Stunden sollten besonders der deutsche Heidelberger Katechismus, anfangs der kleine, später, „wenn sie den gefaßt", auch der große den Schulkindern vorgelegt werden. Aus dem Heidelberger Katechismus sollten die Kinder Buchstabieren und Lesen lernen, „damit sie dessen von Anfang gewöhnt und kundig werden",[156] und zur Förderung des Auffassungsvermögens ihnen nur kleine Lektionen aufgegeben und diese öfters wiederholt werden. Wenn die Fragen verstanden seien, sollten die Schüler sie mit anderen Worten formulieren. Auch die Gegenlehren des Papstes, der Wiedertäufer und anderer seien mit den Kindern zu behandeln, „damit sie sich desto besser davor hüten und in Widerlegung der Gegenlehren die rechte Lehre und Wahrheit klären und verständlicher erfassen mögen".[157] Bei aller Strenge der religiösen Erziehung sollten die Kinder beim Lernen nicht verzweifeln, sondern die Freudigkeit behalten. Deshalb wurden die Schulmeister angewiesen, gewisse Spielstunden zuzulassen und die Schüler auch bei nicht ganz richtigen Antworten zu loben. Neben der am Katechismus orientierten Lehre war den Schulmeistern aufgetragen, gute Lehren mit einzuführen und „die Kinder einfältig, deutlich und verständlich [zu] bilden, was besonders zu Gottseligkeit, d[as] h[eißt] zur Erkenntnis, Liebe und Furcht Gottes, zum Glauben, Gebet, gutem, sittlichem, christlichem Leben, auch zu Betrachtung aller Stände dienen mag." Dazu seien auch die Haustafeln im Anhang des Heidelberger Katechismus als ein zum Verständnis von Leben und Lehre wichtiger Text zu lernen.

Den Schulmeistern wurde eingeschärft, die Kinder oft zu ermahnen, dass diese zusätzlich das, was sie in der Schule aus dem Katechismus

[155] Vgl. Gerhard Schormann, Zweite Reformation und Bildungswesen am Beispiel der Elementarschulen, in: Schilling (wie Anm. 1), S. 308-316, hier S. 309; Schlosser, Johann VI. (wie Anm. 66), S. 74; Graffmann, Unterricht (wie Anm. 124), S. 42.

[156] Schulordnung von 1582, II. 4, nach Pixberg (wie Anm. 83), S. 42.

[157] Schulordnung von 1582, II. 10, nach Pixberg (wie Anm. 83), S. 43.

gelernt haben, zu Hause, zum Beispiel abends beim Essen, wiederholen und neben den gewöhnlichen Gebeten und Psalmen auch etwas aus der Bibel, dem Heidelberger Katechismus oder „D. Olevians Erklärung über die Artikel des christlichen Glaubens oder dergleichen gute Bücher" lesen und auswendiglernen und Psalmen wie auch andere christliche Lieder singen sollten, damit sich die Kinder und auch die Eltern mehr und mehr an Bibel, Katechismus, Lehre und Gesang gewöhnten.[158] Als Anreiz für die Eltern der Kinder, die nicht zur Schule gingen, sowie für die Kinder selbst sollten die Schulkinder die Noch-nicht-Schulkinder in den Hauptstücken christlicher Lehre anleiten und unterrichten.

Seit 1582 wurde auch in den alten, noch lateinischen Schulen der Anspruch erhöht – besser gesagt: festgelegt – und scheinbar Selbstverständliches gefordert. Denn die Lehrer mussten, um diesem zu genügen, „richtig lesen, eine feste, geläufige Hand schreiben können, die Anfänge der Rechenkunst verstehen, die Psalmen und die meisten geistlichen Lieder singen können, besonders in den Gründen des Heidelberger Katechismus unterrichtet sein und durch eine Ausbildung bei anderen Lehrern oder Geistlichen für das Schulamt befähigt sein".[159] Für die Lehre ordnete bereits der Dillenburger Inspektorenkonvent im Januar 1582 an, dass „die Schulmeister nit allein mit lesen und schreiben, sondern auch mit Catechismo und anderen geistlichen Wissenschaften in der Schule aufferziehen und anführen" sollten.[160]

4.3.2 Die Siegener Lateinschule

Einzige weiterführende Lateinschule, das heißt: ein Gymnasium, blieb auch nach 1594 die Siegener Lateinschule. Diese bereitete ihre Schüler in vier Klassen auf ein Studium vor. Als die 1584 gegründete Hohe Schule Herborn von 1594 bis 1599 und von 1606 bis 1609 wegen der Pest ins alte Franziskanerkloster in Siegen verlegt wurde, vereinigte man die Siegener Lateinschule mit dem zur Hohen Schule gehörenden Pädagogium in Siegen. Das Pädagogium als solches blieb der Stadt Siegen auch über die Siegener Zeit der Hohen Schule hinaus erhalten. Die Professoren standen dem nun eingerichteten Siegener Pädagogium vor.[161] Rektor blieb ein

158 Schulordnung von 1582, II. 16; vgl. II. 13.; nach Pixberg (wie Anm. 83), S. 43.

159 Schreiber (wie Anm. 142), S. 5.

160 Engelbert (wie Anm. 152), S. 84. Zu den alten Lehrplänen vgl. ebd.; Schreiber (wie Anm. 142), S. 4, und die Visitationsordnung von 1570, Art. XV, abgedruckt in: Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 369.

161 Die „Copia Fundationis Scholae Herbornensis-Siegenensis" Johanns VI. – bei Steubing, Hohe Schule (wie Anm. 151), S. 252-266 – regelte nach dem Wechsel nach Siegen Funktion, Aufbau, Rechtsstellung und Unterhalt der Hohen Schule. In den damit verbundenen Streitigkeiten um den besseren Standort setzte sich vor allem Junggraf Johann VII. für Siegen als Hochschulstadt ein, s. Menk, Tradition (wie Anm. 152); Kruse (wie Anm. 152), S. 52f. Nach der Landesteilung 1607 stand die Hohe Schule unter der gemeinsamen Leitung der Söhne Johanns VI.

Professor der Hohen Schule. Dieser trug die Verantwortung für die gesamte Schule, für das sittliche Verhalten der Kollegen wie die Disziplin der Schüler. Er hatte die Schüler dazu anzuhalten, den Gesetzen entsprechend zu leben, und sie gut auf das Abendmahl vorzubereiten.[162]

Als Pädagogium war die Schule in fünf Klassen unterteilt. In unterschiedlichem Umfang sollte der Heidelberger Katechismus in allen Klassen gelehrt werden. Als Lektüre und Lernstoff für den Unterricht in der untersten Klasse, der *classis quinta*, waren sowohl der bloße lateinische Text von Apostolischem Glaubensbekenntnis, Dekalog, Gebet des Herrn, Kirchenlehre, Unterweisung der Taufe und Heiligem Abendmahl nach dem Katechismus vorgegeben als auch die deutschen Fragen zu den Hauptstücken, nebst dem sonntäglichen Evangelium und weniger anderer Texte. Im Unterricht der *quarta* sollten so zum Beispiel anhand der „Paraphrasis poetica" von Johannes Pincier ausgewählte lateinische Fragen aus dem Heidelberger Katechismus gründlicher behandelt werden, womit zugleich die Lateinkenntnisse vertieft wurden. Für den Katechismusunterricht der *classis tertia* sah die Anordnung vor, dass die Kinder auswendiglernen und das Gelernte vortragen.

Die *Leges scholae*, die Schulgesetze der Hohen Schule, und ein Siegener Vorlesungsverzeichnis aus dem Sommersemester 1598 zeigen, dass der Heidelberger Katechismus in den weiterführenden Schulen zwar grundlegend, aber in den höheren Klassen, der *prima* und *secunda*, nicht mehr ausdrücklich im Lehrplan vorgesehen war.[163] *Tertia*, *secunda* und *prima classis* lernten Rhetorik und Exerzitien und besonders Griechisch anhand verschiedener altkirchlicher Lehrstücke oder an neutestamentlichen Schriften. Dennoch wurden die Schüler aller Stufen für die Zulassung zu höheren Klassen unter anderem auf ihr katechetisches Wissen hin geprüft; zur *quarta* über den Kleinen Katechismus, zur *secunda* über den Großen Katechismus, und für die Entlassung zur Hohen Schule waren katechetische oder klassische Disputationen gefordert. Zumindest in der zweiten Siegener Zeit der Hohen Schule von 1606 bis 1609 stand auch für die höheren Klassen Katechismusunterricht auf dem Programm. Dem vorauszusetzen ist allerdings, dass die von ca. 1605 stammenden, wahrscheinlich vom damaligen Inspektor Johannes Bisterfeld[164] verfass-

[162] Vgl. Kruse (wie Anm. 152), S. 41f.44.59. Zu den Lehrern und Rektoren s. a.a.O., S. 79-81.

[163] Die ersten Schulgesetze „Leges scholae" von 1584 sind nicht mehr vorhanden. Sie haben, wie aus handschriftlichen Anmerkungen Piscators 1595 hervorgeht, einige Änderungen erfahren und wurden 1609 neu herausgegeben; vgl. Grün, Fakultät (wie Anm. 62), S. 58; Pixberg (wie Anm. 83), S. 32; Carl Heiler, Der Herborner Student 1584–1817, Nassauische Annalen 55 (1935), S. 1-100, hier S. 17f. Text bei Steubing, Schule (wie Anm. 152), S. 271-313; vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1210; Karl Friedrich Ulrichs, Praxis, non theoria, studiorum est finis. Das Siegener Vorlesungsverzeichnis vom Sommersemester 1598, in: Siegerland 75/1 (1998), S. 33-40.

[164] Johannes Bisterfeld war 1589 Lehrer und seit 1589 Pfarrer und Professor der Philosophie in Herborn. Seit 1598 war er Pfarrer, Inspektor und Professor der Theologie

ten Schulgesetze auch tatsächlich für das Siegener Pädagogium während der Zeit der erneuten Verlegung der Hohen Schule nach Siegen gelten sollten, denn diese Schulordnung gibt lediglich vier Klassen vor.[165]

In drei Abschnitten handelt diese Ordnung Gesetze für Lehrer, Schüler und den Rektor ab und deckt sich dabei inhaltlich mit denen für das Herborner Pädagogium.[166] Für den Religions- beziehungsweise Katechismusunterricht, zu dem wie auch zum Musikunterricht je zwei Klassen zusammengelegt wurden, standen allen Klassen wöchentlich zwei Doppelstunden zur Verfügung – wie auch für Rhetorik, Arithmetik und Musik.[167] Der Religionsunterricht beschränkte sich – abgesehen von Choralsingen oder Ähnlichem – auf die Lehre nach dem Heidelberger Katechismus und war den anderen grundlegenden Fächern gleichgestellt. „Der [Heidelberger] catechismus sol in allen classen, doch nach vermögen und gelegenheit der knaben, vleißig gedrieben und erklärt werden".[168] So fingen die Schulanfänger der *quarta* mit den Grundlagen des Heidelberger Katechismus *(elementa catechetica)* an. Schon in der Rahmung des Unterrichts kam mit der Dankbarkeit ein wesentliches Merkmal des Heidelberger Katechismus zur Geltung (vgl. HK, 3. Hauptteil: „Von der Dankbarkeit"), denn es wurde angeordnet, den Unterricht mit Gebet und Danksagung zu beginnen und zu beenden.

4.3.3 Die Hohe Schule Herborn

Das Siegener und auch das Herborner Pädagogium bereiteten, so sah es das Schulsystem vor, auf die Hohe Schule in Herborn vor. Diese war, was das Studium betraf, auf die Praxis ausgerichtet. So sollten die Studenten neben ihrer fachlichen Qualifikation an der Medizinischen, Juristischen, Philosophischen oder Theologischen Fakultät auch auf die Gemeinschaft des Lebens vorbereitet werden. Entsprechend wurde auch ein sittliches und frommes Studentenleben gefordert. Mittwochs und samstags trafen sich die Studenten, um sich im Predigen zu üben. Dann musste je ein Student unter der Leitung eines Professors der Theologie

in Siegen bis zu seinem Tod im Januar 1619 während der Synode in Dordrecht. – Literatur: Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 145-151; Bauks (wie Anm. 34), S. 40 Nr. 520.

165 Die Schulgesetze sind bei Lorsbach (wie Anm. 152), Fortsetzungsbd. IV, S. 14-17, zu finden. Zu diesen Schulgesetzen vgl. auch Kruse (wie Anm. 152), S. 57f.; Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1209ff. Leider konnten von Lorsbachs umfangreicher Darstellung nur einige Auszüge eingesehen werden. Reu zufolge ist bei Lorsbach zumindest über die Quellen des Katechismusunterrichts nichts gesagt, das über Reus eigene Darstellung hinausginge.

166 Vgl. Kruse (wie Anm. 152), S. 58; Steubing, Schule (wie Anm. 152), S. 301.

167 Vgl. Lorsbach (wie Anm. 152), Fortsetzungsbd. IV, S. 14f., und die Stundenpläne der *Prima* und *Secunda* a.a.O., S. 16f.

168 A.a.O., S. 15.

eine Stelle der Bibel oder des Heidelberger Katechismus vor seinen Kommilitonen erläutern und sich die Kritik des Professors anhören.[169]

Die Theologische Fakultät besaß drei Lehrstühle, einen für biblische Theologie (= alt- und neutestamentliche Wissenschaft), einen für „Gemeindeaufbau und -leitung"[170] und einen für die „reformatorische Theologie"[171] – das waren die Hauptstücke der Lehre *(loci communes)* und die Hebräische Sprache. Der zweite Professor der Theologie war zugleich Stadtpfarrer, und der dritte sollte zusätzlich Bibellektionen im Gymnasium halten. Der Katechismus war der zweiten Professur zugeordnet. Sicherlich ist hier von den zahlreichen katechetischen Schriften, die in den ersten Jahrzehnten der Hohen Schule in Nassau-Dillenburg entstanden waren, im Vorlesungsbetrieb reger Gebrauch gemacht worden. Sie sollten einem falschen Verständnis des Heidelberger Katechismus theologisch vorbeugen und ihm entgegenwirken. So waren Olevian und Piscator besorgt um das richtige Verständnis „ihres" Katechismus. Obwohl der Heidelberger Katechismus die Sünde nur unter der Voraussetzung behandelt, dass sie vergeben ist (vergleiche HK, Fragen 1 und 2), sahen sie im ersten Teil des Heidelberger Katechismus die Gefahr, zu sehr den *usus elenchticus* (das heißt: den überführenden Gebrauch des Gesetzes) herauszustellen und dem Menschen sozusagen „seine Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit an zu demonstrieren".[172]

Aber nicht nur die zweite Professur an der Theologischen Fakultät, sondern die Herborner Professoren aller Lehrstühle und Fakultäten waren stets um die vielfältige Auslegung und die beste Vermittlung des Heidelberger Katechismus bemüht. Ebenfalls zum Katechismusunterricht verfasste Johann Heinrich Alsted eine „Theologia catechetica" (1622) und eine „Theologia didactica" (1624). Auch Wilhelm Zeppers „Politia Ecclesiastica" enthält dazu umfangreiche Darstellungen.

4.4 Das Ringen um die richtigen Methoden des Katechismusunterrichts

Die Katechismuserklärung in Herborn wie auch das inhaltliche und organisatorische Profil der Hohen Schule insgesamt waren entwickelt nach der Wissenschaftstheorie des französischen Philosophen Petrus Ramus.[173] Besonders Olevian und Piscator waren große Anhänger des

[169] Die Änderungen der Schulgesetze vom 21. Juni 1595 bei Gottfried Zedler/Hans Sommer, Die Matrikel der Hohen Schule und des Paedagogiums zu Herborn (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 5), Wiesbaden 1908, S. 1-4, hier S. 1.

[170] Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 208-210.

[171] Pixberg (wie Anm. 83), S. 34.

[172] Graffmann, Geschichte (wie Anm. 84), S. 656f.

[173] Petrus Ramus (eigentlich Pierre de la Rameé; 1515–1572), französischer Philosoph und Humanist, studierte wie Piscator bei Johann Sturm in Straßburg. Er war ein

Ramus, und ihnen folgend auch Zepper und Alsted. Auf Drängen von Rektor Johannes Heisius wurde 1587 trotz des Widerstands durch Wolfgang Krell der Ramismus mit dem Argument der Gleichheit in den Lehrbüchern auch an der Siegener Lateinschule eingeführt und Ramus' Lehrbuch „Rudimenta Grammaticae Latinae" anstelle der Grammatik Melanchthons gebraucht.[174] Die *utilitas* (Nutzen) ist bei Ramus das Hauptkriterium für Auswahl und Darbietung des Stoffes, um dessen theologische Relevanz es geht. Fragt doch auch der Heidelberger Katechismus in den Fragen 28, 36, 43, 45, 49 und 51: „Was nützt uns [diese oder jene Lehre]?"[175] Die ramistische Erklärung orientierte sich erstens stark an der Logik der Gedankenführung. Logik im Sinne von Ramus ist „die Kunst zu schlussfolgern". Dafür unterteilte er sie in zwei Bereiche, die Lehre von Begriff und Definition (*de inventione*) und die Lehre vom Urteil, vom Schließen und von der Methode (*de iudicio*). Seine Logik sollte eine des gesunden Menschenverstandes sein. Zur Erkenntnis müssten kürzeste Wege gefunden werden. Daher ist sie zweitens bedacht auf Einfachheit und allgemeine Verständlichkeit, das heißt frei von scholastischer Begriffssprache, und drittens vielfältig, da das Zeugnis des Heidelberger Katechismus nicht mit dessen Wortlaut und dessen Form identisch sei. Wichtigste Mittel hierbei seien Beobachtung und Experiment, nicht die unfruchtbare bloße Syllogistik. So konnten in Herborn und Umgebung neue Katechismen wie Olevians Bauernkatechismus (für Wittgenstein)[176] und „Vester Grund" oder Zeppers „Fragstücke" entstehen, die dem Heidelberger Katechismus nicht entgegenstanden.

Immer wieder berieten die führenden Geistlichen und verantwortlichen Kirchenmänner in Nassau-Dillenburg, „welches die beste Weise zu katechisiren sey".[177] Dabei stellten sich besonders zwei Probleme. Allen voran Wilhelm Zepper und Caspar Olevian erkannten bald, dass pures Auswendiglernen nicht half, denn die Kinder plapperten, so

scharfer Gegner der aristotelischen Logik und bevorzugte statt dessen die sokratische Methode. – Literatur zum Ramismus: Jürgen Moltmann, Zur Bedeutung des Petrus Ramus für Philosophie und Theologie im Calvinismus, Zeitschrift für Kirchengeschichte 68 (1957), S. 295-318; Menk, Schule (wie Anm. 152), S. 203-218; Heinrich Graffmann, Erklärung des Heidelberger Katechismus in Predigt und Unterricht des 16. bis 18. Jahrhunderts, in: Coenen (wie Anm. 124), S. 63-77, hier S. 66f. Vgl. Zepper, Politia (wie Anm. 65), S. 352.

174 Vgl. Kruse (wie Anm. 152), S. 42-44; Steubing, Schule (wie Anm. 152), S. 22.

175 Ulrichs (wie Anm. 163), S. 33, dort auch Anm. 14 und 15.

176 „Die neue Lehre für die einfachen Leute" (Schmidt, Glaube [wie Anm. 1], S. 213): Bawren Catechismus, Das ist, kurtze anleytung für die einfeltigen, Wie ein Haußvatter seine Kinder und Gesind auß den Artickeln des Glaubens und andern Hauptstücken zum verstand ihres heyls in Christo und gottseligem leben durch Gottes gnade ohne besondere mühe bringen möge, in: Caspar Olevian, Der Gnadenbund Gottes (Herborn 1590), Faksimile-Edition mit einem Kommentar, hg. von Johann F[riedrich] Gerhard Goeters [u.a.], Köln 1994, S. 204-220; Kommentar siehe a.a.O., S. 491-494.

177 Konvent in Bicken am 3. Juni 1583, Tagesordnungspunkt 4 von 12; Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 265.

Zepper, nach „wie die Psittiche". Das Gelernte musste, weil der Heidelberger Katechismus nicht nur Lehrbuch, sondern auch Bekenntnis war, auch verstanden und – vielmehr noch – verinnerlicht werden. Das Entscheidende sei, den Trost, den der Katechismus lehre, in sein Leben aufzunehmen.[178] Allerdings seien die Fragen des Heidelberger Katechismus vom Charakter her schon laut dessen Überschrift „Bericht von den fürnemsten Stücken der Christlichen Lehr, darinn von den jungen und einfeltigen widerumb gefordert und gehört wird, was sie gelernet haben" Examens- und Verhörfragen, keine Lehr- oder Entwicklungsfragen.

Wie sich ebenfalls schnell herausstellte, war der Heidelberger Katechismus teilweise zu schwer verständlich und auch zu umfangreich – im Gegensatz zu Martin Luthers Kleinem Katechismus. Bezüglich eines für die Kinder angemesseneren Umfangs des Katechismus hatten die Pfälzer schon einige Vorarbeit geleistet. Bereits seit der vierten Ausgabe des Heidelberger Katechismus 1563 war eine „Kurtze summa des catechismi sampt den texten" dem Heidelberger Katechismus angefügt. Diese umfasste die Texte der fünf Hauptstücke (Vater Unser, Glaubensbekenntnis, Dekalog, Abendmahl, Taufe) sowie 22 Fragen und fasste in drei Abschnitten die drei Hauptteile des Heidelberger Katechismus, welche „fürnemlich einem christen not zu wissen" sind, zusammen.[179] Zudem wurde eine Auswahl von 81 leichteren und wichtigeren Fragen, die in gewöhnlichen Schulen gebraucht werden sollten, mit Sternchen versehen.[180] 1576 in Heidelberg erschienen im Umfang von 58 Fragen erstmals für Schulkinder „Etliche fürnemste fragstück dem gemeynen volck, auch den jungen angehenden kindern zum besten auß dem Catechismo, wie der in churfürstlicher Pfaltz kirchen und schulen getriben würt, gezogen". Eine überarbeitete Fassung dieses sogenannten „Kleinen Heidelbergers" erschien am 1. Juni 1585 in der Neuausgabe der Pfälzischen Kirchenordnung in Neustadt an der Haardt im Umfang von 61 Fragen.[181] So sollten in den Dorf- und Kapellenschulen der „Kleine Heidelberger" oder die „Kurtze Summa" und in den Gymnasien der ganze Katechismus gelehrt werden.[182] Die Tatsache, dass der „Kleine

178 Vgl. Graffmann, Unterricht (wie Anm. 124), S. 43; Graffmann, Geschichte (wie Anm. 84), S. 660.

179 Sehling, Bd. 14: Kurpfalz (wie Anm. 87), S. 378-381; vgl. Niesel (wie Anm. 87), S. 66-69.

180 Vgl. Otto Thelemann, Handreichung zum Heidelberger Katechismus. Für Prediger, Lehrer und Gemeindeglieder, Detmold 1903, S. 542f.; Heinrich Graffmann, Unterricht im Heidelberger Katechismus, Bd. 1, Marburg 1951, S. 13.

181 Sehling, Bd. 14: Kurpfalz (wie Anm. 87), S. 369-375, merkt die Abweichungen von der Erstausgabe von 1576 an. Vgl. auch Petrus Georg Bartels, Der Heidelberger Katechismus im Unterricht der Schulkinder und Katechumenen, in: Evangelisch-reformierte Kirchenzeitung 21 (1871), S. 97-112.131-140.161-175, hier S. 98.

182 Vgl. bei Bartels (wie Anm. 181), S. 98, die Stufenordnung von 1601, die nicht konkret für Nassau-Dillenburg verfasst wurde: 1. Stufe für Schulkinder ist die „Kurtze Summa", in der 2. Stufe für die Konfirmanden wurden 84 Fragen ausgeschieden, bei der Konfirmation mussten 71 Fragen gewusst und beantwortet

Heidelberger" neben den Hauptsätzen einige Änderungen des Textes und einige Zusätze enthielt, setzte die Bedeutung des Heidelberger Katechismus nicht zurück. Eine Vereinfachung des Katechismus war das Ziel, denn man erkannte, dass „etliche Fragen dem gemeinen einfältigen Mann, auch der kleinen angehenden Jugend etwas zu lang, etliche etwas zu schwer fallen".[183] Leider aber irritierten die Kürzungen der Antworten und die Veränderungen des Wortlauts die Lernenden mehr, als dass sie auf diese Weise besser an den Heidelberger Katechismus herangeführt worden wären. Dass in Nassau-Dillenburg ungleiche Exemplare des Kleinen Heidelberger Katechismus existierten, stand der einheitlichen und einprägsamen Ausrichtung des Katechismusunterrichts ebenfalls im Wege. Unter den verschiedenen Exemplaren, die vor 1632 in Nassau im Umlauf waren, befand sich auch eines, „dessen sich vornehmlich die Siegische Kirchen gebraucht".[184]

Bezüglich der Methoden der Katechese (Unterweisung) wurde bei der dritten Sitzung des Kirchenkonvents vom 3. bis 5. Mai 1582 in Dillenburg in sechs Punkten die „Art und Weise zu katechisiren" erörtert.[185] Die Kinder seien nicht nur durch den Pastor, sondern auch durch die Mithilfe der Familie „zum Fleiß zu bringen". Der Pfarrer solle die Kinder wenig auf einmal fragen (nur ein Kapitel am Tag), Antworten und Fragen wiederholen, dabei auf den Text der Hauptstücke drängen und mit anderen Worten erklären, wie es der Verstand der Kinder erfordere. Unabhängig davon, welchen Umfang der Heidelberger Katechismus habe, der zur Katechese herangezogen werde, solle doch immer eine vollständige Form des Katechismus gebraucht werden. Nach der Heiligen Schrift sollten sich die Pastoren an dem – großen und kleinen – Heidelberger Katechismus ausrichten. Zepper betonte, dass es zum Verstehen wichtig sei, andere Formulierungen zu gebrauchen.[186]

Am Ende der Diskussion um die richtigen Methoden in der Katechisation setzte sich ein Dreischritt – 1. Lesen, 2. Erklären und 3. Bestätigung durch inhaltliche Rückfragen und Vertiefen der Lehre durch Beweisen ihrer selbst mit Bibelsprüchen – und die Zergliederungsmethode durch.[187] Letztere zerlegt die Fragen in grammatikalische und

werden (in einer Heidelberger Katechismus-Ausgabe von Meß), die 3. Stufe für Erwachsene sah den ganzen Katechismus bei den Katechismuspredigten vor.

183 Der kleine Catechismus, wie derselbige in den nassauischen Kirchen und Schulen aus Gottes Wort getrieben wird. Aus dem Chur-Fürstlichen Heydelbergischen Catechismo gezogen, Herborn 1632, S. 3 (Vorwort); neu gedruckt: Philadelphia 1762; die 2. Auflage erschien 1661; vgl. Thelemann (wie Anm. 180), S. 541; Johann Friedrich Fuchs, Beitrag zur Geschichte des Nassauischen Catechismus der Christlichen Lehre, Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten 5 (1777), Sp. 248f.

184 Der kleine Catechismus (wie Anm. 183), S. 5. Die wenigen Fragen des Siegener Exemplars sind kleingedruckt zwischen die 71 Fragen eingefügt.

185 In: Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 161f.; nach ihm Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1203f. Vgl. Graffmann, Erklärung (wie Anm. 178), S. 68f.

186 Vgl. Thelemann (wie Anm. 180), S. 541.

187 Vgl. Graffmann, Unterricht (wie Anm. 124), S. 36.43, und Zeppers Schulordnung

logische Teile, um das Ganze verständlich zu machen. Angewandt ist die Methode vor allem in dem „epochemachenden Schulkatechismus von 1609", der in Heidelberg erschien und daher kaum in Nassau-Siegen gebraucht worden ist.[188] Die Kirchenordnung von 1611 bestätigte das bisher Praktizierte: „Er [der Heidelberger Katechismus] soll zum Grunde gelegt, auswendig gelernt, hernach erst einfältige faßliche Fragen hier nach gethan werden. Die angehende Jugend ist in den kleinen Heidelbergischen Fragstücken zu üben. Die sonntägigen Nachmittagspredigten sind besonders zum catechetischen Unterricht bestimmt."[189] Seit 1619 waren dem Heidelberger Katechismus Anweisungen vorgedruckt, wie bei der Katechese verfahren werden solle. Danach sei der Katechismusunterricht unterteilt in die Unterweisung und die Übung, die durch veränderte Fragestellungen einer mechanischen Behandlung durch die Lehrer vorbeugen solle.[190]

4.5 Der Heidelberger Katechismus in der Gemeinde – Katechisation, Predigt und Abendmahl

Es ist ersichtlich geworden, dass man sich in Nassau-Dillenburg bemühte, ein für das Land und dessen Volk perfektes Schulsystem zu errichten, nicht zuletzt, um die richtige Lehre in der Grafschaft zu etablieren, für die der Heidelberger Katechismus eine Grundlage war. Dennoch bildete die Katechisation am Sonntagnachmittag den Schwerpunkt der Unterweisung im Heidelberger Katechismus.[191] Sie fand vor der ganzen Gemeinde statt. Nach einem liturgischen Beginn folgten das „Verhör" der Jugend und abschließend die Katechismuspredigt. In der Eingangsliturgie folgten nach dem Lied das vom Kirchendiener gesprochene „Vater Unser" und ein Bittgebet um rechten Verstand des Wortes Gottes; abschließend wurde der Dekalog verlesen. Damit waren zwei Teile des Heidelberger Katechismus durch ständige Wiederholung abgedeckt – mit dem Dekalog zudem ein Teil, der in den reformierten Katechismen eine sie auszeichnende Eigenheit besitzt. Danach sollte die

von 1582. Dazu sollen nicht die den jeweiligen Fragen zugefügten Schriftzeugnisse als Grundlage dienen, denn diese variieren von Ausgabe zu Ausgabe, s. Graffmann, Geschichte (wie Anm. 84), S. 649.

188 Vgl. Graffmann, Unterricht (wie Anm. 124), S. 43. Vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1209. Zum Schulkatechismus: Ferdinand Cohrs, Eine für die Schule bearbeitete Ausgabe des Heidelberger Katechismus (1609), in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte 9 (1899), S. 189-208.

189 Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 400f.; vgl. Weisthum (wie Anm. 58), Bd. I, S. 139.

190 Vgl. Thelemann (wie Anm. 180), S. 543.548.

191 Die Polizeyordnung (1616), Abschnitt I, Art. 14, hebt noch einmal die Katechisation als wichtigste Veranstaltung der Woche heraus. Der Obrigkeit ist am meisten daran gelegen, dass die Untertanen fleißig daran teilnehmen, ebenso auch an der Kinderlehre; so Weisthum (wie Anm. 58), Bd. II, S. 124.

Jugend nach einigen Stücken im Katechismus befragt werden, auf die zuvor hingeleitet worden war. Sowohl die Fragen für den betreffenden als auch die für den vorangegangen Sonntag hatten die Kinder zu lernen, um so den Zusammenhang der einzelnen Fragen des Katechismus wie auch diesen als ganzen besser zu erfassen.[192]

Auch mit Blick auf die Erwachsenen bemerkte besonders wiederum Wilhelm Zepper, dass das bloße „Verhören" des Katechismus nicht ausreiche. Daher forderte er die Intensivierung der Katechismuspredigt. In seiner Predigtlehre „Ars habendi et audiendi conciones sacras"[193] weist er – wie schon der Titel besagt – verstärkt darauf hin, dass es nicht nur wichtig sei, wie gepredigt werde, sondern dass die Einstellung des Hörers der Predigt genauso entscheidend sei.[194] Der die Katechisation abschließenden Katechismuspredigt solle der Pfarrer ebenfalls die dem entsprechenden Sonntag zugeordneten Fragen des Heidelberger Katechismus zugrundelegen, so „das[s] er den catechismum zum wenigsten einmal alle jar außpredige".[195] Der Predigt im Gottesdienst am Sonntagmorgen sollte aber weiterhin das Evangelium grundgelegt sein.[196] Jedoch wurde es nach der Pfälzischen Kirchenagende zusätzlich für notwendig erachtet, „daß an allen Son- und feiertagen in dörfern und flecken, deßgleichen auch in den städten, ehe man anhebt zu predigen, der kirchendiener ein stück auß dem catechismo klar und verstendlich dem volck fürlese also, das er in neun Sontagen außgelesen werde".[197] Am zehnten Sonntag sollte die dem Heidelberger Katechismus angefügte Haustafel verlesen werden.[198] Damit auch den Erwachsenen, die den Kindern Vorbild sein sollten, ein solches gegeben war, erging von Graf Johann VI. am 6. Juni 1584 der „Erlass, den Gottesdienst betreffend", dass die Beamten, Amtmänner, Räte, „Beuelbauern" und Diener „son-

192 Vgl. Graffmann, Unterricht (wie Anm. 124), S. 43; Graffmann, Geschichte (wie Anm. 84), S. 669-671.

193 „Die Kunst, Predigten zu halten und zu hören." Wilhelm Zepper, Ars Habendi Et Audiendi Conciones Sacras. Hoc Est: Quid Ante, Sub Et Post Conciones Sacras, Tam Concionatoribus, Quam Auditoribus facto opus sit: ut, per Dei gratiam, illi quidem cum demonstratione quadam spiritualis potentiae, verbi divini predicatione perfungantur: hi veró tanquam verbum, per quod serventur, illud audiant; Demonstrata testimoniis et exemplis, cúm Propheticarum & Apostolicarum concionum: tum Ecclesiae quoque veteris & novi Testamenti. Herborn 1598; 2. Auflage 1616.

194 Zepper, Politia (wie Anm. 65), S. 352; vgl. Graffmann, Erklärung (wie Anm. 179), S. 64. Weil man bei den Kindern – so dachte man wohl – nicht auf die richtige Einstellung zum Hören drängen konnte, wurden für die Kinderlehre immer wieder „den Kindern gemäße" Methoden und Organisationsstrukturen entworfen.

195 Sehling, Bd. 14: Kurpfalz (wie Anm. 87), S. 342, vgl. Niesel (wie Anm. 87), S. 149.

196 Vgl. Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1204: „Nur der Heidelberger Katechismus soll tractirt werden, doch soll er nicht des Sonntags statt des Capitis biblici canonisiert, sondern ordinaria lectio bibliorum dabey gebraucht werden; Lutheri Catechismus soll ganz cessieren."

197 Sehling, Bd. 14: Kurpfalz (wie Anm. 87), S. 342; vgl. Niesel (wie Anm. 87), S. 30.

198 Die Haustafel bei Sehling, Bd. 14: Kurpfalz (wie Anm. 87), S. 376-378; vgl. Niesel (wie Anm. 87), S. 63-66.

derlich aber in die Sontags Nachmittags Predigtt kommen" sollten, um sich „zuerst für Gottes Zorn und folgend für zeitlichen Schimpff und Schaden" zu bewahren.[199] Hiermit wurde noch einmal die sonntägliche Katechisation einschließlich der Katechismuspredigt als die zentrale wöchentliche Veranstaltung in der Kirche Nassau-Dillenburgs herausgestellt.

Doch auch dadurch, dass dem Heidelberger Katechismus bei anderen Veranstaltungen – den Sakramenten und Zeremonien in der Gemeinde – eine besondere oder neue Rolle zukam, wurde die Wichtigkeit der Katechese deutlich. Man integrierte den Katechismus immer mehr auch in die besonderen kirchlichen Feiern wie Taufen oder Hochzeiten, um den Erwachsenen den Katechismus so gut und so viel wie möglich vermitteln zu können.

Zwar wurde die Ordnung der Feier des Abendmahls durch das Formular der Pfälzischen Kirchenordnung geregelt. Allerdings fand einerseits das Abendmahl auf dem Land nur alle zwei Monate und in der Stadt nur jeden Monat statt, zusätzlich zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten. Andererseits spielten der Heidelberger Katechismus und das Katechisieren bei der Feier des Abendmahls in der Pfälzischen Agende keine Rolle und waren auch nicht erwünscht.[200]

Zentral hingegen war die Funktion des Heidelberger Katechismus in der Vorbereitung auf die Abendmahlsfeier. Am Anfang der Abendmahlsprüfung stand eine einleitende Predigt durch den Kirchendiener, bevor die Erstkommunikanten ihren Glauben bekennen konnten und, wenn sie dies taten, nach Glaubensbekenntnis, Vaterunser, dem Dekalog und den Abendmahlsartikeln des Heidelberger Katechismus befragt wurden. Anschließend folgte das Verhör der Gemeinde. Je eine Glaubensfrage zu Elend, Erlösung und Dankbarkeit des Menschen (vergleiche HK, Frage 2) war mit „Ja" zu bekennen. Nach dem gemeinsamen Gebet des Vaterunsers und einem Segen sollte am Ende, wenn Zeit war, noch aus dem Katechismus oder der „Kurtzen Summa" des Katechismus unterrichtet werden.[201]

Um den privaten Gebrauch des Katechismus zu fördern, wurde den Katechismus- und Gesangbuchdrucken die für Kirche und Haus bestimmte Gottesdienstordnung angehängt. Außerdem proklamierte der

[199] CCN 1 (wie Anm. 94), S. 470.

[200] Vgl. Kirchenordnung von 1611; Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 402.

[201] Siehe Sehling, Bd. 14: Kurpfalz (wie Anm. 87), S. 381-383; vgl. Gerhard Norholt, Die zum Katechismus gehörende Gestalt der Gemeinde und des Gottesdienstes (unter Berücksichtigung der kurpfälzischen Kirchenordnung), in: Coenen (wie Anm. 124), S. 24-38, hier S. 32f. Der Ablauf war äußerlich angeglichen an die lutherische Kirchenordnung der Kurpfalz von 1556; s. dazu Ernst Walter Zeeden, Konfessionsbildung. Studien zur Reformation, Gegenreformation und katholischen Reform (Studien zum Mittelalter und zur Frühen Neuzeit 15), Stuttgart 1985, S. 299.

Kirchenkonvent vom 3. bis 5. Mai 1582 als sechstes von neun Mitteln, in welcher Weise die Reformation des Gottesdienstes – als Lebensstil – vorzunehmen sei. Hierzu sollte man „den Katechismus fleißig treiben, und verständige Kirchen-Eltesten und Almosenpfleger anordnen".[202]

5. Überprüfung und Regulierung des kirchlichen Lebens durch Visitationen und Verordnungen

Zur Kontrolle des kirchlichen Lebens entwickelte man ein umfassendes, dreistufiges Visitationssystem, gegliedert in Haus-, Kirchspiel- und Generalvisitationen.[203]

Das Haus wurde bei der *visitatio domestica* als Kirche im Kleinen verstanden, in der dem Vater die pastorale Verantwortung übertragen war. Dort wurde zum einen darauf geachtet, dass man Tisch-, Morgen- und Abendgebet sprach, Bibel und Katechismus regelmäßig las und dass die Eltern die gehörten Predigten von ihren Kindern wiederholen ließen, zum andern auch erfragt, ob die Familienverhältnisse gut seien und jemand Not leide.[204] Bei der Katechisation durften die Kinder nicht vor den Eltern befragt werden, damit „die Alten" nicht „blamiert" würden.[205] Zu den Hausvisitationen ging der Pfarrer mit einem Presbyter von Haus zu Haus und befragte die Eltern über das Leben ihrer Kinder und umgekehrt. Wahrscheinlich wurden die Visitationen aber nicht in gefordertem Umfang durchgeführt, zumal die Akten der Kirchspielvisitationen den Mangel bei den Hausvisitationen selbst anmerken. Auch die Durchführung der Katechisation der älteren Gemeindeglieder ist fraglich.[206]

Die Kirchspielvisitation stand unter der Leitung des Inspektors und sollte jährlich durchgeführt werden. Oberste Stufe war die Generalvisitation, welche das ganze Territorium abdeckte, aber nach dem gleichen Konzept wie die Kirchspielvisitation verlief. Sonntags nach der Predigt fand die Katechisation statt, bei welcher die Kinder nur zu einem der drei Hauptteile des Katechismus befragt wurden. Anschließend wurden Presbyterium und Pastor zur Organisation, zu Leben und Lehre in der Gemeinde gefragt.[207] Dabei war darauf zu achten, dass die Pfarrer in dogmatischen Streitfragen „gut aufgestellt und begründet" seien.[208] Die

202 Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 164.

203 Für das Visitationssystem ist besonders die Visitationsordnung von 1590 (HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 63-78) maßgebend, in deren Folge Wilhelm Zepper seine „Politia ecclesiastica" verfasst hat. Zu den Visitationsergebnissen vgl. besonders Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 286-293; Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 302-306.

204 Vgl. Zepper, Politia (wie Anm. 65), S. 737-745.

205 Visitation in Dillenburg, HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 11^{v}.

206 Vgl. HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 12^{v}. Vgl. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 286.

207 Zur Generalvisitation wurde ein Fragenkatalog aus 86 (+17) Fragen als Leitfaden erstellt; siehe HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 1^{r} + 8^{v}.

208 Nach Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 306.

„Instruction" Johanns VII. von 1619 unterstrich das große Interesse der Obrigkeit an gut ausgebildeten und didaktisch geschulten Pfarrern.[209] Allerdings setzte ein Studium – selbst in Herborn – noch nicht voraus, dass die Pfarrer eine gute theologische Bildung und einen weiten Blick für die Gemeinde hatten. Bei der groß angelegten Generalvisitation von 1590 sollte durch Rat Johann Eulner, Wilhelm Zepper und Johannes Pilger[210] überprüft werden, wie weit sich das reformierte Bekenntnis, die neuen Kirchenordnungen und die neuen Schul- und Lehrsysteme tatsächlich durchgesetzt hatten.[211] In Niederdresselndorf zum Beispiel fragte der Inspektor den Pastor Jakob Juncker[212], wie er die Lehre des Heils „ordentlich und kürtzlich pflege vorzutragen".[213] Dieser verwies auf den Heidelberger Katechismus. Die durch den Inspektor darauf folgende Examination der Predigt, die er über das Gebet gehalten hatte, ergab, dass der Pastor die Dankbarkeit außer Acht gelassen habe. Er hatte auch nicht darauf hingewiesen, was man erbitten solle, nämlich zeitliches und ewiges Heil. Weiter bemängelte der Inspektor, dass er bei der Taufe lediglich die Reinwaschung von den Sünden betont habe, nicht aber deren „Bundes-Charakter". Daraufhin erging eine Aufforderung an Juncker, sich Schriften von Calvin oder anderen reformierten Theologen zu beschaffen.[214] Wahrscheinlich wurde aber nicht in erster Linie die mangelnde Kenntnis des Heidelberger Katechismus kritisiert, sondern eher der Umstand, dass eine allgemeine Qualifikation nicht vorauszusetzen war. Dabei war auch die Lehre nach dem Heidelberger Katechismus eingebettet in größere theologische Zusammenhänge, wie sie auch Grundlage für die Predigten waren. So wurden Pfarrer Petrus Boemus in Hilchenbach und dem Rödgener Pfarrer Jakob Wissenbach 1611 und 1612 eine gute Predigt bescheinigt. Schlecht predigten die Kollegen

209 Vgl. a.a.O., S. 221f.278f.306. Allgemein hatte die „General-Instruction, darnach sich alle und jede Pastores, Lehrer und Prediger der Grafschaft Siegen und sowohl die auf dem Lande als in der Stadt in ihren Lehren, Leiten, Leben, nach Gottes Wort zu regulieren und zu halten haben" vom 4. Februar 1619 (LAV NRW W, FSL 9.I.7) keinen großen Einfluss, weil ihr Verfasser überall in der Ordnung seinen Eifer gegen Pfarrer Johann Stöver – zu diesem: Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 151-160 – durchblicken ließ. Mögliche Verfasser sind Kanzleidirektor Hermann Schmidt (vgl. Steubing, Reformationsgeschichte [wie Anm. 1], S. 224) oder Pädagogarch Johann Ernhold; zu möglichem Neid wegen der Besetzung des Inspektorenamtes vgl. Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 154.

210 Johannes Pilger kam aus der Pfalz, wurde 1584 Diakon und Lektor in Herborn, war von 1585 bis 1593 in Hessen, bevor er vom 25. Dezember 1593 bis zum 21. April 1594 Pfarrer und Inspektor in Siegen war. Er erwarb sich Verdienste um die Gründung der Hohen Schule. – Literatur: Cuno, Siegen (wie Anm. 12), S. 139-143; Bauks (wie Anm. 34), S. 384 Nr. 4767; Renkhoff (wie Anm. 16), S. 567.

211 Ziel war aufgrund des Beobachteten eine Verbesserung des Kirchenbaus, also die grundsätzliche Ordnung des Kirchenwesens; vgl. Münch, Zucht (wie Anm. 1), S. 96.

212 S. Bauks (wie Anm. 34), S. 240 Nr. 3038.

213 HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 27^{v}.

214 A.a.O., Bl. 28^{r}; vgl. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 277f.

Johann Gottsleb in Krombach und Justus Sartorius in Irmgarteichen.[215] Der Gottesdienstbesuch, der als Voraussetzung dafür verstanden wurde, dass eine Katechismuslesung oder -predigt Ohren, Geist und Herzen der Menschen erreichen könne, war in Oberholzklau schlecht. Die Freudenberger Gemeinde dagegen wurde wegen des Gottesdienstbesuches gelobt. Bei der so hoch geschätzten Katechisation und in den Schulen zählten sowohl die Anzahl der zu unterrichtenden Kinder als auch die Qualität des Unterrichts zu den Kriterien für einen erfolgreichen Katechismusunterricht. „Die Catechisation fand allen Beyfall"[216] in Hilchenbach und Rödgen, aber auch in Wilnsdorf unter Johannes Corvinus (oder Crevinus)[217].

Wie für den religiösen Unterricht in den Dorfschulen und für die Katechisation nach dem Heidelberger Katechismus, für welche die Pfarrer verantwortlich waren, so benötigte man für die Einführung der reformierten Konfession auch insgesamt motivierte, reformierte Pastoren, aber auch Lehrer, um die neuen Glaubensinhalte bei der Nassauischen Bevölkerung zu pflanzen und zu festigen. Damit der Bedarf an entsprechend qualifiziertem und gesinntem Schul- und Kirchenpersonal gesichert war, wurde die Hohe Schule in Herborn eingerichtet. So waren die Rektoren der Siegener Lateinschule bis 1588, als die ersten Absolventen der Hohen Schule in Herborn ihren Dienst antraten, meist auf Empfehlung Caspar Peucers aus Wittenberg bzw. aus dessen Umfeld gekommen. Schon bald nachdem die Hohe Schule in Herborn (als Krone des Schulsystems) ihren Betrieb aufgenommen hatte, war die Präsenz ihrer Absolventen in der Klasse Siegen vor allem in den Kirchspielen Oberfischbach, Freudenberg, Oberholzklau und Siegen sowie am Stift Keppel unübersehbar. Seit 1590 stellten die Herborner Absolventen zwei Drittel der neu eingestellten Pfarrer im Siegerland. Neben diesen sind auch einige Marburger Absolventen zu erwähnen, die in den 1590er Jahren besonders in Burbach und Ferndorf als Pastoren tätig waren. An der Hohen Schule waren das Studium des Heidelberger Katechismus und das Erlernen der lateinischen Sprache anhand des Heidelberger Katechismus Voraussetzungen der theologischen Bildung und Ausbildung. Dennoch hatte die gute und „richtige" Bildung nicht automatisch auch eine hohe Qualität der Katechisation zur Folge, denn bei der Visitation des Jahres 1611 wurde sie in Holzklau unter Heinrich Freudenberg[218] und in Krombach für schlecht befunden.

Aus den Visitationsakten geht weiter hervor, dass Schule und Kinderlehre oft schlecht besucht waren. Der häufigste Grund für das Fehlen in

215 Zu den Pfarrern siehe Bauks (wie Anm. 34): zu Petrus Boemus a.a.O., S. 47 Nr. 612, zu Jakob Wissenbach a.a.O., S. 567 Nr. 7046, zu Johann Gottsleb a.a.O., S. 159 Nr. 2029, zu Justus (Jost) Sartorius a.a.O., S. 427 Nr. 5301.

216 Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 302.

217 Siehe Dango (wie Anm. 26), S. 27-30.

218 Siehe Bauks (wie Anm. 34), S. 139 Nr. 1783.

der Schule waren jahreszeitlich bedingte Ausfälle. Viele Kinder fehlten im Sommer häufig, weil sie bei der Feldarbeit helfen mussten, sodass die Schulen oft Winterschulen blieben.[219] Die Kinderlehre blieb wegen der Kälte eher im Winter schlecht besucht und fiel wegen eines fehlenden Katecheten das ein oder andere Mal auch ganz aus. Die Holzhausener fanden sich damit nicht einfach ab, sie „wollten gern, das[s] die Kinder etwas lerntten".[220] Da man dem eigentlich zuständigen Haigerer Pastor den langen Weg im Winter nicht zumuten wollte, schlug die Visitationskommission vor, dass der Niederdresselndorfer Pastor die Kinder wöchentlich unterrichten sollte.

Als Hinderungsgrund, die Kinder in die Schule zu schicken, wurden teilweise auch unzureichend eingerichtete Schulen genannt.[221] Weil einige Ortschaften sich einen eigenen Schulmeister nicht leisten konnten, erhielten oft Küster oder Glöckner den Schulbetrieb als Ersatzlehrer aufrecht, konnten aber wohl die Qualität eines Lehrers nicht erreichen. Zudem erbrachte die Arbeit als Lehrer meist nur einen kargen Nebenverdienst, sodass sich die Ferndorfer und Freudenberger beschwerten, ihr Lehrer würde seinen anderen Arbeiten mehr Beachtung schenken als den Kindern.[222] Dass das Schulgeld zu hoch sei, wurde unter anderem 1611 in Hilchenbach beklagt. Auch lange Schulwege wie von Büschergrund nach Freudenberg hielten davon ab, die Kinder in die Schule zu schicken. Dies blieb in Freudenberg, aber auch in Ferndorf, Hilchenbach und Irmgarteichen noch bis 1611/1612 ein Problem.

Weil sich zeigte, dass die Katechismuskenntnisse hier und da zu wünschen übrigließen, verordnete der Graf noch 1590 ungeachtet der berechtigten Beschwerden, dass von nun an in allen Orten zumindest alle 14 Tage die Kinderlehre gehalten werden sollte.[223] Um das Problem der Winterkälte zu umgehen, sollte die Kinderlehre sonntags in einer warmen Stube oder vor der Predigt gehalten werden. So könnten die Alten womöglich gleich mitunterrichtet werden.[224] Seit der „Verordnung, wie es mit Kirchensachen zu halten" von 1597 sollten die Pfarrer strenger

219 Im Jahr 1590 musste man feststellen, dass das Volk kaum von der Sonntagsarbeit abzuhalten war (HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 13^{v}). Vor allem blieben Hirten, Viehhüter und Schäfer dem Gottesdienst fern, wie auch die Kinder der Kinderlehre am Nachmittag; so Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 269.

220 HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 32^{v}.

221 Pläne für den Ausbau von Schulen wurden tatsächlich nur teilweise umgesetzt, s. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 289. Wie aus einem Schreiben Rautings an Johann VI. aus Herborn schon um 1580 hervorgeht, lag nicht nur dem Grafen an einem gut organisierten Schulbetrieb, auch die Gemeinden zum Beispiel im hessischen Breitscheid hatten höchstes Interesse daran, dass ein regelmäßiger Schulunterricht stattfand; s. HStAW 171 R 1334b, Bl. 210; vgl. Menk, Schulwesen (wie Anm. 25), S. 163.

222 LAV NRW W FSL 9.II.2, Bl. 18^{v}, sowie a.a.O., 9.II.2, Bl. 6^{v}; vgl. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 291f.

223 HStAW 171, Nr. D 535, Bl. 66^{r}.

224 A.a.O., Bl. 66^{v}.67^{r}.

darauf achten, dass die Schulen und die Kinderlehr „fleißig gehalten" würden, und eine Anwesenheitsliste führen, um bei Nichterscheinen Strafgeld erheben zu können.[225] Dies blieb jedoch ohne den erwünschten Erfolg. Denn noch bei den Visitationen 1611/1612 hätten die Kinder häufig – so hieß es – nur wenig von den „gemeinsten Fragen oder Hauptstücken" zu berichten gewusst, wie etwa 1611 in Oberholzklau und 1612 in Ferndorf.[226] Ein ein solches Nichtwissen zu entschuldigen bemühter Vorwand war, dass die Kinder in Anwesenheit der Inspektoren „scheu zu reden" seien und sonst „alle viel fertiger andtworten" könnten. Besonders beklagt wurde, dass die Kinder unwissend im Katechismus seien, da sie bei der sonntäglichen Katechisation nicht anwesend seien „wegen der Kühe Huth".[227] Aber es wurde betont, dass in der Katechisation nicht nur die Kinder, sondern das „gesamte Volck sehr übel bestanden" habe.[228] Ein Grund dafür, der auch den Gottesdienstbesuch der Erwachsenen betraf, war die Sonntagsarbeit in der Landwirtschaft. 1610 verordnete Graf Johann VII. erneut, es solle niemand den Sabbat entheiligen durch Feldarbeit.[229]

Es mangelte also nicht an Verordnungen, doch sah die Kirchenleitung in Nassau-Dillenburg ihrerseits mangelnde Möglichkeiten sowie seitens der Bevölkerung und auch manchen Pfarrers einen fehlenden Willen, diese Verordnungen durchzusetzen.[230] Wie ein Vergleich mit den Visitationen von 1570 und 1574/1575 zeigt, sind die zu beklagenden Phänomene nicht speziell auf die Einführung des reformierten Bekenntnisses und des Heidelberger Katechismus zurückzuführen. Dass der Heidelberger Katechismus trotz des Beschlusses, die Pfälzische Kirchenordnung einzuführen, als Bestandteil derselben ausdrücklich als „fleißig zu treiben" hervorgehoben wurde, bestätigt die schleppende Ausbreitung der

225 CCN 1 (wie Anm. 94), S. 450f.; vgl. Cuno, Johann (wie Anm. 54), S. 118, und Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 288. Zumindest sollte von dem Geld dann das Papier für die armen Schüler gekauft werden. Seit dem 5. Mai 1621 herrschte allgemeine Schulpflicht für die Jungen; s. Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten 6 (1778), Sp. 469.

226 LAV NRW W, FSL 9.II.2, Bl. 6v. Vgl. Gotmar Thiemann, Die Kirchengemeinde Oberholzklau 1329–1979. Ein Bericht über 650 Jahre ihrer Geschichte, Siegen 1979, S. 12; Steubing, Reformationsgeschichte (wie Anm. 1), S. 305.

227 LAV NRW W, FSL 9.II.5, Bl. 73r.

228 LAV NRW W, FSL 9.II.2, Bl. 18v.

229 Verordnung vom 21. August 1610 in Weisthum (wie Anm. 58), Bd. III, S. 53, und CCN 1 (wie Anm. 94), S. 653. Die Nassau-Catzenelnbogische Polizeyordnung, Herborn 1616, ordnete an, dass die Stadttore während der Predigt geschlossen sein sollten, s. Abschnitt I, Art. 13; vgl. Weisthum (wie Anm. 58), Bd. II, S. 123. Die in einem Dienstverhältnis stehenden Personen in der Bevölkerung konnten sich nicht von der Sonntagsarbeit befreien und wurden für ihr Nichterscheinen sogar gestraft und gepfändet (LAV NRW W, FSL 9.II.2, Bl. 11v).

230 Vgl. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 288. Einen Überblick über die Anweisungen zur Katechismus-/Kinderlehre in den verschiedenen Verordnungen bietet Hecker (wie Anm. 94), S. 40f.120.

reformierten Lehre sowie die Mängel in der Katechisation und zugleich das daraus resultierende Anliegen, beides zu ändern.

In dieser Hinsicht brachte auch die große reformierte Dordrechter Synode, die von November 1618 bis Mai 1619 stattfand,[231] keine neuen Möglichkeiten. In der 15. Sitzung wurde über den Katechismusunterricht beraten. Die auswärtigen Theologen legten ein Gutachten über den Katechismusunterricht und die Unterrichtsorganisation in ihren Heimatkirchen vor.[232] In der Auswertung wurde hinsichtlich des Katechismusunterrichts festgelegt, dass von Schulkindern zuerst der kleine Katechismus mit den fünf Hauptstücken und kleineren und leichteren Fragen, dann etwa die in der pfälzischen Kirchenordnung mit Sternchen (*) versehenen Fragen und den größeren Kindern der ganze Katechismus auszulegen seien. Die Anforderungen an das Auswendiglernen des Katechismus sollten mit dem Alter der Kinder gesteigert werden. Für Erwachsene sollte der Heidelberger Katechismus in der Katechismuspredigt ausgelegt werden.[233] Im Allgemeinen aber deckten sich die Dordrechter Beschlüsse zu Katechismuspredigt und Katechismusunterricht mit den Bestimmungen in der Nassauischen Kirche.

Darüber hinaus erhob die Synode in Dordrecht den Heidelberger Katechismus zum Symbol der reformierten Kirchen Europas. In der 148. Sitzung hielt sie fest: „Die im Pfälzer Katechismus zusammengefasste Lehre stimme mit dem Worte Gottes in allem überein und es sei nichts in ihm enthalten, was als mit ihm weniger übereinstimmend geändert oder verbessert werden müßte. Der Katechismus sei daher ein Kompendium der orthodoxen Lehre, mit einzigartiger Weisheit nicht nur dem Verständnis der zarten Jugend, sondern auch der Erwachsenen [entsprechend] eingerichtet."[234]

Infolge dieser Synode unterstrich die Verordnung für Nassau-Siegen vom 24. Februar 1622 das Katechisieren als „ein gar vorzügliches Stück

[231] Auf der Dordrechter Synode kamen neben den reformierten Kirchen der Niederlande Theologen aus fast allen europäischen reformierten Kirchen zusammen, sodass man von der ersten internationalen reformierten Synode sprechen kann, auch wenn es ausdrücklich eine Nationalsynode der Niederlande war. Als Wetterauer Gesandte reisten Professor Johann Heinrich Alsted und der Siegener Inspektor Johannes Bisterfeld, der am 18. Januar 1619 plötzlich verstarb, nach Dordrecht. In der entscheidenden Lehrstreitigkeit wurde festgelegt, dass rettender Glaube ein Geschenk der freien Gnade sei und nicht Ursache, sondern Folge göttlicher Erwählung. – Literatur: Johannes Pieter van Dooren, Art. Dordrechter Synode, in: TRE 9 (1982), S. 140-147; Barend Glasius, Geschiedenis der Nationale Synode in 1618 en 1619 gehouden te Dordrecht in hare vóórgeschiedenis, handelingen en gevolgen, 2 Bde., Leiden 1860 bzw. 1861; Hendrik Kaajan, De Groote Synode van Dordrecht in 1618–1619, Amsterdam 1918.

[232] Vgl. Graffmann, Unterricht (wie Anm. 124), S. 35. Einen Bericht der beiden Wetterauer Johann Heinrich Alsted und Johannes Bisterfeld hat es wahrscheinlich nicht gegeben, da sie um einen Monat verspätet in Dordrecht eintrafen.

[233] Vgl. die Stufenordnung (s. Anm. 182).

[234] Graffmann, Unterricht (wie Anm. 124), S. 35.

des Amtes der Lehrer und Prediger".[235] Sie vermerkte diesbezüglich einen großen Mangel und verschärfte die Vorgehensweise. Die Katechisation soll fortan mit Jungen und Alten in den Dörfern und Häusern „mit besonderem Fleiß und Treue gehalten werden". Und von 1622 an mussten die Versäumnisse bei der Katechisation wie selbstverständlich angemerkt werden. Hinsichtlich der Unterweisung im Katechismus solle der Inspektor besonders wachsam sein. Nach dem Predigthören während seiner Visitationen, die nicht nur zur gewöhnlichen Zeit stattfinden sollten, solle er die Zuhörer aus der Predigt und dem Katechismus abfragen und diese entsprechend ihren Antworten loben, schelten oder strafen. Das Abendmahl dürfe künftig nur nach bestandener Katechisation empfangen werden, und auch vor den Hochzeiten sollten die Paare abgefragt werden. Generell waren die Prediger angewiesen, „statt des wochentlichen oft unerbaulichen Predigens" (die Wochenpredigt fand meist freitags statt) in den Kapellen und Dörfern „das hochnütz- und nöthige Katechisiren" zu betreiben und dabei „die Catechismus-Predigten [...] so anzustellen, daß alle halbe Jahr der Catechismus durchgebracht, und nach der Predigt durch Catechisiren repitirt werde".[236] Damit übertraf die Kirchenordnung sogar die Forderung der Dordrechter Synode, derzufolge der Katechismus einmal im Jahr durchgenommen werden sollte.

Als Regelungen und Maßnahmen der Kirchenzucht sollten all diese Verordnungen und Visitationen darüber wachen, dass das Himmelreich „zu- und aufgeschlossen" werde (vergleiche HK, Frage 85), indem sie die Norm für einen dem christlichen Namen entsprechenden Lebenswandel setzten und überprüften. In gleichem Maße bot sich die Kirchenzucht auch als „gutes Mittel zur Sozialdisziplinierung" an und damit zur Integration und Identifikation, um so die frühmoderne gräfliche Territorialmacht zu festigen.[237] Ob das Ziel der Erziehung zum christlichen Menschen als Beweggrund der Grafen Johann VI. und Johann VII. noch hinter all diesen Maßnahmen stand, lässt sich kaum sagen. Jedenfalls verbanden sie entgegen der theologischen Vorgabe durch den Heidelberger Katechismus die kirchliche Disziplinforderung mit der weltlichen Strafgewalt, um durch den moralischen Appell an das religiöse Gewissen der Untertanen zu versuchen, das zu ordnen und zu unterbinden, was von Amts wegen nicht kontrolliert werden konnte. Mehr noch als für seinen Vater war für Graf Johann VII. von Nassau-Dillenburg (seit 1607 Fürst Johann I. von Nassau-Siegen) der Calvinismus eine Ideologie, in deren logischer Folge er die Zusammenarbeit von kirchlichem und weltlichem Gericht zum Prinzip erhob.[238] Dennoch hatte die Selbstverwaltung Nassau-Siegens nach der Landesteilung 1607 zu keinen erheblichen Veränderungen in Schul- und Kirchensachen geführt. Der Heidelberger Kate-

235 Weisthum (wie Anm. 58), Bd. I, S. 139f. (Art. 5-13).
236 A.a.O., S. 140.
237 Schmidt, Reichsgrafschaften (wie Anm. 1), S. 112; vgl. a.a.O., S. 121f.
238 Vgl. LAV NRW W, FSL, 9.I.7; Menk, Tradition (wie Anm. 152), S. 47.

chismus war das wichtigste Lehrbuch geblieben, und sowohl die Politik als auch die Kirche hatten sich um eine durchgreifende, konstante und verständliche Vermittlung desselben bemüht.

6. Das Ende des Heidelberger Katechismus im Siegerland?

Wie schon Graf Johann der Ältere hatte auch Johann der Mittlere in seinem Testament andersgläubige Söhne von der Erbfolge ausgeschlossen.[239] Johann VII., der Mittlere, hatte im April 1607 das Fürstentum Nassau-Siegen, das bisherige Amt Siegen, geerbt, das die Stadt Siegen und die Gerichte Siegen vorm Hain (das sogenannte Haingericht), Freudenberg, Netphen, Hilchenbach und Ferndorf-Krombach umfasste. Sein Bruder Georg erbte Burbach, den Hickengrund, Seelbach und andere Gebiete. Schon am 3. Juli 1621, zwei Jahre vor dem Tod Johanns VII. von Nassau-Siegen, erfolgte eine weitere Aufteilung von Nassau-Siegen. Sie sah vor, dass der älteste Sohn Johann VIII. von Nassau-Siegen[240] das Gericht Netphen und aus dem Haingericht die Kirchspiele Rödgen und Wilnsdorf bekommen sollte, sein Bruder Wilhelm von Nassau-Siegen die Ginsburg sowie die Gerichte Hilchenbach und Ferndorf-Krombach und die Kinder aus der zweiten Ehe (unter anderem Johann Moritz) das Gericht Freudenberg und aus dem Haingericht die nördlich von Siegen gelegenen Dörfer.[241] Johann VIII., der 1612 zum Katholizismus konvertierte, missachtete jedoch das Testament seines Vaters und beanspruchte Nassau-Siegen für sich allein. Zudem hielt er nicht das gegenüber seinem Vater gegebene Versprechen, die Konfession nach dessen Tod beizubehalten. Bereits 1624, ein Jahr nach dessen Tod, leitete er den Beginn der Gegenreformation im Siegerland ein, die 1626 ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte.[242] Weil seine Bemühungen recht erfolglos blieben, veröffentlichte Johann VIII. am 6. Juni 1626 das „Reformationsedikt"[243]. Die Kirchengüter mussten an die römische Kirche zurückgegeben werden, die Pfarrer wurden ihres Amtes enthoben und vertrieben. Auch öffentliche Kritik an der römischen Lehre wurde verboten. Außerdem wurde die Kirche nun wieder im römisch-katholischen Sinne geordnet. Das heißt, die lateinische Messe wurde wieder eingeführt, und die im Katholizismus üblichen Feiertage mussten eingehalten

239 Vgl. Schröer, Reformation (wie Anm. 1), S. 451.

240 Zu Johann VIII.: Karl Wolf, Die Konversion des Grafen Johann des Jüngeren von Nassau-Siegen, Nassauische Annalen 76 (1965), S. 182-191.

241 Vgl. Schmidt, Glaube (wie Anm. 1), S. 223.

242 Zur Gegenreformation unter Johann VIII., zu den Reaktionen darauf und zum Weiterleben des reformierten kirchlichen Lebens siehe Thiemann, Geschichte (wie Anm. 1), S. 29-35, sowie Alois Schröer, Die Kirche in Westfalen im Zeichen der Erneuerung (1548–1648), Bd. 2: Die Gegenreformation in den geistlichen Landesherrschaften, Münster 1987, S. 414-431.

243 Vgl. a.a.O., S. 423f.; Thiemann, Geschichte (wie Anm. 1), S. 31f.

werden. Schließlich wurden die Hausväter verpflichtet, ihre Kinder und ihr Gesinde zu „dem Catechismo und Kinder-Lehr" zu schicken.[244] Dass der Heidelberger Katechismus dabei keine Rolle mehr spielte, versteht sich von selbst.

Die reformierte Lehre hatte aber in Hilchenbach und dem seit 1627 bestehenden neuen Kirchspiel Müsen, die dem Grafen Wilhelm von Nassau-Siegen, dem jüngeren Bruder Johanns VIII., erhalten blieben, auch über 1626 hinaus Bestand, wie auch in Burbach und Neunkirchen, dem Nassau-Dillenburger Teil und Saynschen Teil des heutigen Siegerlandes. In den nun von Johann VIII. beanspruchten Gebieten zeigte sich besonders in der Konfrontation mit dem Neuen, ob sich das Alte zu bewähren vermochte.

Von oben war die Einführung der neuen Lehre seit 1578, die auch die des Heidelberger Katechismus umfasste, gut durchdacht und straff organisiert, aber die Visitationsergebnisse und Veranlassungen zu immer neuen Verordnungen zur rechten Katechisation geben Anlass zu Zweifeln, ob die Siegerländer im ausgehenden 16. und im beginnenden 17. Jahrhundert den Heidelberger Katechismus bzw. die Lehre nach dem Heidelberger Katechismus wirklich verinnerlicht hatten. Besonders gegenüber den neuen (reformierten) Riten waren die Siegerländer anfangs sehr skeptisch, da ihnen sehr viele gewohnte Vollzüge des kirchlichen Lebens genommen wurden. Von Seiten der Grafen Johann VI. und Johann VII. bestand ständiger Verbesserungsbedarf an dessen Organisation und im Besonderen der Katechisation, wobei zu hinterfragen ist, ob die Motivation der Grafen nicht teilweise eher sittlich-politisch denn religiös-persönlich war. In jedem Fall war eine *reformatio vitae* das Ziel der radikalen Linie Graf Johanns VI. Die Unterweisung im Heidelberger Katechismus, der durch die Heidelberger Kirchenagende im Siegerland Einzug erhalten hatte, war dazu neben der Kirchenzucht das wichtigste Mittel und wurde durch den unermüdlichen Einsatz Graf Johanns VI., seines Sohnes Johann VII. und einiger Geistlicher und Professoren wie Gerhard Eoban Geldenhauer, Andreas Rauting, Wolfgang Krell, Caspar Olevian, Wilhelm Zepper, Jodocus Naum, Johannes Piscator, Bernhard Textor, Johannes Bisterfeld, Johann H. Alsted, Johannes Stöver und anderer sowie einiger weltlicher Räte wie Otto von Grünrade oder Andreas Christiani mit großer Leidenschaft vorangebracht. Sicherlich brauchte das Volk Zeit, um den – zumindest äußerlich und von der Idee her – radikalen Umbruch des kirchlichen Lebens mitzutragen. Doch letztlich hatte sich der Calvinismus in vielen Orten im Siegerland durchgesetzt und prägte die Organisation wie auch das Leben der Nassauischen Kirche. Die überaus schwierigen Rekatholisierungsbemühungen der Jesuiten in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts (seit 1624) zeigen, dass Graf Johann VI. von Nassau-Dillenburg und Graf Johann VII. von

[244] A.a.O., S. 32.

Nassau-Siegen sowohl mit der Fortführung der *reformatio doctrinae* in der *reformatio vitae* als auch mit der dazu neu eingeführten reformierten Lehre – zu allererst nach dem Heidelberger Katechismus – erfolgreich waren. Zur Festigung einer neuen Frömmigkeit trugen besonders eine veränderte Liturgie in den Gottesdiensten, das Bemühen um die Bildung der Jugend und die Ausbildung von Pfarrern und Theologen bei. Gerade dabei spielt der Heidelberger Katechismus die wesentliche Rolle. In den Gottesdienstfeiern schlugen sich neben einer Katechismuslesung die Neuinterpretation der Sakramente nach dem Heidelberger Katechismus und die Integration des Heidelberger Katechismus in die Tauf- und die Abendmahlsliturgie nieder. Letztlich zeigte sich bei allen gottesdienstlichen Zusammenkünften in den Kirchen das in der Betonung des zweiten Gebots auch im Heidelberger Katechismus verankerte Bilderverbot. Wahrscheinlich hat auch die 80. Frage des Heidelberger Katechismus dazu beigetragen, dass viele Siegerländer nach dem 6. Juni 1626 nicht so schnell dazu zu bewegen waren, die jetzt – nach fast 100 Jahren – wieder eingeführte (römisch-katholische) Messe zu besuchen.

Dass das eifrige Bemühen um die Katechisation nach dem Heidelberger Katechismus die neuen Schulen begründete und damit die Katechisation sogar zur Grundlage eines ganzen Schulsystems geworden ist, unterstreicht noch einmal, welche großen Möglichkeiten geschaffen wurden, damit der Heidelberger Katechismus das Kirchenwesen und die Frömmigkeit jener Zeit durchdringen konnte. Ja, das Wissen um den Heidelberger Katechismus – auch das apologetische – war theologische Grundlage des reformierten Bekenntnisses, das von Theologen und Politikern gewünscht und gefordert wurde und dem wohl in keiner Zeit so viel Bedeutung beigemessen worden ist wie in der Zeit der Konfessionalisierung und der Konfessionskämpfe.

Dass im Johannland mit den Kirchspielen Netphen, Irmgarteichen, Wilnsdorf und Rödgen der evangelische Glaube zunächst kaum erhalten blieb, lag an der nachhaltigen Rekatholisierung durch seinen ersten Fürsten, Johann VIII., nach dem es auch benannt ist. Jedoch war bereits zur Zeit der reformierten Grafen Johann VI. und Johann VII. manche „katholische Auffälligkeit" im Johannland zu erkennen. In Irmgarteichen schien die Gemeinde noch 1611 an den römisch-katholischen Bräuchen zu hängen, wie aus einem Bericht von Inspektor Johannes Bisterfeld hervorgeht.[245] Als 1590 in Netphen der Altarstein, genannt „Mensa", als Ort des römisch-katholischen Messopfers trotz wiederholter Verbote noch nicht entfernt und nur unter den 1581 angeordneten neuen Tisch gelegt worden war, schöpfte auch Graf Johann VI. – vielleicht nicht unberechtigt – den Verdacht, die Netpher wollten sich den Altarstein als Vorrat für die Zukunft zurücklegen.[246] Nicht zuletzt darin zeigte sich,

[245] Vgl. Friedrich de le Roi, Der Einfall der Jesuiten ins reformierte Siegerland im Wonnemonat 1626, in: Heimatgrüße der Zeitung „Das Volk" 6 (1926), S. 41.
[246] Vgl. Ochse (wie Anm. 109), S. 95.

dass die Netpher auch diejenigen waren, die bei der Einführung der neuen Riten am heftigsten und am längsten Widerstand geleistet hatten.

Im übrigen Siegerland blieb die Lehre nach dem Heidelberger Katechismus, wann immer es evangelische Kirchengemeinden gab, die Glaube und Frömmigkeit prägende Kraft. Diese Lehre hatte auch in der Anfangszeit des Heidelberger Katechismus im Siegerland eine Wirkung entfaltet, kraft derer die harte Zeit der Verfolgung (1626–1632 und 1636–1645/1651) überwunden werden konnte. Seit 1651 konnte er wieder straffrei benutzt werden und ist bis in die Gegenwart die wichtigste evangelische Lehrschrift im Siegerland geblieben. Rückblickend hat der reformierte Glaube, zu dem nicht unwesentlich auch die Abschaffung etlicher Zeremonien, der „Götzen" und der Bilder gehörte, dem ganzen Siegerland – teilweise bis heute – ein nüchtern-herbes Gepräge gegeben, wobei sich Nüchternheit sowie Stärke und Bodenständigkeit der reformierten Frömmigkeit gegenseitig teilweise positiv beeinflussten. Zur Beständigkeit der calvinistischen Lehre in Nassau-Siegen haben wohl besonders drei Dinge beigetragen:

- zuerst und am offensichtlichsten der unablässige Wille der Grafen, einen sittlich-religiösen Staat zu schaffen, der nicht zuletzt durch Einheitlichkeit und Gehorsam innere Stabilität garantieren sollte und mit strengen Methoden durchgesetzt wurde;
- zum zweiten die sowohl hinsichtlich der Lehre als auch des kirchlichen Lebens auf Befreiung und Abwehr von den katholischen Missständen ausgerichtete *reformatio vitae*, die von den nassauischen Theologen mit Olevian und Zepper an der Spitze angestrebt worden war;
- und drittens die im Zentrum der Lehre stehende Forderung des Heidelberger Katechismus nach einem in Dankbarkeit vor Gott geführten und auf Heiligkeit ausgerichteten Leben, wobei ausdrücklich nicht die Angst vor der Verfehlung, sondern zuerst die Hoffnung auf das kommende Heil und das daraufhin ausgerichtete Leben in Dankbarkeit vor Gott die Quelle der reformierten Nüchternheit und Stärke ist.

Da an der Durchsetzung der religiösen Normen zumeist die Grafen und Fürsten mit ihren leitenden Beamten und Theologen beteiligt waren, bleibt es überwiegend in den Herzen der Menschen, die als erste und bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein mit dem Heidelberger Katechismus konfrontiert wurden, verborgen, ob und wie der Heidelberger Katechismus Glaube und Leben der Siegerländer tatsächlich durchdrungen hat. Jedoch lässt sich aufgrund des geleisteten Widerstandes gegen die römisch-katholische Lehre – mit einer von Hoffnung erfüllten Gewissheit – annehmen, dass der Trost und eine von Hoffnung erfüllte Gewissheit (vergleiche HK, Frage 1) den Siegerländern schon vor 1626, in den Jahren des Leides, die zwei Pestwellen um die Jahrhundertwende sowie (niederländische Befreiungs-)Kriege brachten, teuer und wert waren. Besonders

aber in der Verfolgung und Unterdrückung, die sie ab 1626 um ihres evangelischen Glaubens willen erleiden mussten, und den Kriegsjahren, die 1626 auch über Siegen hereinbrachen, muss ihnen die am Evangelium ausgerichtete Botschaft des Heidelberger Katechismus Kraft und Durchhaltevermögen verliehen haben. Ja, „zum Ruhme der Siegener Gemeinden muss es gesagt werden, daß der evangelische Glaube nicht auszurotten war, und daß es vor allem die Frauen gewesen sind, die am standhaftesten Widerstand leisteten."[247]

Eine Randbemerkung in einer Katechismusausgabe von 1614 erklärt die Bedeutung des Heidelberger Katechismus für Nassau und zeigt das Potential der Wirkung, die er zu entfalten vermag: „Bestendiger trost ist der zweck des Catechismi". Dazu sind nach Frage 1 des Heidelberger Katechismus folgende Dinge zu wissen und zu verinnerlichen:
„1. Daß wir Christi sind, ist unser trost; 2. Wie wir Christi sein vnd bleiben; 3. Wie wir deß versichert werden."[248] So gibt es bis heute viele Siegerländer, die sich mit und nach Caspar Olevian auch – oder gerade – angesichts des Todes ihres Trostes in Jesus Christus „ganz gewiss" sind.[249]

[247] Schlosser, Kirchengeschichte (wie Anm. 1), S. 33.
[248] Reu (wie Anm. 10), Bd. III/1.2.3, S. 1208.
[249] Vgl. Thelemann (wie Anm. 180), S. 515: „Als ihn Kollege Alsted am Sterbebett fragte ‚Lieber Bruder! Ihr seid ohne Zweifel Eurer Seligkeit in Christo gewiß, gleichwie Ir die andern gelehret habt?'[,] legte er die Hand aufs Herz und antwortete: ‚certissimus'. Das war sein letztes Wort."

Claus Peter

Glockengießer in Gütersloh

Im Jahre 1640 stand an der alten St. Pankratius-Kirche in Gütersloh ein Glockenguss an. Die mittlere der drei Glocken war zersprungen und musste neu gegossen werden. Gleichzeitig entschloss man sich, auch noch eine neue Uhrglocke gießen zu lassen, die hoch oben, außen am Turmhelm unter einem kleinen Dach, ihren Platz finden sollte, wo sich möglicherweise auch schon die Vorgängerin dieser Glocke befand.

Solche Geschehnisse sind an sich nichts Besonderes, und sie konnten in dieser oder ähnlicher Form immer wieder auch anderenorts vorkommen. In Gütersloh jedoch eröffnete der Glockenguss des Jahres 1640 ein neues Kapitel in der Geschichte dieser Stadt, die damals allerdings noch ein Dorf war: Der Ort sollte nämlich für die nächsten 250 Jahre Standort einer Glockengießerei werden, die weit über den engeren Raum hinaus Bedeutung für die westfälische Glockenkunst erlangen sollte.[1]

Eigentlich aber beginnt die Geschichte der Glockengießerei in Gütersloh schon im Vorjahr, 1639, und auch nicht hier, sondern in Rüthen. Dort nämlich war 1639 – vom Rheinland kommend – ein Trupp wandernder Glockengießer aus Lothringen erschienen, um für die Stadtpfarrkirche St. Nikolai ein neues Geläute zu gießen. Zu diesem Trupp von Glockengießern gehörten zumindest die Brüder François und Petrus Hemony sowie Joseph Michelin; letzterer war dann derjenige, der im Folgejahr die Gütersloher Glocken gießen sollte.

Die Suche nach den Wurzeln dieser lothringischen Glockengießer führt uns ins Bassigny, einen Landstrich im damaligen Herzogtum Lothringen, heute in den französischen Departements Haute-Marne und Vosges gelegen. Zentrum des Bassigny war die Festungsstadt La Mothe. Hier und in den Dörfern der Umgebung waren damals zahlreiche Glockengießer ansässig, und zwar in einer so enorm hohen Zahl, dass man sich fragen muss, wie sie alle trotz der damals im Allgemeinen nicht schlechten Auftragslage ihr Auskommen finden und ihre Familien ernähren konnten.

Sicher war diese Situation eine der Ursachen, dass sie auf Wanderschaft gingen und sowohl im Gebiet Frankreichs selbst als auch im benachbarten Deutschland tätig wurden – schon in den ersten Jahrzehnten in einer derart exzessiven Weise, dass sich ihre Spuren nicht nur in ganz

[1] Zu den Gütersloher Glockengießern und ihrer Genealogie: Dr. Richter: Die Glockengießer von Gütersloh 1640–1890. Ravensberger Blätter 23 (1932), S. 53-55; Johannes Kellner: Gütersloher Glockengießer. Der Ravensberger 1940, S. 102-104; E. Pott: Ältere Genealogie der Glockengießer-Familie Fricke zu Gütersloh. Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde des Kreises Wiedenbrück 25 (1971), S. 511-513.

Süddeutschland, in Österreich und in Mitteldeutschland finden, sondern ihre Tätigkeit bis hinauf nach Schleswig-Holstein und selbst im weit entfernten Hinterpommern nachzuweisen ist. In manchen Regionen, darunter auch in Westfalen, haben sie die Glockenkunst bis ins 18. Jahrhundert hinein nicht nur geschäftlich, sondern auch künstlerisch geradezu monopolartig bestimmt.

Die lothringischen Wandergießer pflegten eine sehr effektive Arbeitsorganisation. Fast stets zu mehreren auftretend, war einer von ihnen für die Einholung der Aufträge zuständig. Der Älteste übernahm in der Regel die Leitung der Glockengüsse selbst. Im Herbst, wenn die Einrichtung neuer Gussstätten witterungsbedingt zu risikoreich wurde, beendeten sie ihre Tätigkeit und kehrten in ihre lothringische Heimat zurück, um im Folgejahr erneut aufzubrechen. Doch bald schon, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts und noch bevor die verheerenden Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges auch auf dem Glockensektor zu spüren waren, begannen einzelne der lothringischen Gießer, sich in Deutschland sesshaft zu machen. Begünstigt wurde das durch kriegerische Auseinandersetzungen in ihrer lothringischen Heimat, die mit der zweimaligen Belagerung und der endlichen Einnahme und Aufgabe von La Mothe 1645 ihren Höhepunkt erreicht hatten.

Die hohe Zahl dicht an dicht wohnender Glockengießerfamilien hatte eine Reihe entscheidender Konsequenzen. So standen bereits im 17. Jahrhundert fast alle lothringischen Gießer mit irgendeinem der anderen in irgendeiner, genealogisch heute kaum noch zu entflechtenden verwandtschaftlichen Beziehung. Das blieb natürlich nicht ohne Auswirkung auf das Profil ihrer Glockenkunst: Es bildeten sich rasch bestimmte stilistische Eigentümlichkeiten in der Aufmachung ihrer Glocken wie in der klanglichen Faktur heraus, was bei den in Westfalen tätigen Lothringern in besonderem Maße ausgeprägt ist. Hinsichtlich der Verwendung von ornamentalem Dekor und Bildvorlagen für die Glocken fand ein intensiver Austausch untereinander statt, sodass kaum ein von einem Gießer verwendetes Ornamentmotiv nicht auch auf Glocken eines oder mehrerer anderer aufscheint.

Lothringische Glocken zeichnen sich durch eine Reihe von Merkmalen aus, an denen (auch wenn sie nicht signiert sind) ihre lothringische Provenienz oft auf den ersten Blick sicher auszumachen ist:

- eine besonders feingliedrige Struktur der Ornamente, in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts oft von gotisierendem Charakter (Abbildungen siehe beigefügte CD; s. Abb. 1),
- etwa mittig um die Flanke laufende Ornamentbänder (s. Abb. 2),
- Ornamentkreuze, aus Verschnitt verschiedener Zierfriese zusammengesetzt, meist auf gestaffeltem Sockel auf der Flanke stehend (s. Abb. 3),
- eine ovale Plakette mit dem Bildnis der nährenden Muttergottes (s. Abb. 4),

- die reichhaltige Verwendung natürlicher Blattabdrücke (s. Abb. 5),
- die Signatur der Glocken häufig nicht verbal, sondern durch Gießermarken, das heißt: durch plakettenartige oder wappenförmige Felder mit Darstellung einer Glocke und/oder den Namensinitialen, die sowohl in der Plakette selbst als auch in ihrer Umgebung stehen können (s. Abb. 4).

Einige dieser Gestaltungsparameter wie das mittig um die Flanke laufende Ornamentband oder die Kreuze aus Ornamentverschnitt auf der Flanke haben in der lothringischen Glockenkunst bereits eine längere, bis ins ausgehende Mittelalter zurückreichende Tradition, wie es entsprechende Beispiele im Südwesten Deutschlands zeigen.[2]

In Westfalen folgten vor allem die Gießer um und in der Nachfolge von Johannes de la Paix (seit 1639 in Arnsberg) den vorstehend umrissenen Gestaltungsparametern. Die in unserem Kontext interessierenden Meister Joseph Michelin ebenso wie die Brüder Hemony verzichteten indes auf das mittige Ornamentband, sie folgten ansonsten aber den vorgenannten Gestaltungsmustern sehr konsequent.

Nach dem Glockenguss in Rüthen beschlossen Joseph Michelin und die beiden Hemonys offenbar endgültig, sich selbständig zu machen und eigene Wege zu gehen; eine einvernehmliche Abgrenzung der Auftragsgebiete trug wohl auch zu einer für alle Teile akzeptablen Ordnung der geschäftlichen Verhältnisse bei, wenn es auch speziell zu dieser Frage keine konkreten Indizien in den ohnehin nur sehr spärlichen Quellen gibt. Die „Verselbständigung" führte bei den Brüdern Hemony, die bereits im Jahr zuvor eigenverantwortlich unter anderem zwei Glocken für Herford[3] und drei für den Osnabrücker Dom[4] gegossen hatten, zu einer längeren Wandertätigkeit im Rheinland und durch Westfalen, bevor sich François in Amsterdam niederließ, wohin ihm sein Bruder Petrus später folgen sollte.[5] Joseph Michelin aber entschloss sich offenkundig nach der Abwicklung des Gütersloher Auftrages, hier ansässig zu werden. Die genauen Gründe dafür kennen wir nicht.

In der Folgezeit sollten sowohl das Erscheinungsbild als auch die klangliche Faktur der Glocken ein je eigenes Gepräge bekommen: Während Joseph Michelin zeit seines Lebens eine im Hauben- und Schulterbereich charakteristisch geformte Glockenrippe verwenden sollte, blieben die Brüder Hemony bei der schon in Rüthen erkennbaren Rippenform, die der spätmittelalterlichen sogenannten gotischen Rippe sehr

2 Vgl. die Beispiele in: Deutscher Glockenatlas Baden, bearbeitet von Sigrid Thurm. München 1985, Abb. 87, 88, 93, 99. Selbst nach Westfalen hat sich ein spätmittelalterlicher Glockengießer lothringischer Provenienz „verirrt". Seine 1454 für Hartum (Kr. Minden-Lübbecke) gegossene Glocke befindet sich noch heute an Ort und Stelle (Schlagton h^1 +2; Ø 833 mm).

3 Zwei Glocken für St. Johannis (d^1 +1; Ø 1344 mm; e^1 ±0; Ø 1190 mm). 1646 folgte noch eine große Glocke (c +7; Ø 1504 mm).

4 Von diesen existiert heute keine mehr.

5 André Lehr: De klokkengieters François en Pieter Hemony. Asten 1959.

ähnlich sieht und auch dementsprechend klingt (s. Abb. 6 u. 7). In dieser Hinsicht Joseph Michelin eindeutig überlegen, schufen sie klanglich herausragend schöne Instrumente, wie es schon die beiden 1639 für St. Johannis zu Herford gegossenen Glocken unter Beweis stellten. Bezeichnend ist, dass in den Kontrakten über neu zu gießende Glocken im Falle der Hemoys des Öfteren sehr konkret formulierte Angaben zur Intervallfolge des Geläutes stehen,[6] während das bei Joseph Michelin und seinen noch näher zu betrachtenden Gütersloher Nachfolgern bisher nicht zur Kenntnis gekommen ist; hier beschränken sich die in Kontrakten festgehaltenen Vereinbarungen fast immer auf die in großer Bandbreite auslegbaren Allgemeinfloskeln „von einstimmender Resonanz" und/oder „von untadelhaftem Ton". So hatten die beiden Hemonys denkbar gute Voraussetzungen, um schließlich in Amsterdam als Glockenspielgießer zu den Besten ihres Fachs aufzusteigen.

Joseph Michelin indes blieb, von einem noch darzustellenden „Zwischenspiel" in Bielefeld abgesehen, Gütersloh treu und versah von hier aus überaus zahlreiche Aufträge in Nah und Fern. Sein Arbeitsgebiet umfasste vor allem die nördliche Hälfte Westfalens und die daran angrenzenden Gebiete, reichte aber auch in dessen südlichen Bereich hinein (zum Beispiel die Stiftskirche Obermarsberg). Die größte Glocke Michelins, von der wir Kenntnis haben, entstand 1645 für das Stift St. Johann zu Osnabrück, wurde aber 1855 umgegossen.[7] Heute ist die 1668 gegossene c^1-Glocke der Großen Kirche zu Burgsteinfurt die größte erhaltene Glocke seiner Werkstatt.[8]

Was den Meister bewog, sich spätestens 1657 zeitweilig in Bielefeld ansässig zu machen, wo er dann 1660 drei Glocken für die Neustädter Marien-Stiftskirche gießen sollte, ist unbekannt. In Bielefeld muss er im Kirchspiel der Altstädter Kirche gewohnt haben, denn deren Totenbuch vermeldet 1657 und 1658 den Tod dreier Kinder und 1666 den seiner Frau. Er selbst ist im folgenden Jahr, wohl im Juli, in Bielefeld verstorben.[9]

Zu dieser Zeit war der Auftrag zum Guss der vorerwähnten großen Glocke für Burgsteinfurt noch nicht erfüllt. So leitete vermutlich die Schwester seiner Witwe unter dem Namen ihres verstorbenen Schwagers Joseph Michelin den Guss – und vermutlich auch weitere in dieser Zeit, zum Beispiel in Füchtorf 1669. Man muss jedoch davon ausgehen, dass ihr dabei bereits ein Mitarbeiter (Geselle?) des verstorbenen Meisters zur Hand ging, ja wahrscheinlich sogar der tatsächlich verantwortliche Glockengießer war: Johann Fricke aus Braunschweig. Dieser heiratete 1670

6 Zum Beispiel im Falle der drei 1639 zu gießenden Glocken für den Osnabrücker Dom; s. Josef Prinz: Das Geläute des Osnabrücker Domes. Westfalen 23 (1938), S. 223-239.

7 Kunstdenkmäler der Provinz Hannover, Stadt Osnabrück. Hannover 1907.

8 Ton c^1 +2,5; Ø 1346 mm.

9 Vgl. E. Pott (wie Anm. 1).

die Schwägerin Michelins, und man kann annehmen, dass das auch der Zeitpunkt war, zu dem er die Glockengießerei übernahm.

Bereits in der Bielefelder Zeit Michelins muss Johann Fricke nicht nur mit diesem, sondern auch mit dem in Bielefeld tätigen, allerdings nur lokale Bedeutung erlangenden Glockengießer Herman Hörmann zusammengekommen sein. So belegt es die gemeinsame Signatur einer Glocke 1678 in Vellern. Herman Hörmann seinerseits arbeitete mit dem ebenfalls in Bielefeld ansässigen Johann Engelke, Gießer einer Glocke in Brockhagen († 1674) zusammen. Die Glocken beider Meister, auch in der Zusammenarbeit mit Fricke, zeichnen sich nicht durch besondere Qualität in Guss, künstlerischer Gestaltung und Klang aus – ganz im Gegensatz zu den später von Johann Fricke eigenverantwortlich gegossenen Glocken.

Aus der Arbeit der Familie Fricke sollte in der Folgezeit eine überaus große, heute noch kaum abschätzbare Zahl von Glocken für fast alle Regionen Westfalens hervorgehen. Die noch erhaltenen Glocken dürften dabei nur einen kleinen Teil des einstigen Gesamtwerks dieser Gießer ausmachen. Bei der Arbeit in kirchlichen Archiven finden sich nämlich immer wieder Hinweise auf längst nicht mehr existierende Glocken, die einst durch die Frickes gegossen wurden.[10] Gelegentlich kam es auch zu renommierten Aufträgen – wie zum Beispiel 1700 zum Guss dreier Glocken für das Abdinghofkloster zu Paderborn durch Johann Fricke.[11]

Nach dem Tode Johann Frickes († 5. April 1708) führte sein Sohn Bernhard Heinrich (I) den Betrieb weiter. Er war 1691 geboren und starb nach einem ungewöhnlich langen Arbeitsleben im Alter von 87 Jahren am 18. Februar 1778. Bald schon standen ihm seine beiden Söhne, Christoffel Henrich Fricke (getauft am 17. Oktober 1731, bestattet am 10. Juli 1783) und Moritz Christoffel Fricke (Lebensdaten unbekannt) bei der Arbeit zur Seite. Beide erscheinen in den Signaturen der Glocken sowohl einzeln als auch unter der Bezeichnung „Gebrüder Fricke". Der am 19. Februar 1754 getaufte Sohn Moritz Christoffel Frickes, Berend Heinrich (II) sollte dann als letzter dieses Namens der Gießerei in Gütersloh vorstehen.

[10] Wertvolle Informationen zu den Glockengießern Fricke und seinen Nachfolgern verdanke ich Herrn Siegfried Nottbrock (Gronau). Unter anderem überliefert ein vierbändiges Aktenkonvolut im Staatsarchiv Münster über den Zeitraum von 1745–1808 Informationen über eine überaus große Zahl von Glocken, die von den Frickes und ihren unmittelbaren Nachfolgern (Notbrock, Gilljohann) gegossen wurden; s. Staatsarchiv Münster: Herrschaft Rheda, Stadt- und Landgericht, acta voluntaria.

[11] Staatsarchiv Münster, Abdinghof Paderborn, Akten Nr. 10, fol. 11r.

Die Glocken Joseph Michelins sind mit Ornamentfriesen versehen, die teils auf die Brüder Hemony zurückgehen, teils möglicherweise anderer Provenienz sind. Zu der letztgenannten Gruppe gehört vor allem der reich strukturierte Fries mit großen gefächerten Rosetten, wie er sich auf den Glocken Michelins zum Beispiel in Wallenbrück und Rüthen (1650) findet (s. Abb. 8 u. 9).

Johann Fricke hielt sich in der Aufmachung der Glocken zunächst weitgehend an das von Michelin vorgegebene Schema und dessen Formenrepertoire. Neu in die Dekoration der Glocken eingeführte Motive kennen wir von ihm nicht. Aus dem Michelinschen Fundus übernahm er zumeist den Bogenfries mit einbeschriebenen Bögen mit kleinen Lilien und stilisierten Knospen an den Bogenenden (Glocke zu Dornberg, oberer Fries), ferner den (schon bei den Hemonys) anzutreffenden Fries aus stehenden, symmetrisch gestalteten Pflanzenmotiven mit Blättern und Blüten und zwei verschiedenen Endungen an der Spitze (Glocke zu Dornberg oberer Fries) sowie den auf die Hemonys zurückgehenden Fries mit Engelsköpfen, Füllhörnern und kürbisähnlich Früchten (s. Abb. 10).

Im Laufe der Zeit werden die Modeln dieser Ornamentvorlagen durch häufigen Gebrauch abgegriffen und im Ergebnis auf den Glocken immer unschärfer im Guss. Zunehmend beobachtet man vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sehr ungeschickt gestaltete und handwerklich nachlässig ausgeführte Glocken, darin dem allgemeinen Trend westfälischer Glockengießerei in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entsprechend. So werden eigentlich für größere Glocken geeignete Friese bei Verwendung auf kleineren Glocken zur Anpassung an deren Platzverhältnisse manchmal ohne Rücksicht mittendurch beschnitten (s. Abb. 11 u. 14).

Figürliche Darstellungen kommen auf den westfälischen Glocken Joseph Michelins – abgesehen von der einmaligen Verwendung der Plakette mit dem Bildnis der nährenden Muttergottes auf einer der Rüthener Glocken 1639 – nicht vor; allerdings wurde diese Glocke gemeinsam mit den Hemonys gegossen. Auf den Glocken der Frickes kommen figürliche Darstellungen vor allem auf für katholische Kirchen bestimmten Glocken öfter vor – zumeist die Muttergottes oder ein Kruzifix (s. Abb. 12). Aus welcher Quelle diese Bildvorlagen in die Hände des Gießers kamen, ist bisher unbekannt; ihre Qualität indes reicht über provinzielles Niveau kaum hinaus. Gelegentlich sind reliefierte Darstellungen (lothringischer Gepflogenheit folgend) mit Rahmen aus Ornamentverschnitt versehen (s. Abb. 13). Einmal, 1741 in Hörste, ist eine Fricke-Glocke nach dem Vorbild der lothringischen Gießer mit einem Kreuz aus Ornamentverschnitt versehen, allerdings ohne den sonst obligatorischen gestaffelten Sockel.

Wie bereits erwähnt, blieb Joseph Michelin zeit seines Lebens der von ihm benutzten Glockenrippe treu. Die meisten Glocken dieser Konstruktion sind Oktavglocken und haben, von wenigen Ausnahmen abgesehen, erhöhte Primvertreter. Auch sein Nachfolger, Johann Fricke, verwendete zunächst die gleiche Rippe. Betrachtet man jedoch dessen im weiteren Verlauf entstandene Glocken und vor allem die seiner Nachfolger, so bemerkt man eine allmähliche Veränderung dahingehend, dass die Glocken mehr und mehr dem Septimentyp zuneigen, mit der konstruktionsbedingten Folge, dass statt einer Quinte nun eine kleine Sexte erklingt. Auch liegen die Primvertreter nun durchweg unter dem Schlagton. Was zu dieser Veränderung den Anlass gab, liegt völlig im Dunkeln. Eine gelegentliche Zusammenarbeit mit anderen Gießern, die sonst durchaus die Faktur der Glocken klanglich wie in der Gestaltung beeinflussen konnte, ist für die Frickes das ganze 18. Jahrhundert hindurch nicht festzustellen. Auch muss man berücksichtigen, dass der Klangaufbau einer Glocke mangels geeigneter Meßmethoden nicht systematisch entwickelt werden konnte und aus unterschiedlichen Gründen bis zum 19. Jahrhundert auch nicht der Schwerpunkt des Interesses der Glockengießer und ihrer Auftraggeber war.

Umso mehr wandte man sich der Abstimmung der Glocken untereinander zu – sofern nicht von vornherein der Gebrauch einzelner Glocken den Primat im Vollzug der Liturgie hatte; dafür aber war eine Abstimmung der Glocken ja nicht zwingend notwendig. Diese Tendenz scheint besonders in der westfälischen Glockenkunst Platz gegriffen zu haben.

Als Bernd Henrich Fricke 1721 eine Glocke für das Abdinghofkloster in Paderborn gießen sollte, stand im Vertrag der Passus: „[...] so haben dieselbe mit ermelten Fricken dahir contrahirt und geschloßen, dass [...] [er] [...] die Glocke in guthen, mit denen anderen in des Closters Thürnen Bereits Befindlichen Glocken correspondirenden ton, also auffrichtig, wohl, und untadelhafft, wie es der Kunst nach erforde [...] [Klecks] [...] und ahn allerbesten ge[s]chehen mag, und Zwarn in selbiger größe und schwere[,] wie die alte außliefferende Glocke ist[,] gießen solle."[12] Genauere Angaben (zum Beispiel dahingehend, in welchen Intervallen die Glocken zueinander erklingen sollten) findet man in Westfalen jedoch kaum. So ist es immerhin bemerkenswert, dass man 1775 in Minden nach der Wiederherstellung des Geläutes von St. Martini, das in genauer Abstimmung mit dem der nahegelegenen Marienkirche erklingen sollte, das dann jedoch im Ergebnis nicht befriedigte, den Glockengießer Fricke in Gütersloh als unparteiischen Gutachter beizuziehen in Betracht zog.[13]

[12] Staatsarchiv Münster, Abdinghof Paderborn, Akten Nr. 10, Kontrakt mit Bernhard Heinrich Fricke vom 17. Juli 1721 (fol. 7v; § 2).

[13] Näheres dazu von Claus Peter in: Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen. Bd. 50: Stadt Minden. Bearbeitet von Fred Kaspar [u.a.]. Teil III: Altstadt 2: Die Stifts-

Leider wissen wir in beiden Fällen nicht, ob und gegebenenfalls wie die Vertragsklauseln erfüllt wurden, da die betreffenden Glocken in Paderborn bzw. Minden nicht mehr existieren. Weil es darüberhinaus keine geschlossen erhaltenen Geläute der Frickes mehr gibt, ist im Fall der Fricke-Werkstatt die Frage der Abstimmung der Glocken untereinander nicht mehr im Detail zu untersuchen. Verblieben ist lediglich noch ein einziges, 1772 gemeinsam entstandenes Glockenpaar in der ehemaligen Klosterkirche zu Gehrden. Die Maße der beiden Glocken korrespondieren aber weder mit dem vorgefundenen Intervall zwischen beiden noch mit einem eventuell beabsichtigten, jedoch im Guss nicht erreichten. Vermutlich handelt es sich auch hier um zum Einzelgebrauch bestimmte Glocken. Insgesamt zeigt sich – und das nicht nur für die Fricke-Werkstatt –, dass in Westfalen in musikalischer Hinsicht offenkundig eine gewisse Anspruchslosigkeit weit verbreitet gewesen zu sein scheint, obwohl durch das früher weitverbreitete Beiern der Glocken gerade hier das melodische Element beim Zusammenwirken mehrerer Glocken dem Hörer besonders deutlich vorgeführt wurde.

Detaillierte Untersuchungen zu all diesen Fragen stehen in Westfalen erst am Anfang und vor einer insgesamt schwierigen Quellenlage. Doch man wird davon ausgehen dürfen, dass auch in Westfalen – wie allerorts üblich – die Glocken (vornehmlich im katholischen Bereich) in der Liturgie nach alter Tradition vorzugsweise einzeln eingesetzt wurden, wofür eine korrekte Intervallfolge unter ihnen nicht zwingend erforderlich war.

und Pfarrkirchen. Bearbeitet von Ulf-Dietrich Korn und Bettina Jost. Essen 2003, S. 360-370, hier S. 362.

Der Klangaufbau von Michelin- und Fricke-Glocken im 17. und 18. Jahrhundert

Ort	Wallenbrück		Halle	Cappenberg	Halle*	Gehrden		Werther
Gussjahr	1651		1682	1704	1732	1772		1783
Gießer	Joseph Michelin		J. Fricke	J. Fricke	B. H. Fricke I	Gebr. Fricke		B. H. Fricke II
Gewicht	~ 830 kg	~ 480 kg	~450 kg	~350 kg	~320 kg	~680 kg	~250 kg	1060 kg***
Ø	1106 mm	928 mm	923 mm	825 mm	800 mm	1022 mm	728 mm	1210 mm
Schlagring	84,5 mm	67 mm	68,5 mm	62 mm	62 mm	70 mm	50 mm	86 mm
schräge Höhe	807 mm	712 mm	720 mm	610 mm	~610 mm**	770 mm	580 mm	930 mm
H. o. Krone	869 mm	785 mm	~790 mm	668 mm	647 mm	---	---	970 mm
Schlagton	**fis^{1}-1**	**gis^{1}-1**	**a^{1}-1**	**h^{1}-1**	**c^{2} + 0,5**	**fis^{1} + 4**	**cis^{2}-1**	**e^{1}-1**
Unterton	fis°-9(+)	gis°- 2-	a° - 2	h°-1	d +7	g°-1	dis - 2	f°-1
Prime	g^{1}-5(+)	gis^{1}-2,5	as^{1}+4	b^{1}-5	h^{1}+4,5	g^{1}+6	c^{2}-3	es^{1}+3
Terz	a^{1}+1,5	h^{1}+1,5	c^{2}-1	d^{2}-3	es^{2}-3	a^{1}+6	e^{2}-2	g^{1}-1
Quinte	cis^{2}-1	d^{2}+6	e^{2} -1	f^{2}+7	g^{2}-1	dis^{2} - 9	a^{2}+5	c^{2}+7
Oktave	fis^{2}-1	gis^{2}-1	a^{2}-1+	h^{2}-1(+)	c^{3}+0,5	fis^{2}+4	cis^{3}-1	e^{2}-1
Duodezime	cis^{3}-1	dis^{3}±0	e^{3}-1	fis^{3}+2-	g^{3}+2	dis^{3}+6		h^{2}-1+
Nachklang (sec.)	~77/22/18	~80/20/22	~12/50	10/33	~10/13/40	nicht ermittelt		~80/21/17

Bezugston: a^{1} = 435 Hz; Abweichungen in 16tel Halbton. Aufnahme: Glocken zu Gehrden: Theo Halekotte (Werl), alle anderen Claus Peter.

* Jetzt in der evangelischen Simeons-Kirche zu Gohfeld.

** Wegen Schulterzier nicht genau zu ermitteln.

*** Gewogen 1998.

In den letzten Lebensjahren Bernhard Heinrich (II) Frickes erscheinen zwei in Gütersloh bisher nicht in Erscheinung getretene Glockengießer: Franz Heinrich Notbrock (* 1744, † 26.4.1808) und dessen Schwiegersohn Conrad Henrich Gilljohann († 1812)[14]; später kam mit Nikolaus Adolph Widey (Lebensdaten unbekannt) noch ein weiterer hinzu; Grund dafür ist offensichtlich, dass Fricke eine Nachfolge für seine Werkstatt suchte, sicher auch, weil er aus Altersgründen Hilfe bei der schweren Arbeit des Glockengießens nötig hatte. Franz Henrich Notbrock heiratete im Alter von 44 Jahren die Witwe des 1812 verstorbenen Bernhard Henrich (II) Fricke, wodurch er wohl gleichzeitig als der offizielle Nachfolger Frickes anzusehen ist.

Bereits 1794 hatten Franz Heinrich Notbrock, Conrad Henrich Gilljohann und Bernhard Henrich Fricke gemeinsam eine kleine Glocke für die Stadtkirche in Rahden gegossen.[15] Sie standen also bereits damals miteinander in Verbindung. Diese und eine 1797 für die Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuz in Stromberg gegossene Glocke[16] gehören zu den ganz wenigen Glocken dieser Gießer, die die Zeiten überdauert haben, ausnahmslos jedoch sehr klein und meist von bescheidener Qualität sind, sodass sie nicht als repräsentativ für ihr Schaffen gelten können (s. Abb. 14). Bezeichnend ist, dass noch bei der vorgenannten Glocke für Stromberg eine bis zur Unkenntlichkeit beschnittene Vorlage eines auf Joseph Michelin zurückgehenden Ornamentfrieses zum Einsatz kam.

Nikolaus Adolph Widey, den Quellen nach zu urteilen etwas jünger, scheint in den kirchlichen Archiven auch mit größeren Glocken vor allem im Minden-Ravensberger Einzugsbereich recht häufig auf. Erhalten ist jedoch nur eine einzige, ganz kleine Glocke auf Gut Renkhausen bei Isenstedt, sodass heute über das Werk auch dieses Gießers leider nichts mehr auszusagen ist.

Heinrich Ludwig Lohmeier

Nach diesem durchaus das Ende einer Epoche markierenden Zwischenspiel begann das letzte Kapitel Gütersloher Glockengießerei: Die Tätigkeit des Kupferschmieds und späteren Glockengießers Heinrich Ludwig Lohmeier (* 24.4.1792, † 29.5.1874) und seiner Söhne Friedrich August

14 Der Name ist nach freundlicher Auskunft von Herrn Siegfried Nottbrock noch heute in Gütersloh häufiger vertreten. Im Übrigen verdanke ich alle wesentlichen biographischen Informationen zu den Gießern B. H. (II) Fricke-Notbrock-Gilljohann Herrn Siegfried Nottbrock (Gronau), einem Nachkommen des Glockengießers Franz Heinrich Notbrock.

15 Die Glocke befindet sich heute in einem freistehenden Glockenträger im Ortsteil Kleinendorf (Schlagton fis^2 -2; Ø 580 mm).

16 Schlagton a^2 +3; Ø 448 mm.

(* 19.12.1825, † 10.9.1915) und Carl Friedrich Ludwig (* 24.9.1836, † 31.5.1909).

Der Name Lohmeier ist in Minden-Ravensberg und darüber hinaus nicht gerade selten, doch bei dem Gütersloher Meister dürfte es sich um das Mitglied der hier ansässigen Familie dieses Namens gehandelt haben. In Schüttorf ist nämlich eine 1789 von dem Gütersloher Kupferschmied Peter Nikolaus Lohmeier gefertigte und mit Namen und Herstellungsort versehene Handdruck-Feuerspritze erhalten.

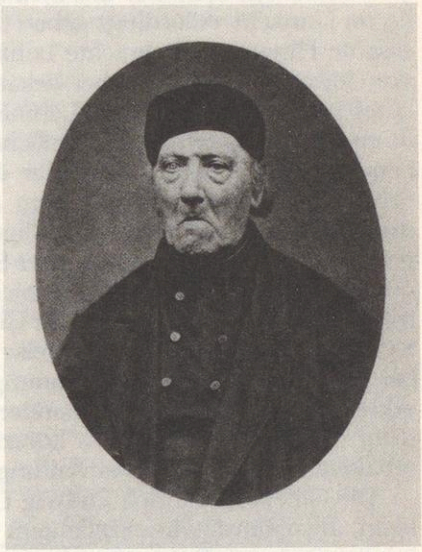


Abb. 15: Portrait des Glockengießers Heinrich Ludwig Lohmeier (Privatbesitz Ludwig Lohmeier, Gut Langert)
Repro: Claus Peter

Nach derzeitigem Kenntnisstand trat Heinrich Ludwig Lohmeier (s. Abb. 15) erstmals 1837 als Glockengießer hervor, doch leider ist die in diesem Jahr für Lieme (Lippe) gegossene Glocke nicht erhalten.[17] Die 1844 für das Niederntor zu Blomberg gegossene Glocke hat hingegen bis heute überdauert.[18] Prächtig verziert und sich in exzellent sauberem Guss zeigend, stellt sie schon als Frühwerk die Meisterschaft des Gießers unter Beweis. Im darauffolgenden Jahr entstand ein großes Geläute für den Blomberger Martiniturm.[19] Von da an war Lohmeier im gesamten westfälischen Raum und zum Teil darüber hinaus ein gefragter Glockengießer. Zahlreiche Kirchen erhielten stattliche Glocken und Geläute aus seiner Hand, so St. Marien in Minden (1865),[20] St. Andreas in Lübbecke

17 Ernst Wiesekoppsieker: Die Glocken des Lipperlandes. Unveröffentlichtes Manuskript. Theologische Bibliothek der Lippischen Landeskirche Detmold, KM XII/41. Darin finden sich diverse Mitteilungen aus älteren Quellen.

18 Schlagton d^2 +7; Ø 660 mm.

19 Vgl. Anm. 17.

20 Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen 50 (wie Anm. 13), S. 150-157, hier S. 152.

(1844) und 1866 die neu errichtete Martin-Luther-Kirche in Gütersloh. Für diese entstand (neben der 1865 gegossenen großen Glocke von St. Marien zu Minden) auch die wahrscheinlich größte Glocke, die während der zirka drei Jahrzehnte währenden Tätigkeit Lohmeiers die an der Münsterstraße gelegene Gießerei verließ; ihr Durchmesser wird mit 1.570 mm angegeben. Mit dem Schlagton c^1 dürfte sie etwa 2.500 kg gewogen haben. Leider ist von all diesen Glocken nichts mehr erhalten.

Wo Lohmeier das Glockengießerhandwerk erlernte, liegt – obgleich er aus heutiger Sicht der uns zeitnächste Vertreter seines Fachs ist – völlig im Dunkeln. Allerdings geben die wenigen erhaltenen Glocken interessante Hinweise: So brachte Lohmeier auf einigen seiner Glocken den von Alexius Petit in Gescher bekannten Jagdfries an. Auch den Eichenlaubfries Petits verwendete Lohmeier zwar nicht formgleich, aber doch in einer zum Verwechseln ähnlichen Ausführung, wie überhaupt seine Glocken in der Gliederung der äußeren Form, der Anordnung von Schrift und Stegen, den Glocken aus Gescher sehr ähnlich sehen. Ob diesem Sachverhalt eine zeitweilige Zusammenarbeit beider Gießer zugrunde liegt oder ob ein Lehrer-Schüler-Verhältnis bestand, ist völlig offen und wird sich wohl auch nicht mehr feststellen lassen, da alle Betriebsunterlagen der Gütersloher Gießerei im Zweiten Weltkrieg vernichtet wurden.[21] Eigentümlicherweise lässt seine frühe Glocke vom Blomberger Niederntor diese Anlehnung an die Glocken Alexius Petits nicht erkennen; sie trägt ein völlig andersartiges Dekor, das wiederum später nicht mehr auf den Glocken Lohmeiers erscheint – soweit die wenigen erhaltenen Stücke diese Feststellung überhaupt zulassen.

Die Glocken Heinrich Ludwig Lohmeiers präsentieren sich, groß wie klein, ausnahmslos in exzellentem Guss und einer zeittypischen, solide komponierten äußeren Gestaltung. Zumeist tragen sie an der Schulter einen Eichenlaubfries, gelegentlich auch den oben genannten Fries mit Jagdszenen. Die darauf folgende Schriftzeile ist in Versalien von zeittypischer Form oder auch in gotisierender Fraktur gehalten. Als unterer Abschluss der Schulterzier dienen Eichenlaubgirlanden mit Rosetten in den Zwickeln. Zu den in unterschiedlicher Anzahl um den Wolm verlaufenden Stegen tritt gelegentlich eine weitere Schriftzeile (s. Abb. 16).

In ihrer klanglichen Faktur sind die Lohmeier-Glocken hinsichtlich des Klangaufbaus denen des Alexius Petit ebenfalls ähnlich, zeigen aber als Grundton im Gegensatz zu diesen stets eine Oktave statt der großen None. Auch diese Aussage ist insofern zu relativieren, als nur noch ganz wenige, meist sehr kleine und wohl nicht repäsentative Glocken erhalten sind. Die einzige in Westfalen noch vorhandene größere Lohmeier-Glocke in Schwalenberg zeigt, obwohl in leichter Rippe gegossen, nur eine recht kurze Resonanz.[22]

21 Freundliche Auskunft von Herrn Ludwig Lohmeyer, Gut Langert (Nachkomme des Glockengießers Lohmeyer).

22 Schlagton fis^1 +6; Ø 1030 mm.

Der Klangaufbau der Lohmeier-Glocken im Vergleich mit einer Glocke von Alexius Petit

Glocke	Wallen-brück	Schwalen-berg	Herford	Gravenhorst	Langen-berg
Gussjahr	1816	1851	1859	1855	1860
Gießer	Alexius Petit	Heinrich Ludwig Lohmeier			
Gewicht	~ 1175 kg	~700 kg	~kg	100 kg	~ 100 kg
Durch-messer	1235 mm	1030 mm	589 mm	544 mm	531 mm
Schlagring original	91,5 mm	86 mm	48 mm	41 mm	43 mm
schräge Höhe	955 mm	800 mm	430 mm (bis Steg)	390 mm (bis Steg)	394 mm
Höhe ohne Krone	1009 mm	~830 mm	450 mm	402 mm	419 mm
Schlagton	**e^1 - 2**	**fis^1 + 6**	**f^2 + 6+**	**g^2 - 8**	**g^2 + 5**
Unterton	es^o - 1	fis^o + 6	f^1 + 5	g^1 ± 0	gis^1 - 1
Prime	e^1 ± 0	e^1 - 3	es^2 + 3 (+)	f^2 ± 0	f^2+ 7
Terz	g^1 - 1	a^1 - 1+	as^2 + 2	b^2 - 9	b^2 + 7
Quinte	b^1 - 7	cis^2 + 5+	c^3 + 3,5	d^3 - 8	es^3 ± 0 -
Oktave	e^2 - 2 (-)	fis^2 + 6	f^3 + 6,5	g^3 - 8	g^3 + 5
Duodezime	h^2 - 1	cis^3 + 7	außer Messbereich		

Bezugston: a^1 = 435 Hz; Abweichungen in 16tel Halbton.
Aufnahme: Claus Peter.

In beiden Weltkriegen waren die Glocken Lohmeiers nicht alt genug, um von der Enteignung frei- oder wenigstens zurückgestellt zu werden, sodass der Bestand heute bis auf ganz wenige kleine Einzelglocken vernichtet ist. Vor diesem Hintergrund ist es kaum nachzuvollziehen, dass noch nach dem Zweiten Weltkrieg Lohmeier-Glocken durch Einschmelzen vernichtet wurden, wie zum Beispiel noch 1958 eine solche aus Gehlenbeck!

Nach dem Tode Heinrich Ludwig Lohmeiers 1874 übernahm dessen Sohn Karl Friedrich die Gießerei. 1887 entstand die nach gegenwärtiger Kenntnis letzte Glocke (St. Andreas-Kirche zu Lübbecke). In den 1890er Jahren wurde der Betrieb an der Münsterstraße geschlossen, da, wie es heißt, Karl Friedrich Lohmeier die harte Arbeit auf den Türmen immer beschwerlicher wurde.[23] Damit endete nach 250 Jahren die Tradition Gütersloh als Glockengießerstadt.

Von den letzten Vertretern ihres Faches, den beiden Gießern Lohmeier, künden heute nur noch die wenigen erhaltenen Glocken, doch die in den kirchlichen Archiven des Öfteren erhaltenen Fotos längst untergegangener Glocken stellen eindrücklich unter Beweis, dass Heinrich Ludwig Lohmeier neben seinen Zeitgenossen Alexius Petit in Gescher und Heinrich Humpert in Brilon zu den westfälischen Glockengießern 19. Jahrhunderts gehörte, die die Glockenkunst ihrer Zeit nach dem Niedergang in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wieder emporbrachten und nachhaltig und auf hohem Niveau prägten.

[23] Vgl. Anm. 21.

Gerhard Rödding

Gräfin Maria Magdalena zur Lippe und Superintendent Julius Schmidt

Im Archiv der fürstlichen Familie zu Lippe-Biesterfeld findet sich das Original eines Briefes, den der Pfarrer und Liederdichter Paul Gerhardt der Gräfin Maria Magdalena zur Lippe (1606–1671) geschrieben hat. Darin antwortet er auf das Angebot der Gräfin, nach Lippe zu kommen, um eine neue Aufgabe zu übernehmen, damit er dem konfessionellen Streit in Berlin und den Maßregeln des Kurfürsten Friedrich Wilhelm entrinne.[1] Die Gräfin hat jedoch auch noch mit anderen Theologen korrespondiert. Leider sind ihre Briefe – wie auch die an Paul Gerhardt – nicht erhalten, wohl aber die Antworten der Empfänger. So finden wir im Archiv Lippe-Biesterfeld vier Briefe im Original, die der Petershagener Pfarrer und Superintendent des Bistums Minden an die Gräfin gerichtet hat,[2] außerdem einen Brief des Herforder Pfarrers Johannes Binchius (oder Bincke).

Zwar haben diese Briefe kein besonderes theologisches oder kirchengeschichtliches Gewicht, aber sie geben uns doch einen Einblick in das Pfarrerleben der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, und sie zeigen uns, um welche Dinge sich eine hochgestellte adelige Persönlichkeit kümmerte.

Julius Schmidt

Julius Schmidt war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Kirche der Brandenburgischen Länder, so wie sie aus dem Dreißigjährigen Krieg hervorgegangen sind. Wir sind über ihn gut informiert, weil der Mindener Pfarrer Anton Gottfried Schlichthaber[3] in seiner ausführlichen

1 Darüber wurde bereits im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte berichtet; siehe Gerhard Rödding, Paul Gerhardt und die Gräfin Maria Magdalena zur Lippe, JWKG 105 (2009), S. 73-84.

2 Zu besonderem Dank bin ich Seiner Durchlaucht Prinz Dr. Armin zur Lippe verpflichtet, dass er mir die Originale zugänglich gemacht und mir auch manchen Hinweis gegeben hat.

3 Anton Gottfried Schlichthaber stammt aus einer Pastorenfamilie in Alswede, wo er am 9. Oktober 1699 geboren wurde. Später war er Pfarrer an St. Simeonis in Minden, wo er am 23. März 1758 starb (s. Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, [BWFKG 4], Bielefeld 1980, S. 438 Nr. 5432). Der hier interessierende fünfte Teil seiner Mindischen Kirchengeschichte erschien 1755 unter dem Titel: „Der Mindischen Kirchen-Geschichte fünfften Theils Erstes Stück. Welches enthält: einige Nachrichten betreffend die Kirche zu Petershagen nach ihren innern Zierrathen und die Lebensbeschreibung derer Zwey Ersten Mindischen Superintendenten 1.) M. Anton Bvssmans 2.) M. Jvlii

Mindener Kirchengeschichte über ihn berichtet hat und sich dabei auf Aufzeichnungen, ein Diarium, von Julius Schmidt selbst stützen konnte. Letzteres ist zwar verlorengegangen, aber man wird annehmen dürfen, dass Schlichthaber einigermaßen korrekt zitiert hat, obwohl er immer für Schmidt Partei ergreift, um ein positives Bild von ihm zu zeichnen. Wo er in dieser Hinsicht Probleme hat, lässt er eine Lücke, zum Beispiel, wenn es darum geht, zu klären, welche Rolle Schmidt bei den Hexenverfolgungen in Petershagen in den Jahren von 1654 bis 1656 gespielt hat.[4] Darüber berichtet Schlichthaber im Einzelnen nichts, sondern bemerkt nur, dass er die Verurteilten auf ihrem letzten Gang begleitet habe. Widerstand gegen die Hexenverfolgung, die Sache der Obrigkeit war, hat Schmidt offenbar nicht geleistet.

Julius Schmidt[5] ist am 14. Juni 1618 in Celle geboren. Er stammte aus einer Handwerkerfamilie. Über sein Elternhaus schreibt Schmidt in seinem Diarium:

> *[...] meine liebe Eltern habens allezeit gut mit mir gemeinet, insonderheit der Vater widmete mich von Anfang unserm Herrn Gotte / und triebe es immer / Zeit dem ich gedencken kann / mit beten zu Gott / mit warnen / ermahnen und allerley väterlichen Versprechungen an mich / daß ich sollte ein Prediger werden / und Gotte auf der Cantzel zu dienen. Dieserwegen bestelleten meine Eltern nach einander verschiedene viele* Paedagogos *und zwar sehr frühe da ich noch im Rocke lief / versorgeten selbige mit freyem Tische / und taten oftmahls noch über deme ihnen viel gutes der elterlichen Hoffnung: sie meine Schul=Führer sollten dagegen ein gut* Fundament *zur wahren Gottesfurcht / Geschicklichkeit und gründlicher Gelahrtheit bey mir legen.*[6]

Sein weiterer Weg führte ihn über Braunschweig zum Johanneum nach Lüneburg, wo er ein fürstliches Stipendium[7] erhielt. Über das Johanneum schreibt er:

> *Der Lüneburgischen Johannis=Schule habe ich nächst Gott dem Allmächtigen viel über alle zu dancken / daß ich in lateinischer und griechischer Sprache etwas gefasset habe, nachdem ich vorher von* Praeceptoren *unverantwortlich versäumt war.*[8]

Obwohl offensichtlich gern in Lüneburg, musste er die Stadt bald wieder verlassen, weil sie von schwedischen Truppen erobert worden war und der Unterricht am Johanneum eingestellt werden musste. Auch wurde

Schmidts Zusammengetragen von Anton Gottfried Schlichthaber, Pastor Mind. Ad S. Simeonis & c. Minden, 1755 gedruckt von dem Königl. Preuss. Hof-Buchdrucker Johan Augustin Enax". – Der Text wurde 1979 als Faksimile neu herausgebracht.

4 S. dazu: Rüdiger Bremme, Superintendent Julius Schmidt (1618–1680) und die Hexenverfolgung in Petershagen 1654–1656, JWKG 103 (2007), S. 51-73.

5 Bauks (wie Anm. 3), S. 442 Nr. 5476.

6 Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 23f.

7 Text der Stipendiengewährung von 30 Talern drei Jahre lang in den Supplementa Nr. 2, Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 89.

8 A.a.O., S. 26.

die reiche Hansestadt geplündert, und mancher Bürger verlor sein Hab und Gut. Schmidt finden wir bald darauf in Rostock,[9] wo er mit dem Theologiestudium im engeren Sinne beginnt. Obwohl er dort fleißig die *collegia* besuchte, musste er auch Rostock bald wieder verlassen, weil Geldnot und Seuchen infolge des Krieges ihn dazu zwangen. Wir finden ihn dann bald im Umfeld von Lüneburg, wo er „in *Condition*[10] bey Christoph Enghausen, Amts=Vogten zu Amelinghausen" trat.[11] Dort aber konnte man ihm infolge der Kriegswirren das versprochene Gehalt nicht zahlen, sodass er einen geistlichen Dienst in der Nähe von Nienburg übernahm. Da er die Pfarre aber nur bekommen konnte, wenn er die Tochter des Pastors heiratete, machte er sich auch hier bald wieder auf den Weg, der ihn schließlich nach Walsrode führte, wo er mehrfach in Lebensgefahr geriet. Am Ende finden wir ihn wie viele seiner Zeitgenossen in einer Anstellung als Hauslehrer, in seinem Fall bei Amtmann Nacke in Auburg, nahe Wagenfeld in der Grafschaft Diepholz gelegen. Schmidt legt Wert darauf festzuhalten, dass er sich – ähnlich wie Paul Gerhardt – nie um ein Pfarramt beworben habe. Seine Mutter jedoch – immerhin eine einfache Schuhmachersfrau – habe an Herzog Friedrich in Celle geschrieben und für ihn um eine Stelle gebeten. Darauf erhielt sie die Antwort, vom Herzog eigenhändig unterschrieben:

> *Unser gnädiger Fürst und Herr hat gnädig gewilliget / daß Supplicantin von Jürgen Schmidts sel. Wittwen Sohn* in numerum exspectantium *eingeschrieben / und auf begebenden Fall zu einer Pfarre befodert werden sol. Uhrkundl[ich] Zell den 12. Aug. 1642. Friedrich. m*[anu] *p*[ro]*p*[ria].[12]

Im Januar 1643 hielt sich Schmidt in Minden auf und hielt vertretungsweise eine Predigt vor dem schwedischen Generalmajor von Zabeltitz, der ihm daraufhin eine Feldpredigerstelle anbot, die Schmidt aber zunächst ablehnte. Er wollte sich offensichtlich von seiner Hauslehrerstelle in Auburg aus weiteren theologischen Studien widmen. Durch erneutes Drängen des Generals bewogen, ließ er sich schließlich darauf ein, sonntags und mittwochs bei Hofe zu predigen und morgens und abends eine Betstunde zu halten. Auch jetzt konnte er seine theologischen Studien fortsetzen, die er 1644 mit dem *Gradus magisterii* zu Rinteln abschloss.[13]

Am Fest Mariae Reinigung, dem 2. Februar 1644, hielt er in der St. Marienkirche zu Minden eine Predigt, der der schwedische Gouverneur und Generalmajor Gustav Otto von Steinbock (Steenbok) beiwohn-

9 2. März 1637.
10 Vertragliches Dienstverhältnis.
11 Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 29.
12 A.a.O., S. 33.
13 *Anno 1644. ward mir der* Gradus magisterii *zu Rinteln* praesenti*ret / da dann mein* Competitor *Herr M. David Ludovivo /* Pastor *an S. Simeon in Minden und ich am 11. Jan. dem* Examini rigoroso *uns* submitti*rten / auch den folgenden Tag unter M. Peitman* publice disputi*reten.* So Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 35. Zu David Ludovici (1615–1664) s. Bauks (wie Anm. 3), Nr. 3857. Er war Mitbewerber (Competitor) Schmidts um die Magisterwürde.

te. Die Schweden griffen zwar viel weniger als später die Brandenburger in die kirchlichen Verhältnisse ein, sorgten aber dafür, dass die kirchlichen Angelegenheiten einigermaßen wohlgeordnet wurden, was in den letzten Jahren des verheerenden Krieges nicht immer einfach war. Jedenfalls wurde Julius Schmidt von General Steinbock zu seinem rechtmäßigen Prediger und Beichtvater voziert. Die Familie von Zabeltitz – der General war inzwischen verstorben – wollte ihn zwar gern mit nach Hamburg nehmen, aber nun bot sich eine andere Gelegenheit. Es fehlte ihm nur noch die kirchliche Ordination. Er schreibt:

> *Zog am 7. Maj. darauf nach Rinteln / und nachdem* ich *den 9. von Herrn* D. Gisenio[14] *im Beyseyn der beyden Herrn* Pastoren examini*ret / und am 10.* ej. *über Esa. 6, 1.2. meine Probe=Predigt gehalten / wurde ich* solenniter *ordini-ret.*[15]

Jedoch sollte sich schon bald wieder eine Änderung seines Lebenslaufes ergeben.

Auf Drängen des Kanzlers der schwedischen Regierung, Heinrich Bessel, übernahm er 1646 die seit 14 Jahren vakante Stelle eines Pastor primarius zu Petershagen, immerhin der Regierungssitz des Bistums und späteren Fürstentums Minden. Er schreibt:

> *Ich hielt darauf auf Anrathen des* Cancellarii *Bessels in Petershagen eine Gast=Predigt am Tage* Purificationis Mariae [2. Februar 1646], *worauf ich am Sonntag* Reminiscere [25. Februar 1646] *von Herrn* Cancellario *Besseln* nomine Regiae Majestatis Sueciae *vorgestellet, und* solenniter introduci*ret wurde.*[16]

Kurze Zeit später wurde er auch zum Superintendenten ernannt, sodass ihm das ganze Bistum mit Ausnahme der Städte Minden und Lübbecke als Aufsichtsbereich zugeordnet war.[17] Dann änderten sich die Verhältnisse im Bistum wiederum gründlich. Nachdem im Westfälischen Frieden das Bistum dem Kurfürsten von Brandenburg als Fürstentum zugesprochen war, zogen die Schweden zwar verspätet, doch endlich im September 1649 ab.[18]

[14] Johannes Gisenius (1577–1658), Vertreter der lutherischen Orthodoxie, war zunächst Rektor der Universität Rinteln, der Alma Ernestina, die in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges geschlossen wurde. Gisenius bemühte sich danach um die Wiedereröffnung, was 1641 auch gelang. Er war dann fünf Jahre lang das einzige Mitglied der theologischen Fakultät.

[15] Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 36.

[16] A.a.O., S. 39.

[17] Es gibt einen Streit darüber, ob Julius Schmidt der erste lutherische Superintendent im Bistum Minden gewesen sei. Schlichthaber ist der Auffassung, dass dessen Vorgänger M. Anton Bussmann, der bereits 1642 gestorben war, als erster Superintendent anzusehen sei. Dieser Streit mag unentschieden bleiben. In der folgenden preußischen Zeit jedoch war Julius Schmidt der erste Superintendent im Fürstentum Minden; s. a.a.O., S. 20f.

[18] S. Robert Stupperich, Gemeinde und Obrigkeit in Minden und Ravensberg in brandenburgisch-preußischer Zeit, JWKG 71 (1978), S. 59-75.

Nun hatte die Gemeinde in Petershagen wieder einen energischen und tatkräftigen Mann zum Pfarrer. An der Kirche St. Petri, die zwar nach einem Brand eines älteren Gebäudes erst zwischen 1615 und 1618 nach dem Vorbild der Bückeburger Stadtkirche erbaut worden war, gab es manchen Schaden, der der Ausbesserung harrte. Auch war die Inneneinrichtung spärlich. So wurde alsbald ein neuer Taufstein beschafft. Außerdem sei nur ein „altförmisch gering Altar" vorhanden gewesen, den Schmidt dadurch ersetzte, dass er den Altar aus der Schlosskapelle, die man als Viehstall benutzt hatte, in der St. Petri-Kirche aufstellen ließ. Die Kirche hatte im Übrigen nur eine Glocke, die im Dachstuhl hing, weil es noch keinen Turm gab.[19] Phantasiereich wie Schmidt war, wandte er sich an den General von Königsmarck[20] in Vechta und bat um ein altes Geschütz. Dann wurde in der Gemeinde Geld gesammelt wie auch

> *alte[n] zinnern Schüsseln, Leuchtern, Grapen, Kesseln etc. […] [Man] machte sich darauf nach Minden, woselbsten die Glocke Ao 1647. den 13ten Octobr. war der Mittwochen nach dem 17. Trinit. im kleinen Gießhause auf dem Walle bey der Windmühlen mit vorhergehenden demüthigen Gebete von Meister Engelhard Krügern, damahligem Küster zu St. Martini, Gott sey Danck! glücklich gegossen […].*[21]

Man hatte zwar zunächst insofern Pech, als sich die Glocke im Dachstuhle nicht aufhängen ließ und ins Gebälk stürzte. Aber nach einigen Mühen gelang das Werk doch.

Am 1. Februar 1650 kam Kurfürst Friedrich Wilhelm mit großem Gefolge nach Petershagen, um die Huldigung der Stände des Fürstentums entgegenzunehmen.[22] Nachdem Julius Schmidt mehrmals in Anwesenheit des Kurfürsten und seiner Gemahlin Louise Henriette (von Oranien)[23] gepredigt hatte und jeder einzelne Pfarrer dem neuen Landesherrn durch Handschlag „Seiner Churfürstl. Durchl. trew / hold vnd gehorsamb zu seyn / unterthänigst"[24] versprochen hatte, wurde Julius Schmidt zum Superintendenten und Konsistorialrat in nunmehr brandenburgischen Diensten ernannt, das heißt, er konnte sein Amt behalten, welches er schon in schwedischer Zeit ausgeübt hatte.[25] In einer Huldi-

19 Der heutige Turm mit der „welschen Haube" wurde erst 1732 erbaut.

20 1600 bis 1663; Hans Christoph von Königsmarck war Offizier aus der Mark Brandenburg in schwedischen Diensten.

21 Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 7f.

22 Julius Schmidt hat darüber einen ausführlichen Bericht geschrieben: Kurtzer Catalogus, Der hiebevor gewesenen Mindischen Bischoffe / Worin auch / was für vornehme Potentaten vor vnd nach der Bischoffe Zeiten / von der Sündfluth an biß hieher / diese vnd vmligende Lande beherschet / mit wenigem gemeldet wird. […] Rinteln an der Weser / Gedruckt bey Petro Lucio / der Vniversität bestalten Buchdrucker / Im Jahr Christi / 1650. S. 66ff.

23 1627 bis 1667.

24 A.a.O., S. 67.

25 *Es wurde hierauf durch Ihro Churfürstl. Gnade und Hulde das schwere* Superintendenten *Amt mir auferleget / auch mir dazu eine schrifftliche* Vocation *den 14. Febr. 1650 ge-*

gungsrede, die er vor dem Kurfürsten und seinem Gefolge zu halten hatte, machte er darauf aufmerksam, für wie schwierig er das neue Amt halte und dass er dafür die Unterstützung der brandenburgischen Regierung brauche:

> *Weilen auch in diesem Lande längst kein Superintendens gewesen / nie keine* Vistationes *geschehen / so ist leichte anzunehmen / daß in Kirchen= und Schulwesen sehr mannigfaltige und grosse* confusiones *sich finden werden / denen ich alleine nie werde abhelfen können: so demnach Ew. C. D. gnädigst gefället / daß ich in diesem Lande des Superintendenten Stelle vertreten sol / so bitte unterthänigst / Ew. Durchl. wollen mir den Rücken durch ihre Ministros halten lassen / auf daß man in vorfallenden Sachen durchdringen und Gottes Ehre fordern könne.*[26]

Julius Schmidt hat sein Aufsichtsamt sehr gewissenhaft wahrgenommen. Fühlte er sich in seinem geistlichen Amt als Nachfolger der Bischöfe von Minden, deren Geschichte er mit Akribie erforschte und aufschrieb? Ordination und Visitation waren auch nach reformatorischer Auffassung die eigentlichen bischöflichen Aufgaben, die es zu erfüllen galt. Freilich wurden ihm gerade diese nicht leicht gemacht. Die Visitation war für alle etwas Ungewohntes. Julius Schmidt ordnete sie neu.[27] Es konnte nicht ausbleiben, dass er damit nicht überall auf Gegenliebe stieß, zumal auch das Mindener Domkapitel noch Aufsichtsrechte besaß. Dann führte er in allen Gemeinden die Firmung (Konfirmation) ein, die sich zwar schon einer gewissen Verbreitung erfreute, aber keineswegs überall in Brauch stand.[28]

Das gesamte Mindener Land war dem deutschen Luthertum zugetan. Auch Julius Schmidt muss von Herkunft und Ausbildung her als Lutheraner bezeichnet werden. Nun jedoch hatte er einen reformierten Landesherrn, der zwar versprochen hatte, keine Gemeinde und keinen Untertanen zu zwingen, sich der reformierten Kirche zuzuwenden, der aber doch darauf bedacht war, dieser Spielart der Reformation überall in seinen Ländern Einfluss und Anhänger zu verschaffen. Im Konsistorium war Schmidt der einzige Lutheraner; denn die beiden anderen Räte waren Reformierte, da in Verwaltung und Regierung die reformierte Konfession bevorzugt wurde. Auch der Statthalter, den der Kurfürst berufen hatte, Graf Johann von Sayn-Wittgenstein, gehörte dieser Konfession an. Darüber hinaus wurde ein reformierter Pfarrer als Hofprediger ans

geben. Es wurden mir auch zwey Räthe im Consistorio *zugeordent und ward also den 29. Mertz am ersten* Consistorium *gehalten* (a.a.O., S. 46).

26 A.a.O., Suppl. Nr. 17, S. 121f.

27 S. dazu Erdmann, Wilhelm: Eine Visitationsordnung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, JVWKG 40/41 (1939/1940), S. 298-311.

28 Julius Schmidt, Christliche evangelische Firmung, Hannover 1661; s. auch Stupperich (wie Anm. 18), S. 72.

Schloss in Petershagen berufen.[29] All dies schaffte Unmut und Ärger, wenn auch der Widerstand sich nicht in gleicher Weise wie später in Berlin formierte.

Julius Schmidt war gewiss alles andere als ein aufmüpfiger Untertan, aber er ließ sich durch die neue Obrigkeit nicht in seine geistlichen Geschäfte hineinreden. Dass dies zu Konflikten führen musste, lag auf der Hand. So examinierte und ordinierte er gegen das ausdrückliche Verbot des Kanzlers von Wesenbeck einen Kandidaten der Theologie, nachdem er sich vorher des Rückhalts seiner Pfarrerschaft vergewissert hatte.[30] Dieser bewusste Widerstand gegen eine obrigkeitliche Verordnung kann nur damit erklärt werden, dass Julius Schmidt der kurfürstlichen Regierung nicht zugestand, in sein geistliches Amt einzugreifen. Das erinnert an die wenig später sich ereignenden Auseinandersetzungen in Berlin, in die Paul Gerhardt hineingezogen wurde und in denen er sein Amt verlor. Wenn auch die Auseinandersetzungen in Minden wesentlich moderater verliefen, kürzte man doch die Einkünfte des Superintendenten, der große Mühe hatte, diese Maßregel wieder rückgängig zu machen.

Julius Schmidt ist am 8. August 1680 gestorben. Er war in erster Ehe mit Gesa, geborene Saringhausen, Tochter eines Pfarrers in Lavelsloh, und in zweiter Ehe mit Johanna, geborene Schneider, Tochter eines Amtmanns in Diepholz, verheiratet.

Anton Gottfried Schlichthaber, der ein äußerst positives Bild des Superintendenten zeichnet und – wie schon erwähnt – die Schattenseiten seines Wirkens im Nebel verschwimmen lässt (zum Beispiel seine Rolle bei den Hexenverfolgungen), schreibt am Schluss seines Berichtes:

> *Denn in Religions=Sachen war er kein Mann in weichen Kleidern / kein Rohr; das der Wind hin und her wehet / sondern ein* Mindischer Luther[31] *[...] dies brachte ihm Ungnade / Haß und Verdruß / worüber er offt in M*[anu]*s*[cript]*o bittere Klage führet [...].*

Zwanzig Jahre vor seinem Tode schreibt er selbst:

> *Ich bin nun ins 11te Jahre unwürdig* Superintendens *alhier in diesem Lande / und habe dabei nicht wenig Widerwärtigkeiten schmecken müssen. == Ich will zwar durch Gottes Hülffe hiebey nicht verzagen; aber so viel fühle ich: daß mirs wehe thue / und so viel ersehe ich / daß mir Gefahr dahinter stecke / Gott mit uns! Petershagen, am 24. Octobr. 1660.*[32]

[29] 1651: Johannes Heuckeroth, s. Bauks (wie Anm. 3), S. 207 Nr. 2624. Es wurde damit praktisch eine reformierte Gemeinde in Petershagen begründet, die allerdings bereits 1674 der Administration nach Minden folgte.

[30] Es handelte sich um Johan Ernst Badenius SS. Theol. Studiosus, der von der Gräflich Tecklenburgischen Regierung eine Predigerstelle in Uchte erhalten sollte und Julius Schmidt darum gebeten hatte, bei ihm die vorgesehene theologische Prüfung abzulegen und die Ordination zu empfangen; so Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 48f.

[31] Im Original Fettdruck.

[32] A.a.O., S. 59.

Gräfin Maria Magdalena zur Lippe

Gräfin Maria Magdalena zur Lippe wurde am 27. April 1606 als Gräfin von Waldeck-Wildungen geboren. Über ihre Kindheit und Jugend ist wenig bekannt, zumal sie schon mit 17 Jahren[33] mit Graf Simon VII. zur Lippe[34] verheiratet wurde, dessen erste Gemahlin, Gräfin Anna Katharina von Nassau-Wiesbaden-Idstein, bereits 1622 gestorben war.

Simon VII. war der Sohn Simons VI., der von 1605 an zunehmend das Lipperland vom Luthertum zum Calvinismus geführt hatte und dabei in einen tiefgreifenden Konflikt vor allem mit der Stadt Lemgo geriet, der noch keineswegs beendet war, als Simon VII. 1613 seinem Vater in der Regierung der Grafschaft nachfolgte. Jedoch gelang es ihm, mit der Stadt Lemgo einen Vergleich zu schließen, dessen wichtigstes Ergebnis war, dass die selbstbewusste Stadt ihr lutherisches Bekenntnis behalten durfte, der sogenannte Röhrentruper Rezess von 1617.[35] Als Simon VII. 1627 starb, wurde sein zweitältester Sohn aus der ersten Ehe, Simon Ludwig, sein Nachfolger.

Maria Magdalena war nun mit 21 Jahren bereits Witwe; nur vier Jahre hatte die Ehe gedauert, während derer sie drei Kinder geboren hatte, zwei Töchter und den Sohn Jobst Hermann,[36] den Begründer der Linie Lippe-Biesterfeld. Ihre weitere Versorgung war anlässlich ihrer Heirat in einer Heiratsverschreibung von 19. April 1623 geregelt worden.[37] Ihr Wittum sollte im Wesentlichen aus den Einkünften der Ämter Oldenburg[38] und Schwalenberg bestehen, die jährlich 4.532 Taler aufbrachten. Hinzu kamen die Jagd- und Fischereirechte in Schwalenberg sowie freie Holzung und Mastrechte für 100 Schweine. Besonders wichtig war, dass der Gräfin freie Religionsausübung zugestanden wurde – denn die Gräfin war betont lutherisch.

Als Simon VII. gestorben war, wurde die Burg in Schwalenberg restauriert, sodass die junge Witwe dort einziehen konnte. Aber schon bald prallten die Wogen des Dreißigjährigen Krieges auch an die Mauern ihres Schwalenberger Domizils. Als Lutherische hielt sie es mit den Schweden, was diese aber nicht hinderte, sie auszuplündern. Vorstellungen bei Oberst Wrangel nützten nichts, genausowenig wie die Geschenke, die sie ihm überbrachte. Wie sehr auch die gräfliche Familie unter

33 1623.
34 1587 bis 1627.
35 S. dazu Hanns-Peter Fink, Der Röhrentruper Rezess von 1617, JWKG 101 (2006), S. 163-180.
36 Geboren 1625.
37 S. dazu Anton Mönks, Aus dem Leben der Gräfin Maria Magdalena zur Lippe, Bocholt 1937.
38 Das Paragialgut Oldenburg, ursprünglich Stammsitz der Grafen von Schwalenberg, liegt südöstlich von Schwalenberg nahe Marienmünster, heute im Landkreis Höxter.

den Kriegswirren leiden musste, zeigt ein Brief, den ein Schwalenberger Pächter an Graf Otto zur Lippe in Brake schrieb:

Wie es heute zum Schwalenberg leider abgegangen, wirdt alda kündlich sein. Ich vergesse Zeit meines Lebens nicht den erbermlichen Zustant, den ich ahn gräfflichen undt andren Personen gesehen, undt wie Graf Simon Ludewich, Gr. Gn. Gemahlin, Fraw Mutter, Frewlein undt Hern beraubt und ausgezogen alhie vorbeykommen. Graff Simon Ludewich noch nichts dan die Hosen anbehalten, das Frauwenzimmer ist mit alten unduchtigen Kleidern widder behangen gewesen, die Diener alle ausgezogen. Ihr Gn. haben kein einzich Pferdt behalten, das Hauß und Flecken ist gants ausgeplündert. [...] Gott wolle gnediglich helffen, kann für großem Hertzleid nicht mehr schreiben.[39]

Obwohl Simon VII. versuchte, das Land möglichst aus dem Dreißigjährigen Krieg herauszuhalten, zogen sowohl kaiserliche als auch schwedische Truppen plündernd durch. Maria Magdalena sah sich schließlich genötigt, nach Detmold zu ziehen, wo sie mit ihren Kindern „in Kost" bei ihrem Stiefsohn Simon Ludwig lebte. Schließlich kaufte sie sich dort den Schwartzenhoff, eine Wohnung für die Zeit ihres Detmolder Aufenthalts.

Hier begannen aber auch ihre großen finanziellen Schwierigkeiten. Da ihre Schwalenberger Bauern durch den Krieg bettelarm geworden waren, konnten sie ihr die notwendigen Abgaben nicht zahlen. Außerdem geriet sie in Streit mit der Detmolder Hofkammer über die Höhe ihrer Einnahmen aus ihren Paragialgütern[40]. Hinzu kam, dass die Detmolder Familie Kostgeld für sie und ihre Kinder verlangte. So ist es nicht verwunderlich, dass die Gräfin sich hoch verschulden musste. Die benachbarten Familien von Haxthausen und von Donop halfen ihr mit Krediten. Vor allem aber war sie befreundet mit der Familie von Oeynhausen auf der benachbarten Grevenburg. Johann Melchior von Oeynhausen war oft in Schwalenberg und hat die Gräfin unterstützt. Das hing auch damit zusammen, dass sich die Oeynhausens zum Luthertum bekannten, obwohl sie in katholischem Umfeld lebten.

Maria Magdalena hatte einen lutherischen Hofprediger, in jener Zeit Magister Christoph Röhrendorf. Da die Schwalenberger nur missmutig und zögernd Calvinisten geworden waren, begann das Luthertum dort wieder Fuß zu fassen. Freilich verhinderte das Konsistorium in Detmold, dass der Hofprediger eine reguläre lippische Pfarre bekam. Die Gräfin jedoch sorgte dafür, dass ihr Sohn Jobst Hermann lutherisch erzogen wurde. Darüber entstand ein Streit mit ihrem Stiefsohn Simon Ludwig, der Jobst Hermann nach Detmold holte, um zu verhindern, dass dieser mit elf Jahren zum lutherischen Abendmahl zugelassen wurde.[41] Maria Magdalena konnte ihn jedoch mit Hilfe von Anton Gabriel von Donop,

[39] Zitiert nach Erich Kittel, Geschichte des Landes Lippe, in: Heimatchroniken der Städte und Kreise des Bundesgebietes, Bd. 18, Köln 1957, S. 107f.

[40] Paragium = Abfindung nachgeborener Prinzen mit Landbesitz, wird aber auch für Güter gebraucht, die für den Unterhalt von Witwen bestimmt waren.

[41] 1636.

einem ihrer Freunde, zurückholen und mit ihm nach Herford fliehen, wo Margarethe II. aus dem Hause Lippe Äbtissin der Reichsabtei war. Hier muss sie auch Johannes Binchius,[42] Pfarrer an der Herforder Münsterkirche, kennengelernt haben, einen überaus streitbaren Lutheraner. Auch von ihm ist ein Originalbrief an die Gräfin erhalten, auf den noch zurückzukommen ist.

Über das Wirken der Gräfin Maria Magdalena in Schwalenberg ist nicht sehr viel bekannt. Einmal tritt sie für den Bürgermeister von Schwalenberg ein, den der lippische Amtmann ins Gefängnis geworfen hatte, weil er Schulden nicht bezahlen konnte. Sie schreibt:

Der Ambtmann wolle allzu strenge und Über Gebühr nicht verfahren, denn es ist ein Richter und Rächer über ihnen und Uns alle, über Herr und Knecht, welcher nicht ansiehet die Persohn, Macht noch Herrlichkeit. Denn sein reich alleine ist ein beständiges Reich; und Er siehet auff das niedrige, daß er den elenden errette, und er errettet ihn zur rechten Zeit.

Weilen wir den hoffen, der höchste werde unser Eelendt, Unterdrückung, Verachtung und Jammer auch dermaleinst ansehen und ändern, bitten wir unterdessen, der Ambtmann, so lange als hier in seinem Ambt von Gott gelassen wirt, Ahne, wass recht ist, Unsere Witthums-Unterthanen nicht unterdrücken, verderben und einen für den andern verfolgen helfen.[43]

Der Brief aus dem Jahr 1643 ist noch ganz aus der Erfahrung des Dreißigjährigen Krieges geschrieben. Er ist wohl ein Beispiel dafür, dass sich die Gräfin um Menschen in Notlagen kümmerte.

Eine andere Episode aus der Schwalenberger Zeit ist wohl noch charakteristischer. Maria Magdalenas Sohn Jobst Hermann war befreundet mit einem Mitglied der lippischen Ritterschaft, Ernst von Mengersen, der ihn oft auch auf Reisen begleitete. Dieser lernte in Schwalenberg die Tochter des dortigen Verwalters der gräflichen Meierei mit Namen Hans Heinrich Müller kennen, der ein Kenner der natürlichen Heilkräfte war, die in Pflanzen und Kräutern aller Art schlummern. Die Gräfin muss ihn sehr geschätzt haben, zumal er sie bei der Errichtung einer ersten Apotheke in Schwalenberg unterstützte und beriet. Offensichtlich versuchte die Gräfin, in Gesundheitsfragen auf der Höhe der Zeit zu sein.

42 Bauks (wie Anm. 3), S. 39 Nr. 507. Binchius oder Binch (auch Bincke) hat später eine Streitschrift gegen die reformierte Prädestinationslehre verfasst und dabei seinen Herforder Amtsbruder Nikolaus Warendorp (a.a.O., S. 536f. Nr. 6663) heftig angegriffen. Dieser wehrte sich in einer Streitschrift. Binchius muss auch eine wichtige Rolle bei der Wahl von Margarethe zur Lippe zur Äbtissin gespielt haben. Es war zu einer Doppelwahl gekommen (gegen Maria Klara von Wartenberg), weil man in Herford eine Kandidatin aus dem reformierten Hause Lippe ablehnte. Margarethe neigte jedoch dem Luthertum zu und hatte sich Johannes Binchius angeschlossen. Die Doppelwahl erledigte sich, weil Maria Klara von Wartenberg kurze Zeit später starb.

43 Brief vom 26. Januar 1643; s. Hugo Rasch, Lippische Rundschau vom 19. August 1958, S. 3.

Nun hatte sich jedoch Ernst von Mengersen in die Tochter ihres Verwalters verliebt, was zu Komplikationen führen musste, weil eine nicht standesgemäße Heirat undenkbar war. Graf Simon Henrich[44] weigerte sich, die notwendige Heiratserlaubnis zu erteilen. Darum fand sich in Lippe auch kein Pfarrer, der die Eheschließung mit der kirchlichen Trauung vollziehen wollte; denn dies wäre bei Strafe verboten gewesen. Auch Maria Magdalenas Hofprediger, derzeit Jobst Christian Grothe, wagte es nicht. Da verfiel die Gräfin auf einen Ausweg. Sie ließ aus dem benachbarten Vahlbruch bei Polle einen lutherischen Pfarrer kommen, der die Trauung vollzog und danach schnell wieder über die Grenze ins Braunschweigische verschwinden konnte, bevor lippische Ordnungshüter zugreifen konnten.[45]

Gräfin Maria Magdalena war gewiss eine der bemerkenswerten Frauen aus dem lippischen Grafenhause, die nicht vergessen werden sollte.[46]

Abb. 1: Maria Magdalena Gräfin zur Lippe (1606–1671)
(Fotografie: SD Dr. Arnim Prinz zur Lippe)

44 1666 bis 1697.

45 S. auch Hugo Rasch, Lippische Rundschau vom 4. April 1957, S. 3.

46 Ein zeitnahes, nicht signiertes, von einem unbekannten Künstler angefertigtes Portrait der Gräfin in Öl auf Leinwand, 67 cm x 55 cm, gefasst in einem schlichten, aber vergoldeten Rahmen – ein Brustbild halbrechts, die Gräfin trägt einen fächerförmigen Stuartkragen – befindet sich im Detmolder Schloss (Inventarnummer P 15).

Nach den uns überlieferten Quellen sind es betont lutherische Pfarrer, die mit der Gräfin korrespondiert haben: Paul Gerhardt in Berlin, Julius Schmidt in Petershagen und Johannes Binchius in Herford. Vom Geschick Paul Gerhardts wird sie gehört haben, war doch die ganze Mark Brandenburg davon berührt. Flugs erkundigte sie sich nach seinem Schicksal und bot ihm an, nach Schwalenberg zu kommen, was dieser aber ablehnte.[47]

Wie aber kam es zur Bekanntschaft mit Julius Schmidt? Anton Gottfried Schlichthaber schreibt am Ende seines Berichtes über Julius Schmidt:

> *Hiebey war es zu bewundern: daß ein so schwacher Körper so viel Arbeit ertragen können / indem er seiner Schwachheit halber fast alle Jahr den Brunnen gebrauchen / anbey viele auswärtige* doctores *mit grossen Kosten* consuliren [sic!] *müssen / seiner vielen nöthigen Reisen so wol im Fürstenthum als nach Zelle etc nicht zu gedencken.*[48]

Er musste also „den Brunnen gebrauchen", und das tat er in Pyrmont, denn das dortige Heilwasser war bereits in Europa berühmt, obwohl der Ort nur aus einem Wasserschloss und wenigen Häusern bestand. Die kleine Grafschaft war 1625 durch Erbschaft an die Grafen von Waldeck gekommen, die sich seitdem Grafen von Waldeck-Pyrmont nannten.[49] Auch Gräfin Maria Magdalena besuchte den Brunnen in Pyrmont trotz ihrer großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten jährlich. Offensichtlich hat sie dort Julius Schmidt kennengelernt. Schmidt schreibt:

> *Als ich 1662. zu Pyrmont den Brunnen brauchte / muste auf dem Hause Pyrmont den 18. Julii eine Predigt vor der Gräfin von Schwalenberg*[50] / item *Gräfin von Nassau und Gräfin von Stolberg halten.*
>
> *Anno 1663. gebrauchte ich gleichfalls den Pyrmonter Brunnen / und war da mit Frau und Kindern […].*[51]

Aber auch schon früher ist Julius Schmidt in Pyrmont gewesen, denn der erste erhaltene Brief an die Gräfin stammt aus dem Jahr 1659.[52] Darin schreibt Schmidt:

47 S. Rödding (wie Anm. 1), S. 73ff.
48 Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 60.
49 Wilhelm Mehrdorf und Luise Stemler, Chronik von Bad Pyrmont B I u. II, Bad Pyrmont 1967.
50 Es kann wohl kein Zweifel sein, dass es sich um Gräfin Maria Magdalena handelt.
51 Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 54.
52 Leider ist das Datum nicht korrekt zu ermitteln, weil es nicht mehr lesbar ist. Möglicherweise handelt es sich um den 8. September. Zu besonderem Dank bin ich Claudia Brack, Mitarbeiterin im Landeskirchlichen Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, verpflichtet, die geholfen hat, die schwer lesbare Handschrift zu entziffern.

Der Hochgebornen gräfin Vnd frawen Maria Magdalena geborne gräfin von Waldeck vnd pirmont Gräfin vnd Edlen frawen zu der Lippe meiner gnedigen Gräfinnen Gottes gnade und reichen Segen. Hochgeborene gräfin gnedige frawe. Obzwar die Zei ...[53] *dismal sehr kurtz felt, ie dennach kann ich nit umbhin an Ew[re] Hochgräfl[iche] gn[aden] ein und andere Zeilen zu schreiben, mich zuforderst unterthänig bedankend, vor alle gnedig erwiesene gnade und wohlthaten besonders auch vor diejenige welche mir kürzzthin bei dem Sawerbrunnen*[54] *wiederfahren sind. Ich weis es anderer gestalt nicht zu verschulden, als mit ohndas schuldiger und christlicher vorbitten zu got und dis sol durch hülf des heil[igen] geistes ...*[55] *bleiben. Der Sawerbrunn bekampt mir noch hier, got sei lob, recht wohl. Wünsche hertzlich, daß auch Ew[re] Hochg[räfliche] gn[aden] je lenger je besser darnach sich befinden, und vilen in nothleidenden christlichen hertzen zu trost und labung noch lange Zeit bei leben gesund verbleiben mögen.*[56]

Julius Schmidt bedankt sich bei der Gräfin für „alle gnedig erwiesene gnade und wohlthaten". Was könnte damit gemeint sein? Aus seinem Brief geht das nicht hervor. Man kann nur spekulieren und vermuten, dass Julius Schmidt im noch wenig gastlichen Pyrmont vielleicht im Schloss hat wohnen können, als er dort den Brunnen aufsuchte.

Der nächste Brief ist am 3. August 1660 aus Heimsen geschrieben. Darin kündigt Julius Schmidt an, die Gräfin zu besuchen, die auf Reisen in der Nähe ist.

Der dritte Brief ist im Advent 1662 in Petershagen abgefasst.[57] Darin antwortet Julius Schmidt auf ein Schreiben der Gräfin, das wie alle anderen nicht erhalten ist. Er entschuldigt sich, dass er verspätet antwortet, was er mit den vielen Reisen, die er zu machen hat, begründet. Auch jetzt kommt er auf den Sauerbrunnen zu sprechen:

Immaßen, negst Gott, der Saurbrun annoch so wol bey mir thut, daß ich besser ufseyn, meiner Geschäfte obwarten vndt das Reisen, Gott sey ewig Lob vnd Danck, vertragen kann.

Dann kommt er auf seinen Schwager zu sprechen, den die Gräfin offenbar in ihren Dienst nehmen will:

Ich hoffe zu Gott, er werde es also gerahten lasen, daß es Ew[er] Hochgräf[lichen] Gn[a]d[en] nimmer gerewen könne.

53 Ein Wort ist nicht lesbar.

54 Sauerbrunnen = Brunnen mit Wasser, das natürliche Kohlensäure enthält.

55 Ein Wort ist nicht lesbar.

56 Dies ist der Anfang des ältesten erhaltenen Briefes von Julius Schmidt an Gräfin Maria Magdalena. Im Folgenden kommt Schmidt noch auf Christof Hinrichen zu sprechen, einen Mann, der offenbar an der Trunksucht leidet und um den sich die Gräfin auch gekümmert hat. Am Schluss erwähnt Schmidt noch, dass ihm die Gemahlin von Graf Georg Friedrich das neue Berliner Gesangbuch geschenkt hat. Das könnte die Praxis pietatis melica von Johann Crüger, die von 1647 an in vielen Auflagen erschienen ist, oder das Gesangbuch der Kurfürstin Louise Henriette aus dem Jahr 1653 gewesen sein. Beide enthalten Lieder von Paul Gerhardt.

57 7. Dezember 1662.

Dann schreibt er weiter:

> *Unsern Religionszustand betreffend, leben wir seit der Publikation des schweren Edicts, in zimlicher Ruhe, Gott gönne und gebe, daß es lange wehren möge.*

Damit können nur die beiden berühmten Toleranzedikte des Kurfürsten vom 2. Juni und 21. August 1662 gemeint sein, die in Berlin die Krise um Paul Gerhardt und auch sonst allerlei Unruhe auslösten. In Minden wurden sie offenbar begrüßt, obwohl es dort auch konfessionelle Spannungen gegeben hatte. Julius Schmidt war zwar ein bewusster Lutheraner, aber doch kein Konfessionalist, was sich schon darin zeigt, dass er immer dann, wenn es notwendig war, auch „den meisten Vornehmen / ob sie gleich zum Theil CalvinischerReligion waren / die Leichen=Predigten auch gehalten."[58] Die „Vornehmen" werden in erster Linie reformierte Regierungsbeamte gewesen sein, für deren Beerdigung in Minden nicht immer ein reformierter Prediger zur Verfügung stand. Julius Schmidt spricht dann von seiner Tochter, die

> *betet schön undt fleißig; aber der Stippe*[59] *von ihrem rechten Aug Apfel will noch allerdings nicht weg, wiewol wir allerley dazu haben gebrauchet. Ich erinnere mich, daß Ew[re] Hochgr[äfliche]Gn[a]d[en] uff Pyrmont eines köstlichen Augen Wassers gedachten, ich bitte unterthänig, daß unß solches sampt dem Gebrauch mit negstem möge mitgetheilet werden, so wollen wirs damit fleißig versuchen.*

Am Ende berichtet er der Gräfin von einer großen Feuersbrunst in Hausberge und in Lerbeck, denen er eine theologische Deutung beifügt, die für die stark eschatologisch bestimmte, von manchen frühpietistisch genannte Frömmigkeit in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg recht charakteristisch ist:

> *Ich hoffe, diese vndt viele andere Brunsten sint Vorboten, vndt eine Anzeige, daß der gerechte Richter bald kommen, vndt die gantze Weldt verbrennen wolle; Da würde ja das grawsahme sündigen der verkehrten Weldt endlig ein ende nehmen vndt das himlische Jauchzen undt Frolocken der Kinder Gottes recht angehen. Ich wünsche es hertzlig, vndt empfele Ew[re] Hochgr[äfliche] Gn[a]d[en] sampt allen lieben Kindern vndt Kindes Kindern, hermit zu allen hohen Leibes- undt Seelen Wolergehen, der Gnade undt gnädigen Beschirmung des Allerhöchsten.*

In dem Schicksalsjahr 1666, als der konfessionelle Streit in Berlin auf seinen Höhepunkt gekommen war und Paul Gerhardt sein Amt verlor,[60] schrieb Julius Schmidt den letzten uns erhaltenen Brief an Gräfin Maria Magdalena.[61] Darin bestätigt er zunächst einen Brief, den ihm die Gräfin

[58] Schlichthaber (wie Anm. 3), S. 60.

[59] Bei der „Stippe" handelt es sich um ein Augenleiden (Ceratitis superficiabis punctata), das hervorgerufen wird durch eine Infektion mit dem Herpes-simplex-Virus. Zum Erscheinungsbild gehören punktförmige Defekte in der oberflächlichen Hornhautschicht, verbunden mit Schmerzen und vermehrtem Tränenfluss.

[60] 6. Februar 1666.

[61] 26. Mai 1666.

geschrieben und mit dem sie sich für die Predigten bedankt hat, die er ihr offensichtlich geschickt hat:

Ich frewe mich, daß Ew[er] Hochgräfl[ichen] gnaden meine predigten gern gelesen, gönnet mir gott das leben, und gibt dazu seines geistes gnade, so sollen derer noch mehr an den tag kommen.

Dann berichtet er, dass Graf Georg Friedrich[62] ihn gern in die Grafschaft Waldeck als Pfarrer holen wolle. Schmidt scheint auch nicht ganz abgeneigt gewesen zu sein, diesem Ruf zu folgen, er schreibt:

Wollte got, daß ich unter so reingleubigen gotsehligen Herrn stehen, und mein leben mit gründlicher pflantzung der Edlen pietät zubringen mögte! Ich wünsche, so es gott gefellt, daß die Reformierten, die mir alle die absetzung gedrewet, ietz nun einen wink dahin geben, ich wolle mich hir im namen gottes loßmachen und jenen Beruf annehmen. Gott der gütige Vatter schicke es, wie er's haben will. Wo er mich haben will, da will ich seyn.

Es muss also auch in Minden im Gefolge der Toleranzedikte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm zu ernsthaften Spannungen zwischen Lutheranern und Reformierten gekommen sein, die immerhin so gravierend waren, dass Julius Schmidt um sein Amt fürchten musste. In seinem Brief vom 26. Mai 1666 schließt er nicht ganz aus, in dem Angebot, nach Waldeck zu kommen, einen Ruf Gottes zu sehen, denn wie Paul Gerhardt in seinem Brief an Gräfin Maria Magdalena[63] will auch er sein Geschick nicht in die eigene Hand nehmen, sondern auf Gottes Weisung warten.

Julius Schmidt schließt seinen Brief mit der Mitteilung, dass er in Kürze seine Tochter mit einem Magister Johann Walter verheiraten werde, und schreibt in einem Nachsatz: „Wenn ich's thun dürfte, so wolle ich um etwas wilpert[64] gegen meine hochzeit unthertänig bitten."

In diesem Zusammenhang wäre noch auf einen Brief hinzuweisen, den der Herforder Pfarrer Johannes Binchius am 17. Februar 1642 an Gräfin Maria Magdalena geschrieben hat; dessen Original findet sich auch im Archiv der fürstlichen Familie Lippe-Biesterfeld. Auch Binchius muss schon seit längerer Zeit Verbindung zur Gräfin gepflegt haben. Jetzt bittet er um Hilfe für seinen Sohn, der offenbar schwer erkrankt ist. Er schreibt:

Mag derselbe ewre Hochgreffl[iche] Gn[aden] in unterthänigkeit nicht verhalten, wie das einen Sohn habe, zehen Jahr alt, welcher für zweien Jahren von dem Allerhögsten mit elender leibsschwachheit heimgesucht, des seine hüfft rotlich, hernaher auch die beine vnd füße ihme geschwollen, ihm bis 8 löcher in die beine ge-

62 Es kann wohl kaum ein anderer sein als Graf Georg Friedrich von Waldeck-Eisenberg (1620–1692), der berühmte Feldherr in unterschiedlichen Diensten. Er hatte 1664 die kleine Teilgrafschaft Eisenberg geerbt. S. Gerhard Menk, Georg Friedrich von Waldeck 1620–1692. Eine biographische Skizze (Waldeckische Historische Hefte 3), Arolsen 1992.

63 S. Rödding (wie Anm. 1), S. 77.

64 Wildbret.

fallen ober den knien, bis anderthalb Jahre bettlegrig gelegen, vnd entlich wiewoll sehr contract durch Gottes gnade auff die krücken gekommen. Was aber alle angewandte Medic[a]mente wenig hülffe schaffen, habe mich erinnert, daß für etzlichen Jahren bei dem Heylbrunnen bei Pyrmondt vnterschiedliche solchen bresthafftigen leute widerrvmb ihre gesundheit durch gott erlanget.

Dann bittet Binchius die Gräfin, einen Sommer lang einen Aufenthalt des unglücklichen Sohnes in Bad Pyrmont zu ermöglichen, wahrscheinlich also, ihn unterzubringen und zu versorgen:

Ich bekenne, das es ein vermessen worde ist, Ewer Hochgr[äfliche] Gn[aden] mit solchen ungnunglichen sachen zu molestieren aber deroselben wollbekandtes Christliches mitleidendes vnd mir geneigtes Hertze hat mich behertzt gemacht, dieses zu wagen. Bitte auch Ewer Hochgreffl[iche] Gn[aden] so unterthänig, wie müglich, mir diese künheit auff diss eintzige mahl zu gute zu halten, vnd mit voriger gnad, meiner wenigen Person beigethan zu glücken.

Auch dieser Brief des Herforder Pfarrers zeigt, in welch gutem Ruf die Gräfin stand, der allerdings immer wieder auf ihre Fürsorge in Pyrmont weist. Immerhin, wer in gesundheitlichen Fragen Hilfe brauchte, konnte sich an die Gräfin wenden. Von schreibkundigen Menschen wie Pfarrern haben wir darüber Zeugnisse und Dokumente. Anderes wissen wir nicht.

Fazit

Große Linien der kirchengeschichtlichen Entwicklung kann man in den Briefen des Julius Schmidt und des Johannes Binchius nicht entdecken. Immerhin kann man einige Probleme der reformierten Konfessionalisierung erkennen, die sich für die Lutheraner daraus ergaben. Wohl aber ermöglichen uns die Briefe kleine Einblicke in das Leben eines Pfarrers und Superintendenten in der Zeit unmittelbar nach dem Dreißigjährigen Krieg. Wie sich die großen Linien der brandenburgischen Politik auch in Minden nachzeichnen lassen und welche Schwierigkeiten daraus entstanden, kann man durchaus erkennen. Dann aber wird deutlich, wie die Probleme des Alltags auch an einem Pfarrer nicht vorbeigingen, wie vor allem gesundheitliche Schwächen immer wieder auftraten und wie man ihnen begegnete – allerdings mit Mitteln, von denen wir heute wissen, dass deren Wirkung begrenzt war. Aber wir sehen auch, dass hinter den Briefen des Mindener Superintendenten ein aufrechter Mann steht, der sich nicht scheute, selbst der Obrigkeit zu widerstehen, wenn es um sein geistliches Amt ging. Julius Schmidt war ein würdiger Nachfolger im geistlichen Amt der Bischöfe von Minden.

Gräfin Maria Magdalena zur Lippe aus dem Hause Waldeck muss eine fortschrittliche Frau gewesen sein. Es war wohl vor allem die zeitgenössische Medizin, die sie interessierte. Sonst wäre es nicht zu erklären, dass sich Julius Schmidt und Johannes Binchius gerade in Fragen der

Gesundheit an sie wandten. Und dass sie in Schwalenberg eine Apotheke einrichtete, spricht auch dafür. Darüber hinaus verteidigte sie ihr Luthertum in einem reformierten Umfeld, weswegen sie wohl auch eine Korrespondenz mit betont lutherischen Theologen führte. Beide, Julius Schmidt und Gräfin Maria Magdalena zur Lippe, verdienen es, nicht vergessen zu werden.

Klaus Richter

Evangelische Erbauungsliteratur vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in Familien aus Preußisch Oldendorf

Eine Untersuchung über die in der Minden-Ravensberger Erweckung benutzten Erbauungsbücher

1. Überraschende Entdeckungen

Vor einiger Zeit entdeckte der Verfasser auf einem ehemaligen Bauernhof in Bünde die Reste einer Bibliothek aus der Anfangszeit der Minden-Ravensberger Erweckung. Der Vorfahre der Familie hatte sieben der heute noch vorhandenen Bände um 1836 angeschafft. Dieser Fund führte den Verfasser dazu, auch an seinem Wohnort Preußisch Oldendorf nach Resten christlicher Erbauungsliteratur aus der Zeit der Minden-Ravensberger Erweckung zu suchen.[1]

Der Begriff „Erbauungsliteratur" wird hier im weitesten Sinne verstanden: Es geht nicht nur um Andachts- und Gebetbücher, sondern auch um Predigtbände und Bibelauslegungen aller Art bis hin zu Liederbüchern und Schriften Martin Luthers. Nicht berücksichtigt wurden kirchliche Gesangbücher, die ohnehin in jedem Haus zu finden waren; Bibeln und Katechismen wurden nur in Einzelfällen mit einbezogen. Gesucht wurden Erbauungsschriften, die in der Zeit von 1820 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges benutzt wurden. Dabei richtete der Verfasser sein Augenmerk vor allem auf die ersten Jahrzehnte der Erweckung von 1820 bis 1860, weniger auf die nachfolgende Zeit der „Verkirchlichung". Für den gesamten Zeitraum bis zum Ersten Weltkrieg wurden insgesamt 124 Exemplare von Erbauungsschriften an siebzehn Fundorten entdeckt.[2] Sie wurden zusammen mit den zahlreichen handschriftlichen Einträgen für die vorliegende Untersuchung ausgewertet. Zwei Drittel der Exemplare betreffen den Zeitraum bis etwa 1860.

Die große Anzahl der heute in Preußisch Oldendorf noch vorhandenen Erbauungsbücher aus der Zeit der Minden-Ravensberger Erweckung

1 Der Verfasser dankt Frau Dorothea Engel für ihre Hilfe, durch die diese Untersuchung möglich wurde.

2 16 Fundorte liegen im Bereich der heutigen Stadt Preußisch Oldendorf. Davon stammen 14 aus der Kirchengemeinde Preußisch Oldendorf, je einer aus den benachbarten Kirchengemeinden Alswede und Börninghausen. Dazu kommt ein Bestand aus Bünde.

weist darauf hin, dass das Kirchspiel Oldendorf[3] im 19. Jahrhundert auch über den Kreis Lübbecke hinaus ein Zentrum dieser Bewegung gewesen ist.[4] So waren zum Beispiel in den Jahren 1842–1844 die Missionsgaben in Oldendorf höher als in Jöllenbeck.[5] Eine besondere Rolle spielten die zum Kirchspiel gehörenden fünf Dörfer,[6] in denen es mindestens ab den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts jeweils eine oder mehrere erbauliche Versammlungen gab. Nicht zufällig gehörte Oldendorf daher zu den vier Gemeinden, die 1842 von Präses Jacobi im Auftrag der Regierung besucht wurden, um über die „außerkichlichen Versammlungen" ein Gutachten zu erstellen.[7]

Dass so verhältnismäßig viele Erbauungsschriften erhalten geblieben sind, liegt vor allem an drei Faktoren:

a) Bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus war es auf dem Land üblich, dass man wichtige Bücher, die man als Buchblock gekauft hatte, in Leder einbinden ließ. Sie konnten im Gegensatz zu Kleinschriften die Zeiten besser überdauern.

b) Mit einer Ausnahme wurden alle Funde bei Familien gemacht, die bis heute ihre (zumeist ehemaligen) Bauernhöfe bewohnen. Diese Familien sind innerhalb der letzten 200 Jahre nur selten oder auch nie umgezogen. In ihren Häusern gab und gibt es viel Platz, um alte Bücher aufzubewahren, auch wenn es zuletzt nur Dachboden oder Keller waren.

c) Die meisten größeren Bücherbestände fand der Verfasser in Familien, in denen es bis in unsere Tage hinein eine lebendige christliche Überlieferung gibt. Von manchen Andachtsbüchern ist heute noch bekannt, dass in ihnen der Urgroßvater oder die Großmutter gelesen haben. Einige dieser Bücher sind über Generationen hinweg benutzt worden, wie unter anderem die als Lesezeichen einliegenden Kalenderblätter zeigen, die eine Datierung der Benutzung ermöglichen. Es ist verständlich, dass in solchen Familien alte Erbauungsbücher nicht

[3] Wir sprechen im Folgenden sowohl beim Kirchspiel wie bei der Stadt von „Oldendorf", denn die Stadt wurde bis ins 19. Jahrhundert hinein „Oldendorf unter dem Limberge" genannt. Der heutige Stadtname „Preußisch Oldendorf" hat sich erst allmählich im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgesetzt; in: Dieter Besserer: Beiträge zur Geschichte der Stadt Preußisch Oldendorf bis zum Jahre 1843. In: 275 Jahre Stadtrechte 1719–1994. Stadt Bünde/Stadt Enger/Stadt Preußisch Oldendorf. Bielefeld 1994. S. 147.

[4] Darauf macht zu Recht aufmerksam: Ulrich Rottschäfer: Erweckung und Diakonie in Minden-Ravensberg. Das Rettungshaus Pollertshof 1851–1939. Minden 1987 [= Mindener Beiträge 24], S. 25.

[5] Zweiter Bericht der Ravensberger Missions-Hülfs-Gesellschaft von den Jahren 1843 und 1844. Gütersloh: C. Bertelsmann o. J. (16 S.), S. 13-16.

[6] Harlinghausen, Schröttinghausen, Getmold, Engershausen und Offelten.

[7] Ludwig Koechling: Ein Bericht des Präses Jacobi über das Konventikelwesen im Kreise Lübbecke. Ein Beitrag zur Geschichte der Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg. JVWKG 33 (1932), S. 25-47; JVWKG 34 (1933) S. 19-38 (abgekürzt: Koechling 1 bzw. Koechling 2). Jacobi besuchte die Gemeinden Alswede, Blasheim, Gehlenbeck und Oldendorf; so Koechling 1, S. 29f.

ganz so schnell entsorgt worden sind, wie es sonst vielleicht üblich ist.

2. Fünf thematische und zeitliche Schwerpunkte

Wenn man die Zusammensetzung der sieben größten Bestände[8] miteinander vergleicht, wird ein gemeinsames Muster erkennbar. Sie enthalten Bücher aus folgenden fünf Themenbereichen:

1. Pietistische Erbauungsbücher aus dem 18. Jahrhundert;
2. Nachdrucke dieser pietistischen Literatur im 19. Jahrhundert;
3. Schriften aus dem Kreis der Erweckungsbewegung;
4. lutherische Schriften, die die Hinwendung der Erweckung zum Luthertum seit etwa 1850 belegen;
5. Erbauungsliteratur von etwa 1870 bis zum Ersten Weltkrieg.

Wenn man auch die zehn kleineren Bücherbestände in diese Themenbereiche einordnet, ergibt sich für den gesamten Bestand von 124 Exemplaren folgendes Bild:

1. Pietistische Erbauungsliteratur aus dem 18. Jahrhundert[9]: 39 Exemplare;
2. Nachdrucke pietistischer Literatur des 18. Jahrhunderts: 36 Exemplare;
3. Literatur der Erweckungszeit: 24 Exemplare;
4. Die Hinwendung der Erweckung zum Luthertum: 11 Exemplare;
5. Erbauungsliteratur aus der Zeit von 1870 bis zum Ersten Weltkrieg: 14 Exemplare.

Dieser Befund soll im Folgenden näher dargestellt und untersucht werden.

3. Der Rückgriff auf die pietistische Literatur des 18. Jahrhunderts

Wie ist es zu erklären, dass sich in den Oldendorfer Buchbeständen 39 Exemplare finden, die schon im 18. Jahrhundert gedruckt worden sind? Es ist nicht auszuschließen, dass einige dieser Bücher schon damals in den Besitz von Oldendorfer Familien gekommen sind. Anzunehmen ist das für eine großformatige Bibel aus dem Anfang des 18. Jahrhun-

[8] Die Bestände werden im Folgenden mit großen Buchstaben bezeichnet. Hier handelt es sich um die Bestände A (9 Ex.), B (27 Ex.), D (16 Ex.), E (11 Ex.), L (12 Ex.), N (14 Ex.) und Q (10 Ex.) mit insgesamt 99 Exemplaren.

[9] Die letzte erfasste Veröffentlichung ist von 1803.

derts[10] und für einen Herforder Katechismus von 1778[11]. Sicher nachweisbar ist es aber nur für eine Bibel von 1756[12], die 1784 handschriftlich datiert ist, und für eine Evangelien-Postille von Johann Philipp Fresenius von 1769.[13] Im Gegensatz zu diesen wenigen Exemplaren zeigt sich bei mindestens 31 von 39 Büchern in dieser Gruppe, dass sie erst in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts als antiquarische Stücke angeschafft worden sind. Dies ist durch den Eintrag von Namen, Daten und anderen Notizen zu belegen. Daraus kann man schließen, dass sich zahlreiche Christen in der Frühzeit der Erweckung aus Mangel an zeitgenössischer Literatur genötigt sahen, weitgehend auf antiquarische pietistische Bücher des 18. Jahrhunderts zurückzugreifen.

Welche Einflüsse haben damit auf die erweckten Christen eingewirkt? Johann Arnd (1555–1621) ist mit den „Sechs Büchern vom wahren Christenthum"[14] einmal vertreten. Es überrascht, dass die heimische Erweckung zur Zeit von Friedrich August Weihe (1721–1771)[15] nur mit einem Exemplar seiner Briefe vorkommt.[16] Einen besonderen Schwerpunkt bildet dagegen der Hallesche Pietismus, der mit Carl Heinrich von Bogatzky (1690–1774) sechsmal,[17] mit Johann Jacob Rambach (1693–1735)

10 Ohne Titelblatt, gedruckt nach 1697 in Sachsen.

11 Der kleine Catechismus D. Martini Lutheri, Samt einer kurzen Anleitung zu besserem Verständnis desselben in gewisse Fragen und Antworten gestellet, wornach [sic!] die Kinder in den Schulen und Kinderlehren zu Herford und anderswo unterrichtet werden. [...] Bielefeld, gedruckt bei Franz Wilhelm Honäus. 1778. Herford, zu finden bey den Buchbindern.

12 BIBLIA SACRA, Das ist: Die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, Nach der teutschen Übersetzung D. MARTINI LUTHERI, Mit der Zugabe Des III und IV Buchs Esra, und des III Buchs der Maccabäer, [...] Zweite verbesserte und mit einer Abhandlung von den jüdischen Alterthümern vermehrte Auflage. LEMGO, Gedruckt und verlegt durch sel. Johann Heinrich Meyers Witwe, 1756.

13 Johann Philip [sic!] Fresenii, [...] Heilsame Betrachtungen über die Sonn=und Festtags=Evangelia, Nebst einem Anhang Einiger Casual=Predigten, Mit nöthigen Dispositionen und einem Register ans Licht gestellet. Neue Auflage. Franckfurt und Leipzig, Bey Heinrich Ludwig Brönner, 1769.

14 Johann Arnd: Sechs Bücher vom wahren Christenthum (Titelblatt fehlt, Vorrede London 1717); angebunden: Johann Arnds Paradiesgärtlein. 2. Auflage. Lemgo: Meyerische Buchhandlung 1764.

15 Zu ihm: Friedrich Wilhelm Bauks: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Bielefeld 1980. [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4], S. 542, Nr. 6736.

16 Friedrich August Weihen, weiland evangelischen Predigers der Gemeinde zu Gohfeld im Fürstenthum Minden, zweyte Sammlung erbaulicher Briefe, größtentheils Ermunterungen zum Glauben in sich enthaltend, nebst den übrigen noch ungedruckt gewesenen Liedern desselben Verfassers. Minden, im Verlag bey Martin Gottfried Menken. 1776.

17 Das Rechte Ganze im Christenthum nach der ganzen Heilsordnung allem halbierten Wesen in Lehre und Leben entgegen gesetzet und nebst einem Anhange von dem Höchstschädlichen Selbstbetrug, wie auch einer Vorrede zur allgemeinen Erbauung heraus gegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. Halle, im Verlag des Waysenhauses, 1751. – Gottselige Betrachtungen über die Menschwerdung und Geburt Jesu Christi in gleichen beym Beschluß des alten und Anfang des neuen Jahres wie auch am Geburts- und Namenstage, zur allgemeinen Erbauung heraus-

einmal[18] und mit Friederich Eberhard Rambach (1708–1775, als Übersetzer von Ph. Doddrigde) ebenfalls einmal[19] vertreten ist. Dazu kommen mit je einem Exemplar Johann Adam Steinmetz (1689–1762)[20], Johann Georg Palm (1697–1743)[21] und das Liederbuch „Stimmen aus Zion"[22].

Singulär ist die Lutherausgabe, die Johann Georg Walch (1693–1775) von 1740–1753 herausgegeben hat; von den insgesamt 24 Bänden sind 17 im Bestand B vorhanden. Ebenso bemerkenswert ist in Bestand A eine Sammlung von vier Werken Tersteegens, die auch dessen Hauptwerk „Auserlesene Lebensbeschreibungen Heiliger Seelen" vollständig enthält. Diese beiden Komplexe werden in besonderen Abschnitten näher dargestellt.

gegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. HALLE, in dem Verlag des Waysenhauses, 1753. – Die Geistlichen Friedensstörer, Nebst einem Anhang von den untrüglichen Kennzeichen der Kindschaft Gottes, wie auch einem vorgesetzten Unterricht, wie man in der Ordnung einer wahren Bekehrung zur Kindschaft Gottes und zum göttlichen Frieden kommen könne, zur allgemeinen Erbauung herausgegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. HALLE, in Verlegung des Waysenhauses. 1759. – Tägliches Haus=Buch der Kinder Gottes bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des ganzen Jahres, über die im güldenen Schatzkästlein befindliche biblische Sprüche, mit den nöthigen Registern und einer Vorrede herausgegeben von dem Verfasser des gedachten güldenen Schatzkästleins Carl Heinrich von Bogatzky. Erster Theil [...] Vierte Auflage. Halle, im Verlag des Waisenhauses, 1772. – Güldenes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist: bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, nach der Ordnung der biblischen Bücher; samt beygefügten kurzen Betrachtungen, Gebeten und Reimen, auf Verlangen zum sechstenmal herausgegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. Zweyter Theil. Halle, in Verlegung des Waisenhaues, 1781. – Carl Heinrich von Bogatzky's Lebenslauf, von ihm selbst beschrieben. Für die Liebhaber seiner Schriften und als Beytrag zur Geschichte der Spener'schen theologischen Schule herausgegeben. Prüfet alles, und das Gute behaltet. Halle, im Verlag der Waisenhausbuchhandlung. 1801. (Hg. G. C. Knapp).

18 Johann Jacob Rambach: [Titelblatt fehlt, belegt durch Vergleich mit einem identischen Exemplar Es handelt es sich um:] D. Johann Jacob Rambachs, Weiland Superintendentens, SS. Theol. Professoris Primarii und des Hoch=Fürstlichen Consistorii Assessoris in Giessen, Erbauliche Betrachtungen über den Catechismum Lutheri wie auch über des Herrn Past. Freylinghausens Ordnung des Heils und Dessen so genanntes Güldenes ABC. Vormals aufm Waysenhause zu Halle in gewissen dazu ausgesetzten Stunden angestellet, ietzt aber Auf vielfältiges Verlangen zur allgemeinen Erbauung herausgegeben und mit nöthigen Registern versehen. Franckfurt und Leipzig, 1736.

19 Herrn Philipp Doddrigde, der heiligen Schrift Doctors, und öffentlichen Lehrers zu Northamton, Betrachtungen über die Macht und Gnade Jesu; Ihrer Würdigkeit halber aus dem Engländischen übersetzt von Friederich Eberhard Rambach [...] Dritte Auflage. Magdeburg und Leipzig, Verlegt in der Seidel- und Scheidhauerischen Buchhandlung, 1757.

20 Erbauliche Betrachtungen über das Evangelium von den zehen Jungfrauen, Matth. 25, V. 1-13. Im Jahre 1742 vorgetragen von dem Herrn Abt Steinmetz zu Kloster Berga. 1775 [ohne Ort und Verlag].

21 Johann Georg Palm: [Titelblatt fehlt, es handelt sich um 10 biblische Betrachtungen.] Hamburg 1734.

22 Stimmen aus Zion oder erbauliche Lieder, zur Verherrlichung Gottes und Erbauung vieler Seelen vermehrt heraus gegeben. Zweyter Theil. Frankfurt und Leipzig, 1787.

Nach der Darstellung des Bestandes aus dem 18. Jahrhundert ist noch darauf hinzuweisen, was darin offenkundig fehlt: Die Erweckung, die um 1760 vor allem von Friedrich August Weihe[23] ausging, hat, wie erwähnt, in Oldendorf bis auf einen Band seiner Briefe keine literarischen Spuren hinterlassen. Das ist in mehrfacher Hinsicht erstaunlich, denn zu dieser Zeit kam im Haus von Franz Henrich Vordtriede (1735–1825) in Harlinghausen bereits eine „erbauliche Versammlung" zusammen, von der unten noch die Rede sein wird. Zudem wirkten in räumlicher und zeitlicher Nähe zu dieser Hausversammlung Pastoren wie Gottreich Ehrenhold Hartog (1738–1816) in Herford[24] und Hilmar Ernst Rauschenbusch (1745–1815; von 1771 bis 1790 tätig in Bünde)[25], die mehrere Predigtbände herausgegeben hatten.[26] Außerdem war mit Gottlieb Arnold Erdsieck[27] von 1775 bis 1821 in Oldendorf ein Pfarrer tätig, dessen Wurzeln in die Zeit Weihes zurückreichten und der das Vertrauen der Konventikel genoss. – Es überrascht auch, dass der süddeutsche Pietismus in dieser Gruppe der älteren pietistischen Literatur völlig fehlt.

Überblickt man den dennoch reichhaltigen Bücherbestand aus dem 18. Jahrhundert, drängt sich der Eindruck auf, dass die Christen der frühen Erweckungszeit weder Kosten noch Mühe gescheut haben, um an geeignete Literatur zu gelangen. Das dürfte in einem so abgelegenen Ort wie Oldendorf nicht einfach gewesen sein. Ebenso erstaunlich ist der Lese- und Bildungshunger dieser bäuerlichen Menschen, die das Hochdeutsche doch nur in Schule und Kirche kennengelernt hatten, im täglichen Leben aber Plattdeutsch sprachen. Wenn es um die Aneignung des biblischen Evangeliums ging, war ihnen offenbar keine Mühe zu groß.

4. Nachdrucke pietistischer Literatur des 18. Jahrhunderts

Nicht nur die Zahl der Erbauungsbücher aus dem 18. Jahrhundert ist mit 39 Exemplaren überraschend groß, sondern ebenfalls die Zahl der Nachdrucke, von denen sich 36 Exemplare finden. Mit Blick auf diese Zahlen lässt sich feststellen: Der Bedarf an pietistischer Erbauungsliteratur konnte bei der wachsenden Zahl der Christen, die von der Erweckung ergriffen wurden, nicht mit antiquarischen Büchern aus dem 18. Jahrhundert

23 Bauks (wie Anm. 15) S. 542, Nr. 6736.
24 A.a.O., S. 184, Nr. 2331.
25 A.a.O., S. 398, Nr. 4941.
26 Christian Peters hat für die frühen Hörer Volkenings festgestellt, dass diese einfach auf die Postillen der Weiheschule zurückgegriffen haben, in: Christian Peters: Zur Vorgeschichte Volkenings. In: Pietismus und Neuzeit 30 (2004), S. 85. Das trifft für die frühen Hörer von Pastor Kunsemüller (ab 1832 in Oldendorf) – zumindest was die hier untersuchten Bestände anbelangt – nicht zu, auch nicht hinsichtlich der Nachdrucke, von denen lediglich eine Postille von Hartog gefunden wurde. Zu Kunsemüller s. Bauks (wie Anm. 15), S. 286, Nr. 3588.
27 A.a.O., S. 121, Nr. 1539.

gedeckt werden. Man griff daher auf Nachdrucke zurück, die die Verlage seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts in wachsender Zahl herausbrachten. Beispielhaft ist eine Beobachtung im Bestand E: Hier findet sich der erste Teil des zweibändigen Hausbuches von Bogatzky in 4. Auflage von 1772.[28] Es enthält für jeden Tag des ersten Halbjahres eine sehr ausführliche Andacht. Für die zweite Jahreshälfte schaffte sich die Familie den zweiten Teil in der 5. Auflage von 1842[29] an. Zwischen diesen beiden Teilausgaben liegen siebzig Jahre!

a) In der Gruppe der insgesamt 36 Nachdrucke bilden Andachts- und Gebetbücher mit 22 Exemplaren den größten Anteil. Das weist darauf hin, dass die Oldendorfer Christen intensiv die Hausandacht pflegten. Für die Zeit bis etwa 1860 steht Carl Heinrich von Bogatzky mit elf Andachtsbüchern an der Spitze. Am meisten wurden die beiden Teilbände des „Täglichen Hausbuches für die Kinder Gottes" gelesen (sechs Exemplare der beiden Teilbände),[30] dann folgt „Das Güldene Schatz-Kästlein als Gebetbuch eingerichtet" mit vier Exemplaren.[31] Bogatzkys bekanntestes Andachtsbuch, das kleinformatige „Güldene Schatz-Kästlein der Kinder Gottes", findet sich in den Oldendorfer Beständen nur einmal.[32] Von etwa 1850 bis zum Ersten Weltkrieg wurde das „Tägliche Handbuch" von Johann Friedrich Star(c)k, das immer wieder neu bearbeitet wurde, viel gebraucht (11 Ex.).[33] – Aber nicht nur unter den Nachdrucken, sondern auch im gesamten Bücherbestand sind die Andachts- und Gebetbücher zahlreich vertreten. Hier machen sie mit 31 von 124 Exemplaren ein Viertel der Gesamtzahl aus.

b) Zur Gruppe der Nachdrucke gehören weiter sieben Predigtbücher, wenn man die beiden Exemplare von Luthers Hauspostille[34] dazu-

28 Wie Anm. 17.

29 Carl Heinrich von Bogatzky, Tägliches Haus=Buch der Kinder Gottes, bestehend in erbaulichen Betrachtungen und Gebeten auf alle Tage des ganzen Jahres, über die im güldenen Schatz-Kästlein befindliche biblische Sprüche, mit nöthigen Registern und einer Vorrede herausgegeben von dem Verfasser des gedachten güldenen Schatz-Kästleins Carl Heinrich von Bogatzky. Fünfte unveränderte Auflage. Zweyter Theil. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1842 (2 Ex.).

30 Nachdruck des 1. Teils, 5. Auflage, Halle 1839; Nachdruck des 2. Teils, 5. Auflage, Halle 1842 (wie Anm. 29). Da sich in den Beständen meistens nur einzelne Teilbände finden, werden diese hier gesondert gezählt.

31 Des Güldenen Schatz=Kästleins Erster und Zweyter Theil in eins gebracht und zu einem Biblischen Gebetbuche über alle darin befindliche Sprüche der heiligen Schrift eingerichtet, daß es auf alle Morgen und Abend des ganzen Jahres zu gebrauchen. Zu allgemeinem Nutzen aufgesetzt von Carl Heinrich von Bogatzky. Zweyte unveränderte Auflage. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1836. (2 Ex.); 4. Auflage Halle 1855 (1 Ex.); 10. Auflage Halle 1900 (1. Ex.).

32 Carl Heinrich von Bogatzky, Güldenes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes [...] 47. Auflage, Erster Theil, Halle 1862, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

33 Zum Beispiel: Johann Friedrich Stark's tägliches Hand=Buch, in guten und bösen Tagen, enthaltend Aufmunterungen, Gebete und Gesänge [...] Neuruppin o. J.

34 F. Raine (Hg.): Martin Luthers Hauspostille. Melle 1830.

rechnet. Zum ersten Mal finden sich mit Georg Konrad Rieger (1687–1743)[35] und Immanuel Gottlob Brastberger (1716–1764)[36] auch zwei Vertreter des süddeutschen Pietismus. – Der Ravensberger Pietismus des 18. Jahrhunderts ist mit Gotthold Ehrenreich Hartog (1738–1816) und seinen Predigten über die Evangelien vertreten.[37] Außerdem finden sich noch Predigten von Johann Arnd (1555–1621)[38] und Johann Friedrich Star(c)k (1680–1756).[39]

c) An weiteren Erbauungsbüchern sind Schriften von Johann Adam Steinmetz (1689–1762)[40], Johann Arnd (1555–1621)[41] und Ernst Gottlieb Woltersdorf (1725–1760)[42] vorhanden. Bemerkenswert ist eine Broschüre, die Johann Heinrich Volkening 1830 zum 300jährigen Jubiläum des Augsburgischen Bekenntnisses herausgegeben hat. Es handelt sich um eine Predigt von Woltersdorf mit dem Titel „Die unschätzbare Predigt von der Vergebung der Sünden als die allernothwendigste und allerkräftigste. Vorgetragen am 19ten Sonntag nach Trinitatis 1754, von Ernst Gottlieb Woltersdorf".[43] In seinem Vorwort macht Volkening den originellen Vorschlag, jeder, der diese Predigt besitze, solle sie zweimal jährlich lesen und fünf anderen zu lesen geben!

Abschließend bleibt festzustellen: Die 36 Nachdrucke von pietistischer Literatur umfassen zusammen mit den 39 aus dem 18. Jahrhundert

35 Georg Konrad Rieger: Herzens-Postille. Bielefeld/Paderborn 1839.

36 Evangelische Zeugnisse der Wahrheit zur Aufmunterung im wahren Christenthum, theils über die gewöhnlichen Sonn=, Fest= und Feiertags=Evangelien, theils über die Passions-Geschichte unsers Erlösers, in einem vollständigen Predigt= Jahrgang zusammen getragen, und nebst dem Anhang einiger Casual=Predigten auf Verlangen dem Druck überlassen, von weiland M. Immanuel Gottlob Brastberger, gewesenen Special=Superintendenten und Stadtpfarrer in Nürtingen. Neueste durchgesehene und verbesserte Ausgabe. Reutlingen, bei G. A. Heerbrandt 1844.

37 Predigten über die Fest= und Sonntags=Evangelien des ganzen Jahres. Ein sonntägliches Erbauungs=Hausbuch von G. E. Hartog, weiland Prediger in Herford. Zweite Auflage [...]. Paderborn 1836. Verlag von Crüwell und Rempel. Zu Hartog: Bauks (wie Anm. 15), S. 148, Nr. 2331.

38 Titelblatt und mehrere Seiten fehlen.

39 Johann Friedrich Starck: Epistel-Predigtbuch. Nürnberg 1881.

40 Johann Adam Steinmetz, [...] Schriftgemäße Betrachtung von der Versiegelung der Gläubigen mit dem Heiligen Geist, in einigen Pfingst=Erbauungsstunden aus Epheser 4, V. 30. vorgetragen. Auf Veranlassung einiger gottseliger Freunde zum Druck befördert, und mit einer Vorrede ähnlichen Inhalts begleitet von Johann Esaias Silberschlag, Prediger an der heiligen Geist= Kirche zu Magdeburg. Sechste Auflage. Wernigerode, 1825. zu finden bey Carl Samuel Struck, Hof=Buchdrucker. [Text fehlt ab S. 49].

41 Johann Arnd: Sechs Bücher vom wahren Christenthum mit Paradies-Gärtlein. Neue Stereotyp-Ausgabe. Achter Abdruck. Stuttgart o. J.; Johann Arnd: Elfter Abdruck. Stuttgart o. J.; Johann Arnd: Vier Bücher vom wahren Christenthum. 10. Auflage. Berlin 1872.

42 Ernst Gottlieb Woltersdorfs Evangelische Liederpsalmen, nebst einem Anhang. Neue Auflage. O. O. 1827.

43 Bielefeld, gedruckt bei J. D. Küster, 1830.

stammenden Erbauungsbüchern 75 Schriften. Das sind $^3/_5$ des untersuchten Bestandes von insgesamt 124 Exemplaren. Die Frömmigkeit der erweckten Christen in Oldendorf wurde also überwiegend von der Erbauungsliteratur des 18. Jahrhunderts geprägt! Dies gilt vor allem für die Frühzeit der Erweckung bis etwa 1860, in der die Mehrzahl der Originale aus dem 18. Jahrhundert erworben wurde, aus der aber auch die Mehrzahl der Nachdrucke stammt.

5. Schriften aus dem Kreis der Erweckungsbewegung

Angesichts der Zahl von 75 Erbauungsbüchern aus dem 18. Jahrhundert (einschließlich der späteren Nachdrucke) bilden die 24 Schriften aus der Erweckungsbewegung eine relativ kleine Gruppe. Die Minden-Ravensberger Erweckung ist darin mit nur 15 Exemplaren vertreten. Das Bild würde anders aussehen, wenn sich mehr von den Kleinschriften erhalten hätten, die sicherlich in den ersten Jahrzehnten vorherrschten. Von ihnen finden sich in den Oldendorfer Beständen die Folgenden: „Evangelisches Monatsblatt für Westphalen",[44] dessen erster Jahrgang 1845 gebunden vorliegt. Dazu kommen drei Missionsberichte, die belegen, wie sehr sich das Engagement für die Mission seit den 1830er Jahren ausgeweitet hatte:[45] „Zehnter Jahresbericht der Rheinischen Missionsgesellschaft" (1839),[46] „Erster Bericht der Ravensberger Missions-Hülfsgesellschaft" (1842)[47] und „Zweiter Bericht der Ravensberger Missions-Hülfsgesellschaft" (1843/1844)[48]. Auch von den beiden Liederbüchern, die aus der

44 Evangelisches Monatsblatt für Westphalen. Herausgegeben von dem Vorstande der Ravensbergischen Missions-Hülfsgesellschaft [...] Erster Jahrgang. 1845. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann. – Die Zeitschrift kam mit 32 Seiten im Format von 19,5 cm x 12,5 cm heraus. Dieser erste Jahrgang hatte schon 4.000 Bezieher, in: Zeugen und Zeugnisse aus dem christlich-kirchlichen Leben von Minden-Ravensberg im 18. und 19. Jahrhundert. 2. Auflage. 1. Heft. Gadderbaum= Bielefeld, Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel. 1896, S. 124.

45 In Oldendorf fand am 31. Mai 1836 ein regionales Missionsfest statt, bei dem Pastor Redeker aus Gehlenbeck die Predigt hielt: „Der Silberdank [...] Eine Missionspredigt gehalten zu Oldendorf am 31. Mai 1836 von Wilhelm Redeker, Pastor zu Gehlenbeck. Gütersloh, 1837. bei Carl Bertelsmann". (20 S.). [Kopie im Besitz des Verfassers]. Bezeichnend ist auch, was Ernst Temming, der Hausvater des Pollertshofes in Oldendorf, zwei Jahrzehnte später am 23. Februar 1853 über das Engagement der ländlichen Bevölkerung für die Mission schreibt: „Unsere Bauern lesen außerordentlich viel, und manche halten 3-4 verschiedene Schriften, mitunter 3 Heidenmissionsblätter [...]. So Ulrich Rottschäfer: Ernst Temming (1822–1890) – Der erste Rauhhäusler in Westfalen. JWKG 77 (1984), S. 161 [zur Datierung des Schreibens s. Anm. 45 und Anm. 16].

46 Zehnter Jahresbericht der Rheinischen Missionsgesellschaft vom 1. September 1838 bis Ende August 1839. Barmen, gedruckt bei J. F. Steinhaus. 1839. (46 S.).

47 Die heilige Sache der Heiden-Mission. Erster Bericht der Ravensberger Missions-Hülfs-Gesellschaft, vom Jahre 1842. Gütersloh, gedruckt bei C. Bertelsmann. 1842. (45 S.).

48 Wie Anm. 5.

Missionsarbeit entstanden sind, findet sich je ein Exemplar: „Auswahl Geistlicher Lieder"[49] und „Kleine Missionsharfe"[50]. Mit dem Exemplar der „Missionsharfe" ist eine besondere Familiengeschichte verbunden. Die Großmutter einer heutigen Seniorin war um 1874 als Hausmädchen im Pfarrhaus von Holzhausen (Kreis Lübbecke) beschäftigt, wo Johann Heinrich Volkening als Ruheständler bei seinem Sohn Bernhard lebte. Er schenkte eines Tages dem Hausmädchen eine „Kleine Missionsharfe", in Karton gebunden und mit Goldschnitt!

Eine der frühesten Buchveröffentlichungen aus dem Kreis der heimischen Erweckungsbewegung ist ein Band mit Predigten von Pastor Arnold Gottlieb Erdsieck (1741–1821)[51] mit dem Titel „Betrachtungen über die Evangelien des ganzen Kirchenjahres".[52] Erdsieck war 1821 nach 46jähriger Tätigkeit in Oldendorf gestorben. Er war zuletzt der einzige, zu dem die erweckten Christen in Oldendorf und Umgebung Vertrauen hatten.[53] Wie dem Vorwort zu entnehmen ist, sorgte der Lehrer Friedrich Wilhelm Menkhoff[54] aus Gütersloh zusammen mit einigen Freunden für die Herausgabe der Predigten. Weil sich in Erdsiecks Nachlass kein vollständiger Jahrgang fand, füllte man die Lücken mit dreizehn Predigten von Immanuel Gottlob Brastberger (1716–1764). Erdsiecks Predigtbuch wurde seitdem in manchen Hausversammlungen benutzt.[55] Merkwürdigerweise finden sich in den Oldendorfer Beständen nur zwei Exemplare.[56] – Schon 1834 schaffte sich ein Oldendorfer die Predigten von Ludwig Hofacker (1798–1828) an, die 1831 erstmals gesammelt in drei Bänden von seinem Bruder Ludwig herausgegeben worden waren.[57] Derselbe Mann kaufte auch die neue Ausgabe von 1839,[58] von der noch ein weiteres Exemplar in einem anderen Bestand vorhanden ist. Zu diesen drei Exemplaren kommt noch eines in 44. Auflage (!) vom Ende des 19. Jahrhunderts. Hofackers Predigten müssen eine große Anziehungs-

49 Auswahl Geistlicher Lieder oder alte und neue Stimmen aus Zion. Gesammelt und herausgegeben im Jahre 1836. Zweite vermehrte Auflage. Gütersloh 1843. bei C. Bertelsmann.

50 Kleine Missionsharfe. 30. Auflage. Gütersloh 1874 (kartoniert, mit Goldschnitt).

51 Wie Anm. 27.

52 Betrachtungen über die Evangelien des ganzen Kirchenjahres nebst sieben Predigten über die sieben Worte Jesu am Kreuze, von Arnold Gottlieb Erdsieck, Auf Verlangen mehrerer Freunde zum Druck befördert. Bielefeld 1828.

53 Als alter Mann erinnerte sich Volkening daran, wie er als Junge zusammen mit seinem Vater gelegentlich die Gottesdienste von Erdsieck besucht hatte, s. Dietrich August Rische: Johann Heinrich Volkening. Gütersloh 1919. S. 8.

54 Menkhoff hatte mit dafür gesorgt, dass Volkening 1827 nach Gütersloh berufen wurde; so Rische, a.a.O., S. 44.

55 Bericht Koechling 1 (wie Anm. 7), S. 34.

56 Ein drittes Exemplar außerhalb von Oldendorf konnte der Vf. nicht einsehen.

57 Ludwig Hofacker: Predigten für alle Sonn-[,] Fest- und Feiertage. Band I-III. 1. Auflage. Stuttgart 1831. Die insgesamt 86 Predigten sind noch nicht nach dem Kirchenjahr geordnet.

58 Ludwig Hofacker: Predigten für alle Sonn- Fest- und Feiertage. Neue berichtigte und vermehrte Auflage. Siebenter Abdruck. Stuttgart 1839.

kraft auf die erweckten Christen in Minden-Ravensberg gehabt haben.[59] Das ist verständlich, wenn man ihre lebendige Sprache mit den oft langatmigen Ausführungen aus dem 18. Jahrhundert vergleicht. Vor allem aber trafen sie mit ihrer leidenschaftlichen Verkündigung von Jesus Christus das Herz der erweckten Christen.

Von den die Minden-Ravensberger Erweckung tragenden Pastoren ging erst die zweite Generation daran, eigene Erbauungsbücher zu verfassen. Zunächst ist zu nennen das „Hausbuch. Tägliche Andachten für die Hausgemeine", das erstmalig 1868 erschien[60]. Seine Herausgeber waren Theodor Schmalenbach (1831–1901)[61], Karl Siebold (1818–1905)[62] und Theodor Braun (1833–1911).[63] Die Zahl von (mindestens) 15 Auflagen spricht für eine weite Verbreitung. In Oldendorf liegen drei Exemplare vor. Bei dem zweiten Werk, das in der Literatur nur selten erwähnt wird, handelt es sich um eine praktische Auslegung des Neuen Testaments: „Die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments nach Dr. M. Luthers Übersetzung. Mit der Auslegung der vorzüglichsten Schriftforscher der älteren evangelischen Kirche".[64] Dieses Neue Testament mit Erklärungen wurde herausgegeben von vier markanten Vertretern der Minden-Ravensberger Erweckungsbewegung: Theodor Braun,[65] Otto Meyer (1831–1883),[66] Julius Möller (1840–1928)[67] und Theodor Schmalenbach[68]. Fast jedem Bibelvers sind ein oder mehrere Zitate älterer Ausleger beigegeben.[69] In Oldendorf sind zwei Exemplare dieses „neutestamentlichen Bibelwerks" erhalten, bei denen die beiden Teile jeweils zusammengebunden sind. – Zu den Schriften aus dem Kreis der heimischen Erweckung gehören auch zwei kleine Bücher mit Gedichten und Liedern.[70]

An Büchern, die anderen Erweckungsbewegungen zuzurechnen sind, sind noch zu erwähnen: „Biblisches Spruch- und Schatzkästlein",[71] zwei

59 Schon im ersten Jahrgang des „Evangelische[n] Monatsblatt[s] für Westphalen" (1845) [wie Anm. 44] finden sich zum Thema Hofacker vier Beiträge.

60 Hausbuch. Tägliche Andachten für die Hausgemeine. 3. Auflage. Berlin 1871; 5. Auflage. Berlin 1875; 15. Auflage. Berlin o. J.

61 Bauks (wie Anm. 15), S. 440, Nr. 5461.

62 A.a.O., S. 473, Nr. 5856.

63 A.a.O., S. 56, Nr. 726.

64 1. Band Evangelien und Apostelgeschichte, 1879; 2. Band Episteln und Offenbarung Johannis, 1880; beide bei C. Bertelsmann in Gütersloh.

65 Wie Anm. 63.

66 Bauks (wie Anm. 15), S. 320, Nr. 4038.

67 A.a.O., S. 337, Nr. 4233.

68 Wie Anm. 61.

69 Ein Verzeichnis der neun Ausleger findet sich am Schluss des 2. Bandes.

70 Palmenzweige. Gütersloh 1861; J. H. Jödemann: Christlicher Liederkranz. Wiedenbrück 1875.

71 Biblisches Spruch- und Schatzkästlein worinn fünfhundert Sprüche der heil. Schrift mit den geistreichsten und nachdrücklichsten Worten des sel. Lutheri erklärt und durch Verannstaltung christlicher Freunde zum Druck befördert worden. Tübingen, bey Ludwig Friedrich Fues. 1824. (2 Ex.).

Schriften von Johannes Goßner[72] und die Gedichte von Philipp Spitta mit dem Titel „Psalter und Harfe"[73].

6. Die Hinwendung der Minden-Ravensberger Erweckung zum Luthertum

Die Auseinandersetzungen um Union und Agende in der preußischen Landeskirche führten dazu, dass die Pastoren, die führend in der Erweckungsbewegung tätig waren, sich ihrer lutherischen Konfession zunehmend bewusst wurden. Eine Reihe von ihnen schloss sich in den 1840er Jahren zu einem „lutherischen Verein" zusammen und veranstaltete regelmäßig die „Lutherische Konferenz".[74]

Aber auch die Laien waren vor allem durch die neue Agende, die in den 1820er Jahren eingeführt wurde, von den konfessionellen Auseinandersetzungen betroffen. In der vorliegenden Erbauungsliteratur zeichnet sich seit etwa 1850 eine Öffnung der Erweckungsbewegung zum Luthertum ab: So finden sich eine fünfbändige Ausgabe von Luthers reformatorischen Schriften,[75] Martin Luthers Evangelien-Predigten[76] und eine Ausgabe der Lutherischen Bekenntnisschriften[77]. Für die Minden-Ravensberger Erweckung wurde der lutherische Pastor Ludwig Harms (1808–1865) in Hermannsburg bedeutsam, vereinigte er doch in seiner Person Erweckungsfrömmigkeit, Engagement für die Mission und lutherische Theologie. Es ist daher nicht verwunderlich, dass für die Zeit von 1860 bis 1913 von ihm insgesamt sieben Predigtbände und Bibelauslegungen vorliegen.[78] Dazu kommen aus dem lutherischen Umfeld Predig-

72 Weg zur Seligkeit In Frag und Antwort nach Anleitung der heiligen Schrift nebst Worten der Ermahnung an alle Heilige und Sünder. Von Johannes Goßner Leipzig bey Karl Tauchnitz. 1831; Schatzkästchen, enthaltend biblische Betrachtungen mit erbaulichen Liedern auf alle Tage im Jahre zur Beförderung häuslicher Andacht und Gottseligkeit von Johannes Goßner. [...] Berlin o. J.

73 Berlin o. J.

74 Klaus-Jürgen Laube: Die Geschichte der Lutherischen Konferenz in Minden-Ravensberg. JWKG 77 (1984), S. 129f.

75 Otto von Gerlach: Martin Luthers reformatorische Schriften. 10 Teile in 5 Bänden. Berlin 1848.

76 4. Auflage. Calw/Stuttgart 1887.

77 Die Bekenntnisschriften der Evangelisch-Lutherischen Kirche. 8. Auflage. Berlin 1874.

78 Ludwig Harms, Predigten über die Evangelien des Kirchenjahres, Hermannsburg 1860; 8. Auflage 1877; 12. Auflage 1894; 14. Auflage 1899; L. Harms: Der Psalter. Hermannsburg 1870; L. Harms: Die Lehre der Heiligen Schrift von den letzten Dingen (Tod, Auferstehung, Gericht, Ewigkeit.) Rathenow 1899 (15. S.); Ludwig Harms: Predigten über die Episteln des Kirchenjahres. 9. Auflage. Hermannsburg 1913.

ten von Christian Jensen (1839–1900)[79] und ein Andachtsbuch von Gerhard Uhlhorn (1826–1901)[80].

7. Erbauungsliteratur aus der Zeit von 1870 bis zum Ersten Weltkrieg

Vorgestellt wurden bereits einige Bücher aus den Themenbereichen: Nachdrucke älterer pietistischer Literatur, Schriften der Erweckungsbewegung und lutherisches Schrifttum, die zwischen 1870 und dem Ersten Weltkrieg gedruckt wurden. Um das Bild abzurunden, müssen noch einige weitere Schriften genannt werden, von denen die meisten einem kirchlichen Pietismus zuzurechnen sind. Es handelt sich um Predigtbände von Otto Heinzelmann (1818–1888)[81] und Ernst Dryander (1843–1922)[82] sowie um ein Andachtsbuch von Otto Funcke (1836–1910)[83]. Dazu kommen vier Schriften mit Gebeten.[84] Auch Klassiker der Erbauungsliteratur sind vorhanden: Thomas von Kempen,[85] Richard Baxter[86] und John Bunyan[87]. Weiter finden sich Johann Heinrich Jung-Stillings „Scenen aus dem Geisterreiche"[88] und ein Jahrgang „Sonntagsblatt des Reichsboten"[89].

8. Bücher aus dem Besitz von Versammlungsleitern

a) Ein Predigtband aus der ältesten Oldendorfer Hausversammlung

Von der ältesten Oldendorfer Hausversammlung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts wird in „Zeugen und Zeugnisse"[90] berichtet. Der Grün-

79 Christian Jensen: Die Neue Haus-Postille. 3. Auflage. Breklum 1892.

80 Tägliche Andachten nach dem Hannoverschen Lektionar und dem kleinen Katechismus Luthers von Gerhard Uhlhorn, D. Th. weil. Abt zu Loccum Neubearbeitet von Friedrich Uhlhorn, Pastor zu Hameln. Hannover Verlag von Heinr. Freesche 1911.

81 Otto Heinzelmann: Predigten über die Episteln. 2. Auflage. Potsdam 1894.

82 Ernst Dryander: Predigten über den 1. Johannes-Brief. Bremen 1898.

83 Otto Funcke: Tägliche Andachten. 9. Auflage. Altenburg o. J.

84 Beicht- und Abendmahlsbuch. 4. Auflage. Berlin 1872; Hecker: Himmelan. Reutlingen o. J.; A. S. Jaspis: Das Abba-Rufen der Kinder Gottes. Ein Gebetbuch. Köln 1887; Johann Habermann: Christliche Morgen- und Abendgebete. O. O., o. J.

85 W. Ebert (Hg.): Die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis. 5. Auflage. Leipzig 1883.

86 Richard Baxter: Die ewige Ruhe der Heiligen. 3. Auflage. Hermannsburg 1878.

87 John Bunyan: Des Christen Wallfahrt. 7. Auflage. Calw/Stuttgart 1894.

88 Johann Heinrich Jung genannt Stilling: Scenen aus dem Geisterreiche. 7. Auflage. Stuttgart 1881.

89 Sonntagsblatt des Reichsboten vom Jahre 1895 (Hg. Heinrich Engel, Berlin).

90 Zeugen und Zeugnisse aus dem christlich-kirchlichen Leben von Minden-Ravensberg im 18. und 19. Jahrhundert. 2. Heft. Bethel 1897 [abgekürzt: Zeugen und Zeugnisse 2], S. 51; eine weitere Quelle, die von der ersten zumindest teilweise

der und Leiter war der Colon Franz Henrich Vordtriede aus Harlinghausen. Er war 1735 geboren und musste als junger Mann im Siebenjährigen Krieg als Soldat kämpfen.[91] In dieser Zeit hatte er erlebt, wie Gott ihn mehrfach wunderbar bewahrte, und er fand zu einem persönlichen Glauben. Nach dem Krieg versammelte er Gleichgesinnte in seinem Haus, um mit ihnen zu singen, zu beten und Predigten zu lesen. Als Autoren werden „Fran[c]ke, Fresenius und Schubert" genannt. Der Name des Frankfurter Lutheraners Johann Philipp Fresenius ist in diesem Zusammenhang ungewöhnlich, denn in späteren Aufzählungen der Bücher, die in Hausversammlungen benutzt wurden, erscheint er nicht mehr.[92] Die Benutzung der Predigten von Fresenius konnte jetzt durch einen überraschenden Fund bestätigt werden. Es handelt sich um Fresenius' „Heilsame Betrachtungen über die Sonn- und Festtags-Evangelia".[93] Das 1769 gedruckte Buch wurde spätestens 1772 (im Jahr mit der ersten handschriftlichen Eintragung)[94] gekauft.[95] In diesen Zeitraum dürfte auch die Gründung der Hausversammlung im Haus Vordtriede in Harlinghausen fallen, die zeitlich mit den Erweckungen im Raum Gohfeld – Herford – Bünde zusammengehört. Man kann davon ausgehen, dass Vordtriede diesen heute noch vorhandenen Predigtband von Fresenius in seiner Hausversammlung benutzt hat. Er starb 1825 im Alter von

unabhängig ist, bestätigt die Existenz der Hausversammlung [Heinrich Kötter: Bericht über den Anfang unserer Gemeinschaft und über die alten Bibelstunden in unserer Gemeinde. 2 S. (nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben, Maschinenschrift, Kopie im Besitz des Verf.)]; auch Ludwig Kunsemüller weist in seinem amtlichen Bericht vom 18. Januar 1843 darauf hin, dass unter anderem in Oldendorf seit der Zeit Weihes „erbauliche Versammlungen" bestanden haben, s. Wilhelm Rahe: Karl Ludwig Kunsemüller und außerkirchliche Gruppen im Kreis Lübbecke. JWKG 69 (1976), S. 141f.

91 Noch 1769 wird er im Oldendorfer Kirchenbuch bei der Taufe eines Sohnes als Grenadier im Regiment „von Petersdorff" bezeichnet, das in Herford und Bielefeld stationiert war. Der Dienst in der Armee dauerte bis zu 20 Jahren, aber in Friedenszeiten mussten die Soldaten nur wenige Monate im Jahr Dienst tun.

92 (1) Kunsemüller: Bücherliste von 1836 mit sechs Autoren betr. die Versammlungen im Kreis Lübbecke, in: Rahe (wie Anm. 90) S. 148; (2) Präses Jacobi: Liste von 1842 mit 10 Autoren für Gehlenbeck, Blasheim, Alswede und Oldendorf, in: Koechling 1 (wie Anm. 7), S. 34; (3) Pastor Seippel 1854: Liste mit sechs Autoren für Schnathorst, zitiert nach Josef Mooser: Konventikel, Unterschichten und Pastoren. In: Josef Mooser [u.a.] (Hgg.): Frommes Volk und Patrioten. Bielefeld 1989. S. 16-18; (4) Liste mit fünf Autoren für Hüllhorst, in: Zeugen und Zeugnisse 2 (wie Anm. 90), S. 62; (5) Liste mit vier Autoren für Gehlenbeck, in: Husemann, Aus meinem Leben, neue Ausgabe 1982, S. 9; (6) vgl. auch die von Karl Justus Friedrich Weihe genannten acht Autoren, die er 1820 in seiner Schrift „Beantwortung einiger Fragen über Pietismus" als Gewährsmänner der Pietisten nennt, in: Martin Brecht, Friedrich August Weihe (1721–1771), in: Christian Peters (Hg.), Martin Brecht, Rüdiger Bremme: Zwischen Spener und Volkening. Pietismus in Minden-Ravensberg im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Bielefeld 2002 [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 23]. S. 190.

93 Neue Auflage, Franckfurt und Leipzig, Bey Heinrich Ludwig Brönner, 1769.

94 Es handelt sich um die Taufe einer Tochter.

95 Aus einer beigefügten Aufstellung sind die Preise für Buch, Einbinden und Versandkosten bekannt.

90 Jahren. Vorher soll er noch die Verantwortung für die erbaulichen Versammlungen in die Hände Jüngerer gelegt haben.[96] Mit ihnen stehen wir am Anfang der Minden-Ravensberger Erweckung.

b) Luthers gesammelte Werke auf einem Bauernhof

In den Jahren 1828 und 1829 beschaffte sich der Colon Friedrich Conrad M. (1785–1851)[97] in Harlinghausen zusammen mit seinem 20-jährigen Sohn Franz Heinrich die gesammelten Werke Martin Luthers, die Johann Georg Walch (1693–1775) in der Zeit von 1740 bis 1753 in 24 Bänden herausgegeben hatte.[98] Von ihnen sind heute noch 17 Bände vorhanden. Merkwürdig ist jedoch, dass die Bücher nicht auf einmal, sondern, soweit wir sehen können, in einem Zeitraum von 13 Monaten Stück für Stück angeschafft wurden. Das belegen für elf Bände die Signaturen von Vater und Sohn, die mit einem Datum versehen sind. Fehlte es an Geld, um alle Bücher auf einen Schlag zu erwerben? Diese Frage lässt sich ebenso wenig beantworten wie die Folgenden: Wo und bei wem wurden die Bücher gekauft?[99] Galt das Interesse zu Beginn vielleicht nur bestimmten einzelnen Bänden,[100] und ist es erst nach und nach gewachsen? Offen ist auch, ob Vater und Sohn M. sich am Ende mit 17 Bänden begnügt haben oder ob einmal die komplette Ausgabe mit 24 Bänden in ihrem Besitz war.

Was mag den damals 43-jährigen M. zu dieser teuren Anschaffung veranlasst haben? Um einer Antwort nahezukommen, muss zunächst festgestellt werden, dass er in seinem Haus erbauliche Versammlungen leitete.[101] Sein Engagement ging allerdings weit darüber hinaus. Im Jahr 1836 war er Vorsteher von Harlinghausen, wie aus einer etwas ironischen Bemerkung in einem Schreiben des Superintendenten Müller aus Blasheim hervorgeht: „Viel giebt der P. Kunsemöller [sic!] auf einen vielgeltenden und untadelichen Conventikel-Halter, den Vorsteher M[...] zu Harlinghausen, allein dieser dürfte bei schlichter und geräuschloser

96 Bericht Heinrich Kötter (wie Anm. 90).
97 Zeugen und Zeugnisse 2 (wie Anm. 90), S. 60.
98 Diese Gesamtausgabe Luthers bringt seine lateinischen Schriften in deutscher Übersetzung. Als Beispiel diene hier das Titelblatt zu Bd. 7: D. Martin Luthers sowol in Deutscher als Lateinischer Sprache verfertigte und aus der letztern in die erstere übersetzte Sämtliche Schriften. Siebenter Theil, welcher die Auslegungen des Evangelisten Matthäi, Lucä und Johannes bis zum 14. Capitel desselben enthält; herausgegeben von Johann Georg Walch, der heil. Schrift D. und Prof. Publ. Ord. wie auch hochfürstl. Sächs. und Brandenb. Onolzb. Kirchen= und Consistorialrath. Halle im Magdeburgischen / Druckts und verlegts Joh. Justinus Gebauer. 1745.
99 Leider findet sich keine Spur von einem Vorbesitzer. Man könnte z. B. an Nachkommen von Pastor Gottlieb Arnold Erdsieck denken, der 1821 verstorben war, wie auch seine Frau im selben Jahr.
100 Die drei zuerst angeschafften Bände enthalten Predigten von Luther.
101 Zeugen und Zeugnisse 2 (wie Anm. 90), S. 52.

Hausandacht noch mehr zu rühmen sein."[102] Wenn Müller dem Colonus M. eine gewisse Anerkennung nicht versagen kann, so ist wenige Jahre später Präses Jacobi von dessen Persönlichkeit tief beeindruckt, wenn er in seinem Bericht von 1842 schreibt: „Der Colonus M[...] zu Harlinghausen, der in genannter Gemeinde seit vielen Jahren an der Spitze der Bewegung steht, ist beständig wieder in das Presbyterium, in den Schulvorstand, in den Armenvorstand, in den Gemeinderath gewählt worden und trägt den Stempel der Wahrheit und Lauterkeit auf seinem herrlich verklärten Angesichte".[103] Daraus ergibt sich, dass M. zu dieser Zeit ein weithin anerkannter Mann war, der in vielen Bereichen verantwortlich tätig war.

Das mag gegen Ende der 1820er Jahre, als M. die Lutherausgabe anschaffte, noch anders gewesen sein. Denn nach dem Tod von Pastor Erdsieck 1821 fanden die Hausversammlungen keinen Rückhalt mehr bei den beiden Oldendorfer Pastoren Bödecker[104] und Baumann[105]. Nun war M. als Versammlungsleiter auf sich allein gestellt und musste dem Druck standhalten, den die Kirche, aber auch der Staat auf die missliebigen „Konventikel" zum Teil mit Polizeigewalt ausübten. Dazu kam der Streit um die Einführung der Union und der Agende, der die gesamte preußische Landeskirche erschütterte. Die erweckten Christen verstanden Union und neue Agende[106] als die Zerstörung ihrer lutherischen Kirche und damit als einen weiteren Angriff des Staates auf ihren Glauben. Auch M. begann an der bestehenden Kirche zu zweifeln. Wie viele andere nahm auch er nicht mehr am Abendmahl teil. In dieser schwierigen Situation könnte man die Anschaffung der umfangreichen Lutherausgabe als den Versuch eines verantwortungsbewussten Mannes ansehen, sich an den Quellen zu orientieren, um dadurch einen festen Stand zu gewinnen!

1829 verschärfte sich in Oldendorf der Streit zwischen den erweckten Christen und der Kirchengemeinde noch zusätzlich. Am 26. Oktober 1828 hatte Eduard Wex[107] als neuer Pastor sein Amt angetreten. Zusammen mit seinem Kollegen versuchte er, gegen den erbitterten Widerstand eines großen Teils der Gemeinde einen rationalistischen Katechismus einzuführen.[108] Vielleicht war dies der Grund dafür, dass Vater und Sohn M. am 23. Februar 1829 gerade den Band erwarben, der Luthers katechetische Schriften enthält.

Abschließend kann festgestellt werden: Wenn wir auch nicht im Einzelnen über die Motive unterrichtet sind, die zum Kauf der großen Lutherausgabe führten, so passt diese Anschaffung doch in das Bild, das

[102] Schreiben Sup. Müller vom 30.11.1836, Archiv KKA Lübbecke A 34 (Conventikelwesen).
[103] Koechling 1 (wie Anm. 7), S. 36.
[104] Bauks (wie Anm. 15), S. 46, Nr. 597.
[105] A.a.O., S. 24, Nr. 297.
[106] Es ging besonders um die Spendeworte beim Abendmahl und um die Taufliturgie.
[107] Bauks (wie Anm. 15), S. 554, Nr. 6893.
[108] Rottschäfer (wie Anm. 4), S. 41f.

von dem Versammlungsleiter M. überliefert ist. Sie zeugt von seinem Bemühen, sich in einem schwierigen Umfeld theologisch umfassend zu informieren.[109]

c) Das hochgeschätzte Buch eines Versammlungsleiters

1836 kaufte ein Mann mit Namen „C. H. Meier" das Buch „Die geistlichen Friedensstörer" von Carl Heinrich von Bogatzky aus dem Jahr 1759.[110] Wie es üblich war, ließ er es privat in Leder einbinden und auf die Vorderseite seinen Namen (C. H. Meier) und die Jahreszahl (1836) einprägen. Wer war C. H. Meier? Die Antwort gibt der Eigentümer selber auf dem vorderen Vorsatzblatt des Buches: „Dieses unvergleichliche Buch gehört den [sic!] alten Meyer von den [sic!] Limberge zu Oldendorf." Caspar Heinrich Meyer (1785–1868) war einer der bekanntesten Versammlungsleiter in der Gegend von Oldendorf.[111] Er wohnte „auf dem Balkenkamp", einer Bauerschaft auf der Kuppe des Limberges, nahe der alten Burg Limberg gelegen, die zum Kirchspiel Börninghausen gehörte. Meyer hielt nicht nur Versammlungen in seinem Haus ab, sondern besuchte auch die Gruppen im weiteren Umkreis und wurde vielfach als Seelsorger in Anspruch genommen. Von vielen wurde er zu dieser Zeit hoch geschätzt, von anderen jedoch umso mehr angefeindet und verleumdet. Ein Oldendorfer Pfarrer soll ihn einmal angespuckt haben.[112] Er war ein Mann mit Witz und Verstand, der volkstümlich reden konnte. Im Gegensatz zur Mehrzahl der Versammlungsleiter hielt er über viele Jahre hinweg auch freie Predigten, wobei ihm eine gute Kenntnis der Bibel und der Predigten Martin Luthers nachgesagt wurde.[113] Um 1830 neigte Meyer zusammen mit anderen wegen der Einführung der Union und vor allem der neuen Agende zur Separation von der Kirche. Er blieb wie viele andere dem Abendmahl fern. Es gelang Pastor Karl Ludwig Kunsemüller (1804–1879),[114] der 1832 nach Oldendorf kam, mit großem Einfühlungsvermögen und viel Geschick, Meyer und andere Versamm-

[109] Es ist kennzeichend für M., dass sich in seinem Nachlass auch der erste (gebundene) Jahrgang des „Evangelische[n] Monatsblatt[s] für Westphalen" (wie Anm. 44) findet; ebenso war er offenbar schon in den Anfängen für die Ravensberger Missions-Hülfsgesellschaft tätig (s. Anm. 5 und Anm. 47).

[110] Wie Anm. 17.

[111] Zu Caspar Heinrich Meyer: Zeugen und Zeugnisse 2 (wie Anm. 90), S. 58f; Hellmuth Zander: Erinnerungen an D. Theodor Braun. Gütersloh 1911. S. 39; H[ermann] Rothert: Die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte. IV. Zeit der Erweckung. Verein für Westfälische Kirchengeschichte. 1930. S. 25-27; Rottschäfer (wie Anm. 4), S. 24.152.262f.

[112] Zeugen und Zeugnisse 2 (wie Anm. 90), S. 52.

[113] A.a.O., S. 58.

[114] Wie Anm. 26.

lungsleiter für die Kirche zurückzugewinnen.[115] In diese Zeit fällt der Erwerb des Buches von Bogatzky.

Mit den empfehlenden Worten „dieses unvergleichliche Buch" lädt Meyer zum Lesen des Buches ein. Er ist anscheinend bereit, es auszuleihen, aber er lässt auch keinen Zweifel daran, dass er es an seine Adresse zurückhaben möchte. Diese müsste eigentlich lauten: Meyer vom Balkenkamp. Meyer vom Limberg ist umfassender! Vielleicht wurde er damals von seinen Anhängern schon so genannt. Es überrascht auch, dass ein 51-Jähriger sich als den „alten" bezeichnet.[116] Für die Leser des Buches fügt er seiner Adresse noch ein 14-zeiliges Gedicht bei, das er wohl zu dieser Gelegenheit verfasst hat. Es soll dem Leser helfen, den Inhalt besser zu erfassen:

„Dies Buch ist voller Gottes [Kraft] /
wens Leser dir nur Segen schafft /
doch wenn du Segen willst erlangen /
so mußt du mit Gebeth anfangen /
den Herrn in seiner [Kraft] anflehen /
den[n] die Vernunft kann[n]s nicht verstehen [...]."

9. Ein Landwirt mit einer Vorliebe für Tersteegen

Der am Anfang erwähnte Bestand A, der zu einem ehemaligen Bauernhof im Raum Bünde gehört, hebt sich in seiner Zusammensetzung deutlich von den Oldendorfer Beständen ab. Der Anteil der Exemplare aus dem 18. Jahrhundert ist mit sieben von insgesamt zehn Bänden ungewöhnlich hoch. Zusammengetragen wurden diese sieben Bücher in der Frühzeit der Minden-Ravensberger Erweckung von dem Landwirt J. H. N. (1790–1863), wie durch drei Datierungen aus den Jahren 1835 und 1836, durch den mehrfachen Namenseintrag „N." und weitere handschriftliche Texte von seiner Hand in den Büchern belegt ist. Den Kern des Bestandes bilden vier Schriften von Gerhard Tersteegen, der in den Oldendorfer Sammlungen nicht vorkommt. Es handelt sich um „Weg der Wahrheit",[117] die beiden ersten Teile seiner Briefe[118] und um die in den

[115] Zu Kunsemüllers Umgang mit den erbaulichen Versammlungen: Zeugen und Zeugnisse 2 (wie Anm. 90), S. 38-49.60-62; Rahe (wie Anm. 90), besonders S. 137-150.

[116] Es ist jedoch ebenso möglich, dass der Eintrag nach 1836 erfolgt ist.

[117] Gerhard Tersteegen: Weg der Wahrheit, die da ist nach der Gottseligkeit; bestehend aus zwölf bei verschiedenen Gelegenheiten aufgesetzten Stücken und Tractätlein, nebst einer Zugabe. Vormals einzeln gedruckt, jetzt aber zusammen herausgegeben von G. T. St. 6. Auflage. Speldorf und Gemarke 1803.

[118] Geistliche und Erbauliche Briefe über das Inwendige Leben und wahre Wesen des Christenthums von weyland Gerhard Tersteegen. Zum gemeinen Nutz gesammlet und ins Licht gegeben. Erster Band. I. Theil. Solingen, zu finden bey Pet. Dan. Schmitz und Chr. Pool, 1773; Erster Band. II. Theil, Solingen 1773.

„Brosamen"[119] gesammelten Bibelstunden (ebenfalls Teil I und II). Besonders charakteristisch ist aber die Anschaffung der vollständigen Ausgabe von Tersteegens Hauptwerk „Auserlesene Lebensbeschreibungen Heiliger Seelen".[120] Damit gibt der Landwirt N. seine Vorliebe für die von der Mystik bestimmte Theologie Tersteegens zu erkennen.[121] Dazu passt eine Evangelien-Postille[122] des ebenfalls von der Mystik beeinflussten Gottfried Arnold. Weiter finden sich das „Güldene Schatz-Kästlein" von Bogatzky[123] und das Liederbuch „Stimmen aus Zion"[124]. Das Interesse des N. für Tersteegen ist im lutherisch geprägten Ravensberg ungewöhnlich.[125] In Oldendorf findet sich dazu keine Parallele.

119 Geistliche Brosamen, Von des HErrn Tisch gefallen, Von guten Freunden aufgelesen, Bestehend in einer Sammlung verschiedener Erweckungs=Reden, weyland von Gerhard Tersteegen zu Mülheim an der Ruhr gehalten. Vierte Auflage. Erster Band. I. Theil. Mülheim a. d. Ruhr, gedruckt bey G. W. Blech, 1798; Erster Band. II. Theil. Mülheim a. d. Ruhr, 1798.

120 Gerhard Tersteegen: Auserlesene Lebensbeschreibungen Heiliger Seelen In welchen nebst derselben merkwürdigen äussern Lebens=Historie hauptsächlich angemerket werden die innere Führungen Gottes über Sie und die mannigfaltige Austheilungen seiner Gnaden in Ihnen wobei viele wichtige Nachrichten in allen Ständen des christlichen Lebens vorkommen Zur Bekräftigung der Wahrheit und der Möglichkeit des inwendigen Lebens aus verschiedenen glaubwürdigen Urkunden in möglichster Kürze zusammen getragen. Erster Band. Dritte Edition. Mit königl. Preuß. allergnädigster Freyheit. ESSEN, gedruckt bei Zacharias Bädeker, Hochfürstl. privil. Hofbuchdrucker. 1784.; Zweyter Band. Dritte Edition. 1785.; Dritter Band. Dritte Edition. 1786.

121 Eine seiner zahlreichen handschriftlichen Einträge lautet: „Klein und rein und abgeschieden / Sanft, einfältig, still im Frieden, / willenlos, und innig froh, / Ach! wär mein Gemüthe so."

122 Die Evangelische Botschafft Der Herrlichkeit Gottes In Jesu Christo, nach denen ordentlichen Sonn= und Fest=Tags=Evangelien vorgetragen, Aus denen alten Kirchen=Lehrern erläutert und nebenst einigen andern geistlichen Reden, Wie auch Kurtzen Betrachtungen über den Psalter auf Begehren ans Licht gestellet Von Sel. Herrn Gottfried Arnold, Königl. Preuß. Inspectore zu Werben. Die vierdte Auflage, von denen vorigen häuffigen groben Druck=fehlern aufs fleißigste gesäubert, mit etlichen eingeruckten Predigten und zweyen vorgesetzten Vorreden des seligen Autoris, wie auch verschiedenen nützlichen Registern vermehret. Leipzig, Verlegts Thomas Frisch, 1727.

123 Carl Heinrich von Bogatzky, Güldenes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes (Titelblatt des I. Teils fehlt); Güldenes Schatz-Kästlein der Kinder Gottes, deren Schatz im Himmel ist: Bestehend in auserlesenen Sprüchen der heiligen Schrift, nach der Ordnung der biblischen Bücher; samt beygefügten kurzen Betrachtungen, Gebeten und Reimen, auf Verlangen zum sechstenmal herausgegeben von Carl Heinrich von Bogatzky. Zweyter Theil. Halle, in Verlegung des Waisenhauses, 1781.

124 Stimmen aus Zion (Titelblatt des 1. Teils fehlt); Stimmen aus Zion oder erbauliche Lieder zur Verherrlichung Gottes und Erbauung vieler Seelen vermehrt heraus gegeben. Zweyter Theyl. Frankfurt und Leipzig, 1787.

125 Bei den heutigen Nachkommen des N. ist nicht bekannt, woher das Interesse für die Theologie Tersteegens rührt. Eine Spur könnte vielleicht nach Hoyel führen, woher der Vater des J. H. N. stammte. Hier war Anton Gottfried Hambach (Bauks [wie Anm. 15], S. 178, Nr. 2262) von 1777–1819 Pfarrer. Er hatte sich mit Tersteegen befasst, so Peters (wie Anm. 26), S. 78.

10. Welche Predigtbücher wurden bis etwa 1860 in den Oldendorfer Hausversammlungen benutzt?

Aus dem 19. Jahrhundert gibt es keine direkten Nachrichten darüber, welche Predigtbücher in der Frühzeit der Erweckung in den Oldendorfer Hausversammlungen benutzt wurden. Aber vielleicht kann man sich der Antwort auf diese Frage durch einen Rückschluss nähern: In den Beständen von zehn Oldendorfer Familien finden sich bis etwa 1860 insgesamt dreizehn Predigtbücher: Von Erdsieck zwei Exemplare, von Hofacker drei, von Luther vier, von Hartog, Rieger, Brastberger und Johann Arnd je ein Exemplar. Es ist anzunehmen, dass diese nach dem Kirchenjahr geordneten Predigten am Sonntag zu Hause von denen gelesen wurden, die nicht in die Kirche gehen konnten – oder zeitweise auch nicht wollten.[126] Wie sind aber die Familien auf diese Bücher aufmerksam geworden? Vielleicht darf man den vorsichtigen Schluss ziehen, dass es vor allem diese Predigtbände waren, aus denen in den Hausversammlungen vorgelesen wurde. Die Teilnehmer lernten sie dort kennen und schafften sie dann für den Gebrauch in der eigenen Familie an. Dazu passen die Angaben, die Präses Jacobi 1842 in seinem amtlichen Bericht über die Konventikel in den Gemeinden Gehlenbeck, Alswede, Blasheim und Oldendorf gemacht hat. Er erwähnt insgesamt zehn Autoren von Predigtbüchern, aus denen in den Hausversammlungen gelesen wurde: Luther, Bogatzky, Francke, Schubert, H. Müller, Rieger, Hartog, Erdsieck, Hofacker, J. Arndt.[127] Davon finden sich sieben Verfasser in den Oldendorfer Beständen. Es fehlen nur Francke, Schubert und Müller. – Aber auch in den von Jacobi nicht besuchten Gemeinden am Südrand des Wiehengebirges waren diese Autoren verbreitet, wie die übrigen angeführten Listen zeigen.[128] Bis auf Immanuel Gottlob Brastberger sind sie alle schon in Jacobis Liste von 1842 enthalten. Dieser Befund zeigt, wie eng die erweckten Kreise im Kreis Lübbecke untereinander vernetzt waren.

11. Zusammenfassung

(1) Auch wenn es sich bei den untersuchten Büchern aus Preußisch Oldendorfer Familien nur um mehr oder weniger zufällig entdeckte Reste der einstigen Bestände handelt, lassen sich daraus dennoch Erkenntnisse gewinnen, die uns Einblicke nicht nur in die Frömmigkeit der erweckten Christen in Oldendorf gestatten, sondern auch in die Quellen, aus denen

[126] Das gilt für die Zeit um 1830, als die Distanz zwischen den Konventikeln und der Kirche am größten war.
[127] Wie Anm. 92.
[128] Ebd.

diese Frömmigkeit gespeist wurde. Dabei konnten einige überraschende Beobachtungen gemacht werden.

(2) Die noch heute in (ehemaligen) Bauernhäusern erhaltenen Erbauungsbücher, von denen an siebzehn Fundorten insgesamt 124 erfasst und bearbeitet werden konnten,[129] zeugen davon, dass sich die Erweckung besonders seit 1830 explosionsartig ausgebreitet hat.[130] Dass die Bewegung zu diesem Zeitpunkt so viele Anhänger gewann, war zunächst das Verdienst einiger Christen, die trotz des Widerstandes von Pastoren und staatlicher Behörden zu „erbaulichen Versammlungen" in ihre Häuser einluden und dafür die Verantwortung übernahmen. Die Erweckungsbewegung hat als Basisbewegung begonnen! Die Oldendorfer hatten jedoch das Glück, dass schon 1832 mit Karl Ludwig Kunsemüller ein Pastor in die Gemeinde kam, der ihr Vertrauen gewann, die Erweckungsbewegung mit ganzer Kraft förderte und trotz eigener Benachteiligungen öffentlich für sie eintrat. So gewann die Bewegung in den 1830er und 1840er Jahren immer mehr an Dynamik, besonders in den fünf zum Kirchspiel gehörenden Bauerndörfern.[131]

(3) Je mehr sich die Erweckung ausbreitete, umso größer wurde auch der Bedarf an Literatur für die persönliche Erbauung, für Andachten in der Familie und für die Verkündigung in den Hausversammlungen. Da der damalige Büchermarkt die große Nachfrage nach pietistischen Erbauungsbüchern anscheinend nicht befriedigen konnte, griffen die Christen in Oldendorf auf antiquarische Erbauungsliteratur aus dem 18. Jahrhundert zurück. Ein Drittel des erfassten Bücherbestandes stammt aus dieser Zeit.[132] Wenn auch einige dieser Schriften schon im Besitz der Familien gewesen sein mögen, der größte Teil wurde nachweislich erst am Anfang des 19. Jahrhunderts erworben.[133] Der Hunger nach geistlicher Literatur muss bei diesen Menschen, die im Lesen vermutlich wenig geübt waren und dazu noch im täglichen Leben plattdeutsch sprachen, gewaltig gewesen sein. Um diese Bücher erwerben zu können, haben sie weder Kosten noch Mühe gescheut.

(4) Seit 1830 erschienen zahlreiche Nachdrucke dieser älteren Erbauungsliteratur, von denen sich bis 1860 in Oldendorfer Beständen 27 Exemplare finden, bis zum Ersten Weltkrieg sind es insgesamt 36. Rechnet man die Erbauungsliteratur des 18. Jahrhunderts mit diesen Nachdrucken zusammen, so kommt man auf $^3/_5$ des gesamten Bestandes.[134] Das führt zu dem überraschenden Ergebnis, dass die Frömmigkeit der er-

129 Damit dürften die Quellen jedoch keineswegs ausgeschöpft sein!
130 Wie Anm. 115.
131 Wie Anm. 6.
132 39 von insgesamt 124 Exemplaren.
133 31 von 39 Exemplaren.
134 75 von 124 Exemplaren.

weckten Christen in den ersten Jahrzehnten fast völlig von der älteren pietistischen Erbauungsliteratur geprägt worden ist.

(5) Besonders geschätzt wurden vor allem Autoren, die zum Umkreis des Halleschen Waisenhauses gehörten. Allein von Carl Heinrich von Bogatzky finden sich siebzehn Exemplare im gesamten Bücherbestand,[135] August Hermann Fran(c)ke, die zentrale Figur Halles, fehlt dagegen. Auch der süddeutsche Pietismus taucht erst unter den Nachdrucken mit zwei Exemplaren auf. Die größte Überraschung besteht jedoch darin, dass die Erweckung, die im 18. Jahrhundert mit dem Namen von Friedrich August Weihe verbunden ist, kaum eine Spur[136] in den Oldendorfer Bücherbeständen hinterlassen hat. Dies ist unter anderem deshalb so erstaunlich, weil die früheste bekannte Oldendorfer Hausversammlung im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts entstanden ist. Haben hier keine Kontakte zu den Erweckungskreisen jenseits des Wiehengebirges bestanden? Anzumerken ist auch, dass in den Oldendorfer Bücherbeständen kein Zeugnis von der jahrzehntelangen Missionstätigkeit der Herrnhuter zu finden ist.

(6) Gegenüber der Fülle der alten pietistischen Erbauungsliteratur ist die Zahl der Veröffentlichungen, die aus der Erweckung im 19. Jahrhundert hervorgingen, beinahe spärlich zu nennen.[137] Für die ersten Jahrzehnte der Minden-Ravensberger Erweckung liegen nur einige Kleinschriften wie zum Beispiel das weitverbreitete „Evangelische(s) Monatsblatt für Westphalen"[138] vor. Von den 1828 erschienenen Predigten des 1821 verstorbenen Oldendorfer Pastors Erdsieck[139] sind nur zwei Exemplare erhalten (der Württemberger Ludwig Hofacker[140] ist dagegen mit vier Exemplaren seiner Predigten vertreten!). Erst 1868 brachte die heimische Erweckungsbewegung ein eigenes Andachtsbuch heraus,[141] ihm folgte 1879/1880 eine zweibändige praktische Auslegung des Neuen Testaments.[142] Beide Veröffentlichungen sind im Oldendorfer Bestand mehrfach vorhanden.

(7) Für die Hinwendung der Minden-Ravensberger Erweckung zu einem konfessionellen Luthertum, die sich seit etwa 1850 vollzog, gibt es in den Buchbeständen elf Belege.[143] Vor allem die Schriften des lutherischen Er-

135 17 von 124 Exemplaren.
136 Zu den beiden Ausnahmen s. Anm. 16 und Anm. 37.
137 Insgesamt 24 Exemplare (davon 15 aus der Minden-Ravensberger Erweckung), gegenüber 75 Exemplaren des älteren Pietismus.
138 Wie Anm. 44.
139 Wie Anm. 52.
140 Wie Anm. 57f.
141 Wie Anm. 60.
142 Wie Anm. 64.
143 11 von 124 Exemplaren.

weckungspredigers Ludwig Harms[144] aus Hermannsburg wurden gern gelesen.

(8) Aus dem Besitz von einigen Versammlungsleitern sind Bücher erhalten, die Streiflichter auf ihr Leben und Wirken werfen.

a) Mit Friedrich Conrad M. (1785–1851) in Harlinghausen, der um 1828/1829 zusammen mit seinem Sohn die gesammelten Werke Martin Luthers in der Ausgabe von Walch[145] anschaffte, lernen wir einen Mann kennen, der seine Verantwortung als Versammlungsleiter mit ungewöhnlicher Energie und Umsicht wahrgenommen hat. In seinen späteren Jahren wurde ihm dafür auch öffentliche Anerkennung zuteil.

b) Aus dem Besitz des bekannten und einflussreichen Versammlungsleiters Meyer vom Balkenkamp (1785–1868) ist nur ein Buch erhalten. Es stammt von Carl Heinrich von Bogatzky.[146] In einem längeren handschriftlichen Text, den Meyer diesem Buch vorangestellt hat, erweist er sich als ein origineller Mann, dem es am Herzen liegt, dass die Leser seines Buches geistlich gefördert werden.

c) In der Literatur wird Franz Henrich Vordtriede (1735–1821) aus Harlinghausen als Gründer und Leiter der frühesten Oldendorfer Hausversammlung (um 1770) genannt, in der unter anderem Predigten von Johann Philipp Fresenius gelesen wurden.[147] Ein Buch dieses Autors mit Predigten über die Evangelien[148] wurde nun aufgefunden. Damit bekommen auch die weiteren Nachrichten über diese Hausversammlung ein größeres Gewicht.

(9) Die kleine Büchersammlung aus der Frühzeit der Erweckung in Bünde[149] hebt sich von den Oldendorfer Funden dadurch ab, dass der Landwirt J. H. N. (1790–1863) mit seiner Vorliebe für die christliche Mystik Gerhard Tersteegens[150] eine theologische Richtung vertrat, die in Oldendorf gänzlich unbekannt war.

(10) Für die Oldendorfer Hausversammlungen im 19. Jahrhundert ist nicht im Einzelnen überliefert, aus welchen Predigtbüchern gelesen wurde. Präses Jacobi nennt in seinem Bericht von 1842 zehn Autoren, deren Predigten in den vier Gemeinden, die er besucht hatte, geschätzt wurden.[151] Für Oldendorf wird diese Liste indirekt dadurch bestätigt, dass sich sieben dieser Autoren in den Oldendorfer Buchbeständen finden. Denn es ist anzunehmen, dass die Familien diese Bücher in den Hausver-

144 Wie Anm. 78.
145 Wie Anm. 98.
146 Wie Anm. 17.
147 Wie Anm. 90.
148 Wie Anm. 93.
149 Bestand A.
150 Wie Anm. 117-120.
151 Wie Anm. 92.

sammlungen kennengelernt und sie dann auch für die eigenen Familienandachten benutzt haben.

(11) Dass die Hausandachten in Oldendorf zur Zeit der Erweckung eine wichtige Rolle gespielt haben, ergibt sich aus der großen Zahl der erhaltenen Andachts- und Gebetbücher, die ein Viertel des gesamten Bücherbestandes ausmachen.[152] In der Zeit bis um 1860 wurden vor allem die Andachtsbücher von Bogatzky geschätzt, in den Jahrzehnten von 1860 bis zum Ersten Weltkrieg wurden diese von Star(c)ks Gebetbuch, das immer wieder neu bearbeitet wurde, abgelöst.

(12) Die Untersuchung der Oldendorfer Erbauungsbücher aus der Zeit der Minden-Ravensberger Erweckung hat gezeigt, dass Oldendorf besonders in den ersten Jahrzehnten ein Zentrum der Erweckung mit einem reichen geistlichen Leben gewesen ist. Wegen der engen Verbindung der erbaulichen Versammlungen am Nord- und Südrand des Wiehengebirges dürften manche für Oldendorf gültige Beobachtungen ähnlich auch für Hausversammlungen in benachbarten Gemeinden gelten.

[152] 31 von 124 Exemplaren.

Hans-Bodo Thieme

Verurteilt zu sechs Jahren Festungshaft

Aus dem Leben des Bochumer Burschenschafters und nachmaligen Olper Pfarrers Heinrich Theodor Baltz*

Im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStA PK) in Berlin-Dahlem befinden sich die Untersuchungs- und Prozessakten derjenigen burschenschaftlich organisierten Studenten und politisch missliebigen Personen, die im Zuge der Demagogenverfolgungen in Preußen in der Zeit der politischen Reaktion der Jahre 1815 bis 1840 mit Prozessen vor dem Kammergericht Berlin überzogen und zumeist zu langjähriger Festungshaft verurteilt worden sind.

Von lokalgeschichtlichem Interesse ist dabei, dass unter den Delinquenten auch der spätere evangelische Pfarrer von Olpe, Heinrich Theodor Baltz, anzutreffen ist. Da die ihn betreffenden Aktenbestände sich erhalten haben, soll in diesem Aufsatz unternommen werden, anhand der Archivalien aus dem Geheimen Staatsarchiv,[1] dem Staatsarchiv Münster,[2] dem Evangelischen Zentralarchiv Berlin,[3] dem Archiv der Westfälischen Landeskirche in Bielefeld,[4] ferner derjenigen aus dem Archiv des Kirchenkreises Siegen,[5] der Evangelischen Kirchengemeinde Olpe[6] und aus Unterlagen der Familie Baltz[7] das Schicksal des in die Mühlen einer reaktionären preußischen Justiz geratenen Theologiestudenten nachzuzeichnen und es gewissermaßen an den historisch-politischen Begebenheiten seiner Zeit zu spiegeln.[8]

* Durchgesehene erneute Veröffentlichung eines unter gleichem Titel erschienenen Aufsatzes des Verfassers im Jahrbuch des Heimatvereins für Olpe und Umgebung e.V. Olpe in Geschichte und Gegenwart 16 (2008), S. 13-62.

1 I HA Rep. 77 Tit. 28a, Nr. 1 Bd. VII (Erkenntnisse des Kriminalsenats des Kammergerichts) [zitiert: U fol. …]. I HA Rep. 97 VIII, Nr. 154 (Protokolle der kriminalpolizeilichen Untersuchung) [zitiert: V fol. …].

2 Staatsarchiv Münster, Regierung Arnsberg [zitiert: StAM RA …].

3 Zit.: EZA.

4 Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld, [zitiert: LKA] Personalakte Baltz [zitiert: PA Baltz].

5 Archiv des Kirchenkreises Siegen, Bestand Kirchengemeinde Olpe [zitiert: SAO].

6 Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Olpe [zitiert: GAO].

7 Die persönlichen Angaben zur Familie Baltz sind, soweit nicht anders vermerkt, einem Lebensbild über Heinrich Theodor Baltz entnommen, das Frau Hildegard Baltz, Ehefrau eines Enkels von Pfr. Baltz, im Jahre 1978 nach Familienunterlagen und Notizen von Baltz erstellt und dem Vf. freundlicherweise überlassen hat. Ein Exemplar dieses Lebensbildes ist archiviert unter GAO II/1B. Werden aus diesem Lebensbild Zitate von Baltz selbst übernommen, so wird dies in den Anmerkungen mit dem Buchstaben „F" gekennzeichnet.

8 Vf. ist Herrn Dr. Harald Loennecker (Bundesarchiv Koblenz) zu sehr großem Dank verpflichtet. Dr. Loennecker hat mit seinem profunden Wissen den Vf. bei der Recherche zu

Die Erhebungen gegen die napoleonische Fremdherrschaft und die Freiheitskriege von 1813/1815, die in Preußen durch die Stein-Hardenbergschen Reformen begründet und begleitet wurden, waren zu einem Gutteil getragen von der akademischen Jugend, die nach der Bezwingung des Feindes auf ein politisches Gemeinwesen hoffte, das den demokratischen und liberalen Ideen der Zeit Raum gäbe, und war politisch gerichtet vom Verlangen vor allem nach einer konstitutionellen Monarchie, bei der die Bürgerrechte und -freiheiten in einer Verfassung hinlänglich festgeschrieben und garantiert werden – wie etwa Pressefreiheit, Versammlungsfreiheit, freie Meinungsäußerung und Ähnliches. Daneben war der ernsthafte Wunsch nach einem größeren, nach einem einigen Deutschland lebendig, durch das die herrschende Kleinstaaterei überwunden und bei dem an die Traditionen des mittelalterlichen Kaisertums angeknüpft werden sollte.

Doch die Blütenträume des liberalen Bürgertums und der Studentenschaft, die eine Demokratie oder zumindest die absolutistische Macht des Monarchen begrenzt sehen wollten, sollten nicht in Erfüllung gehen.

Der Wiener Kongress 1815 stellte nicht nur die alten Ordnungen und legitimen Herrschaften wieder her, er stellte auch die Weichen für eine über 30 Jahre andauernde Reaktion und Unterdrückung freiheitlicher Bestrebungen im „Deutschen Bund", dem Zusammenschluss aller deutschen Staaten („System Metternich") und gewissermaßen Nachfolgeinstitut des 1806 untergegangenen alten Deutschen Reiches. Für Preußen bedeutete dies, dass die Verfassungszusagen Friedrich Wilhelms III. aus den Jahren 1810, 1815 und nochmals 1819 niemals ernsthaft in das Stadium einer Realisierung getreten sind.

Nun täte man den Vertretern des Metternichschen Systems Unrecht, unterstellte man, sie hätten allein aus purem Verlangen nach Macht und aus reaktionärer Gesinnung das Rad der Geschichte zurückdrehen wollen. Was sie umtrieb, war die Angst, dass, würden die Schleusen einer „Demokratisierung" erst einmal geöffnet, Zustände wie in der Französischen Revolution von 1789 mit allen ihren schlimmen und unkalkulierbaren Folgen zu befürchten seien und ein staatszerstörender Nationalismus, freigesetzt durch die Französische Revolution und die Freiheitskriege, Mitteleuropa bestimmen könne.

Dazu kommt, dass ein Ereignis wie das Wartburgfest 1817, zu dem etwa 500 Studenten zusammengeströmt waren und dort die Einheit des Vaterlandes und die Einführung der zugesagten Verfassungen gefordert, zudem verhasste Accessoires des absolutistischen Regimes verbrannt hatten – übrigens auch den Code Napoléon als Dokument der Fremdherrschaft –, dass also ein solches Ereignis geeignet war, die Befürchtungen Metternichscher Politiker zu bestätigen. Die im März 1819 erfolgte Ermordung des reaktionä-

diesem Thema und bei der Klärung zahlreicher Einzelfragen außerordentlich selbstlos unterstützt.

ren Schriftstellers und russischen Staatsrates von Kotzebue durch den Theologiestudenten und Burschenschafter Karl Sand bildete dann nur noch den Anlass, äußerst repressive Maßnahmen gegen Vertreter von Liberalismus und Demokratie zu ergreifen: Auf Betreiben Metternichs dekretierte im Sommer 1819 die Bundesversammlung – der ständige Kongress der deutschen Bundesstaaten in Frankfurt am Main – die Karlsbader Beschlüsse, die die Pressefreiheit beseitigten, eine strenge Überwachung und Verfolgung der Studenten anordneten und die Burschenschaften verboten. Doch zwischen Verbotsverkündigung und endgültiger Durchführung sollten noch mehrere Jahre vergehen.

Die erste Burschenschaft war, hier gehen die Meinungen auseinander, 1814 in Halle oder 1815 in Jena von studentischen Teilnehmern der Freiheitskriege mit dem Ziel der Verwirklichung nationaler Einheit und bürgerlicher Freiheit gegründet worden; die Jenenser Farben waren „Schwarz-Rot-Gold" und vom Lützower Freikorps übernommen.[9] 1818 schlossen sich die Burschenschaften zur „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft" zusammen, die indes sehr bald dem erwähnten Verbot anheimfiel. Einer in Mainz installierten „Central-Untersuchungs-Commission" oblag es, alle revolutionären Bestrebungen im Deutschen Bund aufzuspüren und die Verdächtigen, vor allem Studenten, den Gerichten zu überantworten. In Preußen unternahm dies das Kammergericht unter der Oberaufsicht einer Ministerialkommission und lieferte die „Demagogen" ins Köpenicker Schloss und in die Berliner Hausvogtei zur Untersuchungshaft ein. Diese repressiven und sich über ganz Preußen erstreckenden Verfolgungen führten im Verlauf der ersten Hälfte der zwanziger Jahre letztlich zur Beendigung aller burschenschaftlichen Aktivitäten. 1824 erging eine *Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft*, in der auf deren *hochverrätherischen Charakter*[10] verwiesen wurde. Die Burschenschaften lösten sich nun vollends auf oder existierten unter anderem Namen, bspw. als Jünglingsbund, als geheime Verbindungen im Untergrund weiter.

Die Julirevolution 1830 in Frankreich sorgte in vielen, vor allen in den kleineren der deutschen Partikularstaaten für neue demokratische Impulse, evozierte geradezu Massenbewegungen und Volksunruhen, führte auch zu Ausschreitungen. In Aachen gab es im August 1830 einen Aufruhr gegen Fabrikanten und Obrigkeit, im September ging in Braunschweig das herzogliche Schloss in Flammen auf, der Herzog musste fliehen. In Berlin forderten im selben Monat Demonstranten konstitutionelle Rechte ein, und in Leipzig gab es Unruhen, die auf viele Gebiete Mitteldeutschlands übergriffen. In Süddeutschland bildete sich eine liberale Opposition um Siebenpfeiffer und Wirth, die 1830/31 konstitutionelle Reformen einforderten und Anfang 1832

9 Ob der am 1. November 1814 in Halle erfolgte Zusammenschluss der Mehrzahl der landsmannschaftlich organisierten und anderer Studenten zu einer Verbindung namens „Teutonia" als Geburtsstunde der Burschenschaften angesehen werden kann, soll an dieser Stelle nicht entschieden werden.

10 Separatdruck, S. 5.

den Preß- oder Vaterlandsverein begründeten, eine Organisation, die für die Einheit Deutschlands und freie Meinungsäußerung eintrat.

Einen Höhepunkt der fast schon revolutionär zu nennenden Entwicklung bildete Ende Mai 1832 das Hambacher Fest mit über 20.000 Teilnehmern, auf dem der Ruf nach einem einigen und freien Deutschland erscholl. Burschenschafter nahmen in großer Zahl an diesem Fest teil. Der Deutsche Bund reagierte auf diese Massenkundgebung mit einer Erneuerung und Verschärfung der Karlsbader Beschlüsse: Alle Vereine mit politischem Charakter wurden verboten, ebenso alle Versammlungen, auf denen politische Reden gehalten würden. Ferner wurde das Errichten von Freiheitsbäumen unter Strafe gestellt – sowie auch das Tragen schwarzrotgoldener Abzeichen.

Der sogenannte „Frankfurter Wachensturm" vom 3. April 1833 bildete vorerst den Abschlusspunkt der Rebellion:[11] Etwa 50 Verschworene, darunter zahlreiche Burschenschafter, überfielen in Frankfurt zwei Polizeiwachen, wollten nach geglückter Aktion die Bundesversammlung auseinanderjagen und eine nationale Aufstandsbewegung auslösen. Dieser Putsch ging gründlich schief, lieferte aber der reaktionären Politik genügend Anlass, außerordentlich repressive Maßnahmen zu ergreifen: Ähnlich wie 1819 wurde im Juni 1833 eine Zentralbehörde, diesmal in Frankfurt, installiert, die alle revolutionären Bestrebungen, die gegen den Bestand des Deutschen Bundes gerichtet waren, untersuchen sollte. Gegen mehr als 2.000 Personen wurde bis 1842 ermittelt,[12] 1.800 Angeklagte, zumeist Studenten, wurden ins Gefängnis geworfen, viele geistig und körperlich aufs Grausamste misshandelt.[13]

Besonders scharf ging – neben Bayern – Preußen vor. Hier waren es wieder das Kammergericht und eine Ministerialkommission, denen diese Aufgabe übertragen wurde. Dabei nahm die Ministerialkommission eine Art Mittlerstellung zwischen der Frankfurter Zentralbehörde und dem Berliner Kammergericht ein. Diese Kommission hatte darüber zu befinden,

> *ob und gegen wen eine Kriminaluntersuchung einzuleiten, welchem richterlichen Beamten die Führung derselben zu übertragen und ob ein hinreichender Grund zur Verhaftung und ebenso zur Entlassung eines Angeschuldigten oder zur Auslieferung an eine auswärtige Behörde vorhanden sei.*[14]

[11] Treitschke, Heinrich von: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert. Vierter Teil. 5. Aufl. Leipzig 1907. S. 299-306. Sehr illustrative Schilderung.

[12] Nipperdey, Thomas: Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat. 4. Aufl. München 1987. S. 372.

[13] Becker, K. F.: Weltgeschichte. Neu bearbeitet von Wilhelm Müller. Stuttgart 1886. Bd. 10. S. 265.

[14] Zitiert nach Obermann, Karl: Deutschland von 1815 bis 1849. 3. Aufl. Berlin (Ost) 1967. S. 95 (ohne Quellenangabe).

Schon im Dezember 1833 teilte diese Kommission dem König mit,

> *daß die hier eingeleiteten Untersuchungen wegen politischer Umtriebe einen bedeutenden Umfang erhalten und daß die Einrichtung neuer Gefängnisse notwendig wird.*[15]

Wie intensiv die Untersuchungen geführt wurden und wie kostenaufwendig sie sich gestaltet haben, mag man aus der Tatsache ablesen, dass die anfangs bewilligten 5.000 Taler für diesen Zweck bei weitem nicht ausreichten, sondern 1834 bereits 30.000 Taler und ein Jahr später sogar 45.000 Taler für die Untersuchungsmaßnahmen veranschlagt und die Gefängnisse in Bonn, Breslau, Halle und Greifswald voll belegt werden mussten.[16] Selbst auf Festungen wurden Untersuchungshäftlinge untergebracht.

Die Untersuchungen mündeten schließlich in entsprechende Urteile des Kammergerichts: Im August 1836 ergingen die Sprüche über die Burschenschafter: 39 wurden zum Tode verurteilt, von denen vier die qualifizierte Todesstrafe (Hinrichtung mit dem Rad), die anderen die einfache Todesstrafe (Hinrichtung mit dem Beil) erleiden sollten. 159 Studenten wurden zu langjähriger oder lebenslanger Festungshaft verurteilt, und nur bei vier Untersuchungshäftlingen behielt sich das Kammergericht Untersuchung und Urteil noch vor.[17]

Dass die meisten Verurteilten schon nach einiger Zeit wieder in Freiheit kamen, auch keine einzige Todesstrafe vollstreckt wurde, das konnte zu Beginn der Burschenschafterhatz niemand wissen. Die Inhaftierten sahen sich einem ungewissen Schicksal ausgeliefert und ihre Lebenspläne zerstört, zumal neben Haft häufig auch auf zeitliche oder dauernde Unfähigkeit zum Erlangen eines öffentlichen Amtes (Geistlicher, Richter, Beamter usw.) erkannt wurde.

Bei einem dieser vom Kammergericht zu einer zeitlichen Strafe Verurteilten handelte es sich nun um den Bochumer Theologiestudenten und späteren Olper Pfarrer Heinrich Theodor Baltz, dessen Lebensweg und Schicksal nachgegangen werden soll.

Heinrich Theodor Baltz' Werdegang bis zum Ende seiner Studienzeit

Heinrich Theodor Baltz wurde am 2. November 1812 in Bochum als siebentes Kind (von acht) des Gerichtsschreibers und späteren Kreisgerichtssekretärs Johann Konrad Baltz (*1763, †1840) und dessen Ehefrau Theodore

15 GStA PK [früher: Deutsches Zentralarchiv, Abteilung Merseburg], Rep. 89 C, XII, Nr. 44, fol. 21ff., 33-34, 70, 131f. Zitiert nach Obermann (wie Anm. 14), S. 95.

16 A.a.O., S. 425f.

17 Angaben nach Figge, Gerhard: Fritz Reuter: eine aktenmäßige Darstellung seines Prozesses und seiner Auslieferung. Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 62 (1942/1944) [Jur. Diss.], S. 420. Ansonsten wird in der Literatur durchgängig von 204 Verurteilten gesprochen.

(*1774, †1860) geboren. Zwei Tage später wurde er nach evangelisch-reformiertem Bekenntnis getauft.

Bochum war zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Kleinstadt und zählte 1815 etwa 2.100 Einwohner, von denen etwas mehr als die Hälfte Katholiken waren. Zu den wenigen Reformierten gehörte die Familie Baltz, die sich streng zum reformierten Bekenntnis hielt. Sieben der acht Söhne erreichten das Erwachsenenalter und wurden entweder Beamte oder Kaufleute,[18] ein Sohn starb mit sieben Monaten. Heinrich Theodor war, soweit wir sehen, der einzige, dem die Eltern eine höhere Schulbildung und später ein Studium ermöglichten.[19] Da das Jahresgehalt des Gerichtsschreibers respektive Land- und Stadtgerichtssekretärs Baltz kaum mehr als 300 Taler betragen haben dürfte, muss es für die Familie ein großes Opfer gewesen sein, Heinrich Theodor die Ausbildung zu ermöglichen. In seiner Heimatstadt besuchte dieser zuerst die Bürgerschule, danach, bis Ostern 1829, die Rektoratsschule seiner Heimatstadt, um dann auf das Gymnasium in Dortmund zu wechseln, das er im Herbst 1830 mit dem Abgangszeugnis Nr. II verließ.[20] Der familiären Überlieferung zufolge hat er sich in seiner Schulzeit sehr für Religion, Geschichte und die deutsche Literatur interessiert – eine durchaus glaubhafte Überlieferung, denn der spätere Baltz hat sich zeitlebens mit Geschichte und schöngeistiger Literatur beschäftigt und bis ins hohe Alter den Gang der Politik und die Ereignisse in der Gesellschaft aufmerksam verfolgt. So weist ein erhalten gebliebener Quittungszettel der Kaiserlichen Post für das 3. Vierteljahr 1886 aus, dass er damals sechs Zeitungen bzw. Wochenblätter abonniert hat: Kölnische Zeitung, Neue Westfälische Zeitung, Westfälischer Hausfreund, Evangelisches Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen, Siegerländer Volksfreund und Sonntagsblatt.[21]

Was Baltz zum Theologiestudium veranlasst hat, wissen wir nicht. Auf jeden Fall begann er seine akademische Ausbildung am 1. November 1830 an der vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg,[22] der berühmtesten unter den preußischen Universitäten. Die Stadt Halle selbst zählte um 1829 über 20.000 Einwohner, die Universität etwa 1.100 Studenten, davon allein 750 in der Theologischen Fakultät.[23] In jenen Jahren war die Fakultät sowohl vom Geist des Rationalismus als auch von dem des Pietismus bestimmt. Zu den hochberühmten theologischen Rationalisten zählte der Alttestamentler Gesenius. Das von ihm verfasste hebräische Wörterbuch wird bis in die Gegenwart noch von Studenten benutzt. Zu den weit über Halle

18 Der Sohn Moritz (*1799, †1852) begründete in Bochum ein Textilgeschäft, das sich noch heute unter dem Namen „Textilhaus Baltz" im Familienbesitz befindet und mittlerweile in der fünften Generation geführt wird.

19 Angaben nach: Deutsches Geschlechterbuch. Band 85. Görlitz 1935. Familie Baltz.

20 V fol. 33. Das Abgangszeugnis Nr. II bescheinigte eine bedingte Tüchtigkeit zum Universitätsstudium.

21 GAO II/1B (Vermischte Unterlagen P. Baltz, unpaginiert).

22 Schreiben des Universitätsarchivs an Vf. vom 19.11.1986.

23 Neues Conversations-Lexicon oder encyclopädisches Handwörterbuch für gebildete Stände. Hg. von einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten. 6. Band. Köln/Bonn 1829. S. 146.

hinaus bekannten pietistischen Professoren gehörte der Kirchengeschichtler und Neutestamentler August Tholuck.[24] Bei beiden Theologen hörte Baltz.[25] Ob von ihnen maßgeblicher Einfluss auf den jungen Studenten ausgegangen ist, kann nicht entschieden werden; zumindest schweigen darüber die Quellen. Zieht man seine späteren Examensarbeiten zu Rate, so kann man ihnen entnehmen, dass er der seinerzeit herrschenden idealistisch-romantischen bildungsbürgerlichen Grundstimmung und den Idealen dieser Zeit, der Suche nach dem Guten, Edlen, Wahren und Schönen, verbunden war.[26] Von dem seinerzeit überragenden Berliner und ehemals Hallenser Theologen Friedrich Schleiermacher war er sehr beeindruckt. Bei dessen Tod im Jahre 1834 notierte er:

> *Schleiermacher gehört zu den hochbegabten Männern, die überall, wohin ihr äußerer und innerer Beruf sie führt, Licht und Leben verbreiten, Neues schaffen, ordnen, regieren.*[27]

In Halle unternahm Baltz auch den Schritt, der ihn letztlich in ungeheuere Schwierigkeiten und in preußische Haftanstalten bringen sollte: Er trat zu Beginn seines Studiums in die Burschenschaft ein.[28] Auf Baltz' Burschenschafterzeit und sein Schicksal in den Fängen der preußischen Justiz wird weiter unten ausführlich einzugehen sein.

Baltz studierte bis zum Frühjahr 1833 in Halle, und zwar mit Ausnahme des Wintersemesters 1831/32, weil er sich in dieser Zeit wegen der Cholera bei seinen Eltern in Bochum aufhielt.[29] Anfang März verließ er die Stadt an der Saale:[30] *Mit den besten Zeugnissen versehen ging ich Ostern 1833 nach Bonn.*[31] In einer späteren Vernehmung gab er an, als Student disziplinarisch nie zur Verantwortung gezogen worden zu sein.[32] Folglich ist seine Burschenschaftszugehörigkeit während seiner Studentenzeit auch niemals beanstandet, geschweige denn geahndet worden.

Von Ostern 1833 bis Ostern 1834 hatte sich Baltz an der Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn eingeschrieben.[33] Hier ist vor allem der Systematiker Nitzsch zu nennen, bei dem Baltz eine Reihe von Vorlesungen und Seminaren belegt hatte; ein Theologe, der in einer mit Tholuck verwandten wissen-

24 Die Gräber beider Theologen sind noch heute auf dem Stadtgottesacker in Halle zu finden.
25 Verhandlungen der Siegener Kreissynode 1896. S. 16 (Würdigung von B. anlässlich seines Todes). Die Hallenser Belegungsbögen von Baltz haben sich nicht erhalten.
26 Zu dem gesamten Komplex Näheres bei Thieme, Hans-Bodo: Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Olpe von 1842 bis 1946. Kreuztal 1993. S. 125-131.
27 F.
28 Figge (wie Anm. 17), S. 328, Anm. 24, weist darauf hin, dass diejenigen Studenten, die überhaupt keiner Verbindung, also auch keiner Landsmannschaft oder ähnlichem beitraten, als Obskuranten, Wilde, Nachtstühle, Kamele und Finken der allgemeinen Verachtung anheimfielen.
29 Dabei muss offen bleiben, ob er selbst an Cholera erkrankt war oder Halle wegen der dort möglicherweise ausgebrochenen Cholera mied.
30 V fol. 21.
31 V fol. 54.
32 V fol. 33.
33 U fol. 116.

schaftlichen Tradition stand und großen Wert auf gläubiges Bewusstsein und damit zusammenhängende christliche Sittlichkeit legte. Baltz' Testate zeigen an, dass er, so seine Professoren, die Veranstaltungen durchweg *mit löblichem Fleiße* besucht habe. Professor Redepenning attestierte ihm sogar *vorzüglichen Fleiß und rühmliche Theilnahme bis z*[um] *Schlusse* des Semesters. Das Abgangszeugnis der Fakultät vom 17. Februar 1834 bescheinigte Baltz:

> *Hinsichtlich seines Verhaltens ist in sittlicher und ökonomischer Rücksicht nichts Nachtheiliges vorgekommen. Einer Theilnahme an verbotener Verbindung unter Studirenden ist derselbe nicht verdächtig geworden.*[34]

Bringt man das Wintersemester 1831/32 in Abzug, so hatte Baltz lediglich sechs Semester, mithin sehr zügig und in der kürzestmöglichen Zeit studiert. Ein wesentlicher Grund dafür wird sein, dass er die pekuniäre Abhängigkeit von seinem Vater, der immerhin schon 70 Jahre zählte, beendet sehen wollte.

Wie Baltz sein Studium insgesamt finanziert hat, ist unbekannt. Seine Eltern werden große finanzielle Opfer gebracht haben. In der Untersuchungshaft äußerte er sich einmal dahingehend: *Aus eigener Aufopferung schafften sie die Kosten zum Studium herbei,*[35] doch könnten sie ihm die akademische Ausbildung nur dann ermöglicht haben, wenn die Familie außer dem Gehalt bzw. der Pension des Vaters noch andere Einkünfte, vielleicht aus einer Erbschaft, gehabt hätte. Darüber gibt es indes keine Mitteilungen. Möglich erscheint allenfalls, dass der eine oder andere, schon im Beruf befindliche Bruder für Unterstützungen gewonnen werden konnte. Am ehesten ist dies bei Moritz Baltz zu vermuten, dem in Bochum tätigen selbständigen Färbermeister und Kaufmann.[36]

Überschlägt man die Kosten, die ein Student bei sparsamer Lebensführung im Jahr benötigte, so müssen etwa 200 Taler veranschlagt werden. Ein Stipendium oder ein Freitisch könnten die notwendigen Ausgaben etwas reduziert haben. Über den späteren Dichter Fritz Reuter wissen wir, dass sein recht begüterter Vater ihn in der Studentenzeit, just zu der Zeit, in der Baltz studierte, mit jährlich 300 Talern ausgestattet hat; einer Summe, mit der er wegen seines extravaganten Lebensstils nie ausgekommen ist.[37]

Nun qualifizierte ein universitäres Abgangszeugnis, das kein Fakultäts-Abschlussexamen beinhaltete, noch nicht für einen geistlichen Beruf an sich. Um den ergreifen zu können, musste der Bewerber vor den entsprechenden kirchlichen Prüfungsämtern die Examina ablegen, zuerst das examen pro licentia concionandi (beinhaltete das Recht zu predigen), dann, nach einer gewissen Kandidatenzeit, das examen pro ministerio (beinhaltete das Recht, eine Pfarrstelle einnehmen zu dürfen). Im Falle von Baltz war für die Prü-

[34] GAO II/1B (Vermischte Unterlagen P. Baltz, unpaginiert, hier: Belegungsbogen und Abgangszeugnis der Universität Bonn).

[35] V fol. 28.

[36] Siehe dazu Anm. 18.

[37] Batt, Kurt: Fritz Reuter. Leben und Werk. 2. Aufl. Rostock 1990 (unveränderter Nachdruck der Erstauflage Rostock 1966/67). S. 50.

fungen das Königliche Konsistorium in Münster zuständig, die oberste kirchliche Behörde für die Kirchenprovinz Westfalen.

Nun war es seinerzeit, gerade infolge eines Theologenüberschusses, gang und gäbe, dass die Universitätsabsolventen für eine gewisse Zeit Hauslehrerstellen einnahmen, um bei vermögenden Gutsbesitzern oder Akademikern deren Nachwuchs auf das Gymnasium vorzubereiten oder ihm Nachhilfeunterricht zu erteilen. Vergütet wurde diese Tätigkeit zumeist mit freier Kost und Logis, zuweilen auch mit einem kleinen Taschengeld. Für die jungen Theologen besaß eine solche Tätigkeit den Vorteil, sich intensiv auf die anstehende Prüfung vor dem Konsistorium vorbereiten zu können und die einzureichenden Prüfungsarbeiten zu verfassen.

Möglicherweise auf Vermittlung eines Kommilitonen und Bundesbruders namens Zur Nieden aus Emmerich[38] trat Baltz am 1. Mai 1834 eine Hauslehrerstelle beim Gutsbesitzer Schöpplenberg zu Schöpplenberg in der Nähe von Hagen an[39] und blieb in dieser Stelle bis zum 5. Mai des folgenden Jahres. Hier hatte er die Kinder des Hausherrn zu unterrichten, und hier war auch der Ort, an dem ihn die Obrigkeit erstmals nach seiner Zeit als Burschenschafter befragte.

Die Obrigkeit wird auf den Kandidaten Baltz aufmerksam

Man kann sich die erstaunten und womöglich auch entsetzten Gesichter des Ökonomen Schöpplenberg und des Hauslehrers Baltz gut vorstellen, als am 17. Oktober 1834 die Obrigkeit in Person des Land- und Stadtgerichtsdirektors Hennecke und des Sekretärs Huck aus Hagen mit Extrapost von dort anreiste, um Baltz hinsichtlich seiner Verbindungen zur Hallischen Burschenschaft genauestens zu befragen und auch auszuforschen.[40]

Diesem Besuch vorausgegangen war eine amtliche Suche nach dem Aufenthaltsort von Baltz. In Halle war es zu intensiven Untersuchungen gegen etliche Studenten wegen burschenschaftlicher Umtriebe gekommen, in deren Verlauf auch der Name von Baltz gefallen war. Dem wollte die Obrigkeit nunmehr nachgehen. Da Baltz indes schon seit 1½ Jahren nicht mehr in Halle wohnte, sein gegenwärtiger Aufenthaltsort unbekannt war oder von seinen Kommilitonen nicht verraten wurde, wandte sich der Hallenser Oberlandesgerichtsrat Istrich im Auftrage der Berliner Ministerialkommission mit Schreiben vom 4. September an den Bochumer Landrat – Baltz' Eltern lebten bekanntlich in Bochum – mit dem Ersuchen, den Aufenthaltsort von Baltz zu eruieren, da er *der Theilnahme an geheimen Verbindungen verdächtig ist.* Wenn er

38 V fol. 6, 53.

39 Vgl. dazu auch Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Bielefeld 1980 [= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte 4]. Nr. 7196.

40 V fol. 1 bis 9; daraus auch die nachfolgenden Angaben und Zitate. Die Reise von Hagen nach Schöpplenberg (ca. 9,5 km) hat sich die Staatskasse immerhin 6 Taler und 6 Silbergroschen kosten lassen.

angetroffen würde, sollten seine Papiere durchgesehen und beschlagnahmt werden, falls sie entsprechendes Material enthielten, das ihm, Istrich, dann zuzusenden wäre. Weitergehende Untersuchungsaufträge waren dem Schreiben nicht zu entnehmen.

Die landrätliche Behörde teilte Baltz' neuen Aufenthaltsort dem Gerichtsrat mit Schreiben vom 9. September mit, und dieser beauftragte nun am 9. Oktober den Hagener Gerichtsdirektor Hennecke mit der weiteren Verfolgung der Sache, wobei er bemerkte, dass nach den Aussagen von sechs namentlich aufgeführten Studenten Baltz der Burschenschaft angehört habe.

Als erstes führte Hennecke in Baltz' Wohnraum eine Haussuchung durch, ließ sich *seine sämmtlichen Papiere und Scripturen gewissenhaft vorlegen* und unterzog sie einer *sorgfältigen Revision*. Allein, er fand nur theologische und historische Werke und stellte, man möchte fast sagen bedauernd, fest: *All diese Papiere enthielten nichts über burschenschaftliche oder sonstige Akademische Umtriebe, handelten auch nicht entfernt von Politik und Staatseinrichtungen.*

Sodann, und hier ging der Gerichtsdirektor über den von ihm geforderten Auftrag, nämlich nur nach staatsverräterischen Papieren zu suchen, in einer Art vorauseilendem Diensteifer eindeutig hinaus, vernahm er Baltz auch zur Sache und befragte ihn in bezug auf seine burschenschaftliche Zugehörigkeit. Baltz äußerte sich wie folgt:

> *Während meiner Studienzeit habe ich niemals einer Studentenverbindung, als* [da sind] *Burschenschaft, Landsmannschaft, oder welchen Namen solche sonst haben mag, angehört.* Dass es derartige Verbindungen gegeben habe, davon habe er nur gehört und auch *mehrere Studenten gesehen, welche Mützen mit den Farben der Burschenschaft, roth, schwarz, gold, und auch wohl solche Bänder tragen.* Er, Baltz, habe sich zwar bald nach seiner Ankunft in Halle eine derartige Mütze gekauft und eine Zeit getragen, doch das alles sei *nur zufällig und auf Empfehlung des Mützenmachers* geschehen. Auch habe er, während er die Mütze getragen habe, *weder in näherer noch entfernterer Beziehung zu der Burschenschaft gestanden.* Er könne *überhaupt nicht die geringste Auskunft darüber geben, wer sich in einer burschenschaftlichen Verbindung befunden* habe.

Hennecke ließ sich die protokollierte Vernehmung von Baltz unterschreiben, wohl wissend, dass dieser nur die Unwahrheit gesagt haben konnte.

Fragen wir danach, weswegen Baltz dem Gerichtsdirektor eine derart unverfrorene Lüge aufgetischt hat, so kann man nur zu dem Schluss gelangen, dass sich Baltz, nachdem bei der Haussuchung absolut nichts Verfängliches gefunden worden war, in Sicherheit wiegte und wähnte, der investigativen preußischen Justiz entkommen zu sein. Dass die Ministerialkommission indes über belastende Informationen verfügen könne, ist Baltz überhaupt nicht in den Sinn gekommen. Allerdings hätte es ihn stutzig machen müssen, dass ein hoher Justizbeamter bei ihm unangekündigt eine Haussuchung durchführte und ihn zu einem Sachverhalt vernahm, der seinerzeit die studentischen und akademischen Kreise stark beschäftigte und verunsicherte.

An dieser Stelle erweist es sich als notwenig, einen Blick auf die Geschichte der Hallischen Burschenschaft, insbesondere für die Zeit von 1830 bis 1833, zu werfen.[41]

Der 1814 in Halle gegründeten „Teutonia" war offiziell kein langes Leben beschieden; schon 1817 löste sie sich wieder auf. Der Verdacht politischer Geheimbündelei ließ es geraten erscheinen, in den Untergrund zu gehen und im Verborgenen weiterzuwirken. Verschiedene Neugründungen sind aus den folgenden Jahren zu berichten, halb geduldet, halb verfolgt, bis aufgrund von Konflikten mit der Universität sich die Hallische Burschenschaft 1819 auflösen musste. In der Folgezeit tarnte man die Zusammenkünfte dann als „Kränzchen" und „Lesegesellschaften", denen jeder Student beitreten konnte und die deshalb auch als „Allgemeinheit" bezeichnet wurden. Indes, mit staatsabträglichen Dingen scheint man sich nicht sonderlich abgegeben zu haben; die Lektüre philosophischer, politischer und historischer Schriften und die Diskussion darüber standen im Mittelpunkt.[42]

1821 schlossen sich etliche Burschenschafter zu einem „engeren" Verein zusammen, einem kleinen Kreis, in dem dann „staatsgefährdend" politisiert wurde. Ein aus diesem hervorgegangener „Jünglingsbund" vertrat recht radikales Gedankengut, darunter auch Umsturzpläne, und wollte die Schaffung eines einheitlichen und freien Deutschland in republikanischer Form herbeiführen, doch den Behörden gelang es 1824, diese burschenschaftliche Verbindung auszuheben und deren Mitglieder, zumeist Theologiestudenten, einer harten Bestrafung zuzuführen.

Damit war, betrachtet man die Sache nüchtern, die radikalisierte Hallenser Studentenbewegung vorerst zu ihrem Ende gekommen. Dass dies die Obrigkeit nicht so sah, auch nicht sehen wollte oder konnte, steht auf einem anderen Blatt. Sie betrachtete jedwede studentische Bewegung mit Argusaugen und vermutete staatsfeindliche Aktivitäten, zumal später die Ereignisse der Jahre 1830, 1832 und 1833 – nun aber nicht auf Halle bezogen, sondern auf das gesamte Deutschland – ihr Recht zu geben schienen.

Was in Halle weiterexistierte, war vorerst eine lose Verbindung, hervorgegangen aus den Kränzchen, und sie entschloss sich im Winter 1829/30, der „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft" beizutreten. Diese hatte sich seinerzeit folgende „*Constitution*" gegeben:

41 Vgl. hierzu: Petzold, Albert: Die Hallische Burschenschaft in den Jahren 1826 bis 1834. Burschenschaftliche Blätter 13 (1899), Hefte 1-6. S. 1-3, 25-28, 49-50, 73-78, 97-101, 121. Ferner: Hellfaier, Karl-Alexander: Die politische Funktion der Burschenschaft von ihren Anfängen 1814 bis zum Revolutionsjahr 1848 an der Universität Halle-Wittenberg. Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 12 (1963), S. 103-149. Ferner: Flemming, Max: Geschichte der Hallischen Burschenschaft von 1814–1860. Berlin 1933.

42 Hellfaier (wie Anm. 41) führt auf S. 126f. das Schrifttum auf.

Vorbereitung zur Herbeiführung eines frei und gerecht geordneten und in Volkseinheit gesicherten Staatslebens mittels sittlicher, wissenschaftlicher und körperlicher Ausbildung auf der Hochschule.[43]

Diese Zweckbestimmung ließ keine direkten politischen Ambitionen erkennen, und wohl auch de facto hatten die Hallenser vorläufig ihren Frieden mit der Obrigkeit geschlossen. Die Akten führten für die *damals noch nicht verderbte Gesinnung* der Hallischen Burschenschaft an:

Der Geburtstag S[eine]r Majestät des Königs wurde [...] *auf eine würdige Weise gefeiert. Die Mitglieder der Burschenschaft nahmen* [...] *sämmtlich Theil daran.* [...] *Der Minister v. Rochow, damals Regierungspräsident in Merseburg, soll zugegen gewesen sein und* [...] *den Studenten seinen Dank für ihre aufrichtige und liebevolle Theilnahme abgestattet haben.*[44]

Mit dem Eintritt in die „Allgemeine Deutsche Burschenschaft" ergab sich für die Hallenser solch eine verfassungsmäßige Konstellation, dass der sogenannte Vorstand, auch als engerer Verein bezeichnet und wohl bestehend aus ehemaligen Kränzchenmitgliedern, die Geschäfte der Burschenschaft zu führen, das Verhalten der Burschenschafter zu überwachen und die Kontakte zu anderen Burschenschaften aufrechtzuerhalten hatte. Daneben gab es die sogenannten Renoncen, außerordentliche Verbindungsmitglieder, auch „Allgemeinheit" genannt, die zum Besuch der Kränzchen angehalten wurden, auch die Verbindungszwecke kannten, denen aber die Satzung und die Interna der „Allgemeinen Deutschen Burschenschaft" im allgemeinen nicht bekanntgemacht wurden; und zwar sehr wahrscheinlich deshalb, weil man eine zu große Publizität vermeiden und das Interesse der Obrigkeit für die Verbindung nicht über Gebühr wecken wollte.

Schon vor der Julirevolution 1830 zeigten sich innerhalb der deutschen Burschenschaft Separationstendenzen, die in vielen Universitäten zu einer mehr oder weniger heftigen Konkurrenz zwischen den Burschenschaften „Arminia" und „Germania" führten, wobei die „Arminen" idealistischer gesonnen waren und eine Vervollkommnung des Burschenschafters in geistiger, sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht anstrebten, wohingegen die „Germanen", hier vor allem in Jena, praktisch-politische Ziele vertraten und jakobinisch-demokratischem Gedankengut verpflichtet waren.

Dies führte so weit, dass die von den „Germanen" dominierte deutsche Burschenschaft auf dem Frankfurter Burschentag im Herbst 1831 folgende Änderung des oben erwähnten Grundsatzprogramms *(„Constitution")* durchsetzte: Die Worte *„Vorbereitung zur"* wurden gestrichen, so dass nunmehr von einer *„Herbeiführung ... eines Staatswesens ..."* die Rede war, nach Ansicht der Obrigkeit zweifellos eine Radikalisierung in den politischen Absichten der Burschenschafter.

[43] Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. [Brockhaus-] Conversationslexikon. 11. Aufl. Leipzig 1864. Bd. 3. S. 904. – Petzold (wie Anm. 41), S. 26, zitiert etwas anders. Möglicherweise existierten seinerzeit verschiedene Lesarten.

[44] Ebd. (ohne Quellenangabe).

Der Stuttgarter Burschentag im Dezember 1832 verlautbarte noch Radikaleres, nämlich, dass

> *der Weg zur Revolution als der einzige für jetzt verfolgt werde,* und beschloss: *Es ist Pflicht jeder Burschenschaft,* [...] *politische Klubs unter Bürgern zu errichten, Preßvereine*[45] *zu gründen, Waffen anzuschaffen und sich im Gebrauch derselben zu üben.*[46]

In Halle gestalteten sich indes die Dinge wohl differenzierter. Es erfolgte keine offene Revolutionierung der Burschenschaft. Am 29./30. November 1830 kam es bei Versammlungen in dem Hallenser Vorort Passendorf zu einer Spaltung der Hallischen Burschenschaft. Etwa 200 Burschenschafter verstanden sich nunmehr als „Arminen", eine weitaus geringere Zahl als „Germanen"[47]; diese Spaltung dauerte in Halle nur wenige Monate an, bestand aber an anderen Universitäten fort. Da die Hallische Burschenschaft von den „Arminen" geprägt und dominiert war, diese mehr der Geselligkeit als dem politischen Aktionismus zugeneigt und auch an den radikalisierten gesamtdeutschen Burschentagen nicht vertreten waren sowie am Hambacher Fest und am Frankfurter Wachensturm keinen Anteil hatten, dadurch zeigt sich deutlich, dass die Hallenser Burschenschaft nicht derart politisiert war wie eine vergleichbare an anderen Universitäten, zum Beispiel in Jena oder Heidelberg. Sie als „entpolitisiert" zu betrachten geht allerdings auch nicht an.[48] Die kriminalpolizeilichen Vernehmungen von Baltz machen deutlich, dass zu Anfang des Jahres 1833 ein radikalerer Kurs eingeschlagen wurde. Offensichtlich war die Hallische Burschenschaft dabei, die auf dem Frankfurter Burschentag von 1831 beschlossene Verschärfung der *„Constitution"* zu übernehmen.

In der Verteidigungsschrift für den in Untersuchungshaft genommenen Baltz führte dessen Verteidiger Wilke später aus:

> *Im Februar 1833 wurde die Konstitution, welche von einer Kommission* [der Hallenser Burschenschaft] *ausgearbeitet, vorgelesen und die einzelnen Paragraphen durch Abstimmung angenommen.* [...] *Der Zweck der Burschenschaft soll in der Constitution gelautet haben: »[Vorbereitung zur*[49]*] Herbeiführung eines freien, gerecht geordneten, zeitgemäßen, durch Staateneinheit gesicherten, deutschen Volkslebens, mittelst wißenschaftlicher, sittlicher und körperlicher Ausbildung der Mitglieder.« Nach der Umarbeitung sollen die Worte »Vorbereitung zur« und »sittliche, wißenschaftliche und körperliche Ausbildung« gestrichen worden sein und die neue Tendenz gelautet haben: »Herbeiführung eines freien, gerecht geordneten, zeitgemäßen, durch Staateneinheit gesicherten, deutschen Volkslebens auf jede Weise oder mit*

[45] Sie dienten der Verbreitung liberaler Schriften und der Unterstützung politisch missliebiger und deswegen bestrafter Schriftsteller.
[46] Zitiert nach Hellfaier (wie Anm. 41), S. 135.
[47] Petzold (wie Anm. 41), S. 28, 49, sieht die Zahl der Hallenser Germanen nur im einstelligen Bereich; Baltz listet ebenfalls nur sieben ihm bekannte Germanen auf (V fol. 55).
[48] Eine solche Position vertritt Hellfaier (wie Anm. 41), S. 137.
[49] Wilke hatte offensichtlich vergessen, diese Worte zu zitieren.

allen ihr zu Gebote stehenden Kräften oder endlich ***sei es auf revolutionairen oder reformerischen Wege.***«[50]

Und jeder Burschenschafter, der Mitglied des engeren Vereins werden wollte,

„mußte der Überzeugung sein, daß nur (sic!) *auf revolutionärem Wege das Ziel der Burschenschaft zu einer Umgestaltung der Verfassung Deutschlands herbeigeführt werden kann."*[51]

Dieser Modifizierung des Grundsatzprogramms blieb jedoch ein nachhaltiger Erfolg versagt, denn Ende Mai 1833 löste sich die Hallische Burschenschaft freiwillig auf.[52] Allerdings war die beschlossene Verschärfung der *„Constitution"* Wasser auf die Mühlen der preußischen Justiz. Der an sich unsinnige und unrealistische Aufruf zur Revolution sollte viele Burschenschafter in Bedrängnis bringen.

Zwar kam es im November 1833 in Halle zu einer Neugründung einer nunmehr radikaleren Burschenschaft, doch schon fünf Monate später existierte sie nicht mehr. Mehrere ehemalige Mitglieder wurden 1836 zu mehrjährigen Festungsstrafen verurteilt.

Ob es für die Obrigkeit erkennbar war, dass es sich bei der Hallischen Burschenschaft letztlich um eine im wesentlichen unpolitische und ungefährliche Vereinigung gehandelt hat, die allenfalls mit Verbalradikalismen und möglicherweise einigem studentischen Radau in Erscheinung getreten ist, steht dahin und kann wohl nicht mehr geklärt werden. Allerdings witterte der notorisch misstrauische preußische Staat der Reaktionszeit in jeder staatlich nicht approbierten Korporation und auch Handlungsweise erst einmal subversives Verhalten und unterstellte Staatsgefährdung. Mitunter mögen die Grenzen zwischen studentischem Klamauk und politisch motivierter Widersetzlichkeit gegenüber der Obrigkeit auch fließend gewesen sein, aber dadurch wird das Klima des Misstrauens nicht gerade verbessert worden sein.

Als am 31. Dezember 1830 dem verhassten Hallenser Universitätsrichter Schultze die Fenster eingeworfen wurden und ein Student, wohl zu Unrecht, dafür zur Verantwortung gezogen werden sollte, schickten sich etliche Studenten an, den Karzer, in dem der Studiosus arretiert war, zu stürmen und den Delinquenten zu befreien. Natürlich konnte man ein derartiges Verhalten trefflich „politisieren" und staatsabträgliche Bestrebungen daraus deduzieren. Der mit der Untersuchung des Vorfalls beauftragte Geheime Regierungsrat Delbrück aus Magdeburg bewies indes Augenmaß, relegierte keinen Studenten von der Universität und beließ es bei schriftlichen Verwarnungen.[53]

50 V fol. 79f. Hervorhebung durch Vf.
51 Flemming (wie Anm. 41), S. 66.
52 Näheres a.a.O., S. 69.
53 Petzold (wie Anm. 41), S. 50. Flemming (wie Anm. 41), S. 60, weiß allerdings von elf Relegationen zu berichten.

Kehren wir zurück zum Schicksal des Kandidaten und Hauslehrers Baltz.

Dieser hatte, wie jeder taugliche preußische Mann, seiner Wehrpflicht zu genügen, war aber wegen seines Studiums von der Einberufung zum Militär bis längstens zu seinem 23. Lebensjahr zurückgestellt worden.[54] Unmittelbar nachdem Baltz seine Stelle als Hauslehrer angetreten hatte, meldete er sich am 1. Juni 1834 beim Münsteraner Konsistorium zum ersten theologischen Examen. Schon am 16. Juni erhielt er die Aufgaben für die einzureichenden schriftlichen Prüfungsarbeiten[55], fertigte diese auch an und reichte sie bei der Kirchenbehörde ein.[56] Nun wartete er auf die Terminierung der mündlichen Prüfung. Zum nächsten Prüfungstermin wurde er indes nicht geladen:

> *Auf meine Anfrage beim hochw[ürdigen] Consistorio erhielt ich zur Antwort: Eine hohe Ministerial-Commission habe meine Zulaßung wegen der obschwebenden Untersuchung* [wegen burschenschaftlicher Umtriebe] *nicht genehmigt.*[57]

Auch der übernächste Termin verstrich, so dass Baltz sich genötigt sah, nunmehr seiner Wehrdienstpflicht nachzukommen.

Am 26. Juni 1835 trat der Einjährig-Freiwillige als Füsilier in die 9. Kompanie des 13. Infanterieregiments in Münster ein

> *und mußte dort zusehen, wie nicht bloß diejenigen, welche später ausstudiert hatten als ich, das Examen machten; ich allein ward zurückgewiesen.*[58]

Offensichtlich hatte das Konsistorium schon sehr zeitig Kunde von der gegen Baltz eingeleiteten Untersuchung erlangt, denn die schriftlichen Examensarbeiten wurden allem Anschein nach schon nicht mehr korrigiert und bewertet. Etwa sechs Monate verbrachte Baltz bei den Münsteraner Füsilieren. Er mochte wähnen, seine Sache könne der Vergessenheit anheimfallen. Noch in der Untersuchungshaft mutmaßte er, *daß meine spät erfolgte Requisition* [zum Militärdienst] *die Folge meiner geringen Theilnahme an der Burschenschaft sei,*[59] was der Untersuchungsrichter jedoch als *unrichtig* bezeichnete.[60] Indes, die Mühlen der preußischen Justiz mahlten langsam, doch sie mahlten.

Da in den Vernehmungen anderer Hallenser Burschenschafter der Name von Baltz zu häufig zur Sprache gekommen war, beschloss die Ministerialkommission, sich mit diesem eingehender zu beschäftigen. Weil aber Baltz zur Zeit der Untersuchung Militärperson war, konnte die Zivilgerichtsbarkeit seiner vorerst nicht habhaft werden. Eine Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 26. Oktober 1835 verfügte jedoch seine Entlassung aus dem Militärdienst;[61] somit besaß das Kammergericht bzw. die Ministerialkommission

54 V fol. 4.
55 Die Themen sind aufgeführt bei Thieme (wie Anm. 26), S. 586, Anm. 38.
56 Sie befinden sich in LKA PA Baltz.
57 V fol. 27.
58 Ebd.
59 V fol. 54.
60 V fol. 52.
61 V fol. 16.

wieder Zuständigkeit und Zugriffsmöglichkeit. Das Zeugnis, das Baltz von seinem Kompaniechef ausgestellt bekam, bekundete, dass er als Soldat niemals bestraft worden sei

> *und hat sich stets als ein solider bescheidener* [...] *Mann betragen; auch war derselbe bemüht, sich für den Dienst so vortheilhaft wie möglich auszubilden".*[62]

Baltz selbst vermerkte in seinem Notizbuch:

> *Aus dem löblichen Kriegsdienst wurde ich gewaltsam herausgerissen und am 18. Dezember 1835 arretiert.*[63]

Nachdem das Militärverhältnis von Baltz abgewickelt worden war, konnte nun der für den Zivilisten Baltz zuständige Münsteraner Oberbürgermeister am 22. Dezember 1835 einen Transportbefehl ausfertigen, in dem zu lesen stand, dass

> *in Folge Requisition eines Königlichen Hoch-Preußlichen Kammer-Gerichts vom 19. November c[urrentis] so wie des Rescripts Königlicher Hochlöblicher Regierung dahier* [d.h. in Münster], *vom 22. d*[ieses] *M*[ona]*ts,* zwei Gendarmen den Arrestanten *mit Extrapost nach Berlin zu transportiren und denselben* [...] *an Ein Königliches Hoch-Preißliches KammerGericht abzuliefern* hätten.[64]

Dort ist er dann am 26. Dezember auch abgeliefert worden,[65] und zwar in dessen Untersuchungsgefängnis, der Hausvogtei.[66]

Der preußische Fiskus hat sich die Verbringung von Baltz nach Berlin etliches kosten lassen. Nach überschlägiger Rechnung wird man von einem Betrag von über 100 bis 120 Talern ausgehen müssen, dem Jahreseinkommen eines Tagelöhners. Vier Tage Hin- und drei oder vier Tage Rückreise mit den entsprechenden Kosten wie Verpflegung, Übernachtung, Tagegeldern, Aufwendungen für die Extrapost etc. schlugen dabei zu Buche. Die Vielzahl derartiger Transporte erklärt dann auch die Höhe der für die Untersuchungen des Kammergerichts veranschlagten Summen.

In der Hausvogtei

Bei der Hausvogtei handelte es sich um das bekannteste Berliner Untersuchungsgericht samt Untersuchungsgefängnis. Während die gewöhnlichen Kriminellen in der Stadtvogtei eingesperrt wurden, war die Hausvogtei den „besseren" Gefangenen vorbehalten, darunter auch den politischer Straftat

62 V fol. 17.
63 F.
64 V fol. 20.
65 V fol. 33.
66 Interessant ist, dass diesem Transportbefehl eine Personenbeschreibung von Baltz beigegeben war, wohl damit dieser im Falle eines Entweichens und Wiederergreifens leicht identifiziert werden könne. Im Einzelnen wurde vermerkt: Größe – 5 Fuß 5 Zoll [= 170 cm]; Haare – dunkelblond; Stirn – breit; Augenbrauen – dunkelblond; Augen – blaugrau; Nase & Mund – mittel; Bart – blond; Kinn – rund und etwas gespalten; Gesicht – voll; Gesichtsfarbe – gesund; Statur – gesetzt; besondere Kennzeichen – trägt einen Schnurrbart.

Verdächtigen, folglich denen, die es liberaler Überzeugung halber mit der Justiz zu tun bekamen. Als im Nachhinein prominentester Häftling kann der spätere Schriftsteller Fritz Reuter gelten, der 1834 in der Hausvogtei einsaß und auf dessen Schicksal später noch verwiesen werden wird.

Das Hausvogtei-Untersuchungsgericht selbst bildete, so eine Beschreibung aus dem Jahre 1831, *eine Abtheilung des Kammergerichts, als es mit einem Rathe desselben als Direktor und einer Anzahl Assessoren besetzt ist, denen noch Referendarien als Hülfsarbeiter beigesellt sind.* Der Hausvogt (Aufsichtsbeamter) selber wurde vom Könige unmittelbar ernannt.[67]

Das schlichte zweigeschossige Gerichtsgebäude befand sich unweit des Gendarmenmarktes und war 1750 auf einer Bastion der Stadtbefestigung errichtet worden. Im Jahre 1890 ist es abgerissen worden und musste einem Neubau der Reichsbank weichen. Einer Schilderung aus dem Jahre 1910 zufolge – sie wird ältere Quellen verwendet haben – bestand die Hausvogtei aus mehreren Gebäuden. „Im Vorderhause waren oben die Wohnungen des Hausvoigts, der später den Titel Kriminaldirektor erhielt, und des Untersuchungsrichters. Unten lagen die Bureaus, die Verhörlokale und der Sitzungssaal. Trat man in den ersten Hof, so sah man die Wache unter dem Torbogen der Quermauer. Seitlich in den Gebäuden lagen die Zimmer der höheren Beamten und die Sprechzimmer. Durch den Torbogen ging's in den zweiten Hof, den eigentlichen Gefangenenhof, oder ‚Paradieshof', [...] in dem [die Gefangenen] täglich eine Stunde spazieren durften[68]."[69] Die Zellen für die Häftlinge im Gefangenenhaus, folgt man den Ausführungen aus dem Jahr 1910, waren „zwei Meter hoch, ein Meter breit und eindreiviertel Meter tief",[70] viele Fenster, so Fritz Reuter, waren in der Weise mit Blech vernagelt, *so daß der Lichtstrahl nur ungefähr drei Hände breit eindringen konnte*[71] und die Häftlinge untereinander nicht zu kommunizieren vermochten. Auch waren die Verliese mitunter so feucht, dass, wiederum nach einer Mitteilung von Fritz Reuter, *einem die Stiefel, die man nicht zufälligerweise auf den Füßen hatte, vermoderten.*[72] Den Gefangenen wurde allenfalls ein Strohsack zur Verfügung gestellt; wollten sie ein Bett, so konnten sie es sich für einen Taler im Monat mieten. Als Zehrgeld standen den Insassen täglich 5 Silbergroschen[73] zu, von denen sie sich die lebenswichtigen Dinge, auch die tägliche Nahrung, über den

67 Kertbeny, Carl von: Berlin, wie es ist. Ein Gemälde des Lebens dieser Residenzstadt und ihrer Bewohner, dargestellt in genauer Verbindung mit Geschichte und Topographie. Berlin 1831 [Reprint Leipzig 1981]. S. 187.

68 Fritz Reuter war – wohl zeitweise – nur ein halbstündiger Hofgang alle zwei Tage gestattet. Angabe nach: Reuter, Fritz: Gesammelte Werke und Briefe. Band VIII Briefe. Rostock 1990 (unveränderter Nachdruck der Erstauflage Rostock 1966/67). S. 63 (Brief an seinen Vater vom 2 7.1.1834).

69 Boerschel, Ernst: Hausvoigteiplatz 14. Daheim 47 (1910), Nr. 6. S. 13.

70 Ebd.

71 Reuter (wie Anm. 68), S. 64 (Brief an seinen Vater vom 28.2.1834). Der Brief wurde von der Gefängnisverwaltung zerrissen und in dieser Form dem Absender zurückgegeben.

72 A.a.O., S. 73 (Brief an seinen Vater vom 26.11.1834).

73 30 Silbergroschen ergaben einen Taler.

Schließer besorgen lassen konnten.[74] Da dieser Betrag keinesfalls ausreichte, waren die Häftlinge auf Unterstützung durch ihre Familien angewiesen.

Allerdings sind wahrscheinlich nur die wegen Hochverrats in Untersuchung Einsitzenden derart menschenunwürdig untergebracht gewesen. Friedrich Holtze, Verfasser einer vierbändigen Geschichte des Kammergerichts und selbst Kammergerichtsrat, verweist darauf, dass „die sonstigen Gefangenen, wenn sie auch viel Schlimmeres begangen [haben], helle Räume bewohnten und auf dem Hofe spazieren gehen konnten", und drückt sein Unbehagen mit der inhumanen Behandlung der Häftlinge aus: „Es scheint wirklich [so], als habe man im Ernste daran gedacht, dass die wegen Hochverraths verhafteten noch in der Hausvogtei die finsteren Pläne, die man ihnen zuschob, weiterspinnen würden, dass man sich also ihnen gegenüber in einer Art Notwehr befinde."[75]

Für Baltz scheint in der Haft seine desolate finanzielle Situation zu einem Problem geworden zu sein. Im Zusammenhang mit seinen Vernehmungen äußerte er sich schriftlich dahingehend, dass seine Eltern sein Studium finanziert hätten, jedoch *jetzt, da ich* [in die Untersuchungshaft] *eintrat, meine Brüder das nöthige Geld* [für mich] *zusammenbringen mußten.* Möglich erscheint, dass Baltz' Brüder die Eltern über das Schicksal des hoffnungsvollen Studiosus im unklaren gelassen haben:

> *6 Monate, also die Hälfte meiner Dienstzeit, hatte ich vollendet und sie freuten sich, mich auf Weihnachten bei sich zu sehen – ja ich sehe wol ein: nun ist es um sie geschehen; diesen Schmerz werden sie nicht überleben!*[76]

Gerade für Baltz' Vater, Königlich Preußischer Kreisgerichtssekretär und fast 73 Jahre alt, wäre es ein unerträglicher Zustand gewesen, seinen Sohn, für den er und die Familie große Opfer gebracht hatten, am Ende des Studiums als des Hochverrats verdächtigen Häftling auf der Berliner Hausvogtei in Erwartung eines kammergerichtlichen Urteils zu wissen. So wird die Familie wohl die Wahrheit vor den Eltern in der Hoffnung verschwiegen haben, die Untersuchungshaft könne bald beendet und Baltz wieder auf freien Fuß gesetzt werden.[77]

Von Baltz besitzen wir keinerlei Mitteilungen über die Untersuchungshaft sowie deren Bedingungen oder Begleitumstände. Sie dauerte auch lediglich bis zum 5. Februar 1836.[78] Etwas anders sah es bei Fritz Reuter aus, dem bekannten Erzähler und mecklenburgischen Heimatdichter, der wegen ähnlicher „Verbrechen", wie Baltz sie vorgeworfen wurden, die Zeit vom

74 Angaben nach: Reuter, Fritz: Aus meiner Festungszeit. In: Reuter, Fritz: Autobiographische Romane [Hochdeutsche Ausgabe]. München 1978. S. 353. Ferner: Batt (wie Anm. 37), S. 67.

75 Holtze, Friedrich: Geschichte des Kammergerichts in Brandenburg-Preußen. 4 Bde. Berlin 1890–1904. Hier Bd. 4, S. 135.

76 V fol. 28.

77 So auch Fritz Reuter, der seinen Vater bittet, seine Verhaftung nicht bekanntzumachen. In: Reuter (wie Anm. 68), S. 61 (undatierter Brief an seinen Vater vom November 1833).

78 V fol. 74.

31. Oktober 1833 bis Neujahr 1834 in der Stadtvogtei, danach bis zum 15. November des Jahres und dann die Tage vom 11. bis zum 13. März 1838 in der Hausvogtei zubringen musste. Der mehrmonatige Aufenthalt in der Stadtvogtei und der Hausvogtei muss für ihn derart belastend und zermürbend gewesen sein, dass er es vermieden hat, ausführlicher über seine Untersuchungshaft zu berichten, doch einige Bemerkungen in seinen Briefen und seinem autobiographischen Roman „Ut mine Festungstid" vermitteln einen Eindruck von seiner Zeit in der Hausvogtei.

Im übrigen empfiehlt es sich, die Schicksale von Heinrich Theodor Baltz und Fritz Reuter hinsichtlich der kriminalpolizeilichen Untersuchung, der Festungshaft, der Kammergerichtsurteile und auch mit Hinblick auf beider Persönlichkeitsstruktur in einen gewissen Zusammenhang zu bringen, da sich aus diesem Vergleich wesentliche Erkenntnisse über die damaligen Vorgehens- und Verfahrensweisen gewinnen lassen.

Die Verhöre

Das erste Verhör führte am 29. Dezember der Kammergerichts-Assessor Lenke durch, die weiteren, und zwar am 18., 21., 22. Januar und am 2. Februar, der Kriminalrat Dambach. Über Lenke ließen sich keine Angaben ermitteln. Dambach indessen ist bekannt, weil er auch für die Untersuchungen gegen Fritz Reuter verantwortlich zeichnete.

Heinrich Rudolf Dambach, um 1798 geboren und am 27. Februar 1845 verstorben, war 1822 Kriminalrichter beim Untersuchungsgericht zu Erfurt, 1827 in gleicher Funktion in Querfurt, dann 1833 Kriminalrat in Berlin und als solcher mit der Führung der Untersuchungen der beim Kammergericht anhängigen politischen Verfahren beauftragt. 1835 wurde er Hausvogt, 1836 Direktor des kammergerichtlichen Untersuchungsgerichts.[79] Aufgrund seiner langjährigen Erfahrung als Untersuchungsrichter wusste er die ihm aufgetragenen Untersuchungen höchst effizient zu führen, wusste die Schwachstellen der Untersuchungshäftlinge aufzuspüren und durch stetes und wiederholtes Nachfragen und nochmalige Vernehmungen Unwahrheiten, Halbwahrheiten und Widersprüche aufzudecken oder durch vage Versprechungen die Delinquenten zu belastenden Aussagen – die eigene Person oder andere betreffend – zu veranlassen. Bei Dambach haben wir es also mit einem fachlich ausgezeichneten, hochkompetenten Kriminalbeamten zu tun. Die Frage, ob er moralische Skrupel bei der Ausführung seiner „politischen" Aufträge gehabt habe, kann nicht beantwortet werden. Die sogenannten „Demagogen" sind von ihm kriminalpolizeilich wohl so behandelt worden wie „normale" Kriminelle, das heißt, die politischen Motive der Untersuchungshäftlinge sind für seine Untersuchungen irrelevant gewesen. Dambach exekutierte die ihm aufgetragenen Anordnungen. Anders der Berliner

[79] Angaben nach: Reuter (wie Anm. 68), S. 827.

Polizeidirektor Dunker, „den alle Spitzbuben wie den Satan fürchteten. [Ihm] ging es fast wider die Amtsehre, daß er sich jetzt mit so vielen anständigen Leuten befassen sollte."[80]

In der Literatur wird Dambach ausgesprochen negativ beurteilt. Nach Friedrich Holtze nannte man den Untersuchungsrichter allgemein „wegen seiner falschen väterlichen Art, mit den Angeklagten zu verhandeln ‚Onkel Dambach'". „Er war, wie allgemein von ihm berichtet wird, durchaus nicht von Natur die verknöcherte Gerichtsmaschine [...], sondern ein lebenslustiger, jovialer Mann, dabei aber zum Unglück für Tausende ein Streber. Er kannte die Menschen und verstand es, bei den Untersuchungen bald den Biedermann zu spielen, um vertrauende Gemüther zu den erforderlichen Geständnissen oder gar zu Denunziationen gegen Genossen zu bewegen, bald mit hämischen kleinen Bosheiten oder Chikanen ängstliche Gemüther zu erschrecken und so das gleiche Ergebnis zu erzielen."[81] Auf Dambach – folgen wir den Ausführungen Holtzes – „richtete sich alsbald der Haß der weitesten Kreise."[82]

Inwieweit diese Charakterisierung Dambachs tatsächlich der Realität entsprach, muss offen bleiben. Sie beruhte auf Fritz Reuters Erfahrungen mit ihm, die er später in seine Werke hat einfließen lassen und die von Holtze ohne weitere Prüfung übernommen worden sind.[83] Bei dieser Charakterisierung muss allerdings berücksichtigt werden, dass Reuter, im Jahr seiner Inhaftierung 23 Jahre alt, als verbummelter, gescheiterter, widersetzlicher, aus der Bahn geworfener und versoffener Student (Spitzname „Bierreuter") gesehen werden muss. Nach Dambach hat er sich

> *während seiner Gefangenschaft stets als roher Geselle bewährt und ist häufig wegen Übertretung der Haus Gesetze bestraft. Er hat den Inspector persönlich bedroht, sang die ärgsten Zotenlieder, polterte häufig im Kerker, zankte laut mit Schildwache und*

80 Treitschke (wie Anm. 11), S. 611.

81 Holtze (wie Anm. 75), Bd. 4. S. 134. Holtze legt allerdings keine Belege für sein Urteil vor, ausgenommen Reuters Charakterisierung von Dambach. Batt (wie Anm. 37), S. 65, schreibt: Dambach wird als „ein raffinierter Inquirent und gewissenloser Streber, ein intellektueller Sadist, ausgestattet mit schauspielerischen Gaben [gesehen], [er] konnte jovial und freundlich sein, während er dann wieder die Untersuchungshäftlinge schikanierte oder mit schockierenden Wutausbrüchen überraschte." Batt hat Holtzes Charakterisierung des Untersuchungsrichters via Figges Dissertation paraphrasierend und im Sinne der antagonistischen marxistischen Geschichtsideologie verschärfend übernommen, ohne im Text, in den Fußnoten oder im Literaturverzeichnis auf diese Übernahme von Holtze zu verweisen.

82 Holtze (wie Anm. 75), Bd. 4. S. 134.

83 Holtze schreibt ebd., Anm. 1, dass Dambach „immer eine gewisse Unsterblichkeit besitzen [wird], da ihn Fritz Reuter in seiner Selbst-Biographie [...] im Abschnitte ‚Ut mine Festungstid' gezeichnet hat. [...] Dambach hat keine Ursache, für diese Unsterblichkeit dankbar zu sein, denn gegen ihn steht nun das Urteil fest [sic!] [Reuter in hochdeutscher Übertragung]: *Er hatte es durchgesetzt: Er war auf unsere Kosten, auf Kosten von über tausend jungen Leuten der oberste Kriminalbeamte in Preußen geworden. Er hatte es zuwege gebracht, aus uns, die wir in naiver Aufrichtigkeit nicht nur aussagten, was wir getan, sondern auch, was wir gedacht und empfunden hatten, sich Leitersprossen zu zimmern, auf denen er zu seiner jetzigen sehr hohen Amtsstellung emporklettern konnte.*"

Gefangenen Wärter und nur seine gänzliche Isolirung brachte ihn zur Vernunft. Er ist an und für sich gutmüthig, aber leicht zum Zorne gereitzt und dann einem Thiere ähnlich. […] Nach seiner Entfernung von [der Universität] *Jena hat er vagabundirt und ist* [am 31. Oktober 1833] *bei einer Hure hier arretirt worden.*[84] *[…] Gefährlich scheint er nicht als Anhänger verderblicher Lehren, sondern als Taugenichts.*[85]

Es besteht kein vernünftiger Grund, den Wirklichkeitsgehalt der Ausführungen Dambachs ernsthaft in Zweifel zu ziehen. Gerade seine Einschätzung, bei Reuter handele es sich nicht um einen *Anhänger verderblicher Lehren*, sondern um einen *Taugenichts*, legt den Schluss nahe, dass Dambach in Reuter keinen politischen Straftäter gesehen hat, der die schlimmste Bestrafung, den Tod, verdient habe. Für einen Taugenichts wäre allenfalls eine zeitliche Unterbringung in einem Arbeits- und Besserungshaus ein probates Erziehungsmittel gewesen. Die dann doch anders ausgefallene Entscheidung des Kammergerichts lag indes nicht in der Verantwortung des Untersuchungsrichters.

Bei Baltz – wir werden dies später ausführlicher darstellen – hat eine exzessive Bestrafung nicht stattgefunden, sehr wahrscheinlich aufgrund der Charakterisierung seiner Person durch Dambach.

Die erste Vernehmung fand durch den Assessor Lenke statt. Baltz wurde mit dem Grund seiner Inhaftierung bekanntgemacht, Teilnahme an der Burschenschaft zu Halle, und zur Wahrheit ermahnt, um sich nicht *einen erheblichen Milderungsgrund zu verscherzen.*[86] Tatsächlich erklärte Baltz nun, im Gegensatz zu seiner Vernehmung in Schöpplenberg, dass er von Michaelis 1830 bis Ostern 1833 der Arminia als einfacher Burschenschafter angehört habe, ihm aber die *politische Richtung* der Burschenschaft *nicht recht klar geworden* sei.[87] Bei den Diskussionen in den „Kränzchen" sei viel von *Volksthümlichkeit und Entfernung alles Fremdartigen, besonders alles Französischen, gesprochen*[88] worden. Späterhin wären auch die Ereignisse in Süddeutschland und in Polen, das heißt der polnische Aufstand gegen den Zaren Ende November 1830, thematisiert worden. Außerdem hätte man über die Einführung von Verfassungen gesprochen und sie als das beste für die deutschen Staaten angesehen.

[84] Siegmund, Wolfgang: In alten Akten geblättert: Fritz Reuters Polizei- und Gerichtshaft in Berlin. In: Fritz-Reuter-Literaturmuseum Stavenhagen (Hg.), Kikut. Plattdütsch gestern und hüt. Nahrichten ut de Reuterstadt 16 (1991/1992), S. 8. Siegmund zitiert aus der „Akte Nr. 3807 vom 1.11.1833, vom Polizeipräsidenten Gerlach unterschrieben, Deutsches Zentralarchiv, Abteilung Merseburg [heute: GSt PK]" wie folgt: Reuter *ist bei einer feilen Dirne in der Schützenstraße Nr. 23*" arretiert worden.

[85] Zitiert nach Figge (wie Anm. 17), S. 399. Später nahm der Untersuchungsrichter den Delinquenten noch in die „Nachweisung der … als unsittlich bekannten Mitglieder der hier zur Untersuchung gezogenen Burschenschaften" auf (ebd.).

[86] V fol. 21.

[87] V fol. 23.

[88] Ebd.

Mit diesen Bekundungen bewegte sich Baltz gerade noch im Rahmen des Legalen. Als er allerdings verlauten ließ, er habe in einigen Versammlungen der Burschenschaft *Stücke einer neuen* [revolutionsverdächtigen burschenschaftlichen] *Constitution [...] vortragen hören*,[89] wurde der Vernehmer hellhörig und entschied, diese Aussage genüge, um Baltz *hier in Haft zu behalten und dem Kr[iminal] Rath Dambach zur weiteren Untersuchung zu überweisen*.[90]

Um seine marginale Bedeutung und unwichtige Mitgliedschaft an der Hallischen Burschenschaft zu verdeutlichen, bat Baltz um Gelegenheit, ein *Offenes Bekenntnis* schriftlich den Untersuchungsbehörden zur Kenntnis zu geben. Wahrscheinlich wird man Baltz bedeutet haben, dass solch ein „Bekenntnis", so es denn offen und ehrlich abgegeben werde, sich nur positiv für ihn auswirken könne. Dabei ging es um nichts mehr und nichts weniger, als den Inhaftierten in Sicherheit zu wiegen und auf diesem Wege Informationen von ihm zu erlangen, die die Untersuchungsbehörde auf andere Weise nicht erfahren hätte.

Dieses *Offene*[.] *Bekenntnis des Th. Baltz, seine Theilnahme an der Hallischen Burschenschaft betreffend*, legte dieser dann auch vor.[91] Es umfasste sieben Seiten und war in seiner Tendenz darauf ausgerichtet, Mitgliedschaft und Aktivitäten von Baltz zu bagatellisieren. Nur aus Gründen sittlicher, wissenschaftlicher und politischer Bildung und der Freude am geselligen Leben wegen sei er, der Westfale, in die Arminia eingetreten und nicht in die Landsmannschaft „Westphalia", deren Mitglieder *sich einem rohen, unmäßigen u*[nd] *aller Wissenschaft entfremdeten Leben hingegeben hatten*.

Mit seiner nächsten Äußerung nahm es Baltz mit Blick auf sein *Offenes Bekenntnis* indes zu genau, denn damit spielte er seinem Gegenüber treffliche Argumente zu:

> *Ich erinnere mich sehr gut, wie ich gleich beim Eintritte in die Verb*[in]*d*[un]*g gegen meine Freunde das Bedenken äußerte, wie gefährlich es doch sei, ihr anzugehören, da ja das Schicksal der Demagogen uns zeige, welche Folgen daß nach sich ziehen könne; man erwiderte mir darauf: daß die heutige Burschensch*[aft] *himmelweit von der damaligen verschieden u*[nd] *fast keine Spur davon mehr zu erkennen wäre; ebenso beschwichtigte man mich hinsichtlich des dem Prorector* [der Universität] *gegebenen Ehrenworts*[, keiner Burschenschaft beizutreten,] *damit, daß man sagte: der Senat* [der Universität] *sehe die Sache für gefährlicher an als sie wirklich sei, er müsse nun einmal der Form Genüge leisten u*[nd] *erkenne doch stillschweigend die Verbind*[un]*g an, da ja die Mitglieder schon durch ihr Äußeres leicht erkennbar seien u*[nd] *doch nichts gegen sie unternommen würde, ja man sagt: die Burschensch*[aft] *werde wegen ihrer soliden Tendenz augenscheinlich bevorzugt. So ließ ich mich bethören.*

Gerade diese letzte Passage hat der Kammergerichts-Assessor Lenke sehr genau registriert, merkte er doch deren Bedeutung mit einer Anstreichung

89 Ebd.
90 V fol. 21. Randnotiz.
91 V fol. 25-28; daraus auch die Zitate.

an[92]: Der Universität wurde dadurch mittelbar unterstellt, sie habe nichts Entscheidendes gegen die burschenschaftlichen Aktivitäten unternommen, es nur bei verbalen Bekundungen bewenden lassen.

Hinsichtlich der Veränderungen in der burschenschaftlichen Verfassung im Hinblick auf radikalere, das heißt revolutionäre Formulierungen gab sich Baltz bedeckt, wusste nicht, *wer diese neue Constitution entworfen* habe, gab an: *nur so viel weiß ich, daß einigemal in den Versammlungen einzelne Paragraphen daraus vorgelesen und dem Ganzen* [das heißt der gesamten anwesenden Burschenschaft] *zur Prüfung resp*[ektive] *Sanctionierung vorgelegt wurden.* Im Übrigen könne er sich an kaum etwas erinnern, und für den Fall, dass ihm die alte und die neue Verfassung je bekanntgemacht worden seien, *so ist mir der Inhalt derselben jetzt aus dem Gedächtniße entschwunden.*

Baltz berichtete dann noch relativ belanglose Einzelheiten aus seinem studentischen Leben: Wie etwa eine Rüge der Verbindung wegen *zu großer Tumulte u*[nd] *das häufige Überladen mit Getränken,* den recht häufigen Besuch der Kneipe, das Aufsuchen des Fechtbodens *(das that ich mit großem Vergnügen),* Diskussionen in den „Kränzchen" über Pressefreiheit, die konstitutionelle Monarchie, über Unruhen in Süddeutschland, Braunschweig und Kurhessen, ferner über Reisen nach Leipzig und auf die Rudelsburg bei Naumburg usw.

Man merkt es den Ausführungen von Baltz an, dass er abschwächen, bagatellisieren, verharmlosen, sich bei seinen Entscheidungen mehr als Getriebener denn aktiv Handelnder präsentieren wollte. Zeitweise, so äußerte er sich, habe er überlegt, aus der Burschenschaft auszutreten, *aber ich weiß nicht, welch' böser Dämon mich von diesem Schritte zurückhielt.*

Auf der letzten Seite seines „Bekenntnisses" steigerten sich Baltz' Ausführungen zu bemerkenswerten Selbstanklagen. Er wollte damit das Gericht von seiner tiefen seelischen Verzweiflung überzeugen. Seine Nichtzulassung zum theologischen Examen kommentierte er mit den Worten:

> *Nun, dachte ich, ist es um dich geschehen; ich ging einher, wie ein für die Welt untaugliches Subject, verächtlich vor mir selbst u*[nd] *andern.*

Dann verstieg sich Baltz geradezu zu theologischen Formulierungen alttestamentlicher Provenienz, die bei Hiob oder in den Klagepsalmen ihren Platz hätten haben können:

> *O Gott! Sei nicht ferne von mir! Deine Hand liegt schwer auf mir; hilf mir, die Wunde ist groß, die du mir geschlagen.*[93]

Offensichtlich hatte Baltz nach Abfassung dieser Sentenzen doch bemerkt, dass diese Sprache vielleicht eine für das geistliche Amt geeignete, nicht indes eine solche für einen Untersuchungsrichter und das Königlich-Preußische Kammergericht sei. Folglich strich er diese Ausführungen eigenhändig wieder durch.[94]

92 Präsentationsvermerk Lenkes vom 2.1.1836.
93 Hier sind sachliche Parallelen zu Hiob 16,14; Ps 32,4 und Ps 102 festzuhalten.
94 V fol. 34.

Über zwei Wochen ließ die Untersuchungsbehörde Baltz im Unklaren über den Fortgang des Verfahrens. Erst am 18. Januar wurde er wieder zu einer ausführlichen Vernehmung vorgeführt. Ihm wurde eröffnet, dass sein „Bekenntnis", mit dem er seine Ermittler hatte zufriedenstellen wollen, *äußerst dürftig und unvollständig sei*[95]. Daraus ergab sich logischerweise die Fortsetzung des Verfahrens, und Baltz wurde wiederum ausführlich zur Sache vernommen. Er schilderte in ziemlicher Breite und mit zahlreichen Einzelheiten seine Zeit in Halle, wusste sogar zu berichten, dass in den Burschenschaftsversammlungen der Bundesbruder Wuthenow[96] die neue, radikalisierte Konstitution vorgetragen und dieselbe *in schwarzem Einbande, ich meine im Octav-Format, in den allgemeinen Versammlungen ausgelegen habe.*[97] Andererseits behauptete Baltz, sofern es um seine eigene Beteiligung an burschenschaftlichen Aktivitäten oder seine Erinnerung an die Strukturen und Kompetenzen innerhalb der Burschenschaft ging, daran Desinteresse gehabt zu haben und sich deswegen nicht mehr genau erinnern zu können. Zudem sei er, Baltz, immer nur Renonce gewesen und habe nie zu einem engeren Führungskreis bei den Arminen gehört.

Dambach, der diese Vernehmung – sie muss sich über mehrere Stunden hingezogen haben –[98] durchgeführt hatte, registrierte sehr wohl, wie zögerlich und ausweichend sich Baltz verhalten hatte, und protokollierte:

> *Dem Inculpaten* [Beschuldigten] *wurde eröffnet, daß diese angebliche Nichtkenntniß fast aller materiellen und formellen Bestimmungen der Burschenschaft bei seiner Betheiligung höchst unwahrscheinlich sei und der Verdacht aufkomme, daß er absichtlich hier ebenso mit der Wahrheit zurückhalte, wie er bei seiner Vernehmung auf dem Schoepplenberg seine Mitgliedschaft geleugnet habe. Man werde ihm Zeit geben, falls die Schuld daran im Mangel der Erinnerung an diese früheren Verhältnisse bestehe, dieselben sich näher ins Gedächtnis zurückzurufen.*[99]

Sah es bisher so aus, als ob sich Baltz durch sein Reden und auch sein Verschweigen in eine äußerst prekäre Situation manövriert hatte, so hat Dambach durch eine diesem Vernehmungsprotokoll beigegebene Charakterisierung Baltz wahrscheinlich vor einer Verurteilung zu lebenslanger Festungshaft bewahrt, denn Dambach erklärte – und diese Erklärung wurde später dann wörtlich in das kammergerichtliche Urteil übernommen:

> *Baltz ist ein höchst phlegmatisches Subject, dem es anscheinend Mühe macht, den Mund zu einer Antwort zu öffnen; mehrere Minuten lang muß man oft darauf war-*

95 Ebd.

96 Ferdinand Wuthenow (1812–1882), stud. iur., saß 1834 in der Hausvogtei ein und war von 1835 bis 1840 auf der Festung Silberberg inhaftiert. Zuletzt Kreisgerichtsrat in Greifswald, war er ein enger Freund von Fritz Reuter; beide standen bis zu Reuters Tod im Briefwechsel (vgl. dazu Reuter [wie Anm. ‚Briefe']).

97 V fol. 38.

98 Es existieren zwei Protokolle desselben Datums. Das erste, das lediglich den Lebenslauf von Baltz bis zu seiner Arretierung umfasst, besteht aus zwei Seiten (V fol. 33), das zweite, das Baltz' burschenschaftliche Aktivitäten beinhaltet, aus zwölf Seiten (V fol. 34-39).

99 V fol. 39.

ten und erhält dann gewöhnlich erst einige hingemurmelte Laute, die neue Fragen nöthig machen. Bei diesem Mangel aller geistigen Regsamkeit wird sein sich oft wiederholendes „Ich weiß das nicht mehr" einigermaßen glaublich.[100]

Vorerst allerdings schienen sich die Dinge weiterhin zuungunsten von Baltz zu entwickeln.

In seiner Vernehmung vom 21. Januar wartete er mit einigen neuen Einzelheiten auf, nannte auch etliche Namen der an den Burschenschaftsversammlungen beteiligten führenden Studenten und gab dann zu, dass auf solch einer Versammlung in Passendorf bei Halle

die vorgetragenen Paragraphen [der neuen, radikaleren Konstitution] *durch Abstimmen angenommen* [worden] *sind. Ich habe an dieser Abstimmung Theil genommen und soviel ich weiß, für die Annahme der neuen Constitution gestimmt.*[101]

Aber immer noch war Dambach mit dem Ergebnis der Vernehmung unzufrieden. Er mutmaßte, dass Baltz die volle Wahrheit verschweige, und resümierte:

Dem Inculpaten wurde eröffnet, daß seine Auslassung immer unvollständiger werde, je näher die Ereignisse lägen und je merkwürdiger sie ihm ihrem Gegenstande nach geworden sein müßten. Seine Behauptung von der neuesten Gestaltung der Burschenschaft [das heißt deren Radikalisierung], *ungeachtet er darüber mitberathen und mitgestimmt habe, gar nichts mehr zu wissen, sei daher ganz unwahrscheinlich*[102].

Die Vernehmung am nächsten Tag, dem 22. Januar, gestaltete sich in der Art, dass Baltz Fragen vorgelegt wurden, die sich hauptsächlich auf die Binnenstruktur der Burschenschaft bezogen, über die er dann Auskunft zu geben hatte. Baltz' Antworten lauteten, was wunder, fast durchgängig:

Ich weiß jetzt nichts mehr davon, ich müßte das rein vergeßen haben — s[ei]*n*[e] *Achsel zuckend: davon weiß ich auch nichts — davon ist mir nichts bekannt .... — Ich muß das wieder vergeßen haben — das kann möglich sein, ich weiß es aber nicht —* .

Nun trat die Angelegenheit allerdings in eine ernstere Phase, denn Dambach verfügte:

Dem p. Baltz wurde [...] *aufgegeben, die Mitglieder der Hallischen Burschenschaft, soweit sie seine Zeitgenossen geworden* [waren], *alphabetisch aufzuzeichnen und* [deshalb sind] *ihm zu dem Zwecke 2 Bogen Papier ins Gefängniß verabfolgt* [worden].[103]

Damit war Baltz in eine für ihn außerordentlich peinliche Situation geraten: Er sah sich genötigt, alle ihm bekannten Burschenschafter aufzuführen und setzte sich auf diese Weise dem Odium eines Verräters aus. Weigerte er sich

100 Ebd.
101 V fol. 41.
102 V fol. 42.
103 V fol. 50.

indes, den ihm aufgetragenen Weisungen nachzukommen, machte er sich staatsabträglichen Verhaltens noch mehr als bisher verdächtig. Sachverhalte konnte man verschleiern, Inhalte von Verhandlungen bei Burschenschaftszusammenkünften vergessen, freundschaftliche Beziehungen bagatellisieren, Reisen mit Bundesbrüdern als gesellige Ausflüge interpretieren – um die Bekanntgabe von Namen kam Baltz nicht herum! Diese konnte man nicht ohne weiteres vergessen. Dabei musste er sich dessen bewusst sein, dass mit der von Dambach angewandten kriminaltaktischen Maßnahme das gesamte Netzwerk burschenschaftlicher Verbindungen entflochten werden konnte, falls es nicht bereits geschehen sei.

Baltz fügte sich der Weisung und listete tatsächlich alle ihm bekannten Burschenschafter auf. Dies ist übrigens ein untrügliches Indiz, dass er über ein sehr gutes Gedächtnis verfügte. Für die Zeit von Michaelis 1830 bis Michaelis 1831 nannte er 55 Namen, davon waren 14 namentlich genannte Burschenschafter auch in der engeren Verbindung. Die Auflistung, die sich auf die Zeit von Ostern 1832 bis Ostern 1833 bezog, beinhaltete 21 Namen, hiervon acht in der engeren Verbindung. Weiterhin nannte Baltz die Namen von sieben „Germanen".[104]

Am 25. Januar wurde Baltz amtlich eröffnet, dass er die Befugnis habe, sich einen Verteidiger zu wählen.[105] Dies ist ein hinreichendes Zeichen dafür, dass die causa Baltz nunmehr in ein ernstes und entscheidendes Stadium getreten war. Da Baltz kein Verteidiger bekannt war, bekam er den Justizkommissar Wilke als Offizialverteidiger zugewiesen.[106]

Am 2. Februar fand das Schlussverhör statt, in dem Baltz auf 59 ihm vorgelegte Fragen zu antworten hatte, denn ein Schlussverhör musste nach der Kriminalordnung zur Beendigung jeder Untersuchung abgehalten werden. Nach diesem war dann das anhängige Verfahren „spruchreif", das heißt, es wurde dem erkennenden Gericht zum Urteilsspruch übergeben.[107]

In diesem Verhör wiederholte Baltz im wesentlichen die bisherigen Aussagen, bestritt jegliches staatsabträgliche politische Engagement, wollte von einer tatsächlichen Radikalisierung der Burschenschaft keine Kenntnis erlangt haben und nur aus idealistischen Gründen ihr beigetreten sein.[108] Im Beisein seines am Schlusse der Vernehmung hinzugekommenen Verteidigers erklärte Baltz,

> *daß er sich über seine Behandlung nicht zu beschweren habe* und bat *im Einverständniße mit seinem Herrn Vertheidiger um seine vorläufige Entlaßung aus der Haft.*[109]

Tatsächlich beantragte Dambach noch am selben Tag beim Kammergericht die vorläufige Haftentlassung mit der Begründung, Baltz sei ebenso zu be-

104 V fol. 55.
105 V fol. 51.
106 V fol. 56.
107 Näheres dazu bei Figge (wie Anm. 17), S. 408.
108 V fol. 66-72.
109 V fol. 72.

handeln wie diejenigen der bereits entlassenen Mitglieder des weiteren Vereins der Hallischen Burschenschaft, die hochverräterische Tendenzen nicht eingestanden hätten.[110]

Das Kammergericht entsprach am 5. Februar dem Antrag des Untersuchungsrichters, nicht jedoch ohne die vorläufige Freilassung des Beschuldigten an erhebliche Auflagen zu knüpfen. Baltz wurde darauf hingewiesen, dass, wenn er nach seiner Entlassung auf irgendeine Weise in den Gang der Untersuchung eingreife, sei es durch Widerruf oder Absprachen, er die Wiederverhaftung zu gewärtigen habe. Ferner wurde ihm das eidliche Versprechen (juratorische Kaution) abgenommen, sich von Bochum, wohin er sich begeben wollte, ohne Genehmigung der Gerichtsbehörde nicht zu entfernen.

Nach Ablegung des Eides wurde Baltz vorerst auf freien Fuß gesetzt. Die vorläufige Entlassung nicht nur von Baltz, sondern auch weiterer Burschenschafter, hatte nicht zuletzt ihren Grund auch in der hoffnungslosen Überbelegung der Haftanstalten und Festungen. Die Hausvogtei war zeitweise so überfüllt, dass viele Haftbefehle nicht vollstreckt werden konnten. Das Kammergericht behalf sich in manchen Fällen damit, die Beschuldigten gegen die erwähnte juratorische Kaution vorübergehend auf freiem Fuß zu belassen.[111]

Das Kammergericht ging bei seiner Entscheidung auf Freilassung wohl davon aus, dass die Baltz erwartende Strafe nicht exorbitant hoch ausfallen werde und eine Fluchtgefahr des Delinquenten nicht gegeben war, da der abgenommene Eid Baltz absolut band. Nach dem studentischen und akademischen Ehrenkodex war der Bruch eines eidlich abgenommenen Versprechens undenkbar.[112] Baltz selbst wird seine Freilassung nach reichlich fünf Wochen Untersuchungshaft als ein gutes Omen gedeutet und allenfalls eine geringfügige Bestrafung erwartet haben.

Für den nun folgenden Gang des Verfahrens bedurfte es vorerst nicht mehr der Person des Angeklagten. Was noch zu erfolgen hatte, war die Erstellung der Verteidigungsschrift durch den Justizkommissar Wilke und deren Einreichung bei Gericht. Wilke wurden zu diesem Zweck vom Gericht alle Untersuchungsakten zur Verfügung gestellt.

In seiner Schrift vom 18. Februar rekapitulierte der Verteidiger nochmals den bisherigen Werdegang seines Klienten und wies darauf hin, dass dieser *nur äußerlich* und *nur seiner Freunde wegen*[113] Burschenschafter gewesen sei, eine Betrachtung, der allerdings nur bei äußerst wohlwollender Interpretation von Baltz' burschenschaftlichem Engagement zugestimmt werden kann.

110 V fol. 73.
111 Zu den Haftbedingungen siehe Figge (wie Anm. 17), S. 430-432.
112 Loennecker verweist darauf, dass ihm kein einziger derartiger Eidbruch bekannt ist (Mitteilung an Vf. v. 4.2.2008).
113 V fol. 80.

Was die juristische Seite anlangte, so ließ Wilke keinen Zweifel aufkommen, dass die geltenden Bestimmungen[114] die Burschenschaften zu den verbotenen Verbindungen zählten, wobei

> *für die Mitglieder einer solchen Verbindung eine Festungsstrafe von 6 Jahren angedroht* wird. Für den Fall, *daß, wenn die Gesellschaft einen landesverderblichen Zweck gehabt oder Hochverrath und Majestätsverbrechen beabsichtigt, die im A*[llgemeinen] [Preußischen] *L*[and] *R*[echt] [von 1794] *bestimmte*[n] [wesentlich schärferen] *Strafen eintreten sollen.* Da aber bei dem Delinquenten wie auch bei der Hallischen Burschenschaft die Tatbestandsmerkmale des Hochverrats, nämlich *eine gewaltsame Umwälzung der Verfassung* [= Verfasstheit] *des Staates* oder ein Anschlag auf das Staatsoberhaupt, nicht vorlägen, auch von den *Mitglieder*[n] *der Burschenschaft gegen den Staat bis jetzt nichts unternommen* worden ist, *[...] ja mag selbst Inquisit* [Angeklagter], *was keineswegs feststeht, die Konstitution und die darin ausgesprochene Tendenz der Burschenschaft gekannt haben; so läßt sich daraus noch nicht eine Billigung und noch weniger die Absicht folgern, gegen die vaterländische Verfaßung* [= Verfasstheit des Staates] *eine Bewegung zu erregen.*

Schließlich wies Wilke auf das Alter von Baltz hin, will seine Burschenschafterzeit nur

> *als eine jugendliche Verirrung ansehen, die durch sein ferneres musterhaftes Betragen auf der Universität Bonn und als Soldat schon gesühnt ist.* Wilke beantragte, *ihn vorläufig freizusprechen, event*[uell] *mit einer außerordentlichen Strafe zu belegen.*[115]

Man merkt es der Verteidigungsschrift an, dass hier ein erfahrener Jurist mit der ihm eigenen Nüchternheit den Fall auf ein erträgliches Maß reduziert, insbesondere den Angeklagten nicht im gefahrvollen Bereich der Hochverratsbeschuldigung angesiedelt wissen wollte. Wilke wird sich darüber klar gewesen sein, dass ein Freispruch nicht zu erreichen war, denn das Kammergericht verkündete keine Freisprüche. Hätte ein solcher angestanden, wäre das Verfahren erst gar nicht eröffnet worden. Mit der vom Verteidiger angedachten „außerordentlichen Strafe" hatte es – im Gegensatz zur „ordentlichen Strafe" – die Bewandtnis, dass eine solche auf einem auf Indizien beruhenden Urteil fußte und ein geringeres Strafmaß beinhaltete. Allein auf eine solche war demnach zu hoffen.

[114] Ebd. Wilke verweist hier auf die Kabinettsordre vom 21.3.1824 in Verbindung mit den Edikten vom 20.10.1798 und 6.1.1816.

[115] V fol. 81f.

Theodor Baltz wird sich nach seiner Freilassung unmittelbar in seine Vaterstadt Bochum begeben und dort auf die Urteilsverkündigung gewartet haben. Am 4. August 1836 fällte das Kammergericht sein Urteil (wie auch gegen die übrigen Burschenschafter); wie damals üblich, ohne mündliche Verhandlung und ohne mündliche Urteilsverkündigung, lediglich auf Grundlage der Protokolle und Erhebungen im Vorverfahren und der Verteidigungsschrift des Anwalts.[116] Das Urteil wurde ausgefertigt und dem Angeklagten, wahrscheinlich über die zuständige Kreisgerichtsbehörde, zur Kenntnis gebracht. Wann dies geschehen ist, entzieht sich näherer Kenntnis. Baltz war, so das Urteil,

> *wegen Theilnahme an der Halleschen Burschenschaft ordentlich*[117] *zu bestrafen. Denn seine Theilnahme an der Halleschen Burschenschaft als einer verbotenen Studenten Verbindung steht durch sein Geständniß fest und schon dafür hat er: Unfähigkeit zu allen öffentlichen Aemtern und sechsjährigen FestungsArrest verwirkt. Von der Anschuldigung der Theilnahme an der hochverrätherischen burschenschaftlichen Verbindung in Halle hat er dagegen* [...] *nur vorläufig freigesprochen werden können.*[118]

An diesen Spruch schloss sich, sozusagen als Begründung, die schon oben zitierte Charakterisierung des Verurteilten durch den nunmehrigen Kriminaldirektor Dambach an.

Das Urteil war ein solches, das auf des Messers Schneide stand, denn ursprünglich ging der zitierte Urteilstext nach dem Wort *‚ordentlich'* wie folgt weiter: *und wegen Theilnahme an der hochverrätherischen burschenschaftlichen Verbindung in Halle außerordentlich*, d.h. aufgrund der vorliegenden Indizien.

Diese soeben zitierte Passage ist im Urteil eingeklammert worden. Aus heute nicht mehr bekannten Gründen und Überlegungen hat das Kammergericht, sozusagen in letzter Sekunde, sein Urteil abgemildert und nicht auf Hochverrat erkannt. Anderenfalls hätte Baltz wohl mit einer lebenslangen Haft rechnen müssen. Allerdings hielt sich das Kammergericht mit der nur vorläufigen Freisprechung vom Hochverrat die Möglichkeit offen, den Prozess gegen Baltz wiederaufzunehmen, falls neue und hinreichende Indizien für eine Hochverratsanklage gefunden werden sollten.

Baltz wird dieses für kammergerichtliche Verhältnisse relativ milde „Demagogen"-Urteil dem Untersuchungsrichter Dambach zu verdanken haben. Ohne dessen Charakterisierung wäre es anders ausgefallen. Für Dambach, wenn er denn der berüchtigte Sadist gewesen sein sollte, wäre es ein Leichtes gewesen, Baltz als denjenigen hinzustellen, der, um der gerechten Strafe zu entgehen, Gedächtnisschwäche lediglich vortäuschte. Auch sein anfängli-

[116] Der Untersuchungsrichter durfte bei der Abfassung des Urteilsspruches nicht mitwirken. Vgl. Figge (wie Anm. 17), S. 419.

[117] D.h. in dem vorliegenden Fall: nach seinem eigenen Geständnis und nicht aufgrund von Indizien.

[118] U fol. 119f.

ches Leugnen und seine in den ersten Verhören zutage getretenen nebulösen Ausführungen hätten für Baltz wesentlich negativer interpretiert werden können. Baltz' hartnäckiges Nicht-Wissen(-Wollen), das heißt insbesondere das Fehlen eines offenen und umfassenden Geständnisses, hätte von Dambach sehr wohl auch als persönlicher Affront aufgefasst werden können, zumal seine Untersuchungsmethoden nicht zu dem gewünschten Ergebnis geführt hatten. Baltz war gewiss nicht der tumbe Zeitgenosse, der nicht gewusst hat, was in den burschenschaftlichen Versammlungen verhandelt worden war. Und Dambach war auch gewiss nicht derjenige Kriminalbeamte, dem Baltz einreden konnte, wegen der Bierseligkeit und des Tabakqualmes auf der Kneipe von den politischen Verabredungen und Radikalisierungen nichts oder kaum etwas erfahren zu haben.

Baltz' spätere Examina zeigen, dass er ein intelligenter Mensch war und mit guten Noten aufwarten konnte.[119] Zudem hatte er sein Studium in der kürzestmöglichen Zeit absolviert. Einen *Mangel* [an] *geistiger Regsamkeit* wird man bei ihm nicht annehmen können, allenfalls, dass er sich aus untersuchungs- und prozesstaktischen Gründen vorsichtig und abwartend verhalten hat, das Beste, was er in seiner Situation überhaupt tun konnte.

Baltz als *ein höchst phlegmatisches Subject* zu charakterisieren, ist indes nicht völlig abwegig. Diesen Wesenszug wird Dambach zutreffend erkannt, möglicherweise auch pointiert herausgestellt haben, vielleicht sogar, um Baltz eine mildere Bestrafung zu ermöglichen. Ob allerdings Baltz sein phlegmatisches Wesen in der Untersuchungshaft besonders kultiviert hat, um die unangenehme Haftzeit besser zu überstehen, wird wohl letztlich nicht entschieden werden können. In seiner späteren Olper Zeit begegnet des Öfteren der Hinweis, dass es Baltz an geistiger und körperlicher Frische mangele und er mehr Energie entfalten möge.[120]

Wie knapp Baltz an einer exzessiven Bestrafung „vorbeigeschrammt" ist, zeigt das kammergerichtliche Urteil gegen Fritz Reuter.
In diesem Urteil heißt es:

> *Gegen Reuter liegen vor:*
> 1. *seine Theilnahme an der* [...] *Burschenschaft* [...],
> 2. *seine Theilnahme an der neuen Germania als Mitglied,*
> 3. *seine Kenntnis des revolutionairen Stuttgarter Beschlusses,*
> 4. *die Beleidigung Seiner Majestät des Königs* [...]
>
> *Wiewohl dieß letztere Vergehen ein Schärfungs Grund ist, so hat doch in Betracht, daß der Inquisit nichts gethan hat, was unmittelbar und zunächst den gewaltsamen Umsturz des Preußischen Staates bezwekt hätte gegen den Inquisiten wegen Theilnahme an einer den gewaltsamen Umsturz der Verfassung des Preußischen Staats bezweckenden Verbindung und wegen Beleidigung Seiner Majestät des Königs nur auf die einfache Todesstrafe, die Strafe des Beiles erkannt werden müssen* [...].

[119] Siehe dazu Thieme (wie Anm. 26), S. 122.
[120] A.a.O., S. 125f.

In der Urteilsbegründung finden sich die folgenden Sätze – und hier kommt natürlich in Analogie wiederum die causa Baltz ins Blickfeld:

> *Reuter hält höchst wahrscheinlich in mehreren Beziehungen mit der Wahrheit zurück. Zuvörderst ist es fast undenkbar, daß er, der an den Versammlungen der neuen Germania Theil nahm, in welchen deren Tendenz berathen und festgestellt wurde, nicht Kenntniß derselben erlangt haben soll* [...] *Ganz unglaubwürdig erscheint es, wenn Reuter angiebt, die* [zweite] *Strophe des Liedes ‚Fürsten zum Land hinaus', welche die Beleidigung Seiner Majestät des Königs enthält, nicht zu kennen und nicht gesungen zu haben.*[121]

Es ist ersichtlich, dass, bei einer weniger wohlwollenden Betrachtung, Baltz ebenfalls mit einer „außerordentlichen" und harten Strafe hätte rechnen müssen. Was sich bei Baltz wohl mildernd ausgewirkt hat, ist, dass er nicht in dem von Studentenunruhen heimgesuchten und politisierten Jena studiert, dass er nicht der radikalen Germania, sondern der eher moderaten Arminia, und zwar als Renonce angehört, sich außerdem als Bonner Student und als Soldat tadellos verhalten hat und ihm auch keine Majestätsbeleidigung vorgeworfen werden konnte.

Was die Reuter angelastete Majestätsbeleidigung anlangt, so bezog sich diese auf die zweite Strophe eines Studentenliedes, das wahrscheinlich des Öfteren auf der Kneipe und auch auf der Straße gegrölt worden war. Der erste Vers lautet: *Fürsten zum Land hinaus / nun kommt der Völkerschmaus / Raus raus!* Dass er diese Strophe gesungen hatte, bestritt Reuter nicht, wohl aber, die zweite gekannt und über seine Lippen gebracht zu haben: *Erst hängt den Kaiser Franz / dann den im Siegerkranz / auf auf!*

Da das Kammergericht mit guten Gründen diesen Beteuerungen Reuters nicht glaubte, diese Einlassung auch nicht mit der Lebenswirklichkeit eines derart verlotterten Kneipenstudenten wie Reuter in Übereinstimmung zu bringen war, stand nun tatsächlich eine Majestätsbeleidigung im Raum. Mit *„Kaiser Franz"* war Franz I., österreichischer Kaiser von 1804 bis 1835, gemeint, mit *„den im Siegerkranz"* der preußische Monarch, denn die preußische Hymne begann mit den Worten: „Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands ..." Die Aufforderung, beide Souveräne aufzuknüpfen, wurde vom Kammergericht nicht der Kneipen- und Bierseligkeit studentischer Fidulitäten und Lustbarkeiten zugerechnet, sondern als überaus ernste Staatsaktion betrachtet und wirkte entsprechend strafverschärfend.

Betrachtet man das Reutersche Urteil, so wird man tatsächlich nicht umhinkönnen, die Verurteilung von Baltz als maßvoll, vielleicht auch als milde anzusehen, milde in Relation zu einer exzessiven und schrankenlosen Verfolgung zahlreicher demokratisch eingestellter Intellektueller im seinerzeitigen Preußen.

121 Zitiert nach Figge (wie Anm. 17), S. 426-428.

Auf der Festung

Als eine bis zum Jahre 1953 mögliche Form der Bestrafung existierte die sogenannte „Festungshaft", eine oft in Festungen vollstreckte, nicht entehrende Freiheitsstrafe.[122] Der Delinquent konnte also nach deren Verbüßung erhobenen Hauptes in sein Zivilleben zurückkehren und war nicht in seiner Ehre tangiert oder als ehemaliger Gefangener oder Verbrecher stigmatisiert. Dadurch, dass das Kammergericht die Burschenschafter der Reaktionszeit durchweg zu Festungshaft verurteilte, bescheinigte es ihnen, von solchen Motiven bei ihren Taten bestimmt gewesen zu sein, die nicht verbrecherischer Natur waren.

Die Verurteilten wurden, wenn sie in der Untersuchungshaft verblieben, zumeist noch vor Urteilsverkündung aus der Hausvogtei in andere Gefängnisunterkünfte überführt, weil man für neue Delinquenten Platz schaffen musste. Fritz Reuter wurde am 15. November 1834 auf die Festung Silberberg (Eulengebirge) verbracht. Dort wurde ihm dann der Spruch des Kammergerichts vom 4. August 1836 eröffnet, und zwar am 28. Januar 1837, mehr als drei Jahre nach seiner Inhaftierung.[123]

Im preußischen Staat existierten für die Inhaftierung der zu Festungshaft verurteilten Personen mehrere Festungen. Reuter kam nacheinander auf die Festungen Silberberg, Glogau, Magdeburg und Graudenz, danach in die mecklenburgische Zitadelle Dömitz. Zum Aufenthaltsort für Baltz wurde die Festung Wesel bestimmt.

Die Haftbedingungen auf den Festungen waren höchst unterschiedlich, sowohl was die äußeren Gegebenheiten betraf als auch, was die Behandlung durch das Festungspersonal anlangte.

Reuter musste dabei die unterschiedlichsten Erfahrungen machen. Auf Silberberg litt er unter den katastrophalen Unterbringungsbedingungen, wurde aber sehr human behandelt. In Glogau traf er auf Festungspersonal, das ebenfalls freundlich mit ihm umging, in Magdeburg wähnte er sich in der Hölle, wurde schikaniert und war unter jämmerlichen Umständen arretiert. Graudenz erschien ihm dagegen wie der Himmel, und er erfuhr dort eine wohlwollende Behandlung. In Dömitz konnte er sich sowohl in der Festung wie auch in der Stadt recht frei bewegen. Hier war er in seinem Heimatland Mecklenburg.

Wesel war diejenige Zitadelle, in der Baltz seinen Arrest abzusitzen hatte. Diese Festung besaß einen gewissen Bekanntheitsgrad, denn sie hatte in der Vergangenheit prominente Häftlinge beherbergen müssen: Hier war kurzzeitig der preußische Kronprinz Friedrich, der spätere Friedrich der Große, inhaftiert, als er im August 1730 bei einem Fluchtversuch gestellt worden

122 Am Rande sei erwähnt, dass Adolf Hitler im Jahre 1924 wegen des Putschversuches vom 9.11.1923 zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt wurde, sein ärgster Widersacher in den Reihen der evangelischen Kirche, Pastor Martin Niemöller, im Jahre 1938 zu sieben Monaten Festungshaft wegen Verstoßes gegen den „Kanzelparagraphen".

123 Reuter (wie Anm. 68), S. 99.

war, und auf den Wällen von Wesel sind im September 1809 die elf gefangenen Offiziere des Freikorps Schill, das gegen Napoleon gekämpft hatte, füsiliert worden.

Baltz hatte die Order bekommen, sich am 17. November 1837 auf der Zitadelle einzufinden, 15 Monate nach der Urteilsverkündigung. Diese lange Zeit zwischen Schuldspruch und Haftantritt war dem Umstand geschuldet, dass in Preußen wegen der Demagogenverfolgung die Festungsarrest-Plätze knapp geworden waren und nicht jeder Verurteilte sofort seine Haft antreten konnte. In seinen Aufzeichnungen notierte Baltz: *Ankunft in Wesel 17. November 1837*, ferner nannte er die Namen von 20 Mitgefangenen, alles Rheinländer und Westfalen, dazu vermerkte er den traurigen Satz: *Gefangener Mann, ein armer Mann! Ach! Habt mit mir Erbarmen!*[124]

Allerdings, ganz so aussichtslos war seine Lage doch nicht, denn Baltz trat seine Festungshaft in dem Wissen an, dass diese ein Jahr und nicht sechs lange Jahre betragen würde: Eine Allerhöchste Kabinetts-Ordre vom 26. September 1837, also noch vor seinem Haftantritt, hatte den Festungsarrest *vorläufig auf ein Jahr* reduziert.[125]

Nun waren die Haftbedingungen in Wesel nicht derart schlimm, wie er sie wohl befürchtet und dies über andere Festungen gehört hatte. Bereits am Tag nach Haftantritt, am 18. November, bekam er eine *Erlaubnis-Karte Zum Ausgehen nach der Stadt für den Stubengefangenen Baltz An Sonn und Feiertagen Vormittags drey Stunden und Donnerstag Nachmittags drey Stunden.*[126]

124 F.

125 Diese Kabinettsordre wird erwähnt im Zulassungsgesuch des Superintendenten der Diözese Hattingen für Baltz zum ersten theologischen Examen vom 29.8.1839. In: LKA PA Baltz.

126 Das Original befindet sich im GAO.

Abb. 1: Erlaubnis-Karte vom 18. November 1837

Eine Flucht ins nahe Holland kam für Baltz wohl kaum in Betracht, da er, zumindest nach menschlichem Ermessen, nie mehr in einen deutschen Bundesstaat hätte zurückkehren können, folglich seine betagten Eltern niemals wiedergesehen hätte. Außerdem wäre ihm der Weg ins geistliche Amt, sollte seine Amtsunfähigkeit einmal widerrufen werden, auf Dauer versperrt geblieben, zudem wäre die Frage des Broterwerbs im Ausland völlig ungeklärt gewesen. Sehr wahrscheinlich hatte man auch die Ausgangserlaubnis von der ehrenwörtlichen Beteuerung abhängig gemacht, keine Fluchtversuche zu unternehmen.

Da die Festung offensichtlich mit Burschenschaftern überbelegt war – das Kammergericht hatte schon dafür Sorge getragen –, konnte Baltz keine Einzelzelle bewohnen. Er teilte sein Domizil mit zwei Mitgefangenen, die am selben Tag wie er ihre Haft auf der Zitadelle angetreten hatten.[127]

Was das Leben auf der Festung Wesel selbst anlangt, so gibt der Brief eines zu Festungshaft verurteilten Burschenschafters aus dem Jahre 1827 nähere Auskunft:

> Die Zitadelle *liegt in dem Winkel, welche die Lippe mit dem Rhein bildet, und wir haben von den Wällen die schönste Aussicht, welche Wesel geben kann.* [...] *Für die Staatsgefangenen ist hier ein besonderes Gebäude, eine Art Kaserne* [bestimmt]. *In diesem bewohnen wir sechs einen abgesonderten Teil, d.h. sechs Stuben, welche an*

127 Über diese Mitgefangenen, ein Dechant Hiedrichs und ein Fritz Hesselmann aus Hamm, ließen sich keine Angaben ermitteln.

einem Gange in einer Reihe liegen, aber von keinem anderen bewohnt und abends gegen 9 Uhr verschlossen wird. Unsere Zimmer bleiben immer unverschlossen. Sie sind nicht schlecht und die eisernen Stangen vor den Fenstern können nur den stören, welcher nicht daran gewöhnt ist. [...] *Wir werden* [...] *gut behandelt und namentlich jetzt garnicht strenge gehalten. Wir erhalten sehr leicht die Erlaubnis, jeden Tag* [in die Stadt] *herunterzugehen. Ich bekomme sie in diesen Tagen, zu dem Behufe,* [...] [Unterrichts-]*Stunden* [in einer Mädchenschule] *zu geben.*[128]

Die Isolation der Arrestanten auf der Festung war eine recht begrenzte. Sie konnten Korrespondenz pflegen, Geldzuwendungen ihrer Verwandten empfangen und sich Literatur besorgen; selbst Besuche von außerhalb waren auf der Zitadelle möglich. Die Festungsoffiziere waren im Allgemeinen erfreut, in den inhaftierten Studenten und Akademikern adäquate Gesprächspartner zu finden, ihnen sogar den Unterricht ihrer Kinder übertragen zu können. Für altgediente hohe Offizierschargen bildete die Ernennung zum Festungskommandanten den Höhepunkt und Abschluss ihrer militärischen Laufbahn. Im Allgemeinen verfuhren sie sehr gnädig und zuvorkommend mit ihren „Politischen".[129]

Das einzige, was den Inhaftierten zum Problem werden konnte, war, ihre freie Zeit, die sie ja nun im Übermaß hatten, sinnvoll auszufüllen und nicht abzustumpfen oder in Agonie zu versinken. Für Reuter wurde es tatsächlich zum Problem: Er verfiel zeitweise erheblich dem Alkohol. Baltz jedoch hat sich, so besagt es die familiäre Überlieferung, in die alten und neuen Sprachen vertieft, sich mit Religions- und Kirchengeschichte und hebräischer Geschichte und Archäologie befasst. Etliche Predigten aus von ihm besuchten Gottesdiensten hat er skizziert, das eine oder andere Gedicht verfasst – ergo: all dies gewiss kein Ausdruck von *Mangel* [an] *geistiger Regsamkeit.*

Da Baltz über keinerlei Vermögen verfügte, war er auf Unterstützung durch seine Familie angewiesen. Sein älterer Bruder Ludwig hat ihm mehrmals Geld zukommen lassen, denn Baltz hatte für vielerlei selbst aufzukommen, so für Kleidung, seine Bücher, er benötigte Kerzen, Schreibutensilien und Porti; auch die Ausgaben, die bei seinen Besuchen in Wesel anfielen, mussten beglichen werden. Aus Baltz' Aufzeichnungen ist zu entnehmen, dass er vom 1. bis zum 11. Juni 1838 Urlaub zum Besuch seiner Familie in Bochum bewilligt bekommen hatte. Verständlicherweise musste er für die Reise mit der Postkutsche von Wesel nach Bochum und zurück auch selbst die Kosten tragen.

Da seine Haftzeit am 22. November 1838 enden würde,[130] bat Baltz im August das Konsistorium um Zulassung zum nächsten Examen, das im

128 So der Burschenschafter Eduard Ledebur. In: Wolsing, Erich: Gefangene in der Festung Wesel. Ein Spiegelbild europäisch-deutscher Geschichte. Wesel 1993. S. 47.

129 Von März 1838 bis März 1841 war der hochdekorierte Generalmajor Alexander Freiherr von Ledebur (1774–1850) Festungskommandant.

130 Das Entlassdatum erwähnt Baltz in seinem Schreiben vom 24.8.1838 an das Konsistorium. In: LKA PA Baltz. Es ist nicht ersichtlich, weswegen die Haft nicht mit dem 16. November

November abgenommen wurde.[131] Wahrscheinlich erhoffte sich Baltz für die Examenstage Urlaub von der Festung. Es ist bei verurteilten Burschenschaftern nicht unüblich gewesen, in dieser Weise zu verfahren. Mitunter durften sie sogar noch vor Antritt der Haft ihre Examina ablegen. Das Konsistorium fragte daraufhin bei der Ministerialkommission in Berlin nach, ob entsprechend vorgegangen werden könne,[132] erhielt indes von dort den Bescheid, dass die gegen Baltz ausgesprochene Amtsunfähigkeit durch die Verkürzung der Festungszeit nicht aufgehoben worden sei. Baltz solle sich, so der Bescheid, zunächst *an die Gnade Seiner Majestät* wenden.[133] Der Novembertermin war folglich für den Examenskandidaten nicht mehr einzuhalten, er musste zumindest weitere Zeit ins Land ziehen lassen. Baltz unternahm es nun, auf dem Gnadenwege die Prüfungszulassung zu erreichen. Erst im August 1839, elf Monate nach der ersten Ablehnung, erhielt er als Bescheid,

> *des Königs Majestät haben gegenwärtig, laut Rescripts der hohen Königlichen Ministerial-Commission vom 17. August c*[urrentis] *auf Vorstellung des p. Baltz* [...] *zu entscheiden geruht;*[134] *und ist dem p. Baltz nicht nur die Zulassung zu der in Antrag gebrachten Prüfung, sondern auch im Allgemeinen die weitere Ausbildung auf der gewählten Laufbahn Allergnädigst gestattet worden.*[135]

Womit Baltz seine Zeit zwischen seiner Entlassung und seiner ersten theologischen Prüfung, also zwischen November 1838 und November 1839 zugebracht hat, muss ungeklärt bleiben; auch, ob er das fehlende halbe Jahr seines Militärdienstes noch abzuleisten hatte.

Baltz legte vom 2. bis 4. Dezember 1839 vor dem Konsistorium in Münster sein Erstes Theologisches Examen mit durchweg guten Noten ab. Auch seine eingereichten Hausarbeiten gefielen der Prüfungskommission.[136] Er wusste nunmehr, dass seiner ferneren Laufbahn als Geistlicher nichts mehr im Wege stand und seine Vergangenheit ihn nicht weiter verfolgte.

Auf Vermittlung des Hattinger Superintendenten Natorp erhielt Baltz nach seinem Examen eine Anstellung als Lehrer in Wengern. Hier bereitete er sich auch auf sein Zweites Theologisches Examen vor, das er vom 12. bis 14. Oktober 1840 vor dem Konsistorium in Münster ablegte. Die vorgelegten Arbeiten erhielten wiederum gute Noten; die mündliche Prüfung ergab, dass sich seine Kenntnisse noch weiter verbessert hätten und er einen *guten*

ihr Ende finden konnte. Möglicherweise zählten einige gewährte Urlaubstage nicht zur Haftzeit und verlängerten diese daher entsprechend.

131 Schreiben vom 24.8.1838. In: LKA PA Baltz.

132 Schreiben vom 3.9.1838. In: LKA PA Baltz.

133 Schreiben der Ministerialkommission vom 18.9.1838. In: LKA PA Baltz.

134 Die Entscheidung des Königs datiert vom 11.8.1839 und ist im Prüfungsprotokoll erwähnt. In: LKA PA Baltz.

135 Zitiert aus: Zulassungsgesuch des Superintendenten der Diözese Hattingen für Baltz zum Ersten theologischen Examen vom 29.8.1839. In: LKA PA Baltz.

136 Examensprotokoll vom 5.12.1839. In: LKA PA Baltz. Näheres zu den Themen der Hausarbeiten und den Ergebnissen der mündlichen Prüfung in PA Baltz und bei Thieme (wie Anm. 26), S. 121f.127-131. Hier findet sich auch eine genauere Charakterisierung von Baltz' theologischen Positionen.

Sinn und viel Interesse für Wissenschaft und Amt zeige. Sein Kanzelvortrag, so die Prüfungskommission, verspreche *viel Gutes. Doch ist die Gestikulation noch zu bedeutungslos* –[137] offensichtlich ein Hinweis auf Baltz' phlegmatischen Habitus.

Baltz war nun am Ende seiner Ausbildung angelangt und konnte auf ein Pfarramt hoffen. An seinem 28. Geburtstag, dem 2. November 1840, notierte er – und damit beschloss er einen für ihn höchst belastenden Lebensabschnitt –:

> *Ich danke Gott, daß er mir nach vielen Jahren der Drangsal einen Ruhepunkt vergönnt, von dem aus ich mit Tränen schmerzlicher und dankbarer Empfindung auf mein Leben zurückschauen kann.*[138]

Immerhin hat Baltz sein burschenschaftliches Engagement mit einem Zeitverlust von fast vier Jahren bezahlen müssen. Offensichtlich hat sich dies aber bei ihm nicht in einer lebenslangen Verbitterung niedergeschlagen, wie auch Fritz Reuter seine „Festungstid" letztlich in einem milden Licht gesehen hat.

Theodor Baltz in seinem Olper Pfarramt

Baltz wirkte nach seiner beendeten Ausbildung mehrere Jahre als Lehrer in Wengern, doch über diese Zeit gibt es keine näheren Mitteilungen. Erst 1847 konnte er in seinem angestrebten Beruf seine erste Tätigkeit aufnehmen: Am 29. Juni wurde er ordiniert und als Pfarrverweser und Lehrer in die neugegründete kleine Diasporagemeinde Lüdinghausen eingeführt.[139] Lüdinghausen war zu diesem Zeitpunkt noch keine eigenständige Gemeinde, sondern wurde als solche erst zum 30. Juli 1858 gegründet. Eine reguläre Pfarrstelle wurde sogar erst am 24. November 1870 eingerichtet, bis dahin wurde die Gemeinde von einem Pfarrverweser versorgt.

Da es sich bei Lüdinghausen um eine äußerst arme Gemeinde gehandelt hat, musste der neue Pfarrverweser mit dem recht geringen Gehalt von 300 Talern im Jahr auskommen.[140]

In Lüdinghausen lernte Baltz seine spätere Frau kennen, Augustine von Hövel, gebürtig aus Dortmund.[141] Im Dezember 1855 verlobte sich das Paar, am 20. Mai 1856 heiratete es im elterlichen Haus in Dortmund. Dass Baltz angesichts seiner (bevorstehenden) Verehelichung nun auf eine finanziell besser ausgestattete Pfarrstelle reflektierte, war verständlich.

137 Examensprotokoll vom 14.10.1840. In: LKA PA Baltz.

138 F.

139 LKA Best. 4.112 Nr. 82. Lüdinghauser Protokollbuch.

140 Die evangelischen Pfarrer wurden von ihren jeweiligen Gemeinden besoldet. Eine vermögende und mit mancherlei Stiftungen etc. gesegnete Gemeinde konnte ihrem Pfarrer ein wesentlich höheres Gehalt zahlen als eine arme, die auf Staatszuschüsse und auswärtige Spenden angewiesen war.

141 Die Familie von Hövel war Inhaberin der Dortmunder Thier-Brauerei.

Zwar hatte das Konsistorium in Münster dem Olper Presbyterium, nachdem der bisherige Pfarrer Damköhler seinen Wechsel ins Rheinland angekündigt hatte, freigestellt, personelle Wünsche bezüglich der Wiederbesetzung der Olper Pfarrstelle zu äußern, doch ohne auf diese einzugehen, bestimmte es, dass der Pfarrverweser Baltz die neue Stelle übertragen bekomme, *da derselbe seine bisherige gering dotirte Stelle seit einer Reihe von Jahren verwaltet hat.*[142] Am 17. Februar, dem Sonntag Reminiscere, fanden Vorstellungspredigt und Katechese von Baltz statt, acht Tage danach die kirchenordnungsmäßige Vernehmung der Gemeinde, die selbstredend keine Einwendungen gegen den neuen Pastor erhob, auch nicht erheben konnte. Am 20. April führte der Siegener Superintendent Bender sodann den neuen Pfarrer in sein Olper Amt ein.

Die Olper Stelle war tatsächlich besser dotiert als die bisherige. Baltz konnte fürs Erste mit einem jährlichen Einkommen von etwa 500 Talern rechnen, doch lag er mit diesem Gehalt deutlich im unteren Bereich der in der Siegener Synode üblichen Einkünfte. Damit wollte er sich, der inzwischen eine Familie zu versorgen hatte,[143] nicht zufriedengeben, sondern verwandte beträchtliche Energie und großen Einfallsreichtum darauf, seine Einkünfte zu verbessern. Erst in seinen späteren Amtsjahren konnte er, weil in der Zwischenzeit alle Pfarrergehälter vereinheitlicht und angehoben worden waren, mit besserem Einkommen rechnen, im Jahr 1889 beispielsweise mit 3.600 Mark.[144]

142 Mitteilung des Konsistoriums an die Regierung in Arnsberg vom 26.11.1855. StAM RA II F 175.

143 Das Ehepaar Baltz besaß drei Kinder: Anna (*1857, †1943), Berta (*1858, †1859) und Theodor (*1862, †1945).

144 Vgl. zu diesem gesamten Komplex Thieme (wie Anm. 26), S. 375-379.

Abb. 2: Heinrich Theodor Baltz als Pfarrer in Olpe

Pfarrer Baltz war derjenige unter den Olper evangelischen Geistlichen, der die längste Amtszeit in der Olper Pfarrstelle aufzuweisen hat, und zwar über 37 Jahre, von 1856 bis 1893.

Unternimmt man es, diese Amtszeit von Baltz zu charakterisieren, auch dabei das Geschehen und die Entwicklung in der Kirchengemeinde in den Blick zu bekommen und Linien und Strukturen aufzuzeigen, auch nach

inneren und äußeren Faktoren zu suchen, die für Baltz' Wirken in der Gemeinde von Wichtigkeit sind, so lässt sich manches Bedeutsame festhalten.

Von seinem Persönlichkeitsprofil her passte er in die hiesige Gegend. Er war Westfale, und ihn zeichnete eine gewisse Eigensinnigkeit aus. Es wird berichtet, dass er einer Begegnung mit einem des Weges daherkommenden Rindvieh nicht auswich; das nahm ihn jedoch auf die Hörner und warf ihn über eine Hecke, was die Olper zu dem Kommentar veranlasste: „Unser Pastor geht seinen Weg [...] Sein westfälischer Dickschädel bleibt unverletzt." Diese Eigenwilligkeit, das heißt die mangelnde Fähigkeit zu Konzilianz und Kompromiss, wird es auch gewesen sein, die zu einem Konflikt beigetragen hat, der die Gemeinde lange Jahre belastet hat: Baltz verstand sich überhaupt nicht mit dem Gewerken Heinrich Kreutz, dem Besitzer der Olper Hütte, einem Gemeindeglied der ersten Stunde, der sehr viel Einfallsreichtum und auch Einfluss darauf verwandt hatte, die Olper Gemeinde 1842/44 ins Leben zu rufen. Dass Kreutz ein ungewöhnlich komplizierter, auch widersprüchlicher Charakter war, muss ausdrücklich betont werden. Beide konnten aufgrund ihres antagonistischen Habitus nicht miteinander auskommen. Die von Baltz über Kreutz beim Siegener Superintendenten erhobenen häufigeren Beschwerden kulminierten in der Vermutung, ja Behauptung, Kreutz habe sich in den Kopf gesetzt, *aus ei*[ne]*m protector der Gem*[einde] *ein Verfolger u*[nd] *Zerstörer der*[selben] *zu werden.*[145]

Nun wird allerdings in den amtlichen Berichten Person und Amtsführung von Baltz nicht kritiklos gesehen. Bei der General-Kirchen- und Schulvisitation im Kirchenkreis Siegen im Jahre 1858, also zwei Jahre nach dem Amtsantritt von Baltz, wurde von den Visitatoren angemerkt, dass der Pastor im Gottesdienst die Liturgie ohne Leben vorgetragen habe und in der Predigt wenig Anregendes enthalten war. Dann heißt es wörtlich weiter: *Es darf erwartet werden, daß Baltz, der ein körperlich kräftiger Mann ist, mehr geistige und körperliche Frische entwickle.*[146] Ähnliche Charakterisierungen sind aus den folgenden Jahren und Jahrzehnten überliefert. Baltz' phlegmatisches Verhalten scheint sich mit der Zeit tatsächlich verfestigt zu haben, denn ein Bericht des Konsistoriums aus dem Jahre 1869 spricht davon, dass der Pastor *bei seinen Kräften und Gaben schwerlich jemals auf eine Versetzung in eine einträglichere Stelle zu hoffen hat.*[147]

Nicht völlig ausgeschlossen erscheint allerdings, dass Heinrich Kreutz, der als Reichstags- und Landtagsabgeordneter auch in der kirchlichen Hierarchie nicht ohne Einfluss war, zu der sehr pointierten kritischen Sicht auf Baltz beigetragen haben könnte.

Das Olper Presbyterium scheint indessen mit seinem Pastor durchaus zufrieden gewesen zu sein. In den verschiedenen Visitationsberichten äußer-

145 Brief von Baltz an den Siegener Superintendenten vom 25.6.1877. SAO 2. Zum gesamten Komplex Baltz/Kreutz siehe Thieme (wie Anm. 26), S. 124f., 567f., 586.

146 EZA, Evangelischer Oberkirchenrat (EOK) Prov. Westphalen, VI. Abt. Nr. 9, General-Kirchen- und Schulvisitation Kirchenkreis Siegen 1858.

147 Konsistorium an EOK vom 4.12.1869. EZA, EOK Prov. Westphalen, VI. Abt. Nr. 36.

te es sich durchweg positiv zur Arbeit des Pfarrers; 1891 wurde diesem bescheinigt, in der Gemeinde sehr geachtet zu sein und die Geduld zu besitzen, die seine Stellung von ihm erfordere.[148]

In den Jahren, in denen Baltz Olper Pfarrer war, erlebte die Gemeinde entscheidende Strukturkrisen. Zählte die Gemeinde im Pfarrbezirk – er umfasste etwa 264 qkm und erstreckte sich über das Gebiet der derzeitigen Kommunen Olpe, Drolshagen und Wenden –[149] im Jahre 1855 290 Mitglieder, davon 162 in der Stadt Olpe, so sank diese Zahl bis zum Jahre 1895 kontinuierlich auf 189 für den Pfarrbezirk, davon 131 im Stadtgebiet Olpe.[150] Diese gravierende Verringerung der Zahl der Evangelischen hatte im Niedergang der heimischen Hütten- und Montanindustrie ihren Grund. Viele auswärtige protestantische Fachleute konnten in der Olper Gegend ihr Brot nicht mehr verdienen und zogen fort. Verschärfend trat hinzu, dass – wohl Begleiterscheinung des Kulturkampfes – 1877 die evangelische Schule geschlossen und erst zehn Jahre später wieder eröffnet wurde. Mit einer gewissen Berechtigung kann behauptet werden, dass, je länger Baltz amtierte, die Existenz der Kirchengemeinde immer mehr zur Disposition gestellt wurde, wobei allerdings der Pfarrer selbst keinerlei Verantwortung an dem durch Strukturkrisen und politische Entscheidungen verursachten Niedergang trug.

Für Baltz selbst wird dieser stete Rückgang selbstredend zur Anfechtung geworden sein, aber dieser wäre auch durch einen agileren und jüngeren Amtsinhaber nicht zu beeinflussen gewesen. Baltz' Welt, die Welt des Biedermeier und der Romantik, die Welt Schleiermachers und Goethes, die Zeit der „alten Burschenherrlichkeit", sie schien tatsächlich dem Niedergang zuzueilen und abgelöst zu werden durch eine Welt des aufkommenden Proletariats und der Industrialisierung. Baltz konnte dies trefflich an dem Unterschied zwischen seiner Geburtsstadt Bochum, nunmehr eine Industriestadt des Ruhrreviers mit 65.500 Einwohnern (für das Jahr 1900), und seiner Wirkungsstätte, der Kreisstadt Olpe, sehen, deren Einwohnerzahl lediglich von 2.100 (in 1858) auf 3.100 (in 1890) gestiegen war.

Werfen wir letztendlich einen Blick auf Baltz' politische Einstellung. Seine Haltung, die er als Student an den Tag gelegt hatte, hat er bis ins hohe Alter durchgehalten. In seiner Familie wird tradiert, dass Baltz sein demokratisches, nationales und liberales Gedankengut höher als konservatives Denken geachtet hat. Das schwarz-rot-goldene Burschenschafterband begleitete ihn sein gesamtes Leben hindurch.[151] Mit Preußen hat er, wie die meisten Burschenschafter, seinen Frieden geschlossen, hatte doch dieser Staat

148 Näheres samt Belegen bei Thieme (wie Anm. 26), S. 127.

149 Bis 1861 zählten zur Pfarrei noch die Gemeinde Kirchveischede und bis 1892 noch die Landgemeinde Rahrbach.

150 Nachweise bei Thieme (wie Anm. 26), S. 57.

151 Dieses Burschenschafterband hat die Zeitläufte überdauert. Die Urenkelein von Pastor Baltz, Frau Gotlind Dörries (Eschwege), hat es im März 2008 der Evangelischen Kirchengemeinde Olpe vermacht. Das Band befindet sich in einem ausgezeichneten Erhaltungszustand und wird im Archiv der Kirchengemeinde verwahrt.

wenigstens zum Teil das verwirklicht, was zu den Idealen seiner Jugendzeit gehört hat, die Einheit Deutschlands.

Zu Ende Juni 1893 wurde Theodor Baltz emeritiert. Das Kirchliche Amtsblatt vermeldete dazu:

> *Seine Majestät der Kaiser und König haben Allergnädigst geruht dem Pfarrer Baltz in Olpe, Diözese Siegen* [...] *aus Anlaß* [...] [seines] *zum 1. Juli d*[ieses] *J*[ahre]*s anstehenden Uebertritts in den Ruhestand den Königlichen Rothen Adler-Orden 4. Klasse zu verleihen.*[152]

Nicht nur Baltz hatte seinen Frieden mit Preußen gemacht, auch der preußische Staat den seinen mit dem ehemaligen Festungshäftling. Pfarrer Baltz konnte sich nun als endgültig rehabilitiert betrachten.

In Olpe wurde Pfarrer Baltz auf sehr freundliche Weise verabschiedet. Die örtliche Zeitung, das „Sauerländische Volksblatt", meldete am 1. Juli 1893:

> *Zu Ehren des nunmehr in den Ruhestand betretenen Pfarrers* [...] *Baltz fand im Hotel zum „Deutschen Kaiser" am Dienstag Nachmittag ein Abschiedsessen statt, an welchem 36 Herren teilnahmen. Herr Landrat Freusberg brachte das Hoch auf Se*[ine] *Majestät den Kaiser aus, Herr Bürgermeister Röper toastete auf Herrn Pfarrer Baltz, indem er dessen Verdienste um seine Gemeinde pries und besonders dessen erfolgreiches Streben nach einem friedfertigen Zusammenleben der katholischen und protestantischen Bürgerschaft. Herr Pfarrer Baltz dankte für die zu teil gewordenen Ehren und hob seinerseits die Toleranz der Olper katholischen Geistlichkeit und Bürgerschaft hervor; er schloß mit einem Hoch auf die Stadt Olpe. Herr Pfarrer Tigges, welcher seinen Platz neben demjenigen seines protestantischen Confraters hatte, dankte letzterem nochmals für seine Friedensliebe, die sich in den 37 Jahren seines Amtes so häufig zu gunsten der beiden Gemeinden bewährt habe.* [...] *Das Fest verlief in der schönsten Weise und hielt die Teilnehmer bis zum Abend in der gehobensten Stimmung zusammen. Dem scheidenden Herrn Pfarrer Baltz wünschen wir, daß er noch viele Jahre in Zufriedenheit und Gesundheit zum Glücke seiner Familie verleben möge.*

Nach seiner Emeritierung ist Theodor Baltz von Olpe zu seinem Sohn nach Eschwege gezogen, der in der hessischen Stadt eine Apotheke betrieb. Am 2. Dezember 1895 ist er dort verstorben. Seine Ehefrau überlebte ihn um fünf Jahre. Nachkommen von Pastor Baltz leben heute noch.

[152] Kirchliches Amtsblatt vom 17.7.1893.

Ulrich Althöfer

Gotisch, würdig, elegant – die Martin-Luther-Kirche in Gütersloh, ihr Architekt Christian Heyden und der neugotische Kirchenbau in Westfalen

Die „Neue Kirche" in Gütersloh

„Die bedeutsame Zunahme der Bevölkerung in westphälischen Städten hat an vielen Orten den Neubau von Kirchen veranlaßt[,] und es ist sehr erfreulich zu sehen, wie die betreffenden Gemeinden selbst bedeutende Opfer nicht scheuen und sehr namhafte Summen zu diesem Zwecke zusammenbringen. So in Gütersloh, wo der Bau einer evangelischen Kirche mit ca. 1500 Sitzplätzen aus Bruch- und Quadersteinen zu Stande gekommen ist, welcher in seiner guten kirchlichen Haltung und soliden Ausführung der Gemeinde zur Ehre und Freude, der Stadt aber zur Zierde gereicht."[1]

Kein geringerer als Friedrich August Stüler, Architekt des preußischen Königs Friedrich Wilhelm IV. und Baurat im Berliner Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, der entscheidenden Schaltstelle innerhalb der preußischen Bauverwaltung, fand vor genau 150 Jahren in einem Reisebericht diese lobenden Worte. Im Sommer 1860 war die „Neue Kirche" in Gütersloh, die heutige Martin-Luther-Kirche, fertiggestellt worden. Eingeweiht wurde sie am 29. Mai 1861.

Das bevorstehende 150-jährige Einweihungsjubiläum bietet den Anlass für den „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte" 2010 in Gütersloh. Die Martin-Luther-Kirche ist auf dem Tagungsprogramm abgebildet (Abb. 1).

[1] Reisebericht Stüler, 15.6.1860, Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen Bielefeld (LkA EKvW), 2–2067.

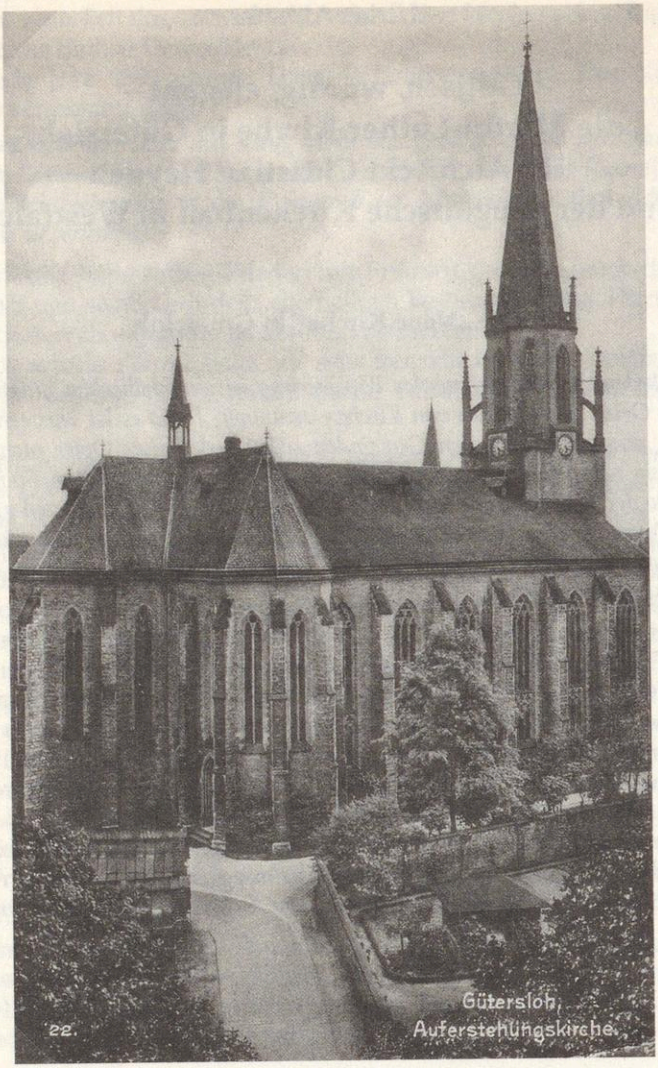


Abb. 1: Gütersloh, Martin-Luther-Kirche,
Außenansicht, um 1900
(Stadtarchiv Gütersloh, undatierte Postkarte
des Verlags Trinks & Co. GmbH, Leipzig)

Sie ist nicht irgendeine Kirche, sondern ein wichtiges Zeugnis der westfälischen Kirchen- und Kirchenbaugeschichte, ein bis heute weitgehend überkommener, neugotischer Bau, Wahrzeichen der Stadt, entworfen

von einem renommierten Architekten seiner Zeit, Christian Heyden. Mit diesen Stichworten sind auch die Schwerpunkte des Vortrags benannt. Er wird sich nur am Rande mit der eigentlichen Planungs-, Bau- und Ausstattungsgeschichte der Kirche beschäftigen. Diese wird Thema einer Ausstellung des Stadtmuseums im kommenden Jahr sein; auch ein Kirchenführer soll erscheinen.[2] Mein Beitrag soll als Auftakt und Hintergrund einen etwas weiteren Bogen schlagen, das (vor allem kirchenbauliche) Schaffen von Christian Heyden vorstellen und die kunstgeschichtliche Position der Martin-Luther-Kirche innerhalb des westfälischen, insbesondere evangelischen Kirchenbaus des 19. Jahrhunderts bestimmen – im Rahmen des damals aktuellen neugotischen Kirchenbaus. Der Kirchenbau war seinerzeit eine der prominenten Bauaufgaben, und die „Neue Kirche" traf gleichsam den künstlerischen und kirchlichen „Nerv der Zeit": gotisch – würdig – elegant.[3]

Stülers Einschätzung hat im Grunde bis heute nichts an Prägnanz verloren. In Gütersloh kamen jedoch weitere Gründe zum Bau der „Neuen Kirche" hinzu: Die „Alte Kirche" (St. Pankratius) wurde von der katholischen und der evangelischen Gemeinde simultan genutzt.[4] Dies wurde seinerzeit auch andernorts zunehmend als problematisch empfunden. Sie war relativ klein, verbaut und wenig repräsentativ. Die wachsende Gemeinde war zudem durch den Erweckungspfarrer Johann Heinrich Volkening geprägt. Eine prominent besetzte Kommission aus Vertretern von Kirchengemeinde und Stadt bereitete mit großem Enthusiasmus den Bau einer neuen evangelischen Kirche im aufstrebenden Gütersloh vor. Nachdem mehrere Initiativen – unter anderem über Stüler – zunächst erfolglos geblieben waren, kam 1856 Architekt Christian Heyden aus Barmen in den Blick. Dies mag zunächst überraschen, denn Heyden war bekannt als erfolgreicher Architekt für technische und gewerbliche Bauten im bergischen Raum. Doch eben deswegen war er zu dieser Zeit mit dem Bau der Avenstrothschen Mühle des Presbyters Niemöller in Gütersloh beschäftigt. Es scheint jedoch, dass letztlich auch Volkening, der Heyden seit Längerem kannte, hinter allem stand, dazu später. Der Rat des inzwischen in Jöllenbeck wirkenden Pastors galt in Gütersloh noch immer. Kurz, nach mehreren Entwurfsvarianten, nach einer gegen alle Gepflogenheiten der hierarchischen preußischen Bau-

2 Vorgesehen sind eine Ausstellung im Stadtmuseum Gütersloh ab Mai 2011, eine Festschrift sowie ein Kirchenführer, der die Bau- und Ausstattungsgeschichte der Kirche detailliert behandeln wird.

3 Dieser Beitrag ist die überarbeitete und ergänzte Fassung eines Vortrags beim Tag der Westfälischen Kirchengeschichte in Gütersloh im September 2010. Grundlagen waren unter anderem ein (unveröffentlichter) Vortrag des Autors anlässlich des Christian-Heyden-Symposions in Gütersloh im November 2003, die Inventarisierung des kirchlichen Kunstgutes in der Martin-Luther-Kirche im Oktober 2009 sowie vorbereitende Kolloquien 2010 für die Jubiläumsausstellung 2011. Ich danke insbesondere Herrn Ulrich Fellchner, Gütersloh, für alle Auskünfte.

4 Abb. zum Beispiel in: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wiedenbrück, bearbeitet von A. Ludorff, Münster 1901, Tafel 6.

verwaltung erfolgten Reise Heydens zu Stüler nach Berlin sowie nach dessen Revision wurde schließlich von 1857 bis 1861 die Kirche errichtet.[5]

Sie besteht im Wesentlichen noch heute: ein fünfjochiges, dreischiffiges Langhaus mit Maßwerkfenstern und Strebepfeilern, im Osten ein Dreikonchen-Chor ($^5/_8$-Polygone), im Westen ein stattlicher Turm, dessen Bekrönung vom Viereck ins Achteck übergeht und in charakteristischer Weise von Fialen und einer Balustrade geziert ist. Das gewölbte Innere wurde nach Beschädigungen im Zweiten Weltkrieg um 1960 etwas verändert. Insbesondere der Chorraum mit seiner Ausstattung und dessen Fenster wurden neu gestaltet (Abb. 2, 3).[6]

Abb. 2: Gütersloh, Martin-Luther-Kirche, Innenansicht, 2009
(Ulrich Althöfer)

5 Vgl. zusammenfassend Mahlberg, Hermann J[...]: Der Aufbruch um 1900 und die Moderne in der Architektur des Wuppertales, Abendrot einer Epoche, Wuppertal 2008, S. 29-31, sowie Anmerkungen 58-77; zur Planungs- und Baugeschichte siehe auch LkA EKvW, 2–2067.

6 Goldstein, Hermann: Die Martin-Luther-Kirche in 75 Jahren, in: Heimat in Wort und Bild, Beilage zur Gütersloher Zeitung, Dezember 1936; Wortmann, Werner: Martin-Luther-Kirche 1861–1961. Zur 100-Jahr-Feier der Martin-Luther-Kirche in Gütersloh, Gütersloh 1961; Betz, Hans-Martin: 125 Jahre Martin-Luther-Kirche, Gütersloh 1986; Murken, Jens: Die evangelischen Gemeinden in Westfalen, Bd. 1, Bielefeld 2008, S. 721-733. Die neuen Chorfenster beispielsweise entwarf Max Ingrand, Paris.

Abb. 3: Gütersloh, Martin-Luther-Kirche,
Innenansicht, 2009
(Ulrich Althöfer)

Doch auch dies wird Thema der Ausstellung sein. Insgesamt handelt es sich um eine repräsentative, formvollendete Stadtkirche, die im Einzelnen deutlich an den Formen der deutschen Gotik des späteren 13. und 14. Jahrhunderts orientiert ist.

Der westfälische Kirchenbau und die Neugotik

Der Zeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts (bis 1914) kommt im evangelischen und katholischen westfälischen Kirchenbau besondere Bedeutung zu. Sie ist entscheidend für den heutigen Gesamtbestand evangelischer Kirchen in Westfalen: Dieser ist zunächst geprägt durch das mittelalterliche bzw. „vorreformatorische Erbe", das ein knappes Viertel ausmacht. Die bestehenden Kirchen waren meist für Jahrhunderte ausreichend. Prominent ist die im 14. Jahrhundert vollendete gotische Hallenkirche St. Maria zur Wiese in Soest (Abb. 4).

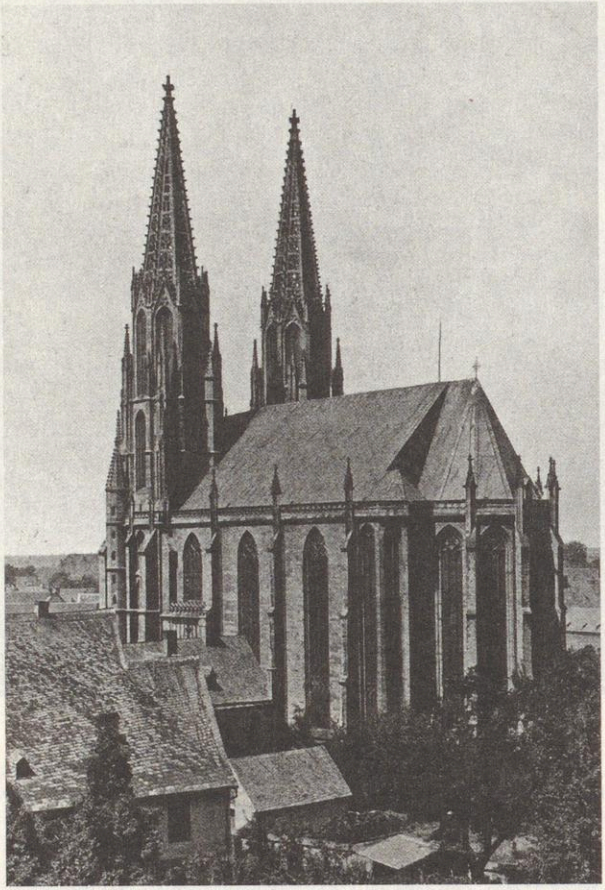


Abb. 4: Soest, St. Maria zur Wiese, um 1930
(Stadtarchiv Soest, Bildarchiv, A 267/19)

Im 17. und 18. Jahrhundert entstanden zunächst nur wenige Neubauten. Es ist eher eine Zeit der Neuausstattungen. Die 1738 neu erbaute Lutherkirche in Altena zeigt die weit verbreitete Anlage eines Kanzelaltars, hier einer übereinander gestaffelten Anlage von Altar, Kanzel und Orgel (Abb. 5).

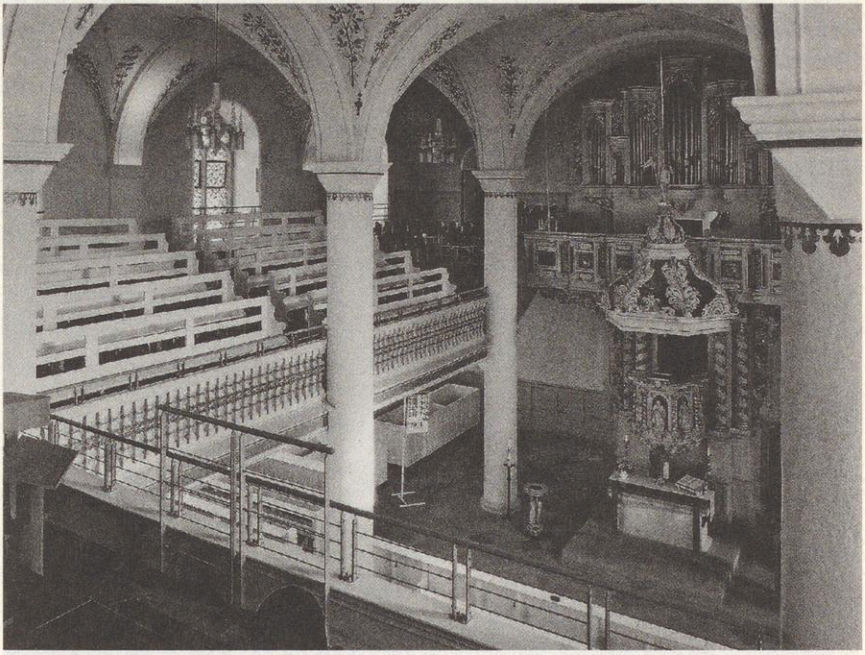


Abb. 5: Altena, Lutherkirche, Innenansicht, 2009
(Ulrich Althöfer)

Dabei handelt es sich um eine genuin protestantische Entwicklung, die auch in Westfalen bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein immer wieder realisiert wurde. Der einfache längsrechteckige Emporenraum mit rundbogigen Fenstern war und blieb der schlichte, „klassische" Kirchentyp in Westfalen bis in diese Zeit. Die Kirchenbauten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, zu denen ja die Gütersloher Kirche zu zählen ist, machen noch heute in etwa ein weiteres Viertel des Gesamtbestandes aus. Sie entstanden vor allem in der Zeit nach 1850 bis 1914. Diese Zeit war auch bestimmt von wesentlichen Umbauten und Renovierungen. Ein Ausblick: Noch stärker bestimmt schließlich die Zeit nach 1945 das „architekturgeschichtliche Profil", denn die Hälfte des Bestandes stammt aus den letzten Jahrzehnten. Ein in mehrfacher Hinsicht sprechendes Beispiel ist die Christuskirche in Bochum mit dem typischen neugoti-

schen Turm des späteren 19. Jahrhunderts und dem anstelle des kriegszerstörten Kirchenschiffs errichteten Neubau aus den 1950er Jahren.[7]

Noch einmal zurück in das 19. Jahrhundert: In der ersten Hälfte waren Neubauten evangelischer Kirchen zunächst ausgesprochen selten; zumeist ersetzten sie abgängige ältere Bauten. Das Langhaus der Georgskirche in Hattingen beispielsweise entstand um und nach 1810 in den Resten der alten Mauern neu als Predigtsaal mit zentraler Kanzel-Altar-Orgelwand vor dem pragmatisch als Sakristei abgetrennten ehemaligen Chorraum; die Decke ist als einfache flache Tonne ausgebildet (Abb. 6).

Abb. 6: Hattingen, St.-Georgs-Kirche,
Innenansicht, 2009
(Ulrich Althöfer)

Die 1825 eingeweihte Christuskirche in Arnsberg, dem Sitz der neuen Bezirksregierung, markiert den Beginn der preußischen Zeit. Der Bau ist geprägt vom Klassizismus. Hier findet man sozusagen „Berlin in der Provinz", einen von Karl Friedrich Schinkel und der Berliner zentralen Baubehörde mitbeeinflussten Bau.[8]

7 Evangelische Kirche in Westfalen 1952–1962. Hg. vom Landeskirchenamt der EKvW, Witten 1963, Abb. S. 12-15.

8 Die evangelische Auferstehungskirche in Arnsberg. Hg. von der Evangelischen Kirchengemeinde Arnsberg, Arnsberg o. J. [2002]. Vgl. auch Schreiner, Ludwig: Karl Friedrich Schinkel, Lebenswerk, Bd. X, Westfalen, München 1969.

Der preußische Staat entwickelte eine zentralistische Verwaltung, auch und gerade was öffentliches Bauen anging. So waren auch die Kirche(n) zunächst eng in die staatliche Verwaltung eingebunden. Dies betraf die Vermögensverwaltung und – das Bauwesen. Kirchliches Bauen wurde also zumindest in der ersten Jahrhunderthälfte von den staatlichen, Kreis- oder Regierungsbezirks-Baubeamten geprägt. Zunächst gab es nur wenige „Privatbaumeister", die die Bauleitung öffentlicher Bauten nach einer entsprechenden Staatsprüfung übernehmen durften. Christian Heyden legte sie im Übrigen (erst) 1842 ab. Kennzeichnend war ein streng hierarchisches Entwurfs-, Prüfungs- und Revisionsverfahren, sozusagen von der Gemeinde über die Superintendenturen bzw. die Bezirksregierungen bis nach Berlin und zurück. Dabei wirkten die Ausbildung, aber auch die ministerielle „Denkschrift zum Bau evangelischer Kirchen" von 1852 oder Publikationen wie die von der Berliner Oberbaudeputation bzw. ihrer Nachfolgeinstitution unter August Stüler in den 1840er und 1850er Jahren herausgegebenen, durchaus vielfältigen „Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern" stil- und geschmacksbildend.[9] Erst nach der Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich eine gewisse Eigenständigkeit, vor allem im katholischen Bereich; dazu später.

Die Berliner baukünstlerische Dominanz äußerte sich zunächst in charakteristischer Weise in dem von Schinkel und seinen Nachfolgern wie Stüler propagierten „Rundbogenstil". Er wurde in unterschiedlichen Varianten bis weit in die Provinzen transportiert, bestimmte auch den Kirchenbau in Westfalen bis in die 1850er Jahre und lebte noch bis in die 1860er Jahre fort. Er kennzeichnet etwa die Kirche in Gevelsberg, die 1830 noch unter dem Einfluss von Schinkel entstand (Abb. 7), aber auch den 1856 eingeweihten Neubau in Jöllenbeck bei Bielefeld.[10]

9 Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern, zum Amtlichen Gebrauch bearbeitet und herausgegeben von der königlich preußischen Ober-Bau-Deputation, Potsdam, 1844–1855.

10 Zum (kirchlichen) Bauen und dessen Einbindung in das preußische Bauwesen vgl. unter anderem Kluge, Dorothea: Kurzinventarisation der Kirchen und Kapellen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts in Westfalen-Lippe 1970–1973, in: Westfalen 53 (1975), S. 223-252; 56 (1978), S. 260-300; Zawisla, Hans Werner: Das öffentliche Bauwesen Preußens im 19. Jahrhundert und sein Einfluß auf die allgemeine staatliche Entwicklung, Diss. Aachen 1982; Schreiner, Ludwig: Architektur des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Kohl, Wilhelm (Hg.): Westfälische Geschichte, Bd. 2, Düsseldorf 1983; Seng, Eva Maria: Der evangelische Kirchenbau im 19. Jahrhundert, die Eisenacher Bewegung und der Architekt Christian Friedrich von Leins. Kirchenbau zwischen Politik, Kunst und Liturgie, Theorie und Wirklichkeiten im Evangelischen Kirchenbau des 19. Jahrhunderts, Tübingen 1995, Börsch-Supan, Eva/Müller-Stüler, Dietrich: Friedrich August Stüler, München 1997; Franzen, Werner: Gottesdienststätten im Wandel. Evangelischer Kirchenbau im Rheinland 1860–1914, 2 Bde., Düsseldorf 2004, S. 122ff.; Althöfer, Ulrich: 100 Jahre kirchliche Bauberatung, vom provinzialkirchlichen Bauamt zum landeskirchlichen Baureferat 1906–2006, in: JWKG 103 (2007), S. 335-374, hier S. 337ff. Den Hinweis auf Heydens Prüfung als Privatbaumeister verdanke ich Herrn Fellchner, Gütersloh, vgl. auch

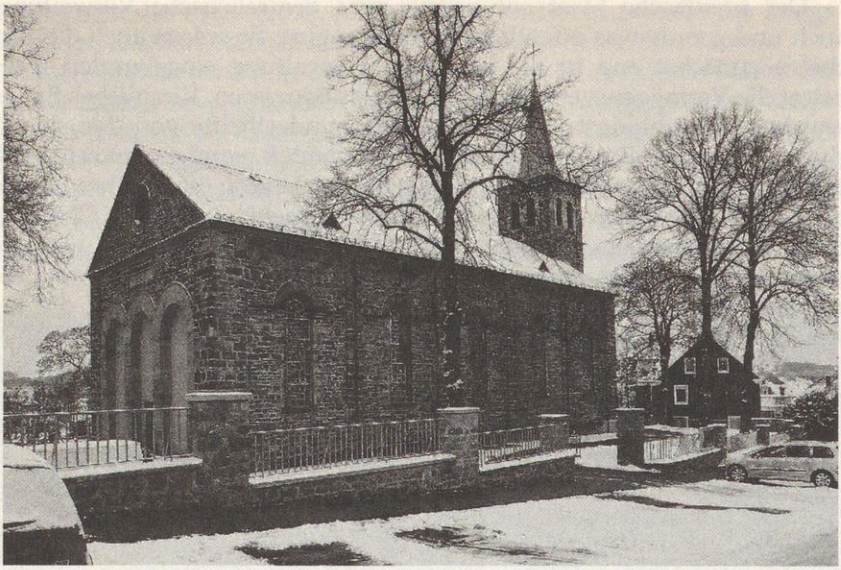


Abb. 7: Gevelsberg, Erlöserkirche,
Außenansicht, 2006
(Ulrich Althöfer)

Im Laufe des 19. Jahrhunderts war aufgrund von Bevölkerungswachstum und -verschiebungen die Bauaufgabe „Kirche" immer wichtiger geworden. Damit einher ging die Suche nach einer möglichst würdigen Form – in liturgischer und architektonischer Hinsicht. Die genannten und zahlreiche weitere Veröffentlichungen sind ein beredtes Zeugnis. Dabei setzten sich aber auch ganz andere künstlerische Tendenzen durch. Im Zeichen der Romantik sah man zunehmend eine Lösung in der Weiterentwicklung historischer, christlich geprägter Vorbilder („Historismus"). Am folgenreichsten war die überall wachsende Begeisterung für den gotischen Stil. Sie entstand in einer Gemengelage vieler Faktoren. Zunächst hatte man die Gotik im Zuge der Abkehr vom Rationalismus in ihrer romantischen Stimmung wiederentdeckt, vor allem beeinflusst von England. Insbesondere nach den Befreiungskriegen galt die Gotik noch lange als „germanischer" oder „altdeutscher Styl" – obwohl man sich der französischer Wurzeln bald bewusst war. Man entdeckte, erforschte und schätzte die mittelalterlichen Bauwerke. Gotik galt allgemein als bewährter, würdiger und „christlicher" Stil. Insbesondere Kirchenbauten wurden durch die Adaption, Weiterentwicklung und Perfektionierung des

www.de.wikipedia.org/wiki/Christian_Heyden (2011). – Zu Jöllenbeck siehe unten S. 261.

gotischen Stils geadelt. Vieles davon klingt etwa in Karl Friedrich Schinkels bereits 1813 entstandenem Gemälde „Der Dom über dem Wasser" an.[11]

Zunächst wurden gotische Formen eher als „Dekoration" adaptiert. Ein Beispiel dafür ist die Schlosskirche in Neustrelitz nach einem Entwurf des Schinkel-Schülers Friedrich Wilhelm Buttel, ein relativ spätes, 1859 eingeweihtes Beispiel.[12]

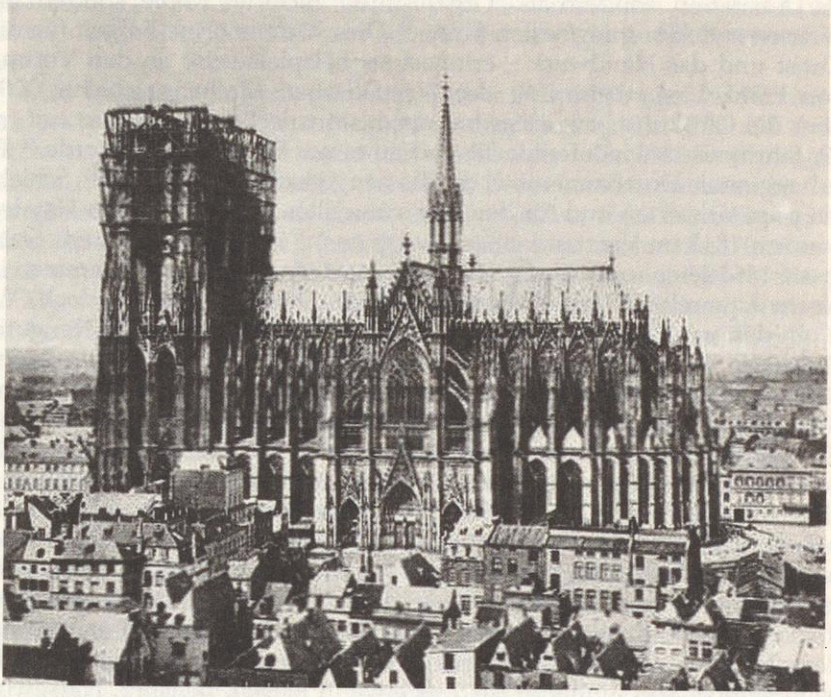


Abb. 8: Köln, Dom, im Bau, um 1875
(Rheinisches Bildarchiv Köln, RBA 42.780,
Wikimedia Commons)

[11] Öl auf Leinwand, Kopie nach dem bei einem Brand zerstörten Original, Neue Pinakothek, München, Inventar 13422, Abb. u.a. www.de.wikipedia.org/wiki/Karl_Friedrich_Schinkel (2011). Zur Neugotik u.a. Seng (wie Anm. 10); zur Kölner Neugotik Fraquelli, Sybille: Im Schatten des Domes. Architektur der Neugotik in Köln 1815–1914 (Bonner Beiträge zur Kunstgeschichte 5), Bonn 2008.

[12] Müther, Hans: Die Schlosskirche Neustrelitz, in: Neue Schriftenreihe des Karbe-Wagner-Archivs Neustrelitz, Bd. 7, Neustrelitz 2009, S. 8-18; Nachdruck aus Müther, Hans: Friedrich Wilhelm Buttels Leben und seine Kirchenbauten, Diss. 1936.

Entscheidende Impulse erfuhr die Architektur bzw. die „neugotische Bewegung" insbesondere im Westen mit der 1842 begonnenen Vollendung des Kölner Doms, die bis 1880 dauerte (Abb. 8). In der wiederbegründeten Kölner Bauhütte unter den Dombaumeistern Ernst Zwirner und Vinzenz Statz sowie unter Adolf Reichensperger als unermüdlichem publizistischen Verfechter wuchs eine „rheinische Schule" von am Dom praktisch geschulten Baumeistern heran. Sie verbreiteten zunehmend korrekte, am „Original" wieder entdeckte neugotische Baupraxis, nicht als Dekoration, sondern als „Organismus", nicht als Kopie, sondern als Weiterentwicklung im besten Sinne.[13] Dies hatte enorme Folgen für die Kunst und das Handwerk – erinnert sei beispielsweise an den Vortrag von Frank Laska beim Tag der Westfälischen Kirchengeschichte 2009 über die Glaskunst, die aufgrund der historistischen Bewegung erst im 19. Jahrhundert wiederentdeckt und zu neuer Blüte geführt wurde.[14] Es gab regionale Dombauvereine, die die neugotische Idee in breiten Schichten popularisierten und für den Bau sammelten. Auch Christian Heyden war seit 1843 im Vorstand eines Zweigvereins in Barmen. Vinzenz Statz fasste 1861 seine romantische Vision vom vollendeten Dom zusammen in einem Aquarell mit dem vielsagenden Titel „Und fertig wird er doch!"[15]

In den westlichen katholischen Gebieten etablierte sich die Neugotik durch die Baumeister aus der „Kölner Schule" rasch. Als die preußische Verfassung 1850 den Religionsgemeinschaften die selbständige Ordnung ihrer Angelegenheiten zugestand, nutzten die Bistümer (im Gegensatz zu den preußischen Provinzialkirchen) dies sofort zur „Verselbständigung". Seit den 1850er Jahren wurden Diözesanbaumeister institutionalisiert – Hertel in Münster, Güldenpfennig in Paderborn, Statz in Köln –, die konsequent ihren Einfluss im Sinne der kirchlichen Neugotik geltend machten, gefördert durch die Bischöfe und durchaus in gewissem antipreußischen Sinne. Die 1850er Jahre sind das Jahrzehnt des Siegeszuges der Neugotik „im Westen". Auch im östlichen Münsterland entstanden damals große neugotische Kirchen, von Vinzenz Statz beispielsweise in Sendenhorst, von Emil von Manger etwa in Beelen, Benteler, Harsewinkel oder Ostenfelde, alle in den 1850er Jahren, unweit von Gütersloh.[16]

13 Zum „Kölner Impuls" vgl. Gussone, Nikolaus: Das Kölner Dombaufest 1842. Ernst Friedrich Zwirner und die Vollendung des Kölner Doms, Ratingen 1992; Fraquelli (wie Anm. 11).

14 Laska, Frank: Die Glasmalereianstalt Ferdinand Müller in Quedlinburg – Lieferant von Kirchenverglasungen in Westfalen und Lippe, in: JWKG 106 (2010), S. 197-240.

15 Aquarell auf Papier, Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud Köln, Inventar Z 1704, Abb. u.a. www.de.wikipedia.org/wiki/Vincenz_Statz (2011).

16 Vgl. u.a. Verbeek, Albert: Rheinischer Kirchenbau im 19. Jahrhundert, Köln 1955; Vogts, Hans: Vinzenz Statz 1819–1898, Mönchengladbach 1960; Weyres, Willi: Zur Geschichte der kirchlichen Baukunst im Rheinland von 1800–1870, in: Zur Geschichte und Kunst im Erzbistum Köln. Festschrift für Wilhelm Neuss (Studien zur Kölner Kirchengeschichte 5), Düsseldorf 1960, Neugebauer, Wolfgang: Kirchen und Kapellen im Regierungsbezirk Münster in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, Diss. Aachen 1969; Kloppenburg, Walter: Einflüsse des Kölner Dombaus auf die

Nicht nur in Köln, sondern auch in anderen Regionen bzw. um bestimmte Architektenpersönlichkeiten bildeten sich nun entsprechende Schulen.

Die neugotische Begeisterung war überregional und überkonfessionell. Der Wettbewerb zum Neubau der evangelischen Hamburger Hauptkirche St. Nicolai (1846–1863) wurde mit dem Entwurf von Gilbert Scott im Sinne nun klassisch-kathedralgotischer Formen entschieden. St. Nicolai unterscheidet sich gestalterisch nicht wesentlich von einer katholischen Kirche.[17] Der Rückbezug, die Aneignung und auch Weiterentwicklung bzw. Perfektionierung der als vorbildlich empfundenen Formen ist beiden Konfessionen gemein, bei changierenden Konnotationen.

Dies spiegelt sich auch in evangelischen Empfehlungen zu Kirchenbau und -ausstattung, zum Beispiel in den Thesen, die 1860 auf dem Kirchentag in Barmen verabschiedet wurden und die 1861 in das sogenannte „Eisenacher Regulativ" mündeten. Diese Leitsätze wurden in den einzelnen Landeskirchen als Handreichung für würdiges Bauen in architektonischer *und* liturgisch-funktionaler Hinsicht publiziert. Die Resonanz war unterschiedlich. In Westfalen sah man darin eine Hilfestellung für alle beteiligten Behörden – man gab sie nachweislich jeder Gemeinde in Westfalen bekannt, um damit „an der Basis" anzusetzen. Rechtlich bindend war sie nicht. Einige Charakteristika seien erwähnt: zum Beispiel wird ein gewölbter Chorraum mit freistehendem Altar und separater Kanzel empfohlen. Das sind liturgische Gründe, die offenbar aktuelle theologische Strömungen spiegeln. Die Frage des Stils wird grundsätzlich offengehalten, doch heißt es, „die Würde des christlichen Kirchenbaus fordert Anschluss an einen der geschichtlich entwickelten christlichen Baustile und empfiehlt in der Grundform des länglichen Vierecks, neben der altchristlichen Basilika und der sogenannten romanischen (vorgothischen) Bauart vorzugsweise den sogenannten germanischen (gotischen) Styl." Die Ausbildung des Chorraums gerade in den als vorbildhaft empfundenen gotischen – im Grunde ja katholisch geprägten – Kirchen kam evangelischen liturgischen Wünschen entgegen. Kanzelaltäre beispielsweise (die ja nicht nur in Westfalen noch rund 40 Jahre zuvor immer wieder errichtet worden waren) galten in den Barmer Thesen

Neugotik im Bistum Münster unter Bischof J. G. Müller 1847–1870, in: Kölner Domblatt 31/32 (1970), S. 145-148; Heimeshoff, Jörg A[...] E[...]: Historistische Architektur in Theorie und Ausführung – der Baumeister Emil von Manger (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 4), Bonn 1982; Ribbrock, Gerhard: August und Wilhelm Rincklake, Historismusarchitekten des späten 19. Jahrhunderts, Bonn 1985; Aleweld, Norbert: Arnold Güldenpfennig, in: Westfälische Lebensbilder Bd. 15, Münster 1990, S. 221ff.; Althöfer (wie Anm. 10); Vormweg, Peter: Die Sakralbauten der Brüder Hilger und Bernhard Hertel in Münster. Studien zur Neugotik am Beispiel der Heilig-Kreuz-Kirche und der St. Josephskirche, Saarbrücken 2008.

17 Vgl. u.a. Fritsch, Karl Emil Otto: Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart, hg. von der Vereinigung Berliner Architekten, Berlin 1893, S. 22-229 (Abb.).

inzwischen als „unanständig", da sie das „Wort" zu sehr in den Mittelpunkt stellten und das Altarsakrament sozusagen degradierten. Tatsache ist, dass die „Handreichung", die auf aktuellen Tendenzen beruhte, bis an das Jahrhundertende verinnerlicht wurde.[18]

Nicht zuletzt wurde der Boden für die Neugotik bereitet durch Veröffentlichungen, Bauforschungen, Mustersammlungen und Lehrbücher. Vinzenz Statz' und Georg Gottlieb Ungewitters „gotisches Musterbuch" erschien beispielsweise 1856/1861, Ungewitters „Lehrbuch der gothischen Konstruktionen" war seit 1859 in mehreren Auflagen bis nach 1900 in Gebrauch.[19]

Es begann die Phase der „korrekten" Neugotik. Kurz: Politische, kirchliche, künstlerische, wissenschaftliche und denkmalpflegerische Tendenzen kamen zusammen zum „Lebensgefühl Neugotik".

Im westfälischen evangelischen Kirchenbau spielte die Neugotik bis gegen 1850/1860 nur eine untergeordnete Rolle. Eines der wenigen frühen Beispiele ist die vom Arnsberger Regierungs-Baurat Buchholz beeinflusste Kirche in Ergste bei Schwerte von 1827.[20] Im Grunde handelt es sich um einen klassizistisch geprägten Saalbau, bei dem anstelle rundbogiger Fenster spitzbogige Öffnungen mit einer Art Maßwerk und Strebepfeiler angebracht sind – bezeichnend für die frühe, dekorative Neugotik.

20 bis 30 Jahre später entstehen drei Kirchen, die der vorsichtigen, kühlen Neugotik Berliner Provenienz zuzurechnen sind, in Valbert, Friedewalde und Preußisch Ströhen. In Friedewalde (Kreis Minden) wurde bis 1847 ein Entwurf von Stüler realisiert, „in direktem Auftrag des Königs, der als Patron die Hauptkosten trug [...]"[21]. Die Form der Basilika steht tatsächlich im Zusammenhang mit den von König Friedrich Wilhelm IV. geschätzten altchristlich-italienischen Vorbildern. Sie wird hier mit gotischen Elementen „geadelt", die durchaus noch in der Schinkel-Nachfolge stehen, mit flachgeneigtem Dach und scharf eingeschnittenen

18 Zur Entstehung und Wirkung des „Eisenacher Regulativs" vgl. u.a. Langmaack, Gerhard: Evangelischer Kirchenbau im 19. und 20. Jahrhundert. Geschichte, Dokumentation, Synopse, Kassel 1971, S. 269-274; Kaiser, Paul: Das sogenannte Eisenacher Regulativ von 1861, ein kirchenrechtliches Phantom, in: Geschichte des Protestantischen Kirchenbaus. Festschrift für Peter Poscharsky zum 60. Geburtstag, Erlangen 1994, S. 119-127; Seng (wie Anm. 10); Franzen (wie Anm. 10); Althöfer (wie Anm. 10), S. 338f. Zur Frage der Anordnung der Prinzipalstücke zwischen protestantischen bzw. auch regionalen Traditionen und Barmer Thesen bzw. Eisenacher Regulativ vgl. auch Franzen (wie Anm. 10), S. 178ff. Zum protestantischen Kirchenbau allgemein vgl. Fritsch (wie Anm. 17), oder jüngst zusammenfassend Ellwardt, Kathrin: Evangelischer Kirchenbau in Deutschland, Petersberg 2008.

19 Vgl. David-Sirocko, Karen: Georg Gottlob Ungewitter und die malerische Neugotik in Hessen, Hamburg, Hannover und Leipzig, Petersberg 1997.

20 Aleweld, Norbert: 150 Jahre Einweihung der St. Johannis-Kirche Ergste, Ergste 1981.

21 Börsch-Supan, Eva: Berliner Baukunst nach Schinkel, München 1998, S. 135f, S. 589.

Spitzbogenfenstern (Abb. 9). In den 1840er Jahren entstanden knapp zehn Bauten im Rundbogenstil.

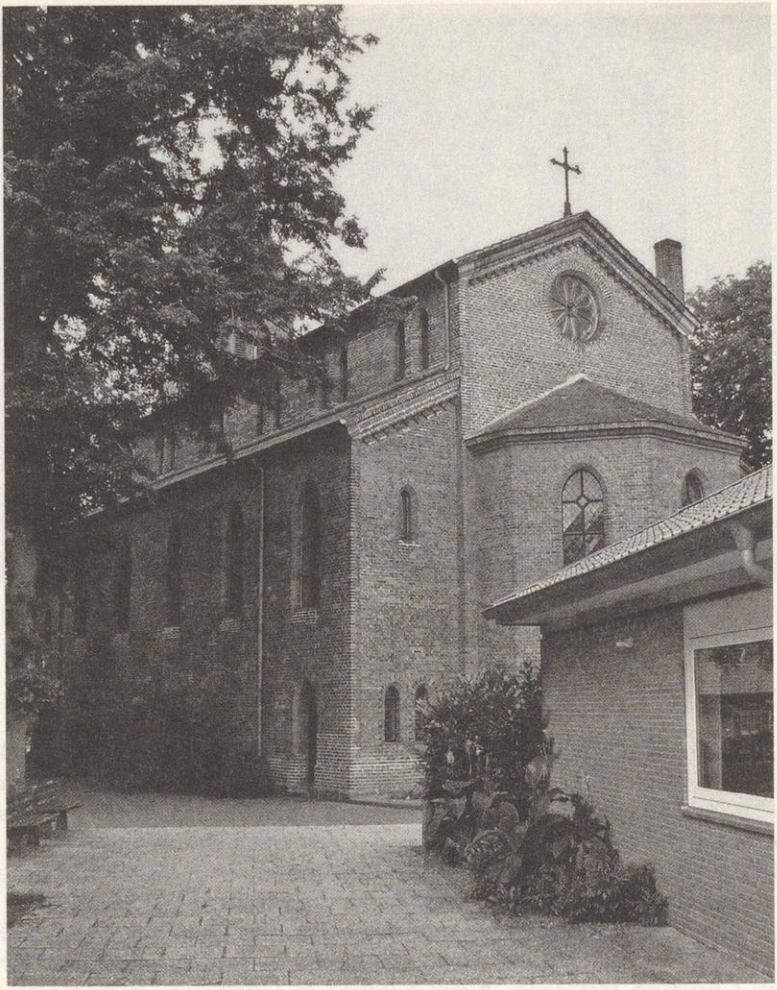


Abb. 9: Petershagen-Friedewalde, Kirche, Außenansicht, 2007 (Ulrich Althöfer)

Um 1860 ist unter anderem die Kirche in Lüdinghausen zu nennen, die letztlich auch von einer eher dekorativen Neugotik und teils noch klassizistisch geprägt ist (Abb. 10).[22]

Abb. 10: Lüdinghausen, Evangelische Kirche, Innenansicht, 2009
(Ulrich Althöfer)

In Lippe wurde 1854 die Kirche in Schötmar, deren gotischer Charakter sich schon wesentlich vollständiger darstellt, nach Entwürfen von Heinrich Ludwig Goedecke errichtet.[23] Sie war übrigens das Ziel einer ersten Informationsreise der Gütersloher Bauverantwortlichen.

1861 wird nun – seit 1857 in Planung – erstmals in Westfalen ein großer, repräsentativer neugotischer Bau eingeweiht, eine Stadtkirche, in vergleichsweise korrekt durchgebildeten Formen, eine gewölbte Hallenkirche in Formen des späteren 13./früheren 14. Jahrhunderts, mit Chorraum: Christian Heydens „Neue Kirche" in Gütersloh. Waren seit den 1850er Jahren etliche katholische Kirchen dieser Art entstanden, so war die Zahl neugotischer evangelischer Kirchen in Westfalen bislang sehr gering. Die Gütersloher Kirche markiert somit gestalterisch und zeitlich

22 Um 1859 entstanden auch das neugotische Langhaus der Kirche in Dankersen bei Minden, zu dessen Baugeschichte bislang nichts bekannt ist, sowie das kleine neugotische Kirchlein in Westheim bei Marsberg (Reg.-Bauführer Meyer, eingeweiht 1858).

23 Kluge (wie Anm. 10), S. 272, mit Abb.

einen Durchbruch der seinerzeit populären Neugotik – zumal in ihrer durchgebildeteren, „korrekteren" Ausprägung. Die 1860er Jahre bringen überhaupt einen Schub in der Bauentwicklung – es entstanden mindestens 18 Neubauten, davon fünf von Heyden, also gut ein Viertel; darauf wird noch zurückzukommen sein. In diesem Jahrzehnt prägte er offenbar den evangelischen Kirchenbau.

Als Baumeister dezidiert Kölner Herkunft trat zum Beispiel auch der Zwirner-Schüler Augustini mit der wiederum bescheideneren Christuskirche in Neheim 1862 auf (Abb. 11).[24]

[24] Nachruf Augustini: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 11 (1876), S. 233.

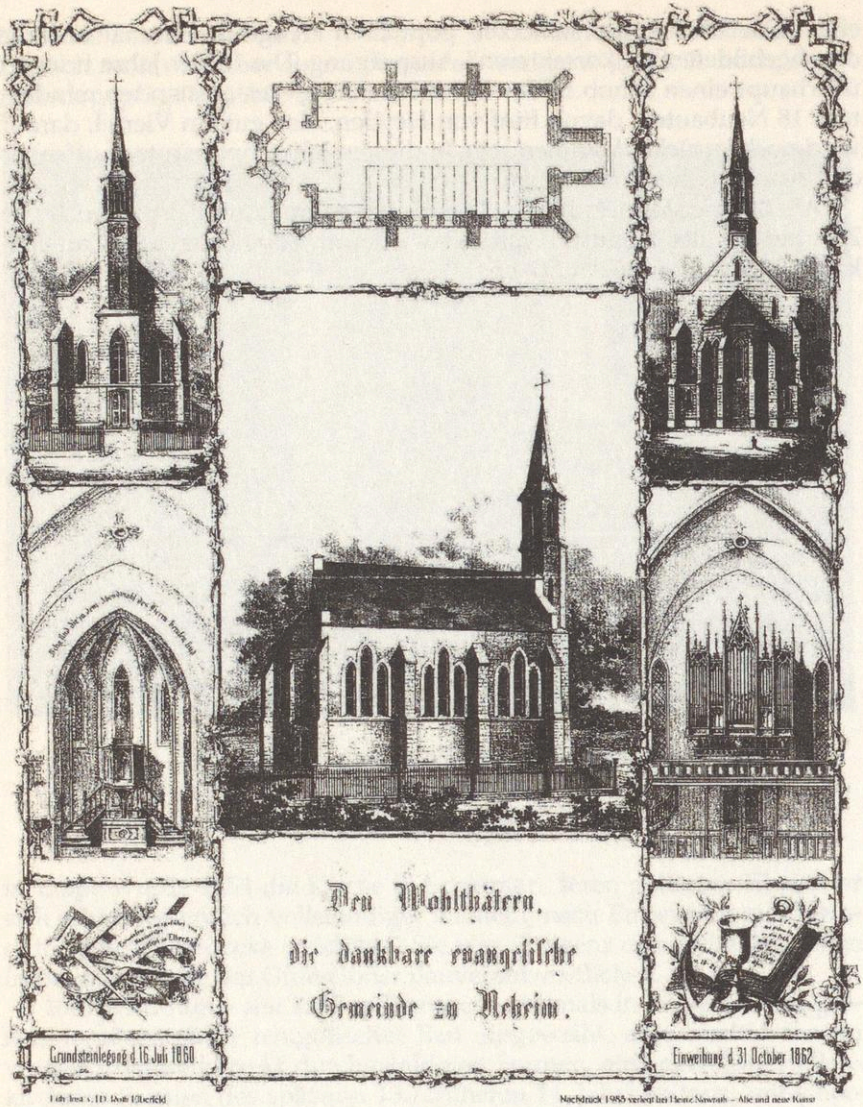


Abb. 11: Arnsberg-Neheim, Christuskirche,
Gedenkblatt 1862
(Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Neheim)

Seit den 1840er/1850er Jahren war zudem wieder Bewegung in die Vollendung der gotischen Türme der Wiesenkirche in Soest gekommen – quasi das westfälische „Pendant-Projekt" zum Kölner Dom unter maßgeblicher Leitung von Regierungsbaurat Buchholz aus Arnsberg. Hier zeigen sich deutlich zwei Tendenzen kirchlicher Architektur der Zeit: Vollendung und Perfektionierung „im alten Stil" (Abb. 12, 13).

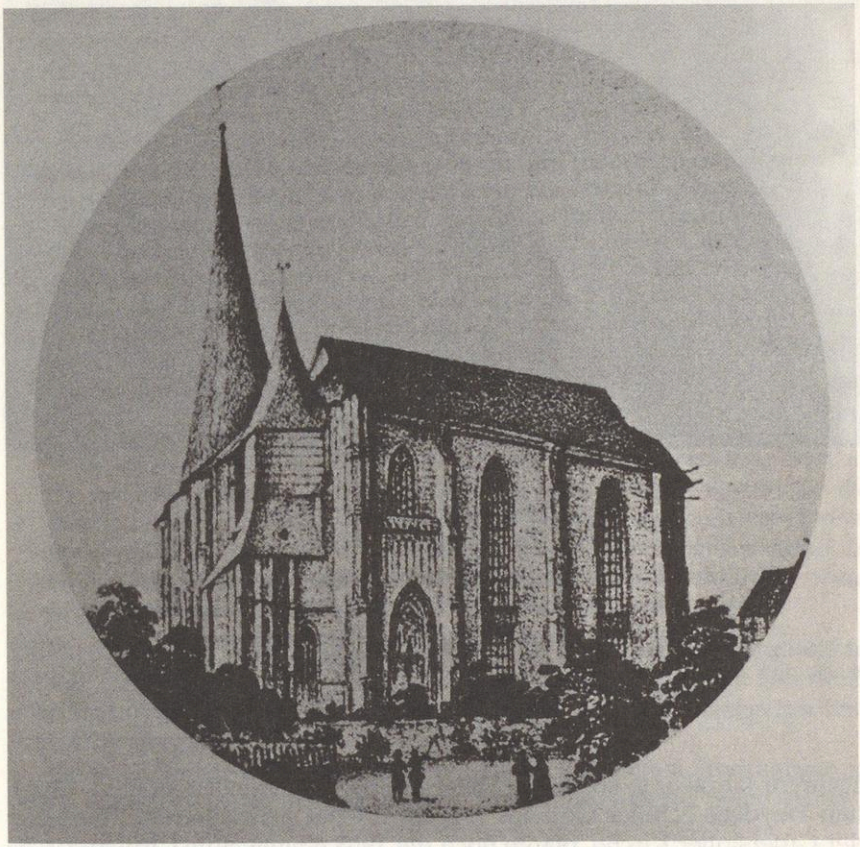


Abb. 12: Soest, St. Maria zur Wiese,
Detail aus einer Lithographie von de Rossi,
um 1840
(Stadtarchiv Soest, B 1691)

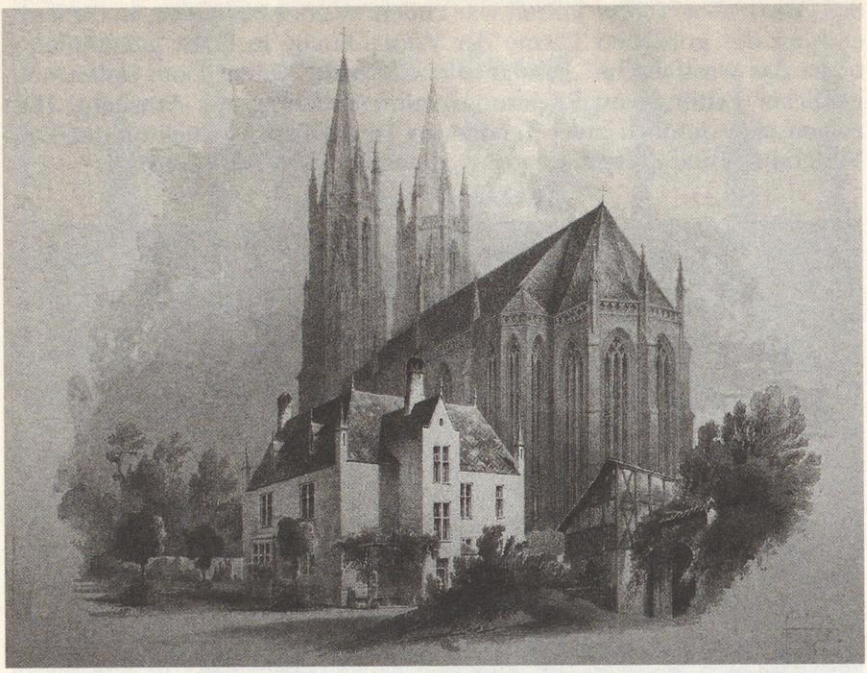


Abb. 13: Soest, St. Maria zur Wiese,
Planung gegen 1847
(aus: Entwürfe zu Kirchen, Pfarr- und Schulhäusern,
zum Amtlichen Gebrauch bearbeitet und herausgegeben
von der königl. preuß. Ober-Bau-Deputation,
Potsdam, 1844–1855,
hier „Pfarrhaus für die Wiesen-Kirch-Gemeinde
in Soest" [Busse], Potsdam 1847)

Mehrere Jahrzehnte sollte die Neugotik den Kirchenbau prägen. Christian Heydens Schüler Gerhard August Fischer beispielsweise, Bauleiter der Gütersloher Kirche, plante noch die 1903 eingeweihte Christuskirche in Hamm.[25] Um 1900 klingt aber die Begeisterung für die Neugotik ab; längst gab es andere liturgische und künstlerische Tendenzen.

An entscheidender Stelle steht also Heydens Gütersloher Kirche 1860/1861. Bezeichnenderweise fällt ihre Fertigstellung mit den „Barmer Thesen" (1860) bzw. der Verabschiedung des „Eisenacher Regulativs" (1861) zusammen, die diese andernorts schon weiter in die gleiche Rich-

[25] Beaugrad, Günter [u.a.]: Neue Kirchen in Hamm, Hamm 2002, S. 30-33, mit Abb.

tung verlaufende Entwicklung bündelten, „institutionalisiert" und durch ihre Verbreitung – wohl nicht so gewollt – festschrieb.

Christian Heyden und der Kirchenbau

Im Folgenden soll ein Überblick über einige Aspekte des Oeuvres von Christian Heyden, des Architekten der Gütersloher Kirche, gegeben werden. Wie erwähnt, kam er eigentlich aus einer anderen „Richtung".[26] Heydens Sohn Bernhard fasste das Schaffen seines Vaters 1861 in einem Brief an den Gütersloher Bürgermeister folgendermaßen zusammen:

> *„So wurde das Wupperthal der Schauplatz einer ausgedehnten künstlerischen Thätigkeit[,] und mein Vater ist der Schöpfer der baulichen Cultur dort und in den Nachbarstädten, indem bei Beginn seiner Laufbahn der ästhetische Standpunkt der Gebäude auf einem so niedrigen Niveau stand, wovon Sie jetzt kaum Gelegenheit haben[,] sich einen klaren Begriff zu machen. Zwei Kirchen hat er daselbst erbaut, eine Menge prächtiger Wohnhäuser, die sich durch Harmonie und Eleganz der Lineamente auszeichnen. Drei mächtige steinerne Brücken nennen ihn dort ihren Erbauer* [...]*; ferner drei eiserne Brücken, davon zwei Gitterbrücken und eine Kettenbrücke.* [...] *Er ist der Erbauer von fünf Gasfabriken, die nach von ihm verbesserten System, welches noch gar nicht in der Oeffentlichkeit ist, erbaut.* [...] *Wenn ich von seiner bedeutsamen Wirksamkeit bei einer langen Reihe von Fabrikanlagen: als Tuchfabriken, Spinnereien, Sägemühlen, Oelmühlen und Mahlmühen* [...] *nach dem neuesten amerikanischen System (für die letztere Branche haben Sie in Ihrer Stadt einen sprechenden Beweis) reden wollte, wie es die Sache erfordert, würde ich eine* [?] *unermüdliche Geduld ermüden. Es sei mir vergönnt, Ihnen noch zu bemerken, dass der Vater sechs Kirchen erbaut hat und noch mehrere im Project sind."*[27]

Heyden war ein renommierter Baumeister auf gewerblich-technischem Gebiet. Für kurze Zeit, 1850 bis 1853, war er Stadtbaumeister in Elberfeld, eine Stellung, von der er sich jedoch zugunsten seiner vielseitigeren und lukrativeren privaten Tätigkeit wieder zurückzog.[28]

Geboren wurde Christian Heyden 1803 im bergischen Freckhausen in einer Familie von Baumeistern bzw. Bauunternehmern. Seine Ausbil-

[26] Vgl. Mahlberg (wie Anm. 5), S. 21-41: Christian Heyden (1803–1869) – der erste bedeutende heimische Architekt mit überregionalem Wirkungskreis. In diesem Kapitel ist der aktuelle Stand zur Heyden-Forschung zusammengefasst. Vgl. auch Meyer-Kahrweg, Ruth: Architekten, Bauingenieure, Baumeister, Bauträger und ihre Bauten im Wuppertal, Wuppertal 2003, www.de.wikipedia.org/wiki/Christian_Heyden (2011).

[27] Bernhard Heyden an Bürgermeister der Stadt Gütersloh, 1.3.1861, Mitteilung zur geplanten Verleihung des Roten Adlerordens anläßlich der Einweihung der Neuen Kirche in Gütersloh an Christian Heyden, Stadtarchiv Gütersloh B 26; Mitteilung durch Herrn Fellchner, Gütersloh; vgl. auch Mahlberg (wie Anm. 5).

[28] Vgl. neben a.a.O., S. 38, auch LkA EKvW, 2–2067, Presbyterium Gütersloh an Superintendent, 4.11.1858.

dung erfuhr er in den 1820er Jahren, unter anderem bei Adolph von Vagedes (1777–1842), seinem späteren Schwiegervater.[29] Vagedes war Baudirektor im großherzoglichen Düsseldorf, zur preußischen Zeit Regierungsbaurat, ein strenger Klassizist. Eines seiner typischen Werke ist beispielsweise das „Ratinger Tor" in Düsseldorf. Hier liegt Heydens „Herkunft". 1841 legte er die staatliche Prüfung zum „Privatbaumeister" ab; als ein solcher war er danach (wie oben erwähnt) zur Planung und Leitung öffentlicher Bauten berechtigt.

Um 1825 erhielt Christian Heyden seine große Chance. Nach Vagedes' Plänen entstand die katholische Kirche St. Antonius in Elberfeld; der klassizistische Bau wurde 1829 geweiht. Die Bauarbeiten lagen in der Hand von Generalunternehmer Johann Albert Heyden, wohl einem Cousin Christians. Als sich herausstellte, dass Johann Albert in finanzielle Unregelmäßigkeiten verstrickt war, sprang Christian für ihn ein. Er hatte einen guten Ruf und bewahrte somit sowohl die Gemeinde als auch die Familie wohl nicht nur vor finanziellen Schwierigkeiten.[30] Dies war für Bernhard Heyden der Moment, in dem sein Vater „in das öffentliche Leben trat": „seine Seriosität zog ihm das Vertrauen der Ersten unseres Thales zu."[31] In Hinblick auf seinen späteren *Kirchen*bau wird man St. Antonius nicht zu viel Gewicht beimessen. Dennoch: Heyden wurde mit einer prominenten, komplexen Bauaufgabe vertraut, zumal unter einem der prominentesten Architekten seiner Zeit und seiner Region, Adolph von Vagedes. Der Kirchenbau sollte jedoch vorerst nicht zu seinen Hauptaufgaben gehören.

Von 1828 bis 1832 übernahm Heyden die Bauausführung der evangelischen Kirche zu Unterbarmen. Es handelt sich um ein relativ frühes Werk des süddeutschen Architekten Heinrich Hübsch, einen Emporensaal mit Doppelturmfront in einem frühromanisch-italienisch inspirierten Rundbogenstil. Heyden soll dafür selbst auch Pläne eingereicht haben.[32] Interessant in unserem Zusammenhang ist, dass gleichzeitig das neue Missionshaus der Barmer Missionsgesellschaft entstand – ebenfalls unter Heydens Leitung, „der zur gleichen Zeit auch in der selben Gemeinde

29 Vgl. Kordt, Walter: Adolph von Vagedes, ein rheinisch-westfälischer Baumeister der Goethezeit, Ratingen 1961, S. 98; Zimmermann, Wolfgang: Adolph von Vagedes und seine Kirchenbauten. Köln 1964, S. 56, S. 142; Mahlberg (wie Anm. 5).

30 Zimmermann (wie Anm. 29), S. 46-59; Weyres, Willi/Mann, Albrecht: Handbuch zur rheinischen Baukunst des 19. Jahrhunderts, 1800–1880, Köln 1968, S. 228; Mahlberg (wie Anm. 5), hier Abb. S. 22; Bernhard Heyden an Bürgermeister der Stadt Gütersloh, 1.3.1861 (wie Anm. 27).

31 Ebd.

32 Wettbewerb 1825. Langewiesche, Wilhelm (Hg.): Elberfeld und Barmen: Beschreibung und Geschichte dieser Doppelstadt des Wupperthals, nebst besonderer Darstellung ihrer Industrie, einem Ueberblick der Bergischen Landesgeschichte etc., Barmen 1863, S. 85; Rosenkranz, Albert: Das Evangelische Rheinland, Düsseldorf 1956, S. 88f.; Weyres/Mann (wie Anm. 30), S. 228; Göricke, Joachim: Kirchenbauten des Architekten Heinrich Hübsch, o. O. 1974, S. 29ff.; Mahlberg (wie Anm. 5), hier Abb. S. 26.

die neue evangelische Kirche baute und aus einem Bruche die Bausteine zur Kirche und zum Fundament des Missionshauses brechen ließ, auch abwechselnd die Bauleute bald an der Kirche, bald am Missionshause je nach Bedürfnis gebrauchte." Beide Gebäude wurden am 24./25. Oktober 1832 festlich eingeweiht.[33] Die Barmer Missionsfeste besuchte in den 1830er Jahren auch der damalige Gütersloher Pfarrer Volkening. Er lernte die Unterbarmer Kirche kennen und predigte dort vielleicht sogar. 1862 wurde das Missionshaus durch Heyden noch einmal erweitert.

1839, inzwischen Pfarrer in Jöllenbeck, plante Volkening selbst den Bau einer Kirche. Man schwankte zwischen der Erweiterung der historischen Kirche oder einem Neubau. Volkening wandte sich an den wohl auch persönlich geschätzten „Baumeister Christian Heyden in Barmen, den Erbauer der neuen Unterbarmer Kirche [...]."[34] Heyden scheint jedoch zur Orientierung für die Gemeinde bzw. die Regierung in Minden keinen neuen Entwurf, sondern nur „Nachzeichnungen" der Unterbarmer Pläne vorgelegt zu haben, die allerdings zu groß erschienen. Mit einem neuen Bauplatz nahm die Angelegenheit dann eine andere Wendung: 1854 wurde ein nach (in Berlin revidierten) Plänen von Kreisbauinspektor Reimann errichteter turmloser Saal im Rundbogenstil Berliner Richtung eingeweiht.[35]

Von 1836 bis 1838 leitete Heyden den Bau der reformierten Kirche in Sonnborn nach einem Entwurf von Kreisbaukondukteur Werner. In Sonnborn war Heyden – auch später noch – an der Ausführung der Hammersteinschen Fabrikanlagen beteiligt. Die Sonnborner Kirche ist (wiederum) ein Bau des „klassischen" Rundbogenstils.[36]

Nördlich von Wuppertal, bereits in Westfalen, liegt Haßlinghausen. Auch hier wurde nach der Mitte der 1840er Jahre ein Kirchbau notwendig, den wohl der Barmer Stadtbaumeister Röder entwarf. Als „technischen Leiter" der Baukommission berief man den „Barmer Baumeister Heyden" und übertrug ihm schließlich auch die Bauleitung.[37] Kirche und

33 Knapp, J[...] F[...]: Geschichte, Statistik und Topographie der Städte Elberfeld und Barmen im Wupperthale, Iserlohn/Barmen 1835, S. 239; vgl. auch Mahlberg (wie Anm. 5), hier Abb. S. 22.

34 Heimatbuch der Evangelischen Kirchengemeinde Jöllenbeck 1954, anläßlich der 100-Jahr-Feier der Kirche im Auftrag des Presbyteriums hg. v. Pastor Kleine-Doepke, Detmold 1954, S. 79.

35 A.a.O., S. 74-94; Fuhrmann, Horst Ulrich: Jöllenbeck. Heimat im Wandel der Zeit, Bielefeld 1991, hier Abb. des ausgeführten Kirchenbaus S. 128f.; Mahlberg (wie Anm. 5), S. 30.

36 Zimmermann (wie Anm. 29), S. 119-121; Weyres/Mann (wie Anm. 30), S. 228; Rosenkranz (wie Anm. 32), S. 231f.; Mahlberg (wie Anm. 5), S. 24, mit Abb.

37 Böhmer, Emil: Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Haßlinghausen, Festschrift zur 100-Jahr-Feier der Haßlinghauser Evangelischen Kirche am 31. Oktober 1954, Schwelm 1954, S. 59. Die zunächst angefragten staatlichen bzw. kommunalen Baumeister der Region, Wegebaumeister Plate aus Gevelsberg und Baukondukteur Plange aus Schwelm, lehnten einen Entwurf wegen Überlastung ab. Nach Mahlberg (wie Anm. 5), S. 38, bat Heyden 1852 als Stadtbaumeister um Erlaubnis zur Bauleitung der Kirche in Haßlinghausen. Vgl. auch Böhmer, Emil/

Pfarrhaus wurden 1854 eingeweiht. Der schlichte Saalbau mit Turm ist deutlich vom Rundbogenstil geprägt, mit etwas „altertümlichen" Zitaten, wobei durchaus Traditionen des bergischen Barock anklingen.[38] Das Innere ist flach gedeckt und von Emporen umzogen. Im Osten befindet sich eine zierlich-neugotische Altar-Kanzel-Orgel-Wand.[39] Eine solche Anlage ist regional vorgeprägt, sie war, wie erwähnt, jedoch nicht nur hier vielfach bis ins 19. Jahrhundert hinein üblich – im Gegensatz zu den erwähnten, aktuellen Tendenzen um die Jahrhundertmitte. Interessanterweise ist die Kanzel-Altar-Orgel-Wand neugotisch gestaltet. Man darf aufgrund späterer Vergleichsstücke (zum Beispiel in Gütersloh) wohl Heyden als Entwurfsverfasser annehmen. Hier deutet sich ein Stil- und Geschmackswandel in Hinblick auf die Neugotik an, auch im Werk von Heyden (Abb. 14, 15).

Weirich, Wilhelm: Geschichte der Evangelischen Kirchengemeinde Haßlinghausen, Festschrift zur 125-Jahr-Feier der Evangelischen Kirche Haßlinghausen am 31. Oktober 1979, Schwelm 1979; Murken (wie Anm. 6), S. 813-816.

38 In Westfalen ist bis ins 18. Jahrhundert der Kirchenbau letztlich von spätgotischen Mustern geprägt (Hamm, Lutherkirche) und von ausgesprochener Schlichtheit, vgl. auch die obigen Ausführungen zur Lutherkirche Altena (1736).

39 Böhmer (wie Anm. 37), S. 61, angefertigt durch Hoppmann (Langerfeld), Tischler und Orgelbauer: Orgel, Kanzel mit Deckel und Altar.

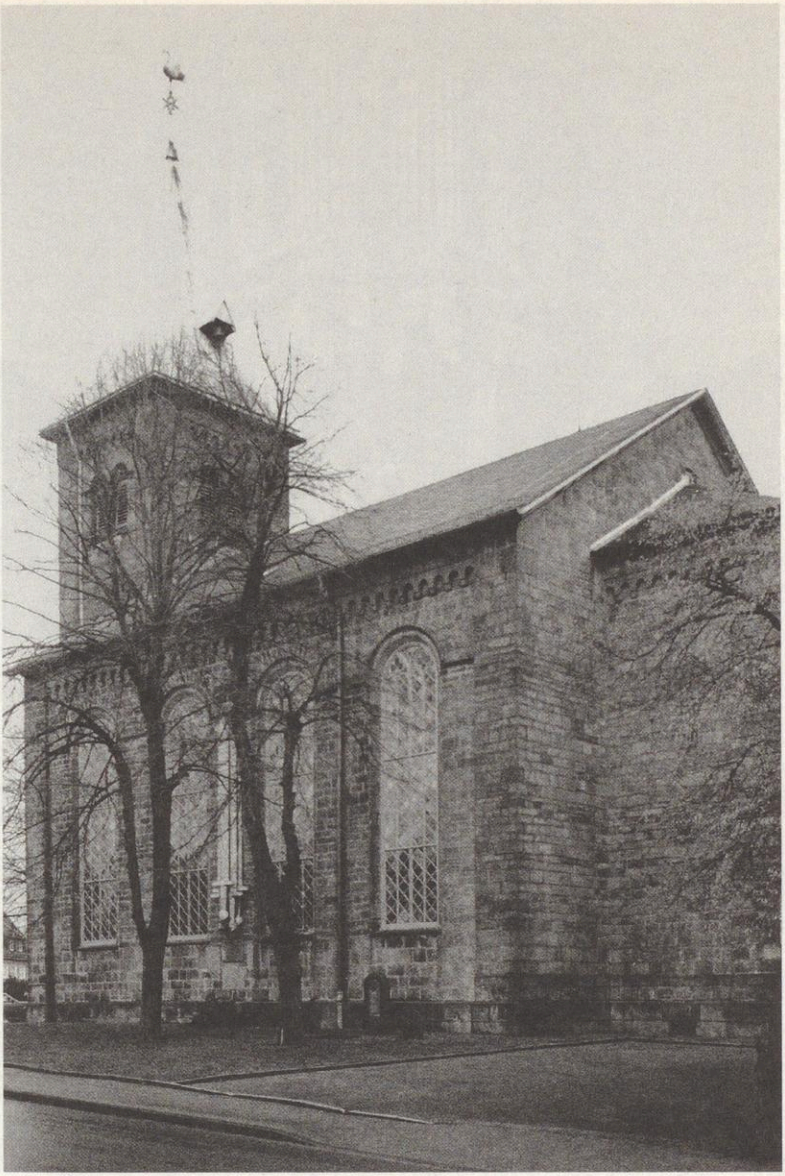


Abb. 14: Sprockhövel-Haßlinghausen, Kirche, Außenansicht, 1982
(EKvW, Baureferat)

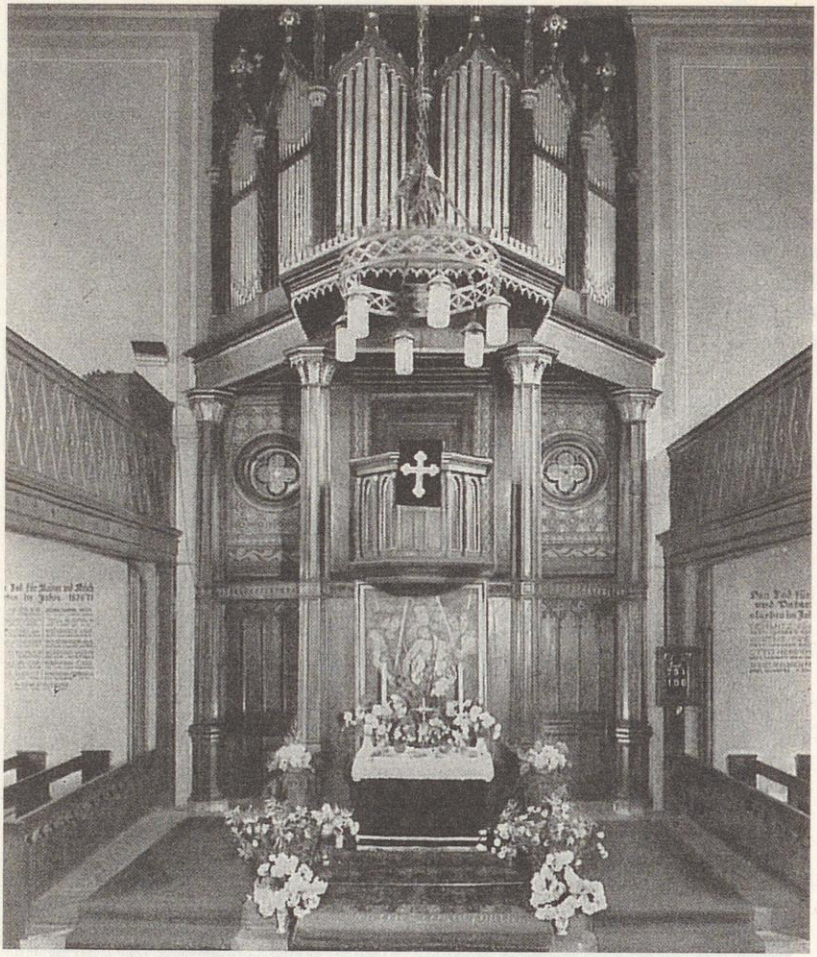


Abb. 15: Sprockhövel-Haßlinghausen, Kirche,
Innenansicht, ca. 1950
(Evangelische Kirchengemeinde Haßlinghausen-Herzkamp-Silschede/
Böhmer [wie Anm. 37], nach S. 32)

Noch spannender in dieser Hinsicht sind seine beiden nächsten Kirchen in Gütersloh und Herzkamp. Gut zwei Jahre nach Fertigstellung der Kirche in Haßlinghausen, 1857, begann Heyden (wie erwähnt) eher zufällig die Planung der „Neuen Kirche" in Gütersloh (Abb. 1-3). Mit der Avenstrothschen Mühle und dann mit der neuen Kirche eröffnete sich die Chance, außerhalb des Bergischen Raumes tätig zu sein. Im Übrigen entwarf er in der Folgezeit für Gütersloh auch noch das neue Rathaus

sowie das Krankenhaus. Auch hier scheint Heyden aufgrund seiner erwähnten „Seriosität" und seines Könnens das Vertrauen der Verantwortlichen erweckt zu haben; er verlieh der aufstrebenden Stadt das Gesicht.[40]

Die Stadtkirche war 1861 fertiggestellt – ein überraschend formvollendeter neugotischer Bau, nach eigenen Entwürfen Heydens.

Es lassen sich nun durchaus Vorbilder für die Gütersloher Kirche benennen. So erinnert die Chorausbildung mit den drei Konchen an die Marburger Elisabethkirche aus dem 13. Jahrhundert (Abb. 16). Die Elisabethkirche galt im 19. Jahrhundert als einer der hochgeschätzten „Leitbauten" der deutschen Gotik. Auch die Maßwerke sind teils an ihr orientiert. Das Langhaus weist Maßwerk in der Art des 14. Jahrhunderts auf, mit den typischen Maßwerkbrücken. Sie begegnen beispielsweise an der Wiesenkirche in Soest, wie auch die langen, schmalen Fenster (Abb. 4). Die Halle hat Bezüge zur Marburger Elisabethkirche, aber auch zur Münsteraner Überwasserkirche. Die Kapitellplastik findet Entsprechungen zum Kölner Dom.

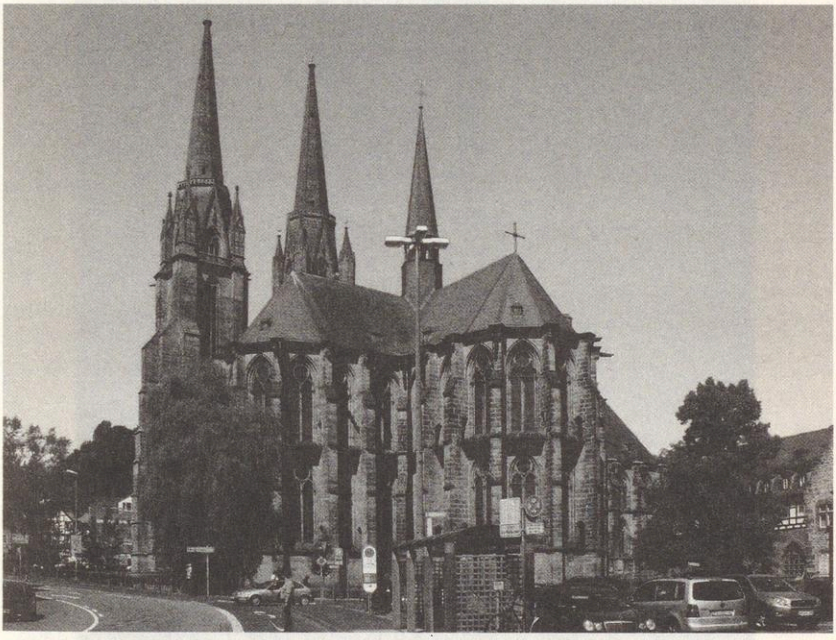


Abb. 16: Marburg, Elisabethkirche, Außenansicht, 2010
(Wikimedia Commons/Creative Commons, Urheber: Hydro 2010)

[40] Mahlberg (wie Anm. 5), S. 29ff., mit Abbildungen.

Der auffällige, elegant gestaltete Turm – sein Thema ist die Überleitung des Quadrates in ein Achteck bzw. zum Helm mit Fialen und Bögen – greift ebenfalls mittelalterliche Vorbilder auf. Darunter könnte man den Belfried des Rathauses in Brügge benennen, der im übrigen auch im früheren 19. Jahrhundert verändert worden war (Abb. 17).

Abb. 17: Brügge, Belfried, 2006
(Wikimedia Commons/Creative Commons,
Urheber: L. Ellis, 2006)

Gerade die geschickte und schöne Überleitung zum Turmhelm mit Fialen und Balustraden war auch ein Anliegen der Architekten des 19. Jahrhunderts – so auf dem erwähnten Gemälde Schinkels oder bei Stülers Kirchen. Für Stüler waren Fialen an einem Turm keine „entbehrliche Verzierung", sondern „notwendig für die Schönheit und die Vermittlung der Formen".[41] Interessant ist in diesem Zusammenhang die um 1847 projektierte (so aber nicht ausgeführte) Version für die neuen Türme der Wiesenkirche (Abb. 13). Ähnliche Lösungen finden wir auch bei Vinzenz Statz an der bis 1860 errichteten katholischen Kirche St. Marien in Velbert (Abb. 18) – oder in der schier unübersehbaren Literatur (wie in Musterbüchern von Carl A. Heideloff), die Heyden bekannt gewesen sein könnten.[42]

41 Vgl. Börsch-Supan/Müller-Stüler (wie Anm. 10), zum Beispiel Kirche in Langenöls (Schlesien), S. 646.

42 Heideloff: Knop, Andrea: Carl Alexander Heideloff und sein romantisches Architekturprogramm. Monografie und Werkverzeichnis, Nürnberg 2009. Heideloff, Carl Alexander: Der kleine Altdeutsche (Gothe) oder Grundzüge des altdeutschen Baustyles. Zum Handgebrauch für Architekten und Steinmetzen, besonders für technische Lehranstalten, 2 Bände, Nürnberg 1850f., vgl. 3. Curs, 2. Abtheilung, Pl. XXXIV. Bernhard Heyden erwähnt in seinem Brief vom 1.3.1861 (wie Anm. 27) den Namen Heideloffs als eines zeitgenössischen „neugotischen" Architekten.

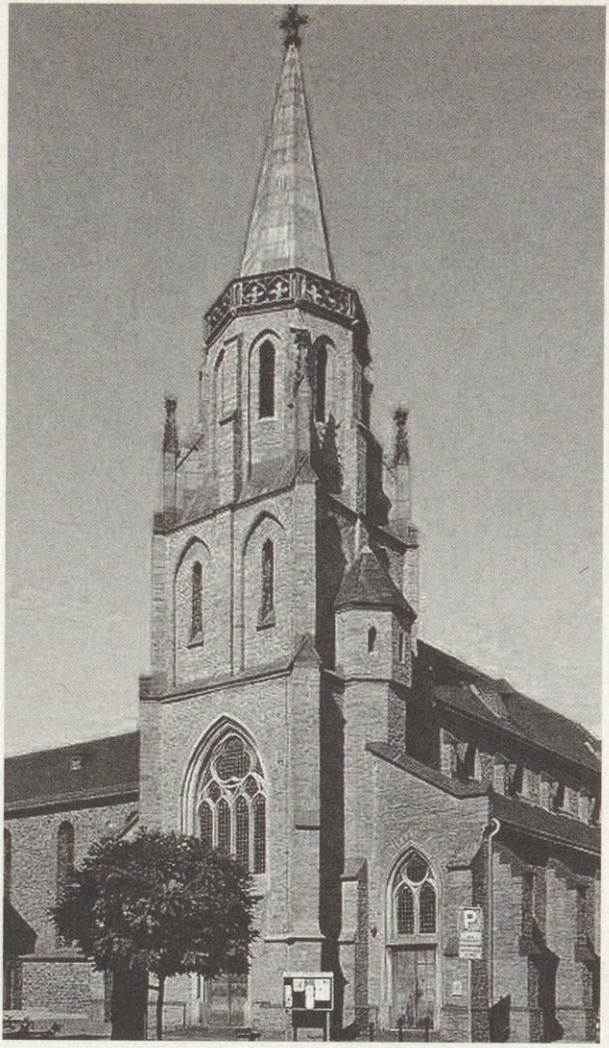


Abb. 18: Velbert, Katholische Pfarrkirche St. Marien, Außenansicht, um 2004
(Katholische Pfarrgemeinde St. Michael und Paulus, Velbert/ Foto privat)

Insgesamt entstand ein ausgesprochen organischer, harmonischer Bau, auch innen in Bezug auf das Gewölbe, das als Steingewölbe ausgeführt werden konnte. Offensichtlich ist die neue Qualität durchgebildeter, nicht nur zitathaft neugotischer Formen. Andererseits ist die Dachneigung (noch) verhältnismäßig flach. Zwar berichtet Bernhard Heyden in seinem erwähnten Brief ausdrücklich, sein Vater habe sich in bestimmten Details an mittelalterlichen Vorbildern orientiert, ohne sie konkret zu benennen – deutlich wird jedoch eine Verschmelzung quasi der „besten mittelalterlichen Formen". Dabei ist die Anlage der Emporen eine protestantische Weiterentwicklung, die man in mittelalterlichen Kirchen als „originalen" Einbau so nicht finden wird. Vielfach wurden gerade in den kommenden Jahrzehnten die „klassisch-gotischen" Kreuzarme in evangelischen Kirchen ebenfalls durch Emporen genutzt, um Sitzplätze mit bester Hör- und Sichtverbindung zu Altar und Kanzel zu schaffen. Solch eine pragmatische Umdeutung mittelalterlicher Bauformen vollzieht Heyden in Gütersloh auf andere Weise: die seitlichen Kreuzarme nehmen Nebenräume, Treppenhäuser und Logenräume auf. Dies benennt Stüler in seinem Reisebericht als einen der wenigen negativen Punkte: Dazu gehörten auch die relativ hoch gelegenen Emporen, die eine ebenfalls hohe Kanzel bedingten – deren Stellung später auch verändert wurde.[43]

Doch insgesamt erstaunlich bleibt Heydens scheinbar plötzliche Hinwendung zur ausgeprägten kirchlichen Neugotik, zumal der Kirchenbau bislang keineswegs ein Schwerpunkt seines Schaffens war. Es überrascht indes nicht, dass die Gütersloher Kirche rasch bekannt wurde. Sie muss sehr eindrucksvoll gewesen sein, worauf noch einzugehen sein wird.

Zum Teil zeitgleich mit der Gütersloher Kirche entstand von 1860 bis 1862 die Kirche in Herzkamp, der Nachbargemeinde von Haßlinghausen. Wohl 1860 stimmte das Presbyterium dem Entwurf des königlichen Oberbau-Inspektors Buchholz aus Arnsberg zu. Wahrscheinlich sah sein Plan einen Bau im Rundbogenstil vor, den man sich vielleicht wie Buchholz' Neubau der Kirche in Bönen Mitte der 1850er Jahre vorstellen kann. Buchholz war gleichzeitig an der Vollendung der neugotischen Türme der Soester Wiesenkirche beteiligt. Die Bauleitung in Herzkamp wurde wiederum Heyden übertragen. Hier muss er jedoch entscheidend in die Gestaltung eingegriffen haben. Die Gemeindechronik berichtet rückschauend:

> *„Leider wurde die Einweihung getrübt durch einen Einspruch der königlichen Regierung in Arnsberg. Einen Tag vor der Einweihung musste das Presbyterium sich dazu erklären, warum es von dem genehmigten Plan – und von dem üblichen Genehmigungsverfahren – eigenmächtig abgewichen sei. Der ursprüngliche*

[43] Wortmann (wie Anm. 6); vgl. auch Gutachten Karl Siebold 15.12.1911, in: LkA EKvW, 2–2064.

Plan sah den Bau eines Betsaales vor, ohne Chorraum und Gewölbe. Das Presbyterium antwortete: ‚Der Baumeister Heyden zu Barmen, Ritter des Königlich-Preußischen Rothen Adler-Ordens [den er im Übrigen in Gütersloh erhalten hatte], *Erbauer vieler Kirchen, unter anderem der so berühmten Gütersloher Kirche, stellte uns im Verlauf des Bauwesens vor Augen, dass die sogenannte gothische Bauart für den Kirchbau zweckmäßiger sei und er ohne wesentliche Kostenerhöhung diese Bauart noch anbringen könne. Dazu kam, dass auf dem Deutsch-Evangelischen Kirchentag, der 1860 zu Barmen tagte, dessen Vorsitzende die berühmten Männer Stahl und v*[on] *Bethmann-Hollweg einst waren, Thesen über den Kirchbau zum Beschluß erhoben wurden, worin es heißt: Eine Kirche ohne Chor ist nahezu eine Kirche ohne Altar und verdient den historischen Namen einer Kirche nicht. Ferner wurde auf der Deutsch-Evangelischen Kirchen-Conferenz, welche am 30. Mai 1861 in der Kapelle der Wartburg tagte und zu der auch Seine Majestät, unser König, hochgestellte, amtliche Vertreter sendete, ein Regulativ angenommen, in dem es heißt, dass jede neue Kirche im Anschluß an einen der geschichtlich entwickelten, christlichen Baustile, vorzugsweise den gothischen, gebaut werden, der Altarraum gegen Osten liegen und um mehrere Stufen erhöht sein, die Kanzel nicht über dem Altar stehen solle. Alles dies bewog uns zu der entsprechenden Abänderung. In bezug auf Länge, Breite und Zahl der Sitzplätze ist von dem genehmigten Plan nicht abgewichen worden. Wir bitten die Königliche Regierung ergebenst, unsere Abweichung zu genehmigen.“*[44]

Dem wurde nicht entsprochen, es folgten strenge Rügen, eine Staatsbeihilfe wurde nicht gezahlt.

Es war ein Skandal: Heyden überging den üblichen Genehmigungsweg, und der Bau wurde durchaus entscheidend verändert. Er verlieh dem Bau außen einfache, teils vielleicht etwas zitathafte, vor allem aber innen wirkungsvolle gotische Züge. Das dreischiffige Innere ist von Gewölben über schlanken Rundpfeilern abgeschlossen und an drei Seiten von Emporen umzogen, auch der (polygonale) Chor ist gewölbt – ein „organischer“ gotischer Eindruck. Der inzwischen etwas veränderte Altar gehört wie die (separate) Kanzel zur Erstausstattung und wurde wahrscheinlich ebenfalls von Heyden entworfen (Abb. 19, 20).

[44] Vgl. Kirche Herzkamp, Schwelm o. J. [1962], Zitat S. 5f.; 200 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Herzkamp 1785–1985, Festschrift zum 200jährigen Jubiläum der Evangelischen Kirchengemeinde Herzkamp, hg. v. Presbyterium, Herzkamp 1985; Murken (wie Anm. 6), S. 934-936.

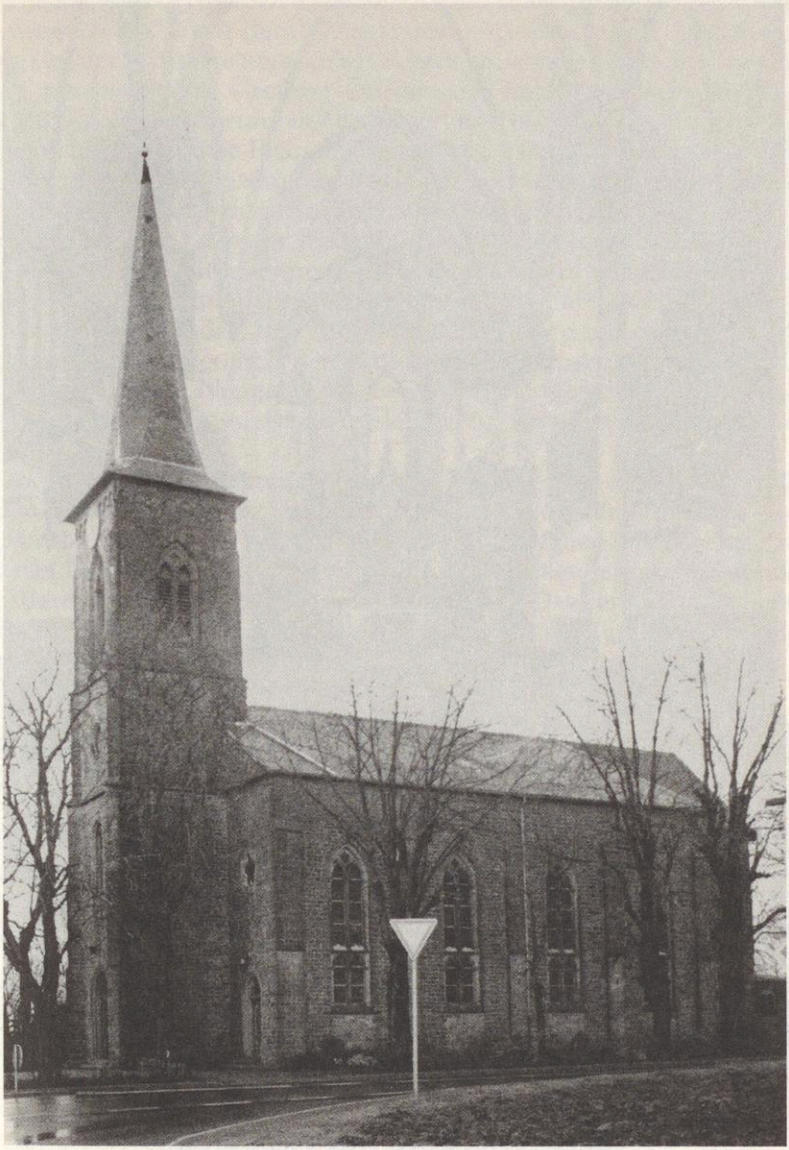


Abb. 19: Sprockhövel-Herzkamp, Kirche,
Außenansicht, 1982
(EKvW, Baureferat)

Abb. 20: Sprockhövel-Herzkamp, Kirche,
Innenansicht, 1957
(LkA EKvW, 25 F Nr. 2204)

Mit der Gütersloher Kirche im Hintergrund ist Heydens kleinere Herzkamper Kirche ein exemplarischer Bau für den Durchbruch der Neugotik in Westfalen. Der Erfolg der Gütersloher Kirche, aber auch das Bewusst-

sein, ja, das Sendungsbewusstsein, mit der Neugotik auf dem richtigen, modernsten und auch dem Gottesdienst angemessensten Weg zu sein, trieb Heyden zu dem unerhörten Schritt, Buchholz' Plan im gotischen Sinne zu verändern. Gestützt wurden die Entscheidungen durch die quasi offizielle Etablierung der gotischen Richtung und bestimmter liturgisch-architektonischer Phänomene wie des Altarraums durch die Barmer Thesen und das Eisenacher Regulativ von 1860/1861. Deren damalige Relevanz wird mit dem Haßlinghauser Fall eindrucksvoll belegt.

Wenn Heyden Ende der 1850er Jahre an den Gütersloher Pfarrer Müller schreibt: „Der altdeutsche gotische Styl enthält allein die christliche Symbolik in ihren durchgebildeten Formen, er bedarf aber mehr als eines nüchternen Verstandes, um erfaßt zu werden",[45] dann spürt man seine Begeisterung, die deutlich der aktuellen rheinisch-kölnischen Richtung entsprach – eben „Neugotik als Lebensform". Wie diese künstlerische Überzeugung des Klassizisten Heyden gereift ist, können wir bislang nur vermuten.

Zweifellos hat ein Baumeister seines Formates die aktuelle, von Köln in den 1840er und 1850er Jahren ausstrahlende gotische Strömung – quasi „vor der Haustür" – verfolgt. Heyden war Mitglied des Barmer Zweiges des Dombauvereins. Die von Köln ausstrahlenden architektonisch-künstlerischen Tendenzen waren ihm bekannt. Dass er auch mit überregionalen Tendenzen und Publikationen vertraut war, geht aus dem Brief von Bernhard Heyden indirekt hervor, der den Namen Heideloffs erwähnt.

Vielleicht gab es doch engere Kontakte, zum Beispiel über die von 1855 bis 1858 errichtete katholische Kirche St. Marien zu Velbert in der Nähe zu Barmen. Der Entwurf stammt vom Kölner Diözesanbaumeister Statz. Bei der Ausführung ist offenbar Gerhard August Fischer aus dem „Büro Heyden" beteiligt gewesen. In der Tat war Fischer seinerzeit dort in der Ausbildung. Es handelt sich um eine ausgeprägt gotische Basilika der „Kölner Schule", deren 1860 vollendete Turmlösung der Gütersloher vielleicht nicht zufällig genau entspricht (Abb. 18).[46]

In einem Nachruf auf Heydens Schüler Fischer heißt es bezeichnenderweise, trotz seiner Ausbildung bei dem durch Vagedes klassizistisch geprägten Heyden „ward Fischer doch kein Grieche, sondern Heyden

[45] Mitteilung durch Herrn Fellchner, Gütersloh, Vortrag zur Baugeschichte der Martin-Luther-Kirche.

[46] Vgl. Aleweld, Norbert: Gerhard August Fischer, in: Rheinische Lebensbilder, Bd. 13, Köln 1993, S. 183ff.; Jordan, Rüdiger: „... ein Prachtbau in so zierlichen gotischen Formen". Die wechselvolle Geschichte der St.-Marien-Kirche in Bochum-Mitte, Bochum 2000, zu Fischer S. 24ff., zu Velbert S. 28; St. Marien 150 Jahre. Velbert 2008; vgl. auch www.st-michael-paulus-velbert.de/kirchen/st-marien/geschichte.html (2011) mit Hinweis auf die Festschrift zum 125-jährigen Bestehen von St. Marien 1983.

wurde ein begeisterter Gotiker!"[47] Fischer studierte 1858 bei dem renommierten Neugotiker Georg Gottlieb Ungewitter in Kassel, bevor er dann für Heyden wieder die Bauleitung der Gütersloher Kirche übernahm. Kurz – Heyden muss spätestens seit den 1850er Jahren der neugotischen Bewegung zugetan gewesen sein. Wie auch immer, jedenfalls hat von da an auch er zumindest im Kirchenbau mit neugotischen Formen weiter experimentiert.

Es ist schließlich denkbar, dass Heyden selbst an den (öffentlichen) Vorträgen des Barmer Kirchentages 1860 in der Unterbarmer Kirche teilnahm und sich über die aktuellen Tendenzen des Kirchenbaus informierte, der von nun an eine entscheidendere Rolle in seinem Schaffen spielen sollte.

1860 plante Heyden den Umbau der Reformierten Kirche in Bielefeld. Dieser Auftrag hing ausdrücklich mit seinem Engagement in Gütersloh zusammen. Seit Ende des 17. Jahrhunderts nutzte die reformierte Gemeinde die kleine spätgotische „Süsterkirche". Unter Heyden erfuhr sie eine umfangreiche Renovierung. Im Westen entstand der neugotische Turm, das Innere wurde neu organisiert, unter anderem durch eine Kanzelwand hinter dem Abendmahlstisch. Hier scheint Heyden sich auch erstmals mit denkmalpflegerischen Fragen auseinandergesetzt zu haben (Abb. 21).[48]

47 Nachruf Gerhard August Fischer, in: General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen, 13.11.1906, zitiet nach Aleweld (wie Anm. 46), S. 187.

48 Dellbrügge, Joachim: Schlichte Räume, in: Reformiert in Bielefeld 1657–2007, im Auftrag des Presbyteriums der Evangelisch-Reformierte Kirchengemeinde Bielefeld hg. von Horst Haase, Bielefeld 2007, S. 43-80, hier S. 56ff.; vgl. auch Archiv der Evangelisch-Reformierten Kirchengemeinde Bielefeld, LkA EKvW, 4–107 Nr. 6,1; darin auch Zeichnung der Kanzelanlage; Murken (wie Anm. 6), S. 145-150.

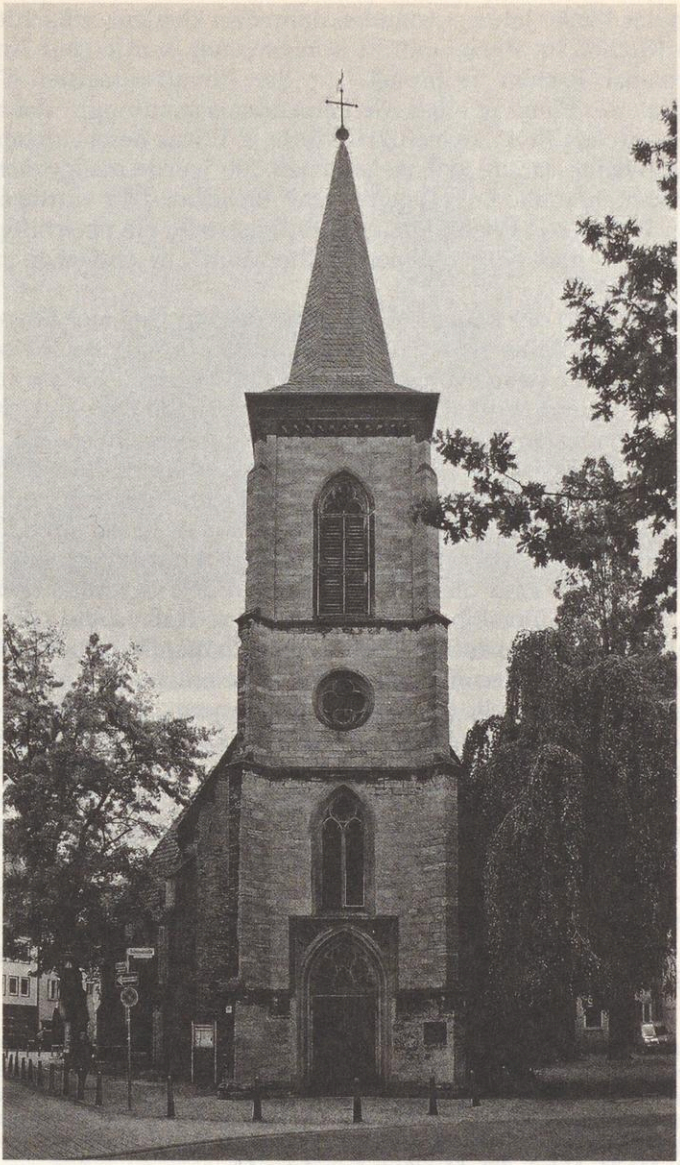


Abb. 21: Bielefeld, Reformierte Süsterkirche,
Turm, 2010
(Ulrich Althöfer)

Mitte der 1860er Jahre entstanden dann drei kleinere, schlichtere neugotische Kirchen im Rheinland. In Königswinter wurde „auf Anregung des Barmener Pastors Thümmel [...] der Privatbaumeister Christian Heyden mit der Planung eines Kirchenneubaus beauftragt," der bis 1863 im „Altdeutschen Styl" ausgeführt wurde. [49] Etwas bescheidener ist die 1867 eingeweihte Kirche in Engelskirchen. Sie wurde maßgeblich durch die Fabrikantenfamilie Engels gefördert.[50] Im selben Jahr wurde auch die Kirche in Wuppertal-Wichlinghausen fertiggestellt, ein einschiffiger Saal mit Westturm und eingezogenem „Chorraum" in einfachen neugotischen Formen.[51]

Noch während des Baues in Herzkamp begann Heydens Engagement in Menden, wohl Mitte 1861. Zunächst hatte der Soester Baumeister Rieß einen Plan für die neue evangelische Kirche vorgelegt. Rieß war an der Restaurierung und Vollendung der Wiesenkirche beteiligt. Mit der Grundsteinlegung am Reformationstag 1861 unterzeichnete das Presbyterium jedoch einen von Christian Heyden veränderten Entwurf; Einzelheiten sind bislang nicht bekannt. Bis 1864 entstand eine neugotische dreischiffige, gewölbte Halle mit Westturm und einem dreigliedrigen Staffelchor. In den „Nebenchören" befinden sich nur unten Seitenräume, im oberen Bereich sind die „Nebenchöre" in den Gesamtkörper eingebunden. Die mit Gütersloh verwandte, kleinere Halle sollte auch Emporen erhalten, die sich über diese Nebenräume hätten fortsetzen sollen, die aber aus Kostengründen nie ausgeführt wurden. Anders ist jedoch die Chororganisation: anstelle der Gütersloher Lösung „nach Marburg" wird hier das Vorbild der Wiesenkirche variiert. Es ist deutlich zu erkennen, doch im Sinne des 19. Jahrhunderts verändert, der Raum ist gerichteter, von schlanker Eleganz, auch die Dachgestaltung des Staffelchores ist ausgesprochen malerisch ausgebildet. Der Turm hingegen ist eigentümlich einfach und nicht zuletzt aufgrund seiner (ursprünglich) in den Ecken „aufgesetzten" Fialen noch einer eher „dekorativen Neugotik" verhaftet. Heyden prägte auch diese Kirche durch seine Ausstattung, die bis auf den Orgelprospekt den üblichen Erneuerungen zum Opfer fiel (Abb. 22, 23).[52]

[49] Krakowski, Erwin: Gemeindebuch der Evangelischen Kirchengemeinde Königswinter, Königswinter 1964, Weyres/Mann (wie Anm. 30), S. 186; Schulze, Jörg: Kirchenbauten des 19. Jahrhunderts im alten Siegkreis (Arbeitshefte Landeskonservator Rheinland 21), Köln 1977 (zugleich Diss. Aachen), S. 192-198, Zitat S. 192; Franzen (wie Anm. 10), Nr. 19, Abb. S. 342.

[50] A.a.O., Nr. 33, Abb. S. 356; Mahlberg (wie Anm. 5).

[51] Franzen (wie Anm. 10), Nr. 30, Abb. S. 353; Bauleitung G. A. Fischer, vor dem Chor befindet sich eine Altar-Kanzel-Wand.

[52] Zur Heilig-Geist-Kirche in Menden vgl. Niepmann, Helmut: Die evangelische Heilig-Geist-Kirche zu Menden in Westfalen 1864–1964, Menden 1964; Barth, Ulrich/Hartmann, Elmar/Kracht, August: Kunst- und Geschichtsdenkmäler im Märkischen Kreis, Balve 1983, S. 527-529; 150 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Menden 1838–1988, hg. von der Evangelischen Kirchengemeinde Menden, Menden 1988, S. 13ff.; Aleweld, Norbert: Der Sakralbau im Kreis Iserlohn vom Klassizismus

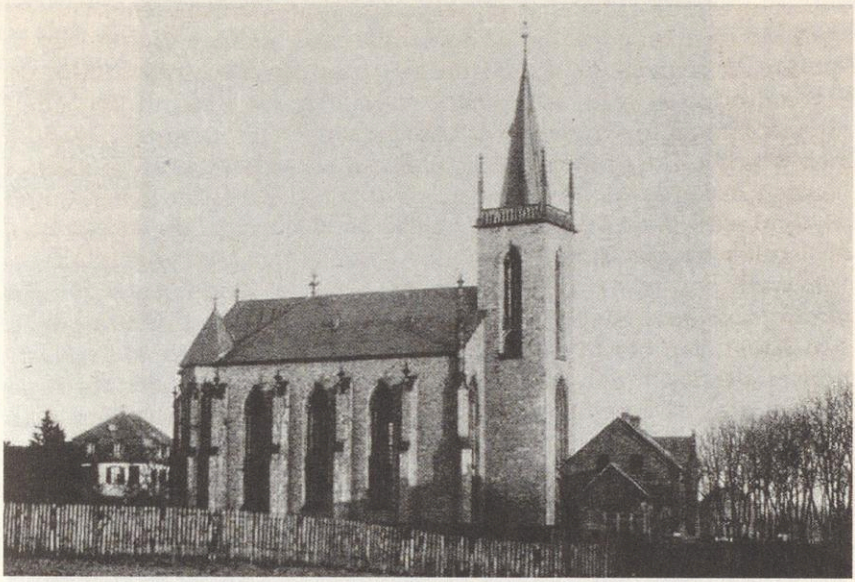


Abb. 22: Menden, Heilig-Geist-Kirche,
Außenansicht, Ende 19. Jahrhundert
(Niepmann [wie Anm. 52], S. 5/
Archiv der Evangelischen Kirchengemeinde Menden)

bis zum Ende des Historismus, Altena 1989, S. 106-116; zur Wiesenkirche im 19. Jahrhundert vgl. Quednau, Ursula: Die Wiesenkirche in Soest. Ein Beitrag zur Geschichte der Denkmalpflege in Westfalen, in: Grunsky, Eberhard/Weick, Wolfgang E[...] (Hg.): Im Wandel der Zeit. 100 Jahre Westfälisches Amt für Denkmalpflege, Münster 1992, S. 348-385, hier S. 369, S. 384.

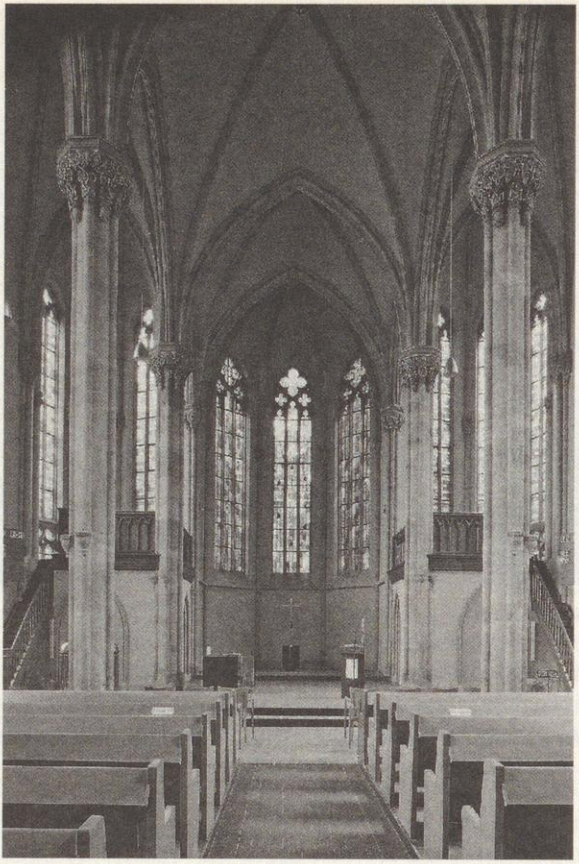


Abb. 23: Menden, Heilig-Geist-Kirche,
Inneres, 2011
(Ulrich Althöfer)

Im aufstrebenden Industrieort Werdohl im Lennetal schuf Heyden bis 1868 eine stattlichere Variante der Mendener Schwester. Dieser Neubau ersetzte die baufällige historische Kilianskirche. Wiederum ist der Chor an der Soester Wiesenkirche orientiert, doch mit zurückhaltenderen Dächern; der Turm ist organischer als in Menden. Gotische Maßwerkfenster mit Maßwerkbrücken belichten die Halle, die in diesem Fall innen (wie von außen zu erwarten) von einer Empore umzogen wird, die sich über die unteren Nebenräume im Staffelchor fortsetzt. Die hohen Gewölbe ruhen auf schlanken Säulen. Die Christuskirche hat ihre ursprüngliche Ausstattung nach Heydens Entwürfen weitgehend behalten. Sie ist eine

übersichtliche, würde- und stilvolle Stadtkirche.[53] Bezeichnend ist, dass sie stets eine positive Würdigung erfahren hat. Schon in Schücking und Freiligraths „malerischem und romantischem Westphalen" wird in der zweiten Auflage von 1872 die „neue, wie ein Schmuckkästchen zierliche gothische Kirche" erwähnt.[54] Selbst 1973, zu einer Zeit, als die Neugotik eher abgelehnt wurde, ist die Kirche als „ein wohlgegliederter Bau" bezeichnet worden (Abb. 24, 25).[55]

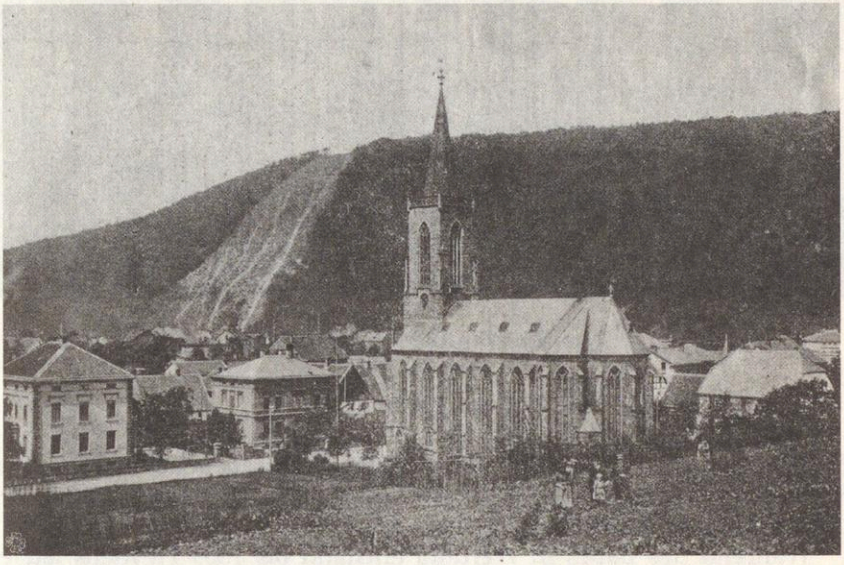


Abb. 24: Werdohl, Christuskirche,
Außenansicht, um 1900
(aus: Werdohl [wie Anm. 54], S. 13)

53 Barth/Hartmann/Kracht 1983 (wie Anm. 52), S. 701ff.

54 Schücking, Levin/Freiligrath, Ferdinand: Das malerische und romantische Westphalen, 2. umgearbeitete Auflage, Paderborn 1872, S. 290. Vgl. auch Altes und Neues aus der Gemeinde Werdohl, Festschrift der evangelischen Gemeinde zur 50jährigen Vereinigungsfeier, 27. Januar 1902, dargeboten von ihren Pfarrern, Werdohl 1902, S. 27: „Ein harmonischer, in sich abgeschlossener Bau in alten gothischen Formen, ohne jede Ueberladung, so steht unsere Kirche da [...].". Zu Werdohl auch: Evangelische Kirchengemeinde Werdohl. 100 Jahre vereinigte lutherische und reformierte Gemeinde, Werdohl 1952, Barth/Hartmann/Kracht (wie Anm. 52), S. 701-703.

55 400 Jahre Reformation in Werdohl, Werdohl 1973, S. 4.

Abb. 25: Werdohl, Christuskirche,
Inneres, 2006
(Ulrich Althöfer)

In den späteren 1860er Jahren kulminiert das kirchenbauliche Schaffen Heydens; er befindet sich auf dem Zenit seines Schaffens und seiner überregionalen Bekanntheit.

Während des Baues in Werdohl entstand bis 1869 Heydens letzter Kirchbau, die „Große Evangelische Kirche" in Aplerbeck. Das Kirchspiel wurde seit der Mitte des 19. Jahrhunderts von Industrialisierung und Bevölkerungswachstum geprägt; die historische St. Georgs-Kirche war zu klein geworden. Auch in Aplerbeck ging man schließlich in den 1860er Jahren mit Unterstützung der örtlichen Industrie auf einen Neubau zu. Dabei wurde die alte Kirche wegen vorhandener Erbgrüfte nicht abgerissen; sie verfiel und wurde erst in den 1920er Jahren wieder hergerichtet. Als Architekt für den Neubau wünschte sich das Presbyterium Gerhard August Fischer, der aus Aplerbeck stammte. Doch letztlich entschied man sich für einen Entwurf von Heyden, den offenbar die Bezirksregierung, namentlich Buchholz, ins Spiel gebracht hatte. Der Plan, so Gemeindechronist Liesenberg, „wurde der Gemeinderepräsentation [...] dadurch besonders schmackhaft gemacht, dass er ‚in dem einfachsten und für Kirchenbauten billigsten gotischen Style' entworfen sei und dass Heyden für Kirchenbauten dieser Art bereits einen Namen habe."[56]

[56] Zur (Bau-)Geschichte vgl. 100 Jahre Evangelische Kirche Aplerbeck, Dortmund-Aplerbeck 1970; sowie Liesenberg, Siegfried: Der Zeigefinger Gottes. Zur Geschich-

Bemerkenswert ist, dass ausdrücklich Heydens Kompetenz als Architekt für neugotische Kirchen überzeugen sollte.

Rund zehn Jahre nach dem Gütersloher Kirchenbau fand Heyden in Aplerbeck eine auch von der Größe her ähnliche Lösung. Die Hallenkirche zeigt erneut die polygonale Dreikonchen-Choranlage Marburger Typs. Der Ost-Arm ist jedoch weniger tief – vielleicht die etwas protestantischere Lösung. Es gibt in den Kreuzarmen seitliche Einbauten, deren Obergeschosse ursprünglich offen, also auch hier als Fortsetzung der (aus Kostengründen nicht ausgeführten) Seitenemporen ausgebildet waren. Da die Emporen fehlten, war die Akustik so schlecht, dass man nachträglich auch die Obergeschosse der Kreuzarme abmauerte, sozusagen nachträglich Gütersloher Verhältnisse schuf. Heyden entwarf weite Teile der Ausstattung. Der Altar wurde vereinfachend abgebaut, doch Kanzel und Orgelgehäuse sind bis heute charakteristische Ausstattungsstücke. Der Turm wurde sukzessive seines Fialen- und Balustradenschmuckes beraubt. Von der Grundidee ähnlich, war er jedoch nie so charaktervoll wie sein Gütersloher Pendant (Abb. 26, 27).

te der Großen Kirche Aplerbeck an der Märtmannstraße, Dortmund-Aplerbeck 2001, Zitat S. 18.

Abb. 26: Dortmund-Aplerbeck, Große Kirche,
vor 1883
(LkA EKvW, 25 A Nr. 45)

Abb. 27: Dortmund-Aplerbeck, Große Kirche,
Inneres, 2002
(Ulrich Althöfer)

Hinzuweisen ist auf ein Detail: Sowohl in Gütersloh als auch in Aplerbeck sind Emporenkapitelle mit Monogrammen gestaltet, die auf die am Bau Beteiligten verweisen, Pfarrer und Architekt – Christian Heyden, der am 4.11.1869 in Barmen verstarb (Abb. 28).[57]

Abb. 28: Dortmund-Aplerbeck, Große Kirche,
Kapitell-Detail, 2002
(Ulrich Althöfer)

[57] Ein entsprechendes Kapitell in Gütersloh bei Mahlberg (wie Anm. 5), S. 40.

Heydens charakteristischste und auch öffentlichkeitswirksamste Kirchen sind, kunsthistorisch gesehen, schlanke dreischiffige Hallenkirchen – mit bzw. ohne Emporen als protestantische Entwicklung, mit Maßwerkfenstern und -brücken, mit durch Fialen verzierten Türmen und besonders ausgebildeten Chorraumanlagen im Osten, in einfacheren und reduzierteren Formen der deutschen Gotik des späteren 13. und 14. Jahrhunderts. Das Repertoire wird im Einzelfall vielleicht nicht immer ganz konsequent oder „korrekt" komponiert, doch insgesamt organisch, von überzeugender und „malerischer" Wirkung. Dieser Typ wird in Gütersloh begründet und mit unterschiedlichen Chorlösungen variiert – sie orientieren sich seinerzeit an vorbildlich geschätzten Kirchen der deutschen Gotik wie der Elisabethkirche in Marburg oder der Wiesenkirche in Soest. Im Einzelnen mögen die Formen auch durch den Kölner Domchor inspiriert sein, der – wie die Wiesenkirche – durch die spektakulären Vollendungsprojekte im Bewusstsein war. Es handelt sich dabei nicht um Kopien, sondern um Adaptionen und Weiterentwicklungen im Sinne des 19. Jahrhunderts, auch durchaus im evangelischen Sinne des 19. Jahrhunderts.

Das Geheimnis des Erfolges der eleganten, gewölbten Hallen liegt wohl nicht allein in der christlich-nationalen Konnotation der Neugotik. Vermutlich wird der ungeheure Eindruck des hohen, gewölbten (Hallen-)Raumes dazu beigetragen haben. Bei Neubauten des 19. Jahrhunderts hatte meist die Flachdecke vorgeherrscht. Auch waren insbesondere die kleineren historischen Kirchen der weiteren Region zumeist durch sukzessive eingezogene Emporen, Logen, Gestühlsblöcke, Orgelbühnen etc. vollkommen verbaut – wie beispielsweise in Kirchlengern (Abb. 29).

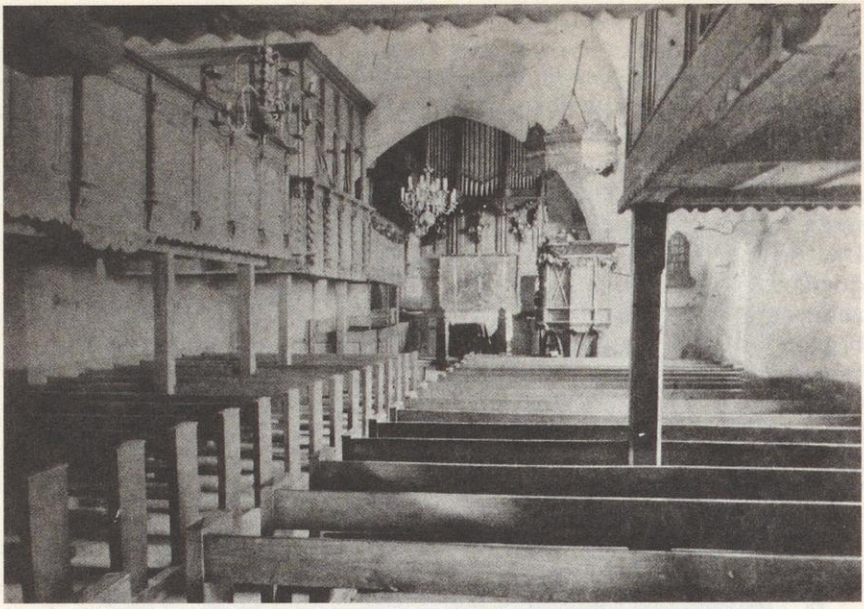


Abb. 29: Kirchlengern, Kirche, Innenansicht,
Ende des 19. Jahrhunderts, vor dem Neubau
(Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde Kirchlengern)

Lange war man auch in Gütersloh das beengende Simultaneum der „Alten Kirche" gewohnt gewesen.

Die Raumform der Halle faszinierte auch Stüler, der 1855 bei den katholischen Kirchenneubauten zu Scherfede und Sandebeck im Ostwestfälischen versuchte, anstelle der Basilika eine Halle durchzusetzen: Es „möchte die im Mittelalter, vorzugsweise in Westfalen oft zur Anwendung gebrachte Anordnung der sogenannten Hallen-Kirche mit annähernd gleich hohen Schiffen in diesen Fällen mehr den Eindruck eines größeren und würdig gehaltenen Raumes gewähren."[58] So geschah es in Gütersloh – und eindrucksvoll waren mit Sicherheit Großzügigkeit, Akkuratesse und Symmetrie. Somit präsentierten sich solche Bauten „schöner" als das Mittelalter. Dazu traten die lichten, feierlichen Chöre mit Fenstern und freistehenden Altären, die der Betonung der Bedeutung des Sakramentes entgegenkamen.

Doch auch Heydensche Spezifika machten die gewölbten Hallen zu etwas Besonderem. Bernhard Heyden nennt im Zusammenhang mit Gütersloh Begriffe wie „Kühnheit" (der Gewölbe), „Schlankheit" (der Säulen), „Schönheit" des Maßwerks, hohe Fenster etc., vor allem aber

[58] Börsch-Supan (wie Anm. 21), S. 166.

noch einmal den Aspekt des „Vollendeten": „Der zierliche und schöne Glockenthurm", so Bernhard Heyden, „ist einer der wenigen vollendeten Thürme an den Kunstwerken Westfalens und dürfte von keinem an Eleganz und Geschmack übertroffen werden".[59] Abgesehen von den ästhetischen Kriterien, die hier benannt werden, ist der letztgenannte ein bemerkenswerter Aspekt: In der Tat waren zahlreiche Türme historischer Kirchen entweder nicht im eigentlichen Sinne vollendet – wie am Kölner Dom (Abb. 8) oder an der Wiesenkirche in Soest (Abb. 12) –, oder sie trugen als unpassend empfundene barocke Hauben wie noch die Lambertikirche in Münster oder die Altstädter Nicolaikirche in Bielefeld, um einige Kirchen aus der Nähe zu nennen.[60] Gütersloh besaß also vor zahlreichen anderen Städten eine im Sinne des 19. Jahrhunderts stilreine, vollendete Kirche mit Turm – und hatte somit gerade Köln mit seinen noch lange unvollendeten Domtürmen vieles voraus.

Die erwähnte Zierlichkeit erinnert schließlich an die Bezeichnung „Schmuckkästchen" für die Kirche in Werdohl. Die „himmelanstrebende Gotik", wie Bernhard Heyden sie nennt, sprach unmittelbar das Gefühl der Zeitgenossen an und war perfekter, ja, eleganter als im Mittelalter jemals realisiert.

Wenn auch die nachbarschaftliche Beziehung zur Kölner Schule mit Repräsentanten wie Zwirner oder Statz naheliegt, so bleibt doch bislang unklar, wie es zu Heydens Gotikbegeisterung kam. Wenig wissen wir über Heydens – nicht akademische – Studien, deren Raum sich zwischen Köln, Soest, Marburg und weiteren in der Literatur vermittelten Bauten erstreckt haben wird; dabei werden ihm mit Sicherheit Publikationen von Ungewitter (bei dem sein Schüler Fischer tätig war) oder Heideloff (den Bernhard Heyden erwähnt) geläufig gewesen sein. Spät zum eigenständigen Kirchenbau gekommen, eröffnete Heyden seit der Mitte der 1850er Jahre quasi „aus dem Nichts" mit seiner großen Stadtkirche in Gütersloh und den Folgebauten die rheinisch-westliche, nicht mehr nur dekorative Neugotik für den evangelischen Kirchenbau in Westfalen. Dabei, so scheint es, war er häufig zunächst nicht die „erste Wahl", sondern kam zumeist auf Umwegen zu Aufträgen bzw. übernahm begonnene Planungen. Die Gütersloher Lutherkirche und die Kirche in Herzkamp sind jedenfalls die Bauten seines Durchbruchs, der zudem mit der Veröffentlichung des Eisenacher Regulativs zusammenfällt. Zuvor hatte sich bereits Heydens Tätigkeit auf dem Gebiet der neugotischen Ausstattung gezeigt, die er bis an sein Lebensende pflegte. Dabei wären noch seine Beziehun-

[59] Bernhard Heyden an Bürgermeister der Stadt Gütersloh, 1.3.1861 (wie Anm. 27).

[60] Zu Turmvollendungen vgl. Knorre, Alexander von: Turmvollendungen deutscher gotischer Kirchen im 19. Jahrhundert, Diss. Köln 1974. Münster: Böker, Hans Josef: Die Marktpfarrkirche St. Lamberti zu Münster. Die Bau- und Restaurierungsgeschichte einer spätgotischen Stadtkirche (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 18), Bonn 1989; Bielefeld: 750 Jahre Altstädter Nicolaigemeinde Bielefeld – Kirche mitten in der Stadt, hg. vom Presbyterium der Evangelischen Altstädter Nicolaikirchengemeinde Bielefeld, Bielefeld 1986 (dort Abbildungen).

gen zu den Werkstätten der Wiedenbrücker Schule aufzuzeigen.[61] Für Kirchenbau und -ausstattung im Gebiet der späteren Evangelischen Kirche von Westfalen spielt er um 1860 eine entscheidende Rolle, wie später in noch wesentlich stärkerem Maße sein Schüler Gerhardt August Fischer.

Der späte Kirchenbau ist jedoch nur ein Aspekt im Schaffen Christian Heydens, den ich mit Mahlberg folgendermaßen würdigen möchte: Heyden „kann als einer der vielseitigsten und produktivsten Architekten in der Nachfolge von Adolph von Vagedes gelten. Für die Aufgaben des frühindustriellen Aufbruchs in Preußen, bei dem die Wupperstädte eine führende Position einnahmen, waren Begabungen wie Heyden gefragt, die Aspekte des Baumanagements und Kenntnisse des Ingenieurwesens mit den traditionellen gestalterischen Disziplinen der Architektur zu verbinden wussten."[62] Wenn auch in Mahlbergs Werk eine Würdigung vorliegt, wären detailliertere Forschungen insbesondere zu Heydens Kirchenbau und der Neugotik wünschenswert, wozu dieser Beitrag weiteres Material liefert.

Nach seinem Tod wurde Heydens Schaffen durch die auch quantitativ rasante Entwicklung des Bauwesens sowie durch die Ablehnung historistischer Architektur im 20. Jahrhundert geradezu „überrollt". Es geriet – zu Unrecht – in Vergessenheit. Die erste Würdigung wurde Heyden vor sieben Jahren anlässlich seines 200. Geburtstages (wiederum in Gütersloh!) zuteil mit einem Symposion zu seinem Leben und Werk, vor allem aber mit der Benennung einer Straße und der Stiftung eines Preises. Denn hier befindet sich noch heute die Martin-Luther-Kirche, lebendig dank vielfältiger Nutzung, einer intensiven Stadtkirchenarbeit und eines regen Fördervereins – ein Bau, der vor 150 Jahren Aufsehen erregte, der als gotisch, würdig und elegant geschätzt wurde und der noch heute „der Gemeinde zur Ehre und Freude, der Stadt [und zu ergänzen: der westfälischen Kirchenlandschaft] aber zur Zierde gereicht".[63]

[61] Große Hovest, Benedikt/Heinrich, Marita: Die Wiedenbrücker Schule. Kunst und Kunsthandwerk des Historismus, Paderborn 1991; Große Hovest, Benedikt: Die Firma Becker-Brockhinke. Eine Altarbauwerkstatt des Historismus. Aachen 1998.

[62] Mahlberg (wie Anm. 5), S. 31.

[63] Reisebericht Stüler, 15.6.1860, LkA EKvW, 2–2067.

Wilfried Diekmann

Gen Bethel ziehen! Johannes Unsöld und die Anfänge Bethels in den Jahren 1867 bis 1876

Als Friedrich von Bodelschwingh im Januar 1872 die vor den Toren Bielefelds gelegene kleine Anstalt für männliche Epileptische übernahm, kam er in eine Institution, die auf Wachstum eingestellt war.[1] Das für Wohnzwecke ausgebaute Bauernhaus war für Bewohner und Personal längst zu klein geworden, und ein Neubau für einhundert Personen wuchs in die Höhe. Es gab weiterhin viele Anmeldungen, und es war abzusehen, dass auch diese Plätze nicht ausreichen würden.

Die Einrichtung war im Spätherbst 1867 eröffnet worden. Die bisherige Anstaltsleitung – Pastor Friedrich Simon, Lehrer Johannes Unsöld und Dr. Bernhard Tiemann – hatte in fast fünfjähriger Tätigkeit grundlegende Strukturen gelegt und der Anstalt eine pädagogische Ausrichtung gegeben. Diese wurde auch nicht aufgegeben, als neben bildungsfähigen epileptischen Kindern und Jugendlichen, anders als man erwartet hatte, auch viele ältere und schwerer behinderte Menschen kamen. Man hielt an dem Grundsatz fest, dass Erziehung „ein unabweisbares Bedürfnis"[2] sei. Hier zeigte sich der Einfluss des Pädagogen und Lehrers Johannes Unsöld.

Diese ersten gelungenen Anfänge und ihre Konzeption werden leicht übersehen, weil die übermächtige Gestaltungskraft Friedrich von Bodelschwinghs und ihr spezifisches Gepräge die Frühphase verdecken. Auch herrscht die Meinung, dass Bodelschwingh der Anstalt erst die angemessene Ausrichtung gegeben hätte. Er selbst hat diese Ansicht unterstützt, indem er in Distanz zu seinen Vorgängern ging und sich zum Beispiel zur Gestaltung des ersten großen Wohngebäudes sehr kritisch äußerte

1 Friedrich von Bodelschwingh d. Ä. (1831–1910) war Landwirt, Theologe und Sozialmanager. Aus einer westfälischen Adelsfamilie stammend, wandte er sich als Pastor zunächst armen deutschen Arbeiterfamilien in Paris zu, dann war er Pastor in Dellwig, übernahm 1872 als Vorsteher die Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta und die Epileptischenanstalt Bethel bei Bielefeld. Diese baute er zu einem großen Sozialwerk aus. Bodelschwingh versuchte, durch soziale Maßnahmen und politisches Handeln den durch Krankheit, Obdachlosigkeit, Sucht und schwere Lebensbedingungen in Not geratenen Menschen seiner Zeit zu helfen. Er war eine prägende Gestalt der evangelischen Diakonie. Vgl. Hans-Walter Schmuhl, Friedrich von Bodelschwingh, Hamburg 2005, S. 7-9.

2 Friedrich Simon, Erster Jahresbericht der westfälisch-rheinischen evangelischen Anstalt für Epileptische in Bielefeld, Bielefeld 1868, S. 13; vorhanden im Hauptarchiv der von Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel (HAB), Bielefeld, A 963.

und meinte, dieses sei „das Erbteil noch unreifer Grundsätze in der Pflege der Epileptischen."[3]

Richtig ist, dass er in der Zielsetzung der Anstaltsarbeit einen anderen Weg einschlug. Er gab der pädagogischen Orientierung eine religiös-pastorale geistliche Wendung. Dies hatte Auswirkungen auf die Anlage der Häuser, auf die Auswahl und Ausbildung des Personals und auf das innere Leben der Anstaltsgemeinde. Bodelschwinghs Modell hatte Erfolg und prägte etwa ein Jahrhundert lang die Betheler Anstalten. In einer Zeit nachlassender religiöser Verbindlichkeiten aber geriet die Einrichtung in eine tiefe Sinnkrise und zwang zu Neuorientierungen. Dabei wurden Grundsätze aufgegriffen, die schon von Unsöld in der Anfangszeit vertreten worden waren.

Johannes Unsöld war von Juni 1867 bis September 1876 – also über neun Jahre – als Inspektor am Aufbau der Anstalt beteiligt. In der ersten Periode von 1867 bis 1872 war er neben Pfarrer Simon in leitender Position maßgeblich an der Entwicklung beteiligt. In der zweiten Periode von 1872 bis 1876 aber konkurrierten seine und Bodelschwinghs Ansichten miteinander.

Diese Studie soll sich vor allem mit der Person Unsölds befassen, mit seinem Werdegang und dem Gedankengut der süddeutschen Heilpädagogik, das ihn prägte und auf das er seine Konzeption beim Aufbau der Anstalt gründete. Der Prozess der Anstaltsentwicklung in der ersten Phase soll besonders akzentuiert werden. In einem weiteren Teil wird auf die Zusammenarbeit mit Bodelschwingh und die sich daraus ergebenden Komplikationen eingegangen, die den Weggang des Inspektors beeinflussten.

Johannes Unsölds Werdegang

Familie und Herkunft

Johannes Unsöld wurde am 23. Januar 1843 in der kleinen Gemeinde Sontheim auf der Schwäbischen Alb geboren. Sein Vater Konrad Unsöld war Schneider und stammte aus einer im Ort alteingesessenen Handwerkerfamilie. Er war in zweiter Ehe verheiratet mit Anna Dehm, der Tochter des Totengräbers, die ihm in zwölfjähriger Ehe acht Kinder gebar, vier Jungen und vier Mädchen. Johannes war das sechste Kind der Familie. Als der Vater 1846 früh starb, stand die Mutter mit den vielen Kindern, von denen das älteste gerade zehn Jahre alt war, allein da. In dieser Notlage war es der Mutter eine Hilfe, dass einige der Kinder im Waisenhaus erzogen werden konnten. In den Sontheimer Kirchenakten

[3] Friedrich von Bodelschwingh d. Ä., Verwaltungsbericht 1885, Bielefeld, HAB, A 732.

ist notiert, dass die Söhne Jakob und Johannes in den Waisenhäusern Weingarten und Stuttgart konfirmiert wurden. Für die Kinder hatte diese Unterbringung auch Vorteile, denn damit war ihnen eine gute Schulbildung garantiert.

Im Stuttgarter Waisenhaus

Die Erfahrungen im Stuttgarter Waisenhaus waren prägend für das spätere Leben des Schülers Johannes Unsöld. Hier wurde er vorbereitet auf seinen Lebensberuf, hier kam er in Kontakt mit Lehrern, die ihm ein Vorbild waren.

Die beiden Waisenhäuser an den genannten Orten waren staatliche Einrichtungen, wobei in Stuttgart überwiegend evangelische Kinder erzogen wurden. Das Haus lag mitten in der Stadt und war 1710 nach dem Vorbild des von August Hermann Francke in Halle gegründeten Waisenhauses ins Leben gerufen worden.[4]

Abb. 1: Das Stuttgarter Waisenhaus um 1900
Aus: Eduard Lempp: Geschichte des Stuttgarter Waisenhauses 1710–1910. Stuttgart 1910, S. 89

[4] August Hermann Francke (1663–1727) war der Hauptvertreter des sogenannten Hallischen Pietismus. Francke übernahm 1694 die Pfarrstelle an der Georgenkirche in Glaucha bei Halle. Hier eröffnete er eine Armenschule und ein Waisenhaus, 1698 ein Pädagogium, das er zu einer großen Schul- und Bildungseinrichtung für mehr als 2.200 Schüler ausbaute. Zusätzlich gründete er Werkstätten und den berühmten Verlag des Waisenhauses. Von seinen Stiftungen gingen große Wirkungen auf das protestantische Bildungswesen aus. Vgl. Sträter, Udo, Art. Francke, August Hermann, in: Deutsche Biographische Enzyklopädie, 2. Ausgabe, Bd. 3, Einstein–Görner, München 2006, S. 444.

In der Regel wurden die Kinder mit sieben Jahren aufgenommen und verließen das Haus mit Beendigung der Schulpflicht, zumeist nach der Konfirmation. Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Waisenhausschule mit ihren vier Klassen in Stuttgart einen so guten Ruf, dass pro Klasse jeweils 25 Stadtschüler aufgenommen wurden.

Von 1840 bis 1857 war dem Waisenhaus eine eigene Lehrerbildungsanstalt angegliedert worden, danach bestand nur noch eine Präparanden-Ausbildung, die als zweijährige Vorstufe dem Lehrerseminar vorgeschaltet war.[5] Diese Ausbildungsstätten standen den besten Schülern des Hauses offen. 1858 konnten sich in Stuttgart acht Waisenzöglinge nach der Konfirmation auf Kosten der Anstalt als Präparanden für die Lehrerausbildung vorbereiten, darunter auch Johannes Unsöld. Dass die Präparanden besonders bevorzugt waren, belegt folgendes Zitat:

> *„Sie hatten alles frei, standen unter der Hausordnung des Waisenhauses, hatten eine bessere Kleidung, einen besonderen Tisch, bessere Kost, ein eigenes Arbeitszimmer, eigenen Pult und Kasten, besonderen Unterricht vom Oberlehrer. Nach Absolvierung der Anstalt kamen die Zöglinge nach einer Aufnahmeprüfung in ein staatliches Seminar, wo ihnen wiederum alles Nötige vom Waisenhaus beschafft wurde."*[6]

Der Staat hatte größtes Interesse daran, begabte Schüler für den Lehrerberuf zu gewinnen, und unterstützte deshalb dieses Vorhaben durch Erleichterung der Studienbedingungen.

Johannes Unsöld nutzte diese Chance, und er hatte zudem das Glück, auf Lehrer zu treffen, die ihn in seiner Entwicklung förderten. Von seinem Freund, Johannes Ziegler, dem späteren Leiter der Anstalten in Wilhelmsdorf, ist überliefert, dass Unsöld in Stuttgart von seinem Lehrer Beuttenmüller (1804–1866) eine sehr individuelle und prägende Erziehung bekommen hat.[7] Dieser Lehrer kam aus der Rettungshausarbeit,

[5] Die Präparandenanstalt stellte bis nach dem Ersten Weltkrieg die unterste Stufe der Volksschullehrer-Ausbildung dar. Sie bereitete auf den Besuch der Lehrerseminare vor und war oft mit Waisen- oder Rettungshäusern verbunden, um geeignete evangelische Schulamtskandidaten zu gewinnen. Diese Schulen bekamen die besten Lehrer und eröffneten so den Schülern durch fundierte Bildung bessere Möglichkeiten für das spätere Leben. Vgl. Hartmut Dietrich/Christl Schmidt-Holländer, Es begann mit dem Rettungshaus zu Schildesche, Bielefeld 1977, S. 23. – Erst 1919 machte die preußische Landesversammlung den Weg frei für Pädagogische Akademien und legte damit den Grund zu einer reformierten und einheitlichen akademischen Lehrerbildung. Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1914–1918, München 2003, S. 445.

[6] Eduard Lempp, Geschichte des Stuttgarter Waisenhauses 1710–1910, Stuttgart 1910, S. 121.

[7] Johannes Ziegler (1842–1907), geboren bei Schwäbisch Gmünd, absolvierte eine Lehrerausbildung in Nürtingen und bekam 1864 eine Lehrerstelle an der privaten Anstaltsschule in Wilhelmsdorf. Ab 1873 war er Direktor der Wilhelmsdorfer Anstalten, die später seinen Namen trugen. Er trat hervor durch zahlreiche Schriften über das Anstaltsleben. Vgl. Heinrich Gutbrod, Wilhelmsdorf 1824–1974, Wilhelmsdorf 1974, S. 50-52.

war zuständig für die Präparanden und offenbar ein bemerkenswerter Erzieher, wie eine andere Quelle belegt:

> *„Nach Präzeptor Küblers Tod wurde auf den 1. Mai 1843 Gustav Friedrich Beuttenmüller als Oberlehrer ans Waisenhaus berufen. Er war in Kirchheim am 2. Januar 1804 geboren und hatte besonders in Beuggen bei Zeller in fünfjährigem Dienst die bestimmenden Eindrücke seines Lebens und die Kunst zu lehren und zu dienen empfangen. Er war ein tief religiöser Mann von ungeheuchelter Frömmigkeit, voll herzlicher, uneigennütziger Liebe gegen die Kinder, aber auch von ernster Strenge gegen ihre Unarten."*[8]

So eröffnete das Waisenhaus dem jungen Mann Johannes Unsöld die Möglichkeit, seine berufliche Laufbahn vorzubereiten und einen Beruf zu ergreifen, der über den Rahmen seiner Herkunftsfamilie hinausging und für ihn einen sozialen Aufstieg bedeutete.

Auf dem Lehrerseminar in Nürtingen

Als 17-jähriger ging Johannes Unsöld im Mai 1859 nach Nürtingen und besuchte dort bis 1861 das Lehrerseminar. Diese Stadt mit etwa 4500 Einwohnern, nicht weit von Stuttgart entfernt und malerisch vor der Kulisse der Schwäbischen Alb gelegen, war ein Ort mit langer Geschichte. Seit 1843 gab es dort ein evangelisches Lehrerseminar, das einen guten Ruf im Lande hatte. Das hing mit der Person ihres Rektors Theodor Eisenlohr zusammen, der das Tübinger Stift besucht hatte, Pfarrer wurde und zum Oberschulinspektor aufgestiegen war.[9] In dieser Funktion war er konfrontiert mit den Nöten des einfachen Volkes, mit Armut, Krankheit und Kinderbettelei. Abhilfe sah er in einer ordentlichen Erziehung und Bildung durch die Volksschule. Dafür setzte er sich ein.[10]

[8] Lempp (wie Anm. 6), S. 109.

[9] Das Tübinger Stift ist eine 1536 nach der Reformation gegründete Studienanstalt zur Ausbildung evangelischer Pfarrer. Aus ihr sind bedeutende Theologen und Philosophen hervorgegangen. Vgl. die Online-Ressource des Evangelischen Stifts Tübingen: http://www.evstift.de.

[10] Eisenlohr (1805–1869) war unermüdlich für die Modernisierung der Volksschulbildung tätig, gründete einen Volkschulverein, veröffentlichte Denkschriften, schuf Wohltätigkeitsvereine und Hilfskassen. Er war Abgeordneter im Landtag und wurde 1848 in die Deutsche Nationalversammlung gewählt. Sein Eintreten für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Armen brachte ihn zeitweilig in den Ruf, Anhänger der demokratischen Freiheitsbewegung zu sein. Dennoch wurde er 1865 zum Oberschulrat ernannt. In dieser Position hat er sich besondere Verdienste um die Verbesserung von Bildung und gesellschaftlicher Stellung der Lehrer erworben. Vgl. Heinrich Stolch, Die Bedeutung des Oberschulrats und Seminardirektors Dr. Theodor Eisenlohr für die Entwicklung des württembergischen Volksschulwesens, Tübingen 1929, S. 5.

Abb. 2: Theodor Eisenlohr (1805–1869),
Direktor des Lehrerseminars in Nürtingen.
Aus: http://www.tes-nuertingen.de/frames/index.htm
(Stand 25.05.2011, 11:49)

Dem Nürtinger Lehrerseminar war eine Taubstummenschule angegliedert, weil zu jener Zeit gehörlose Kinder in ihren Heimatorten an Normalschulen unterrichtet wurden und deshalb Lehrer auf die besondere Unterrichtsmethodik vorbereitet sein mussten. So erhielt Unsöld eine doppelte Qualifikation, eine Volksschul- und eine Taubstummenlehrerausbildung. Der Seminarstundenplan umfasste 44 bis 46 Stunden wöchentlich. Das waren sieben volle Stunden Unterricht täglich, dazu drei bis vier Stunden Selbststudium. Hinzu kam noch eine Lektion Choralsingen am Sonntag. Der umfangreiche Stundenplan erinnert an den einer umfassenden Allgemeinbildung und war breit gefächert bis in den musi-

schen Bereich hinein, aber ohne Fremdsprache. Immerhin gab es die Fächer Pädagogik und Praktische Methodik.[11]

Über Unsölds Leben im Seminar sind einige Begebenheiten bekannt, die aus der Feder seines Freundes Johannes Ziegler stammen, der mit ihm zur gleichen Zeit die Ausbildung absolvierte. Johannes Ziegler lernte den jungen Unsöld im Seminar als stillen, arbeitsamen und gläubigen Menschen kennen. Zwischen beiden entwickelte sich eine tiefe Gemeinschaft, deren Beginn genau zu datieren ist. Bei einem Unwetter während eines Ausflugs fanden sie dicht beieinander Schutz und entdeckten ihre „Seelenverwandschaft". Zieglers Biograph Gauger schrieb über dieses Ereignis:

> *„Für Ziegler bedeutete dieser 13. Juni 1859 nicht weniger als eine Wendung in seinem inneren Leben. Das erste Herzensgebet fand also buchstäbliche Erhörung. Und er trat sofort in eine Gebetsgemeinschaft. Er fand einen treuen Freund, und dieses Freundes bediente sich auch der Vater im Himmel wenige Jahre später, um ihn nach Wilhelmsdorf zu ziehen."*[12]

Unsöld zeigte sich wenig erfreut, als Ziegler diese Begebenheit später in den Wilhelmsdorfer Blättern veröffentlichte, weil es ihm unangenehm war, persönliche Dinge nach außen zu tragen. Dieser Bericht ist eines der wenigen originären Zeugnisse aus Unsölds Seminarzeit.

Das Seminarleben war für die jungen Leute streng geregelt, und das Essen war einfach. Wenn im Sommer der Unterricht um 4.45 Uhr begann, wurden bis zum Frühstück zwei Lektionen gehalten. Im Winter stand man erst um 5 Uhr auf, und es gab nur eine Lektion. Das Frühstück bestand aus Wasser- und Rahmsuppe oder aus der nur im Schwäbischen bekannten „Riebelessuppe". Mittags gab es dasselbe und „zwischendurch als Vesper den Konviktsspeidel, den vierten Teil eines Brotlaibs."[13] Nach einer kurzen Pause ging der Unterricht um 13.00 Uhr weiter bis zum Abend. Von 18.15 Uhr bis 19.30 Uhr war freier Ausgang, Baden und Turnen. Im Mai und Oktober gab es je drei Wochen Ferien.
Theodor Eisenlohr vertrat im Seminar das Fach Religion, und er wurde als strenger Rektor beschrieben:

> *„Sommers wie Winters hielt er die erste Frühlektion; er leuchtete seinen Mitlehrern und seinen Schülern in allem voran. Gerecht und billig, treu im kleinen, scharf beobachtend, aber schwer von einer vor gefassten Meinung abzubringen, war er doch der Mann, an dem alle mit Respekt empor sahen".*[14]

[11] Der Stundenplan umfasste Fächer der Allgemeinbildung (Religion, Deutsche Sprache mit Stilübung, Analyse und Lesen, Geschichte, Geographie, Raumlehre, Naturkunde, Singen, Instrumentalmusik, Zeichnen, Rechtschreiben) und der spezifischen Berufsausbildung (Pädagogik, Praktische Methodik, Schulbesuch) sowie Zusatzfächer wie Klavier und Orgel, Harmonielehre. Vgl. a.a.O., S. 104.

[12] Joseph Gauger, Direktor Johannes Ziegler – Ein Erzieher von Gottes Gnaden, Wilhelmsdorf 1910, S. 29.

[13] A.a.O., S. 36.

[14] Ebd.

Aus dem Nürtinger Seminar sind zahlreiche Lehrer hervorgegangen, die später in der Behindertenarbeit tätig waren, so Carl Barthold[15] als Inspektor in Hephata (Mönchengladbach), Johannes Vatter[16] als Direktor der Frankfurter Taubstummenanstalt, Christian Friedrich Kölle, seit 1866 Leiter der Epileptischen-Abteilung in Stetten und danach Direktor der ersten Schweizer Einrichtung für Schwachsinnige und Epileptiker in Zürich, und ebenso Johannes Unsöld.

[15] Carl Barthold (1829–1904) besuchte als einer der ersten Kandidaten das Lehrerseminar in Nürtingen und wurde von Direktor Eisenlohr in die Heil- und Pflegeanstalt für geistig behinderte Kinder nach Winterbach geschickt, die der Pädagoge Landenberger – sein späterer Schwager – leitete. 1858 übernahm er in Mönchengladbach die Aufgabe, eine Heimstätte für schwachbegabte Kinder ins Leben zu rufen. Daraus entwickelte sich die Einrichtung „Hephata" für bildungsschwache Kinder, die er mit seiner Frau 46 Jahre lang leitete. Als Pädagoge wurde er wegweisend für die Arbeit mit geistig behinderten Kindern in Deutschland. Vgl. Hans-Günter Heimbrock, Veränderung statt Bewahrung, in: Diakonie 1984, S. 222f.

[16] Johannes Vatter (1842–1916), Taubstummenlehrer und Direktor der Frankfurter Taubstummenanstalt. Im Methodenstreit der Gehörlosen-Bildung – Gebärdensprache, Schriftsprache oder Lautsprache – war Vatter ein konsequenter Vertreter der Lautsprache. In unzähligen Vorträgen trat er für die Vorzüge dieser Methode ein. Vgl. die Online-Ressource der Johannes-Vatter-Schule (2011): http://www.vatter-schule.de.

Nach Abschluss des Lehrerseminars fand Unsöld vorübergehend Verwendung auf einigen Stellen, ging dann 1861 in die oberschwäbische Brüdergemeinde Wilhelmsdorf.

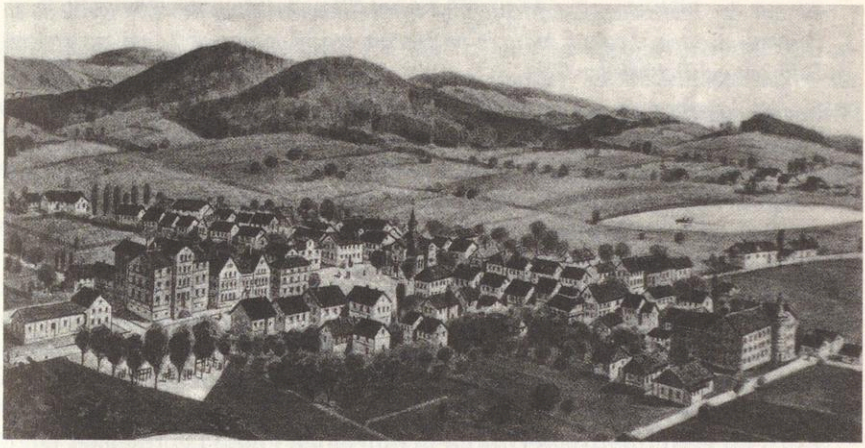


Abb. 3: Der Ort Wilhelmsdorf 1881
Aus: Gutbrod (wie Anm. 7), S. 51

Er bekam dort eine Anstellung als Lehrer an der kleinen Taubstummenanstalt, die 1837 von Friedrich Wilhelm Oßwald[17] gegründet worden war. Einige Jahre zuvor hatte man hier mehr zufällig als geplant ein Knabeninstitut angegliedert, weil zu jener Zeit Familien aus der französischen Schweiz ihre Kinder gern zur Ausbildung nach Deutschland schickten. Später folgten vor allem Kinder pietistischer Familien aus dem Rheinland. Da Oßwald die Arbeitslast beider Einrichtungen nicht mehr allein tragen konnte, wurde Unsöld als weiterer Lehrer angestellt. Etwa 50 Kinder waren zu unterrichten und zu betreuen, darunter die Hälfte taubstumm. Die Kinder waren in einem der für Wilhelmsdorf typischen einstöckigen Gebäude untergebracht, das noch aus den Gründungszeiten

[17] Friedrich Wilhelm Oßwald (1818–1889) war seit 1837 Leiter der Taubstummenanstalt in Wilhelmsdorf, ab 1857 auch Leiter des Knabeninstituts. Ausgebildet wurde er am Taubstummen- und Blindeninstitut in Gmünd. Vgl. Gutbrod (wie Anm. 7), S. 48-50.

der Gemeinde stammte. Oßwalds Arbeit an den taubstummen Kindern war anerkannt. Sein Ziel war es,

> *„sämtliche bildungsfähigen Zöglinge mit der Hilfe Gottes dahin zu bringen, dass sie in deutlicher Rede sich mit jedermann verständigen, ihre Gedanken schriftlich darstellen und ein in kindlicher und fasslicher Sprache geschriebenes Buch lesen können; ferner dass sie im Schönschreiben, Zeichnen, Rechnen, in der Kunde der Natur, der Erde und anderem die nötige Fertigkeit erlangen, und vor allem, dass sie mit der Biblischen Geschichte und den Heilswahrheiten des Evangeliums so vertraut werden, dass sie dadurch im Herzen ergriffen, erneuert und zur ewigen Seligkeit geleitet werden."*[18]

Hinter diesen Sätzen ist die Lehrmethode des Gmünder Taubstummen-Instituts zu erkennen, an dem Oßwald eine Zeit lang unter Pfarrer Viktor August Jäger[19] tätig gewesen war. Am Gmünder Institut wurde Wert auf das Erlernen der Schrift- und Tonsprache als Grundlage der sozialen Integration gelegt. Weitere Schwerpunkte waren Technologie, Naturlehre und Geographie, aber auch Zeichnen, Rechnen und Religion. Daneben gab es Industrieunterricht. Hier lernten die Zöglinge „das Verfertigen von Schuhen aus Tuchenden, Flechten von Fussböden aus Stroh sowie Uhrbänderflechten und Beutelhäkeln."[20] Oßwald war für seine Arbeit also gut vorgebildet und wird in Wilhelmsdorf in ähnlicher Weise Unterricht gehalten haben.

Es ist zu vermuten, dass Unsöld in ihm einen guten Lehrmeister fand, der ihm half, die im Nürtinger Seminar erworbenen theoretischen Kenntnisse durch praktische Erfahrung zu vertiefen.

Diese praktische Erfahrung war bestimmt durch das Zusammenleben mit unterschiedlichen, auch schwerer behinderten Menschen, die in der Anstalt lebten. Neben normalen Taubstummen gab es auch solche, die körperlich behindert und geistig schwach, beinahe bildungsunfähig waren. Wie schwer dies für einen Neuankömmling war, beschrieb Johannes Ziegler, als er 1864 auf Unsölds Anregung hin ebenfalls nach Wilhelmsdorf kam:

> *„Als mich mein Freund Unsöld abholte und wir in Wilhelmsdorf einzogen, bekam ich freilich andere Gedanken; es wollte mich reuen, dass ich in den göttlichen Rat eingewilligt habe. Die erste Person nämlich, die mir beim Einzug in Wilhelmsdorf begegnete, war der schwachsinnige 18jährige Hannele. Er konnte nur zwei Ausdrücke sagen: [,]Gut Nacht, schlaf wohl![']* und *[,]Halb sechse![']. Andere Worte kamen nie über seinen Mund. Dieser blöde Mensch reichte mir auf der Straße seine harzige linke Hand zum Gruß (er hatte Tannenholz gesägt), und*

[18] Zieglersche Anstalten e. V., Wie's anfing, Wilhelmsdorf 1992, S. 21.

[19] Viktor August Jäger (1794–1864), war Stadtpfarrer in Gmünd, Vorstand am Königlich-Württembergischen Taubstummen- und Blinden-Institut sowie Herausgeber einer vierbändigen Anleitung zum Unterricht taubstummer Kinder. Vgl. Gertrud Wyrsch-Ineichen, Ignaz Scherr und das Normal-, Taubstummen- und Blindenwesen seiner Zeit bis 1832, Freienbach 1986, S. 205.

[20] A.a.O., S. 173.

als mein Freund ihn heimgehen hieß, ließ er meine Hand los, sprang davon und rief blödsinnig lachend: [,]Gut Nacht, schlaf wohl! Gut Nacht, schlaf wohl![']
Das also war der Anfang, und nun kamen die anderen; die blödesten Zöglinge waren als die neugierigsten natürlich die vordersten. Ein Kopf war größer und unförmiger als der andere. Ich hätte davonlaufen oder in den Boden sinken mögen. Daß ich soweit unten anfangen müsste, das hätte ich mir allerdings nicht gedacht. Nun aber kam Oßwald, ruhig und ehrwürdig, und hieß mich im Namen Gottes unter seinem Dache willkommen."[21]

Johannes Ziegler nahm 1864 die neben Unsöld freigewordene Lehrerstelle an und blieb für immer in Wilhelmsdorf. Er übernahm 1873 die Gesamtleitung der beiden Anstalten, die Taubstummenanstalt und das Knabeninstitut, und baute diese und die anderen Ansiedlungen in rastloser Tätigkeit zu einem großen diakonischen Werk aus. Diese sozialen Initiativen festigten die wirtschaftlichen und kulturellen Grundlagen der Gemeinde.[22]

Als Unsöld 1861 nach Wilhelmsdorf gekommen war, hatte die Gemeinde noch keine 500 Einwohner. Die kreuzförmige Anlage des Ortes um den Mittelpunkt des Betsaales war charakteristisch für die christliche Ausrichtung der in ihm lebenden Menschen. Alle Straßen sollten auf die Kirche zulaufen – und zwar so, dass sie miteinander ein Kreuz bildeten, so dass von der Kirche aus alle Bewegungen im Ort ausgingen. In den angrenzenden Straßen um den Betsaal herum lagen Wohnhäuser und Werkstätten und als soziale Einrichtungen die Gemeindeschule, die beiden Rettungshäuser für Jungen und Mädchen, die Taubstummenanstalt mit Knabeninstitut und das Töchterinstitut. Eine Besonderheit, die sich in Wilhelmsdorf zu jener Zeit herauszubilden begann, war die Bezeichnung der Häuser mit biblischen Namen. Die aus der Herrnhuter Tradition stammende Praxis, sich für den Tag und für wichtige Entscheidungen des Lebens an den Losungen zu orientieren, wurde auch in Wilhelmsdorf gepflegt. Es gibt viele Beispiele dafür. Johannes Ziegler berichtete zum Beispiel, dass die Entscheidung über die Weiterführung der Taub-

21 Johannes Ziegler, Wilhelmsdorf. Ein Königskind, Wilhelmsdorf 1929, S. 156.

22 1824 hatte der württembergische König Friedrich I. den Korntaler Pietisten eine weitere Ansiedlung in der moorigen und für Landwirtschaft völlig ungeeigneten Gegend des Pfrungener Riedes gestattet. Im Streit mit der rationalistisch orientierten evangelischen Landeskirche versuchten damals viele Gläubige, das Land Richtung Russland oder Amerika zu verlassen. Der König, bemüht, diesen Aderlass zu mildern, erlaubte den pietistischen Gläubigen, sich zunächst im Rittergut Korntal, dann auch im Pfrungener Ried niederzulassen, um dort nach eigenen religiösen Vorstellungen zu leben. Die Ansiedlung im Ried, bald Wilhelmsdorf genannt, war schwierig, weil die Bauern keine Spezialisten für Bodenentwässerung waren und das Klima zu rau war. Zum anderen erwies sich die christlich-kollektivistische Organisation des Gemeinwesens, das Solidarium, das auf dem Gleichheitsprinzip beruhte, für die Entwicklung nicht günstig, weil die Eigeninitiative erlahmte. Ab 1850 wurden daher diese Verhältnisse geändert: Besitz wurde persönliches Eigentum, Gewerbe konnte eigenständig betrieben werden, die Gemeinde wurde selbständig und entwickelte sich. Vgl. Gutbrod (wie Anm. 18), S. 8-25.

stummenanstalt durch die Weisung der Losung (Psalm 91,1) als Gottes Fingerzeig herbeigeführt wurde. Dort hieß es:

„[,]Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt, der spricht zu dem Herren: Meine Zuversicht und meine Burg, mein Gott auf den ich hoffe. (...)[‘] Als wir im Laufe der Zeit haben wachsen dürfen, haben wir zum Andenken an die barmherzige Tat unseres Gottes unsere Häuser nach dem Spruch benannt, der uns so viel bedeutete. Im Schirm und Schatten wohnen derzeit Pfleglinge und Lehrer der Taubstummenanstalten, im Höchsten sind die Wohnungen und die 14 Schulklassen der schulpflichtigen Taubstummen. Die Zuversicht ist in Krankheitsfällen Krankenhaus[,] und die Burg ist der Mittelpunkt für das Knabeninstitut geworden.“[23]

[23] Ziegler (wie Anm. 21), S. 162.

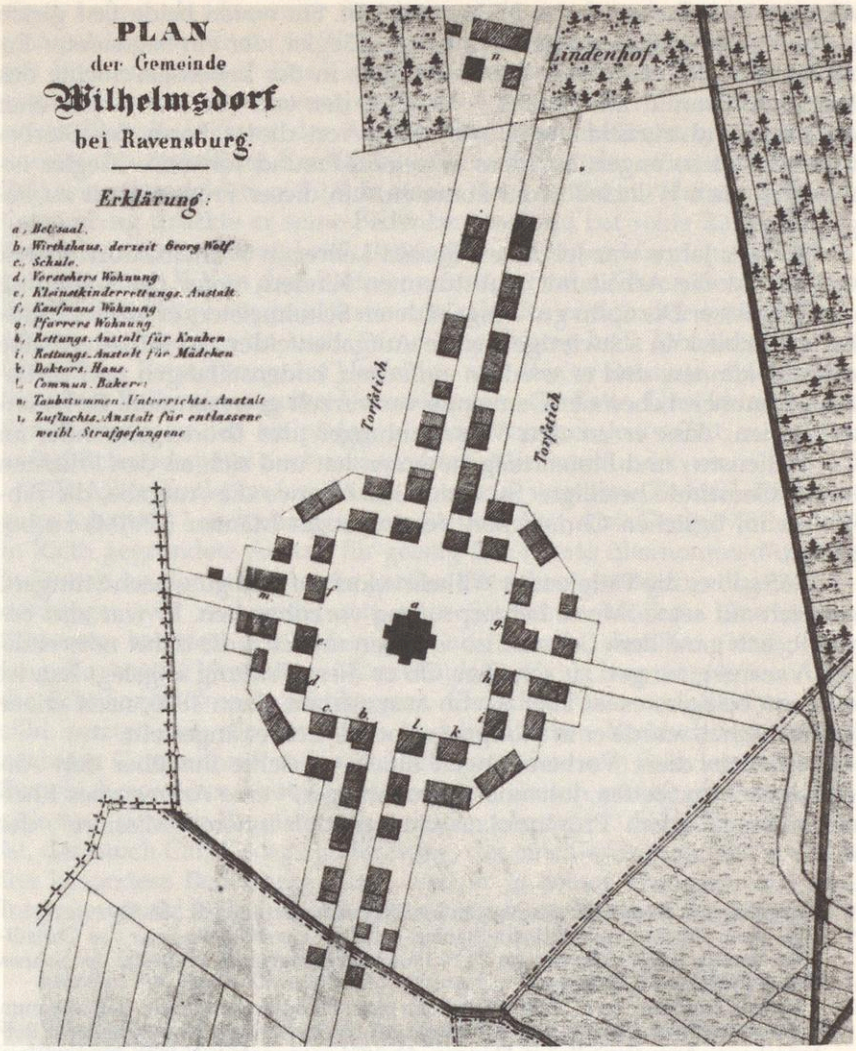


Abb. 4: Plan der Gemeinde Wilhelmsdorf, ca. 1860
Aus: Gutbrod (wie Anm. 7), S. 36

Diese Tradition konnte Unsöld später in Bethel weiterführen. Einer weiteren Besonderheit sollte er in Wilhelmsdorf begegnen, die ihn tief beeindruckte. In den pietistischen Gemeinschaften wurde eine ausgeprägte Sterbefrömmigkeit gepflegt. Der Tod war die Feier, die in die Nähe Jesu führte. Johannes Unsöld hatte in Wilhelmsdorf das Sterben der 19-jährigen Wilhelmine Thumm (1844–1863), der Tochter des Schulmeisters und

Anstaltsvorstehers, aus der Nähe miterlebt. Sie waren beide fast gleich alt und werden sich gut gekannt haben. Ziegler, der ein begnadeter Erzähler war, dokumentierte dieses Ereignis in der Lebensgeschichte des Friedrich Thumm ausführlich.[24] Unsöld, der von seiner Art her eher nüchtern und zurückhaltend war, wird von dieser Form der Sterbefrömmigkeit so angerührt, dass er seinen Freund Johannes Ziegler ermuntert, nach Wilhelsdorf zu kommen, um dieser Frömmigkeit zu begegnen.

Für vier Jahre war Johannes Unsöld Lehrer in Wilhelmsdorf. Er hat sehr direkt die Arbeit mit taubstummen Kindern unter der Anleitung eines in dieser Disziplin gut ausgebildeten Schulmeisters erfahren. Dabei hat er Einblick in schwierige soziale Aufgabenfelder aus nächster Nähe nehmen können, und er wird im einfachen, bodenständigen und pietistisch frommen Leben der Gemeinde verwurzelt gewesen sein. Es ist anzunehmen, dass er an den Versammlungen der Brüdergemeinde, an Gottesdiensten und Festen teilgenommen hat und sich an den Pflichten in der Gemeinde beteiligte. So übernahm er etwa die Aufgabe, die Bibliothek im örtlichen Christlichen Verein Junger Männer (CVJM) zu betreuen.[25]

1865 gab er die Tätigkeit in Wilhelmsdorf auf und ging nach Stuttgart, um sich auf seine zweite Lehrerprüfung vorzubereiten. Er war also bestrebt, sich ganz dem Lehramt zu widmen und sich die dafür notwendigen Voraussetzungen zu schaffen. Ob er diese Prüfung abgelegt hat, ist nicht zu belegen, es ist aber davon auszugehen, denn 1876, nach seiner Zeit in Bethel, wurde er in Stuttgart sofort als Lehrer angestellt.

Mitten in diese Vorbereitungen hinein erreichte ihn über den Anstaltsleiter von Stetten, Johannes Landenberger,[26] eine Anfrage des Rheinisch-Westfälischen Provinzialausschusses der Inneren Mission,[27] der

[24] Vgl. Johannes Ziegler, Ein Sieg in Christo, Wilhelmsdorf 1895, S. 335-339.

[25] Vgl. einen Vortrag von Wilhelm Stäbler, gehalten zur 100-Jahr-Feier des Christlichen Vereins Junger Männer am 18.10.1964 in Wilhelmsdorf, im Besitz des Sohnes Theophil Stäbler, Bielefeld.

[26] Johannes Landenberger (1818–1880), Sohn einer Handwerkerfamilie, ließ sich zum Lehrer ausbilden. Danach war er Lehrer und Hausvater am neu gegründeten Rettungshaus „Augustenhilfe" in Ebingen. Ab 1851 war er als Lehrer in der von dem Arzt Georg Friedrich Müller 1849 in Ried gegründeten „Heil- und Pflegeanstalt für schwachsinnige Kinder" tätig, die inzwischen nach Winterbach umgesiedelt war. 1860 übernahm er die Gesamtleitung, 1863 erfolgten der Umzug nach Stetten/Remstal und eine Neuorganisation der Anstalt. 1866 wurde eine Zweiganstalt für epilepsiekranke Menschen errichtet. Vgl. Udo Trichtinger, Johannes Landenberger. Ein Heilpädagoge der ersten Stunde, in: Stettener Beiträge, Stetten 1994, S. 2-10.

[27] Die Einrichtungen und Vereine der christlichen Liebestätigkeit in der preußischen Rheinprovinz schlossen sich am 27. Juni 1849 zum Rheinischen (später Rheinisch-westfälischen) Provinzialausschuss für Innere Mission zusammen. Die Geschäftsstelle befand sich seit 1851 in Langenberg. Zum Vorstand gehörten die Seidenfabrikanten Feldhoff, Wilhelm und Eduard Colsmann (1812–1876), Hauptmann Gustav Hermann und andere, die zum Kreis der rheinischen Erweckungsbewegung gehörten und ihre soziale Verantwortung für Arme und Arbeiterfamilien er-

einen Lehrer als Hausvater für eine neu zu errichtende Einrichtung für epilepsiekranke Kinder in Westfalen suchte. Warum gerade einen Mann aus Süddeutschland? Das Gründungskomitee in Bielefeld hätte gerne einen Mann aus dem Ravensberger Land gehabt, aber Franz Balke, Pfarrer in Rheydt, Initiator der Anstalt Hephata in Mönchengladbach und Berater des Bielefelder Komitees, traute offenbar der störrischen Mentalität seiner Landsleute nicht.[28] In einem Brief an Gustav Herrmann[29] nach Langenberg drückte er seine Bedenken aus und bat seine Ravensberger Freunde, „die Engherzigkeit" abzulegen und einen Mann aus Württemberg zu holen.[30] Von dort hatte er schon vor zehn Jahren den Inspektor Barthold für Hephata gewonnen, nun erhoffte er sich eine erneute Empfehlung und bekam sie auch. Diese Empfehlung hieß: Johannes Unsöld! Die nähere Betrachtung des Umfeldes, aus dem er stammte, macht deutlich, dass Balke einen guten Vorschlag gemacht hatte. Unsöld hatte enge Beziehungen zu den heilpädagogischen Pionieren jener Zeit, mit denen er fachlich und später auch verwandtschaftlich verbunden war.

Ein Mittelpunkt im familiären Netzwerk war ohne Zweifel der Pädagoge Johannes Landenberger, der die von dem Arzt Georg Müller 1849 in Rieth gegründete Anstalt für geistig Behinderte übernommen und sie in Stetten im Remstal zu einer großen Einrichtung ausgebaut hatte. Landenberger war verheiratet mit einer Schwester Müllers. Eine andere Schwester heiratete den Pädagogen Carl Barthold, der über vierzig Jahre lang die Anstalt Hephata in Mönchengladbach als Inspektor leitete. Über die Schwiegersöhne Landenbergers, Christian Kölle und Johannes Unsöld, setzten sich die familiären und beruflichen Verbindungen in der nächsten Generation fort. Unsöld bekannte, dass sein Schwiegervater für ihn ein besonderes Vorbild gewesen sei, dessen pädagogische Grundsätze er „sich mit Begeisterung zu eigen gemacht"[31] habe. Zu vermuten ist, dass auch Carl Georg Haldenwang, der eine Generation älter war, für ihn besondere Bedeutung hatte, weil er in seiner Pfarrgemeinde eine Internatsschule für schwachbegabte Kinder einrichtete.[32] So etwas hatte

kannten. Vgl. Martin Gerhardt, Ein Jahrhundert Innere Mission, Gütersloh 1948, S. 146.

28 Vgl. Martin Gerhardt, Friedrich von Bodelschwingh. 1. Bd.: Werden und Reifen, Bielefeld 1950, S. 505.

29 Gustav Herrmann war Mitglied im Rheinisch-westfälischen Provinzialausschuss für Innere Mission mit Sitz in Langenberg/Rheinland; a.a.O., S. 500.

30 A.a.O., S. 507.

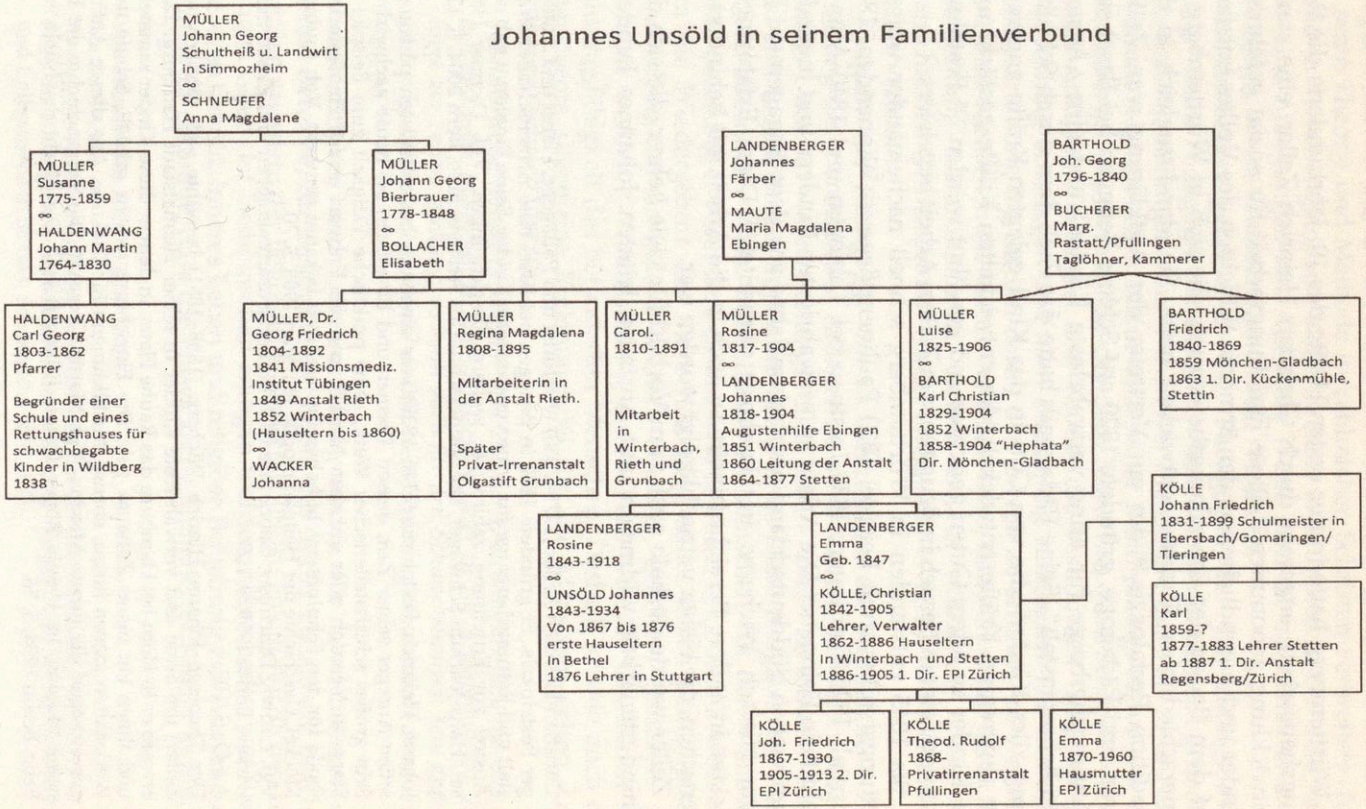
31 Johannes Unsöld, Erinnerungen, 1907, S. 1. HAB, DIU Nr. 1.

32 Carl Georg Haldenwang (1803–1862) wurde in Simmozheim geboren, wo sein Vater Rektor der Dorfschule und Bürgermeister war. Er studierte am Tübinger Stift Theologie und übernahm die Pfarrstelle in Wildberg/Schwarzwald. Das soziale Elend in seiner Gemeinde zwang ihn zum Handeln. Er gründete eine Ausbildungsstätte für Lehrer und schuf Werkstätten für arbeitslose Jugendliche. Für die schwachbegabten Kinder richtete er eine Internatsschule ein. Vgl. Theodor Dierlamm, Der Anfang. Carl Georg Haldenwang im Beziehungsgeflecht der Gründerzeit, in: Walter Dreher (Hg.), Geistigbehindertenpädagogik vom Menschen aus. Festschrift für Theodor Hofmann, Gütersloh 1990, S. 13-16.

es noch nie zuvor gegeben. So war der junge Lehrer Johannes Unsöld in seiner Familie von Menschen umgeben, die auf dem Gebiet der sich gerade entwickelnden Heilpädagogik Pioniere waren.

S. rechts:
Abb. 5: Johannes Unsöld in seinem Familienverbund.
Nach Theodor Dierlamm, Archiv Diakonie Stetten.

Johannes Unsöld in seinem Familienverbund



In Württemberg hatte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Rettungshausarbeit, angeregt durch Christian Heinrich Zeller, eine starke Entwicklung genommen.[33] Diese Erziehungsarbeit für sozial gefährdete Kinder und Jugendliche aus den ärmeren Schichten des Volkes entstand auf dem Boden der Erweckungsbewegung, die sich in Württemberg in unterschiedlichen Facetten entwickelt hatte. Sie stand zugleich in der Tradition Pestalozzis,[34] der ein Vertreter der Aufklärung war. Zeller, Jurist und Pädagoge, gründete 1820 auf Schloss Beuggen bei Basel eine „Rettungsherberge für arme verwahrloste Kinder" und eine „Armenschullehreranstalt". Seine Pädagogik hatte das Ziel, dass durch Schulbildung aller Kinder „die von Gott in das Kind gelegten Kräfte angeregt, die angeregten Kräfte entwickelt, die entwickelten Kräfte gestärkt und die Kinder zu allem Guten gerichtet und gewöhnt werden."[35] Pestalozzi war nach einem Besuch in Beuggen von Zellers Arbeit begeistert.

Bis 1845 entstanden in Württemberg schnell nacheinander weitere Rettungshäuser, zum Beispiel 1823 Paulinenpflege in Winnenden, 1823 Korntal, 1825 Tuttlingen, 1839 Lustnau bei Tübingen und 1840 Augustenhilfe in Ebingen.[36] Die Arbeit an verwahrlosten Kindern und Jugendlichen war in Süddeutschland also schon Jahre vor dem Engagement Johann Hinrich Wicherns in Hamburg verbreitet.[37] Diese Erfahrungen wirkten in andere Bereiche hinein, so auch in die Arbeit mit behinderten Menschen, die bisher vernachlässigt worden war.

Zeller wurde deshalb auch zum Vorbild für viele Lehrer, die sich der Behindertenarbeit widmeten und Anstalten leiteten. Johannes Landen-

33 Christian Heinrich Zeller (1779–1860) war Jurist und Pädagoge, Pietist und Anhänger Pestalozzis. Er gründete 1820 in Beuggen bei Basel eine Armenschullehreranstalt und Rettungsherberge für arme verwahrloste Kinder. Seine Pioniertat gab den Anstoß zur Errichtung zahlreicher weiterer Einrichtungen. Vgl. Dagmar Hänsel/Hans-Joachim Schwager, Die Sonderschule als Armenschule, Bern 2004, S. 128-132.

34 Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827) war einer der bedeutendsten pädagogischen Anreger seiner Zeit, dessen Themen und Einsichten bis heute nachwirken. Sein großes schriftstellerisches Werk, seine praktische Tätigkeit zum Beispiel in Stans, in Yverdon oder auf dem Neuhof und der Entwurf seiner Elementarmethode für den Schulunterricht haben ihn weltweit bekannt gemacht. Vgl. Andreas Möckel, Geschichte der Heilpädagogik, Stuttgart 1988, S. 70.

35 Vgl. Ludwig Dinzinger, Georg Friedrich Müller: Zusammenleben und Zusammenwirken, Berlin 1999, S. 109.

36 A.a.O., S. 107.

37 Der Theologe Johann Hinrich Wichern (1808–1881) bemühte sich (ähnlich wie Zeller) um arme und verwahrloste Kinder in seiner Heimatstadt Hamburg. 1833 erwarb er in Horn bei Hamburg das Rauhe Haus, in dem er diese Kinder sammelte und ihnen ein neues Zuhause gab. Die Einrichtung wuchs schnell, Schule und Werkstätten kamen hinzu, ebenso Ausbildungen für Diakone. Aus diesen Anfängen entstand die Innere Mission. Vgl. Martin Greschat, Die Vorgeschichte der Inneren Mission, in: Ursula Röper/Carola Jülling (Hgg.), Die Macht der Nächstenliebe, Berlin 1998, S. 56.

berger in Stetten gehörte zu ihnen und entwickelte großen Einfluss, weil er seine Theorie und Methode in zahlreichen Schriften verbreitete. Barthold in Mönchengladbach, Kölle in Basel und Unsöld in Bielefeld setzten seine Anregungen um. Auf diese Weise kam die süddeutsche Heilpädagogik bis ins Rheinland und nach Westfalen.

Landenberger gehörte zu den Pädagogen der Erweckungsbewegung.[38] Seine Pädagogik hatte einen christlichen Sinnbezug und gründete sich auf Vorstellungen vom Wesen des Menschen, das von zwei Polen bestimmt sei, von seiner Natur und seiner Bestimmung. Natur war für Landenberger die Gesamtheit der dem Menschen vom Schöpfer verliehenen Anlagen, Vermögen und Kräfte, die bestimmten Gesetzen der Entwicklung unterlagen und nach Betätigung verlangten. Die menschliche Bestimmung lag für ihn darin, den Zweck zu erfüllen, zu welchem Gott dem Menschen die Natur verliehen habe, nämlich seiner zeitlichen Bestimmung nachzukommen, indem er ein nützliches Glied der menschlichen Gemeinschaft würde, und seiner ewigen, indem er Gottes Gnade vertraue.

Aufgabe der Pädagogik war es demzufolge, die bestmögliche Entwicklung der menschlichen Anlagen zu unterstützen, zu fördern und zu „heben", um ein verantwortungsvolles Leben führen zu können. Darin war sich Landenberger mit Zeller völlig einig. Diese Aufgabe nun stellte sich in besonderer Weise bei behinderten Menschen, für deren Bildung und Förderung er besonders eintrat. Wie es in der religiösen Erweckung um die Wiedergeburt des Menschen ging, sollte durch pädagogische Zuwendung der behinderte Mensch erneuert, gehoben, gefördert, gewandelt werden.[39] Voraussetzung dieses Tuns war die Gewissheit der Bildungsfähigkeit des behinderten Menschen. Deshalb konnte auch das angestrebte allgemeine Erziehungsziel für alle Menschen gelten. Landenberger schrieb hierzu:

> *„Gleicherweise verhält es sich mit dem Ziel der Erziehung. Besteht dasselbe für den gesunden Menschen in Mündigmachung oder in der Befähigung des Zöglings zur Selbsterziehung, so kann auch für den Schwachsinnigen kein anderes Ziel aufgestellt werden, obwohl es ihm weit ferner liegt und schwerer zu erreichen ist."*[40]

Lebenstüchtigkeit und Lebenserfüllung waren für Landenberger die beiden Bereiche, die zusammengehörten und in der Pädagogik beachtet werden mussten: der behinderte Mensch sollte zu einem nützlichen und tätigen Glied der Gemeinschaft erzogen werden, aber ebenso war wichtig, dass Gemüt, inneres Leben und religiöse Beziehung zur Ausprägung kamen. Er erkannte, dass die Entwicklung behinderter Kinder sich nach

[38] Vgl. Hänsel (wie Anm. 33), S. 132.
[39] A.a.O., S. 138.
[40] Strebel, (o. Vornamen) (Hg.), Jahresbericht der Anstalt Stetten, in: Denkschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige und Epileptische in Stetten, Schorndorf 1899, S. 76.

den gleichen Gesetzen und Stufen vollzog wie bei anderen Menschen auch. Nur weil die Bedingungen bei ihnen erschwert waren, bedurfte es besonderer und gut durchdachter Hilfen.

Aus seinen Grundsätzen entwickelte er methodische Prinzipien, die geeignet waren, über Eindrücke der Sinne und durch Anschauung zu wirken. Bemerkenswert ist, dass Landenberger sich an der Entwicklung des gesunden Kindes orientiert. Das wird deutlich, wenn er fragt:

> *„Gibt es nun einen Weg, auf dem der Blödsinnige veranlasst werden kann, in sich einzukehren, zunächst seiner leiblichen Persönlichkeit bewusst zu werden, und so seinen Körper beherrschen, willkürlich bewegen zu lernen? Entschieden kann es nur derselbe Weg sinnlicher Eindrücke sein, auf dem das geistig gesunde Kind [...] an das Licht des selbstbewussten Lebens und des freien Willens gelangt."*[41]

Er bemerkt zudem, dass „die erweckenden und anregenden Sinneseindrücke planmäßig und konsequent gemacht werden"[42] müssen und dass dieser Unterricht so zu gestalten ist, dass der behinderte Mensch veranlasst wird, sich mit den Dingen der Außenwelt auseinanderzusetzen. Ganz in der Tradition von Itard und Seguin misst er den unterschiedlichen Sinnen (Muskel-, Tast-, Geruchs-, Geschmacks-, Gehör- und Gesichtssinn) spezifische Qualitäten zu, um Körpergefühl zu entwickeln und die Wahrnehmungsgrundlagen zu legen, welche Intelligenz und Willen anregen.[43]

Der Entwicklung der Intelligenz widmete Landenberger besondere Aufmerksamkeit, und er forderte, „man muss ihn denken lehren."[44] Er entwickelte ein individuelles Lehrverfahren, welches das Kind „nötige anzuschauen, zu vergleichen, aufzumerken, wiederzugeben, darzustellen usw." Dies geschah, indem der Bildungs- und Übungsstoff im Anschauungs-, Form- und Zeichenunterricht nach dem Prinzip „vom Leichtesten bis zum Schweren" erarbeitet wurde. Als wirksamsten Bildungsstoff aber nannte Landenberger die Bibel, weil hier Gefühlsvermögen und Gemüt in besonderer Weise angesprochen würden.

> *„In der biblischen Geschichte haben wir den höchsten Bildungsstoff, der sich nicht einseitig an den Verstand wendet, sondern auf Verstand und Vernunft,*

41 A.a.O., S. 81.

42 Karl Kölle, Ein Pionier auf dem Gebiete der Fürsorge für Schwachsinnige: J. Landenberger, in: Zeitschrift für die Behandlung Schwachsinniger und Epileptischer, 1901, S. 109.

43 Jean Itard (1774–1838) war Arzt und Taubstummenlehrer in Paris. Bekannt ist er durch den Erziehungsversuch mit Victor, einem 1801 in den Wäldern von Paris gefundenen verwilderten Jungen, die Systematische Erziehung und Sinnesschulung. Edouard Séguin (1812–1880) baute diese basalpädagogische Methode der Heilpädagogik weiter aus. Sie wurde von Maria Montessori (1870–1952) aufgegriffen und modifiziert. Vgl. Möckel (wie Anm. 34), S. 126-135.

44 Kölle (wie Anm. 42), S. 138.

Phantasie, Gemüt und Willen wirkt, den Menschen in seinem ganzen Wesen zu erfassen und umzubilden imstande ist."[45]

Für die Umsetzung dieser Methoden war ein angemessener schulischer Rahmen nötig. Seine organisatorische Gestalt gliederte sich in Vorschule und Schule. Der Unterricht in der Vorschule, in der sich die schwächsten Kinder befanden, wurde ganz elementar gestaltet. 1861, im 13. Jahresbericht, stellte Landenberger eine besondere Methode vor, die ihm geeignet erschien, die kindliche Aktivität zu fördern:

„Aufstellen, aufschichten, umwerfen; Kegel, Bleisoldaten, Spielsachen, Bauhölzer etc. Klopfen, schlagen mit der Hand, dem Stock, dem Hammer etc.; auf weiche, harte, elastische, klingende Körper und Flächen. Zerschlagen eines alten Topfes, einer Nuss; einen Nagel ins Brett schlagen, einen Pfahl in weiche Erde schlagen etc. Tragen verschiedener leichter und schwerer Gegenstände mit Händen, auf der Schulter, dem Rücken, dem Kopf, im Armkorb. Öffnen, schließen; Türe, Fenster, Schachtel, Kiste, Dose, Nadelbüchse, Federrohr, Buch etc. Das Bauspiel in seinen vielen möglichen Modifikationen (usw.)."[46]

Einige der methodischen Vorschläge Landenbergers haben noch heute ihre Gültigkeit: Mehrere Sinne sollen gleichzeitig angesprochen werden, um die Aufmerksamkeit zu erhöhen, die Individualität muss berücksichtigt werden, Ordnung und Regeln sind wohltuend, Musik unterstützt die Aktivität, sprachliche Begleitung der Handlung wirkt fördernd. Es erstaunt, wie einfühlsam, differenziert und kindbezogen die Praxis dieser Pädagogik gestaltet wurde. Zur Organisation der Lerngruppen bemerkt Landenberger noch:

„Die Zöglinge werden in kleine Gruppen zu 6-12 Kindern aufgeteilt. Ein solcher Kreis steht unter einer Aufsichts- oder Wartperson, hat abgesonderte Wohn- und Schlafräume, wobei aber Tisch- und Hausandacht allen gemeinsam bleibt. Durch diese Einrichtung sind wir in den Stand gesetzt, jedes Kind und jeden Kranken nach Alter, Geschlecht, Geistesstufe, Bildungsstand, Krankheitsform, überhaupt nach seiner Individualität unterzubringen, genau zu beobachten, zu berücksichtigen und zu behandeln."[47]

Es sieht so aus, als hätte Johannes Unsöld diese Anregungen aufgegriffen und sie in die pädagogische Arbeit der Epileptischenanstalt einfließen lassen. Seine Darstellung der heilpädagogischen Konzeption in den ersten Jahresberichten von 1868/1869 und 1875 macht deutlich, wie eng er sich an den Vorgaben Landenbergers orientierte.

Es ist bemerkenswert, dass in Niederösterreich zur gleichen Zeit eine weitere Modelleinrichtung entstand. Durch die Pädagogen Jan Daniel Georgens (1823–1886) und Heinrich M. Deinhardt (1821–1880) entstand in Baden bei Wien die integrative Einrichtung Levana für geistig behin-

45 Strebel (wie Anm. 40), S. 133.
46 A.a.O., S. 118.
47 Kölle (wie Anm. 42), S. 105.

derte und nicht behinderte Kinder. Georgens und Deinhardt stellten sich bewusst in die Tradition Pestalozzis und der Aufklärung. Für sie waren kranke, behinderte und zurückgebliebene Kinder immer auch entwicklungsfähige Kinder. Aufgabe der Heilpädagogik war daher die „Gegenwirkung" und „Korrektur" der verfehlten Entwicklung.[48] Im Jahrbuch der Levana von 1858 und in den beiden Bänden der Heilpädagogik legten sie ihre pädagogischen Grundsätze und Methoden dar.[49] Diese Schriften haben die heilpädagogische Theorie und Praxis auch über das Ende ihrer praktischen Arbeit in Wien (1865) hinaus stark beeinflusst.

Eine weitere Traditionslinie, aus der die Arbeit mit geistig behinderten Kindern hervorging, lässt sich auf den Schweizer Arzt Johann Jakob Guggenbühl zurückführen.[50] Die pädagogische Arbeit an Blinden und Taubstummen setzte schon zur Zeit der Aufklärung ein, weil man sie als dringende humane Pflicht erkannte. Die Betreuung und Förderung geistig behindeter Kinder aber wurde zunächst vernachlässigt, weil die Hoffnung, sie erfolgreich fördern zu können, nicht groß war. Erst der spektakuläre Versuch Guggenbühls, der 1841 auf dem Abendberg bei Interlaken eine Einrichtung für Kinder errichtete, ließ aufhorchen. Durch medizinische Behandlung und gezielte pädagogische Methoden versprach er sogar Heilung und setzte damit Initiativen frei, die zur weiteren Gründung von Anstalten führten.[51]

Diese verschiedenen Anstaltsgründungen hatten zunächst nur im lokalen Raum Bedeutung. Allmählich aber wurden die in den Einrichtungen angewandten pädagogischen Methoden über Schriften weiter verbreitet, oder Mitarbeiter transportierten die Erfahrungen an andere Orte. Insbesondere die zweibändige „Heilpädagogik" der Pädagogen Georgens und Deinhard wurde von der Fachwelt interessiert aufgenommen und förderte die heilpädagogische Idee in Praxis und Theorie sehr nachhaltig.

Landenbergers pädagogische Methode wurde in den Jahresberichten ausführlich behandelt und verbreitet. Eine Gesamtdarstellung wurde

48 Vgl. Hänsel (wie Anm. 33), S. 77.

49 Vgl. Jan Daniel Georgens/Heinrich Deinhardt, Heilpädagogik. Bd. 1, Leipzig 1861; Bd. 2, Leipzig 1863. – Vgl. Jan Daniel Georgens, Medicinisch-pädagogisches Jahrbuch der Levana für das Jahr 1858, Wien 1858.

50 Johann Jakob Guggenbühl (1816–1863) gründete als Arzt 1841 auf dem Abendberg bei Interlaken eine Heilanstalt für Kretinen und blödsinnige Kinder. Die Hoffnung, Kretinismus heilen zu können, zog viele Interessierte aus Europa und den USA an. Guggenbühls therapeutisches Konzept richtete sich vor allem auf das Training aller Sinne, auf Bewegung, den Aufenthalt in frischer Luft, auf gesunde Ernährung sowie kalte und warme Bäder. Dem prächtigen Panorama der schweizerischen Bergwelt wurde ein weiterer heilsamer Einfluss zugeschrieben. Vgl. Gerhard Nissen, Kulturgeschichte seelischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen, Stuttgart 2005, S. 91.

51 Zum Beispiel 1844 Ried (später Stetten) durch den Arzt Müller, 1846 Hubertusburg durch den Arzt Ettmüller, 1847 Mariaberg durch den Arzt Rösch, 1852 Ecksberg durch den Pfarrer Probst. Vgl. Dorothea Meyer, Erforschung und Therapie der Oligophrenien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1973, S. 119-137.

von ihm allerdings nicht veröffentlicht. Dafür aber nahm sein Mitarbeiter und Schwager Carl Barthold die Ideen auf, verbreitete sie in verschiedenen Schriften und gestaltete mit ihnen die pädagogische Arbeit in Hephata (Mönchengladbach).[52] Eingang fanden die Erkenntnisse Landenbergers auch in das von Heinrich Matthias Sengelmann 1885 herausgegebene dreibändige Werk „Idiotophilus", das als Lehrbuch für die Arbeit mit behinderten Menschen angesehen werden kann.[53] Sengelmann war Leiter der Alsterdorfer Anstalten in Hamburg.

Mit Johannes Unsöld kamen diese Anregungen der süddeutschen Heilpädagogik nach Westfalen.

Johannes Unsöld als Anstalts-Inspektor in Bielefeld

Die Anfrage aus Langenberg

So kamen in der Mitte des 19. Jahrhunderts aus dem süddeutschen Raum, aus Österreich und der Schweiz entscheidende Anstöße für die sozial- und heilpädagogische Arbeit auch in das nördliche und östliche Deutschland und verbanden sich mit den dortigen Aktivitäten. Ebenso aber fielen die aus dem Norden, besonders von Wichern ausgehenden Impulse der Inneren Mission, auch in Süddeutschland auf fruchtbaren Boden, denn „hier, wo der Pietismus bodenständig geworden war, blühte eine reiche eingeprägte christliche Liebestätigkeit."[54] Ein Beispiel für die gegenseitige Befruchtung war die Erörterung der „Epileptischenfrage", also die Suche nach einer angemessenen Lösung für die Betreuung und Förderung epilepsiekranker Menschen in den 1860er Jahren. Während man in einigen Anstalten in Süddeutschland schon ein Betreuungsmodell entwickelt hatte, gab es diese Möglichkeit im Rheinland und in Westfalen noch nicht. Die Innere Mission setzte deshalb im Oktober 1865 auf der Tagung der „Südwestdeutschen Konferenz" in Bruchsal dieses Problem auf die Tagesordnung.[55] Der in Süddeutschland anerkannte Fachmann für die Behandlung Epileptischer war Medizinalrat Albert Moll, der die Anstalt für Epileptische auf der Pfingstwaide bei Tettnang leitete.[56] Dieser und Pfarrer Franz Balke aus Rheydt hielten die

[52] Vgl. Carl Barthold, Der erste vorbereitende Unterricht für Schwach- und Blödsinnige, M. Gladbach 1881.

[53] Heinrich Matthias Sengelmann (1821–1899), Theologe, gründete 1863 die Alsterdorfer Anstalten in Hamburg, eine Einrichtung für Menschen mit geistiger Behinderung. Vgl. Hänsel (wie Anm. 33), S. 156.

[54] Vgl. Gerhardt (wie Anm. 27), S. 141.

[55] Landesverband der Inneren Mission in Württemberg, 1860 gegründet, s. a.a.O., S. 140-145.

[56] Vgl. Albert Moll, Über die Verbreitung der Epilepsie und die Notwendigkeit, Heil- und Pflegeanstalten für Epileptische zu gründen, in: Die Fürsorge für Epileptische, Stuttgart 1866, S. 5-30; vorhanden in HAB, BI, 2,1 Nr. 7.

Fachvorträge.[57] Balke hatte schon wenige Monate zuvor auf der Generalversammlung des Rheinischen Provinzialausschusses für Innere Mission in Langenberg das Problem der „Fürsorge für Epileptische" erörtert. Da sich auch Landenberger in Stetten nach der Bruchsaler Konferenz entschloss, dort eine Zweiganstalt für Epileptische zu eröffnen, war es für Balke dringlich, eine ähnliche Einrichtung im Rheinland oder in Westfalen ins Leben zu rufen. Er war die treibende Kraft hinter allen weiteren Aktivitäten.

Die Epileptischenanstalt Bielefeld war eine Gründung der Inneren Mission in Zusammenarbeit mit Bielefelder Persönlichkeiten und Pfarrern der Ravensberger Erweckungsbewegung. An der Entscheidung für den Standort Bielefeld waren Balke und Barthold aus Hephata maßgeblich beteiligt. Eine besondere Rolle spielte auch Pastor Johannes Hesekiel, der im Auftrag Wicherns die laufenden Aktivitäten der Inneren Mission bündelte und auch in Sachen Epileptischenanstalt aktiv war.[58]

Die Einzelheiten der Gründung sollen hier nicht wiederholt werden, weil sie von Martin Gerhardt hinreichend und präzise dargestellt worden sind. Nur so viel ist zu sagen, dass als Leitungsgremium ein Verwaltungsrat eingesetzt wurde, der wiederum einen Geschäftsführenden Ausschuss für die aktuellen Leitungsaufgaben der Anstalt benannte. Die Steuerung der Aktivitäten bis zur Anstaltseröffnung ging von Langenberg aus, Einzelaufgaben wurden aber auf ein Komitee vor Ort übertragen. Innerhalb von nur zwei Jahren nach Balkes Bonner Vortrag im Juni 1865 gelang es, die Vorarbeiten für die Anstalt weitgehend abzuschließen. Dazu gehörten die Klärung der Standortfrage, die Wahl der Gremien, der Haus- und Grundstückskauf sowie die Finanzierung und Berufung der Leitungspersonen.

Für die geistliche Leitung wurde der Pfarrer Friedrich Simon aus Bensheim berufen, der Verbindung zur Südwestdeutschen Konferenz hatte. Für die Stelle des Inspektors wurde der Württemberger Lehrer Johannes Unsöld gewählt – ein Lehrer deshalb, weil man bildungsfähige epileptische Kinder aufnehmen wollte.

[57] Franz Balke, 1822 im westfälischen Rödinghausen geboren, studierte Theologie in Halle. Für 41 Jahre war er Pfarrer in Rheydt, zudem Mitbegründer, Verwaltungspräses und Seelsorger der Anstalt Hephata in Mönchengladbach und Vorbereiter der Epileptischenanstalt bei Bielefeld. Vgl. Franz Baumann/Klaus Kaempf, Beschützen, Helfen, Begleiten, Mönchengladbach 1984, S. 11; sowie Gerhardt (wie Anm. 28), S. 500.

[58] Johannes Hesekiel (1835–1918) war Theologe und Gefängnisprediger in Elberfeld und ab 1863 als enger Mitarbeiter Wicherns und Reiseprediger in Mittel- und Süddeutschland tätig. Er lehnte eine Berufung als Leiter der Epileptischenanstalt Bielefeld ab. 1868 wurde er Pfarrer in Magdeburg, dann Mitbegründer des Diakonissenhauses in Halberstadt, 1883 Ehrendoktor der Universität Halle, und schließlich von 1886–1910 Generalsuperintendent in Posen. Vgl. Friedrich Wilhelm Bautz: Art. Hesekiel, Johannes, in: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd. 2, Hamm 1990, Sp. 783.

Dieser vertraute auf die Hilfe Gottes und bewarb sich auf die Stelle. Im Bibelwort „Lasset uns auf sein und gen Bethel ziehen",[59] das seine Freunde aus Wilhelmsdorf nach dortiger Sitte ihm für das Jahr 1866 ausgelost hatten, sah er die Stimme Gottes, die ihn nach Bielefeld rief.

Unsöld war nicht der einzige Kandidat für die Hausvaterstelle. Ende Januar 1866 berichtet Superintendent Müller (1810–1872) aus Bielefeld nach Langenberg:

> *„Außer dem Herrn Unsöld haben sich noch zwei andere Lehrer zur Übernahme der Hausvaterstelle gemeldet, der eine aus unserer Nähe, der andere aus dem Hannöverschen. Der Beschluss darüber muss vorbehalten werden."*[60]

Von Langenberg aus wurden die Gründungsaktivitäten gelenkt, und so gab es einen regen Briefwechsel hin und her. Einige Wochen nach seinem Brief in Sachen Unsöld schrieb Superintendent Müller in derselben Sache etwas ungehalten an die Herren nach Langenberg:

> *„Für die Hausvaterstelle haben sich mehrere dem Anschein nach wohl qualifizierte Lehrer gemeldet, leider hat es Herr Pastor Hesekiel abgelehnt, auf unsere Wünsche einzugehen und zu uns herüber zu kommen."*[61]

Offenbar waren sich Hesekiel und Barthold über die Besetzung der Stelle längst einig. Sie kannten die Vorstellungen Balkes und waren auf seiner Linie, das heißt, sie wollten eine Person aus dem Süden Deutschlands. Zwei Monate später war in Sachen Unsöld immer noch keine letzte Entscheidung gefallen. Müller schrieb an Gustav Herrmann nach Langenberg:

> *„Ebenso dringt Herr Unsöld auf irgendeine Entscheidung, die nur von dem Verwaltungsrat gegeben werden kann. Wie Herr Landenberger schreibt, hat er bereits aus Rücksicht auf uns mehrere Stellen ausgeschlagen. Das ist freilich bedauernswert, aber leider nicht zu ändern."*[62]

Im Sommer gerieten die Personalverhandlungen wegen des Preußisch-Österreichischen Krieges ins Stocken. Nach der Niederlage des Deutschen Bundes wurde am 23. August 1866 der Prager Frieden geschlossen. Die Süddeutschen Staaten hatten nicht auf der Seite Preußens gestanden, deshalb gab es im Provinzialausschuss die Befürchtung, die süddeutschen Bewerber würden Preußen meiden. Herrmann schrieb im Oktober an Superintendent Müller nach Bielefeld und bat um Beantwortung verschiedener Fragen:

[59] Das vollständige Losungswort lautete: „Jakob sprach zu seinem Hause: Laßt uns auf sein und gen Bethel ziehen, daß ich daselbst einen Altar mache dem Gott, der mich erhöret hat zur Zeit meiner Trübsal und ist mit mir gewesen auf dem Wege, den ich gezogen bin. 1. Mose 35,3." Vgl. Unsöld (wie Anm. 31), S. 2.

[60] Müller an Augener vom 31.1.1866. HAB, BI, 2,1 Nr. 11.

[61] Müller an Hauptmann vom 16.2.1866. HAB, ebd.

[62] Müller an Herrmann vom 15.4.1866. HAB, ebd.

„1. Wie ist heute – nach dem Kriege – die Stellung des Pastor Simon und des Lehrers Unsöld zu dieser Anstalt? Da sie nicht Preußen sein, so wäre es ja denkbar, dass sie nicht mehr geneigt wären, Vaterland und Freundschaft zu verlassen.

2. Besteht darüber, dass jene Männer überhaupt die rechten Leute sind, unsere Sache in die Hand zu nehmen, eine gewisse Überzeugung oder doch ein[e] auf persönliche[r] Bekanntschaft beruhende getroste Zuversicht im Schoße des Comités?

3. Ist jenen Männern gegenüber schon ein bestimmtes Anerbieten gemacht[,] oder stehen wir noch gegenseitig fern?"[63]

Die Befürchtungen aber waren unbegründet. Beide blieben bei ihrer Absicht, nach Bielefeld zu kommen, und die konkreten Verhandlungen gingen weiter. Pastor Simon sollte zur einen Hälfte die Leitung der Epileptischenanstalt übernehmen, zur anderen Hälfte als Geistlicher an der Ravensberger Spinnerei angestellt werden und für die seelsorgerliche Betreuung der Arbeiterfamilien zuständig sein.[64] Die Spinnerei übernahm die Hälfte seines Gehaltes von 500 Talern. Über Unsölds Dotierung war der Provinzialausschuss zunächst unsicher und holte sich in der Sache Rat bei Inspektor Barthold in Mönchengladbach. Barthold gab freimütig Auskunft über seine Verhältnisse und machte einen akzeptablen Vorschlag mit einer interessanten Begründung:

„Mir wurden für den Anfang neben freier Station für mich und meine Familie 250 Th[a]l[e]r Gehalt angeboten, welches aber vor etwa 5 Jahren auf 300 Th[a]l[e]r p[ro] a[nno] erhöht worden ist. Die Anstellung sollte für 3 Jahre eine provisorische sein, wurde aber schon nach einem Jahr in eine definitive verwandelt. Weniger wird Unsöld wohl auch nicht geboten werden dürfen, denn ich halte dafür, dass ein Hausvater in der zu errichtenden Anstalt, dem so große und schwere Berge auferlegt werden, so gestellt sein muß, daß sein äußeres Durchkommen ihm keine Sorge machen darf. Nach meinen bisherigen Erfahrungen ist auch ein solches Gehalt nicht im mindesten zu groß, wenigstens habe ich trotz Sparsamkeit bis dato noch keine Kapitalien sammeln können; auf der anderen Seite ist es aber auch ein auskömmliches, bei dem man ehrbar leben kann."[65]

Im Frühjahr 1867 konnte Superintendent Müller in der Anstellungssache Unsöld den Herren in Langenberg eine zuversichtliche Botschaft schicken:

63 Herrmann an Müller vom 10.10.1866. HAB, ebd.

64 Die Ravensberger Spinnerei wurde 1854 von Bielefelder Kaufleuten gegründet und als Flachsspinnerei betrieben. Sie hatte damals 20.000 Spindeln und war die größte ihrer Art in Bielefeld. Vgl. Ralf Pahmeyer, Evangelische Kirche und Moderne. Die Geschichte des Kirchenkreises Bielefeld in Grundzügen, in: Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl (Hgg.), Aufbruch in die Moderne, Bielefeld 2006, S. 45-47.

65 Barthold an den Rheinisch-westfälischen Provinzialausschuss vom 7.1.1867. HAB, BI, 2,1 Nr. 11.

„Unsöld hat sich durchaus unser Vertrauen gewonnen, seine letzten Briefe, die nach seiner Anwesenheit in Bielefeld geschrieben sind, bezeugen seine freudige Bereitwilligkeit, das Amt, das ihm zugedacht ist, zu übernehmen. Zugleich hat er auch ein Papier eingereicht über die vorläufig zu treffenden baulichen Einrichtungen in dem uns zugehörigen Hause, das ich nicht verfehlen werde, Ihnen ebenfalls vorzulegen. Es gibt Zeugnis davon, dass er sich in die Sache versenkt und ein Verständnis für seine zukünftige schwere Aufgabe hat. Auch über seine Berufung habe ich nach allem denn keinen Zweifel[,] und ich habe ihm diese meine Hoffnung ausgedrückt, selbstverständlich nach vorbehaltener Genehmigung der General-Versammlung."[66]

Am 3. April 1867 tagte die Versammlung des Verwaltungsrates in Dortmund. Erster Gegenstand der Beratung war die Berufung der Leitungspersonen der Anstalt, Simon und Unsöld. „Dies geschah dann mit großer Freudigkeit."[67] Ihr spezieller Arbeitsauftrag lautete:

„Pastor Simon [...] hat die Oberleitung und die Seelsorge in der Anstalt zu übernehmen, sowie dieselbe nach Außen hin den Behörden und dem Publikum gegenüber zu repräsentieren, wobei es für den Anfang besonders auch darauf ankommen wird, durch Vorträge und Ansprachen usw. eine lebhafte Unterstützung der Anstalt von Seiten beider Provinzen herbeizuführen. Der Lehrer Unsöld hingegen, welcher sich mehrere Jahre hindurch mit der Erziehung taubstummer, zum Teil zugleich epileptischer Kinder beschäftigt hat, wird die Hausvater-Stelle bekleiden und seine ganze Zeit und Kraft der Erziehung, dem Unterrichte, sowie der leiblichen Pflege der epileptischen Zöglinge zu widmen haben."[68]

Seit der ersten Anfrage an Landenberger bis zur offiziellen Berufung Unsölds war also über ein Jahr vergangen. Auch wenn man die Unterbrechung der Verhandlungen durch den Krieg mit einbezieht, war das ein langer Zeitraum.

Reise nach Bielefeld

In seinen Erinnerungen vermerkte Unsöld, dass er auf der Reise zu seiner neuen Wirkungsstätte „die am Wege nach Bielefeld liegenden Anstalten verwandter Art durch Besuche kennen lernen und so Erfahrungen für den neuen Beruf sammeln"[69] wolle. Er verließ am 1. Mai seine Heimat und kam am 4. Juni 1867 in Bielefeld an. Auf dem Wege dahin besuchte er die Irrenanstalten, Herbergen zur Heimat, Rettungshäuser und die diakonischen Hochburgen des Rheinlandes in Kaiserswerth, Duisburg und Mönchengladbach. Die besuchten Psychiatrien in Hep-

66 Müller an den Rheinisch-westfälischen Provinzialausschuss vom 31.1.1867. HAB, ebd.
67 Protokoll des Verwaltungsrates vom 3.4.1867. HAB, S. 151,1.
68 Ebd.
69 Unsöld (wie Anm. 31), S. 2. HAB, DIU Nr. 1.

penheim und Frankfurt am Main gehörten zu den fortschrittlichsten ihrer Zeit. Heppenheim war gerade im Januar 1866 eröffnet, Frankfurt 1864 durch den bekannten Psychiater und Autor des „Struwwelpeter" Heinrich Hoffmann (1809–1894) vor der Stadt neu errichtet worden. Sie hatte auch eine kleine Abteilung für Epileptische. Unsöld wird hier die modernsten psychiatrischen Konzepte kennengelernt haben. Dennoch war er sehr berührt von dem ungewohnten Anblick der kranken Menschen und schrieb: „[E]s ergriff mich wohl öfter ein Zittern und Zagen bei dem Anblick des massenhaften Elends, das ihre Mauern umschlossen."[70]

Die Rettungshäuser in Köln, Elberfeld und Barmen sowie die bekannte Einrichtung des Grafen von der Recke-Volmarstein in Düsseltal werden auf ihn einen freundlicheren Eindruck gemacht haben. In Düsseltal lernte er eine ausgebaute Institution kennen, die neben Internaten, Handwerksschulen und einer starken Ökonomie auch eine Krankenpflegeschule aufweisen konnte. In Kaiserswerth wurde er bekannt mit dem Herzstück der weiblichen Diakonie und wohl auch mit dem seinerzeitigen Leiter, Julius Disselhoff (1827–1896), und in Duisburg mit der von Theodor Fliedner (1800–1864) schon 1844 gegründeten Diakonenanstalt. So hatte er auf dieser vierwöchigen Reise im Mai 1867 einen einigermaßen umfassenden Einblick in die wichtigsten Arbeitsfelder der sozialen Arbeit und Diakonie gewinnen und Kontakte zu Fachleuten herstellen können.

70 Ebd.

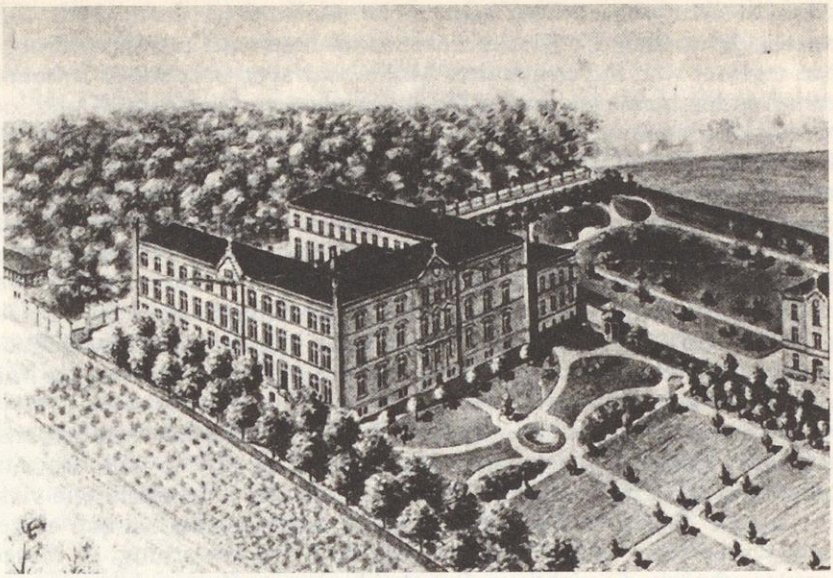


Abb. 6: Hephata 1869 nach der Erweiterung durch die Seitenflügel
Archiv Hephata Mönchengladbach

Eine besonders freundliche Aufnahme wird ihm in Hephata zuteil geworden sein durch Carl Barthold, der mit der jüngeren Schwester seiner Schwiegermutter verheiratet war. Man kann sich gut vorstellen, dass der heimatliche schwäbische Dialekt hier für eine gute Atmosphäre gesorgt haben wird. Noch viele Jahre später war ihm die Situation gegenwärtig: „Wie viel Aufmunterung fand ich da von zum Teil im Dienste des Herrn ergrauten, wohl erprobten Arbeitern auf dem Felde der Inneren Mission."[71] In Barthold, der zu jener Zeit 38 Jahre alt war, traf er den Mann, der wahrscheinlich im Verein mit Balke den entscheidenden Tipp zu seiner Berufung nach Bielefeld gegeben hatte.

Der Aufenthalt in Hephata wurde von Unsöld genutzt, um eine Einrichtung kennenzulernen, die als Vorbild für die Epileptischenanstalt gelten konnte. Aber es drängte ihn nach Bielefeld. Aus einem Briefwechsel zwischen Superintendent Müller und dem Provinzialausschuss wird deutlich, dass es gewisse Irritationen über die Dauer des Aufenthalts gab. Während die Herren in Langenberg erwarteten, dass Unsöld sich neben einer „umfassenden Kenntnis der äußeren Einrichtungen der Anstalt" besonders mit der „zweckmäßigen und methodischen Behandlung der Kranken"[72] vertraut machen sollte, war dieser offenbar schneller

71 Ebd.

72 Müller an den Rheinisch-westfälischen Provinzialausschuss vom 4.7.1867. Archiv Diakonisches Werk Düsseldorf (ADWD), Altes Archiv 43,3.

orientiert als erwartet. Dies kann nicht verwundern, da er doch über mehrere Jahre ähnliche Kinder unterrichtet hatte und mit ihren Problemen vertraut war. Superintendent Müller war aber trotz dieser Irritation „mit Freuden bereit, Herrn Unsöld in Bielefeld zu begrüßen",[73] und lud ihn zur Übersiedlung ein, obwohl die Wohnung noch nicht bezugsfertig war. Zu dieser Zeit war Unsöld noch nicht verheiratet. Aber auch nach seiner Hochzeit am 1. September mit Rosi Landenberger in Stetten war die bauliche Situation noch so kritisch, dass er sie im Gedächtnis behielt: „Über hohe Schutthaufen ging der Weg ins neue Heim",[74] notierte er in seinen Erinnerungen.

Johannes Unsöld erreichte nach über einem Monat – am 4. Juni 1867 – Bielefeld. In aller Eile wurde für den nächsten Tag der geschäftsführende Ausschuss zu einer Sitzung einberufen, zu der aber nur ein Teil der Mitglieder kommen konnte.[75]

Gleich in der ersten Sitzung wurde Unsöld konfrontiert mit den anstehenden Aufgaben. Es stellten sich viele Fragen: Wie soll das Anstaltsgebäude baulich verändert werden, was darf das kosten, wie viele und welche Kranke sollen aufgenommen, welches Personal soll eingestellt, wie soll im Lande geworben werden? Die Erwartung, in diesen Angelegenheiten die richtigen Entscheidungen treffen zu können, war groß und gehörte von nun an zur Realität seines Alltags. Dass alles sich nach und nach entwickeln müsse, war den Verantwortlichen klar. Deshalb sollten vorerst auch nur bildungsfähige Knaben aufgenommen werden. Franz Balke hatte auch hier die Vorgabe gemacht:

> *„Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß es nicht die Meinung sein kann, bei der Gründung und ersten Einrichtung einer Anstalt für Epileptische sofort den ganzen Umfang derselben in Angriff zu nehmen und auszubauen. Es müssen zuerst Erfahrungen, Orientierung in allen Aufgaben und Schwierigkeiten, ein gewiß viel zu corrigirender Plan der Einrichtung des Gebäudes, wie der inneren Gliederung der Anstalt gewonnen werden durch Einübung und Erprobung auf demselben Boden im Kleinen, daß das Ganze langsam aus einem keimartig angelegten, in kleinen Dimensionen organisierten Kern hervorwachse.* [...] *Wenn eine Anstalt auf hundert Pfleglinge soll berechnet werden, so mag sie getrost zwei Jahre an 20 Erstlingen in einem provisorischen Hause sich einüben."*[76]

73 Ebd.

74 Unsöld (wie Anm. 31), S. 3.

75 Dieser Geschäftsführende Ausschuss, der als Vorstand der Anstalt fungierte, bestand im Juni 1867 aus dem Bielefelder Superintendenten Ernst Müller (1810–1872), Anstaltsarzt Dr. Bernhard Tiemann (1794–1877), den Kaufleuten Heinrich Bökenkamp, Gottfried Bansi (1828–1910) und Albrecht Delius (1827–1915) sowie dem Bielefelder Bürgermeister Ludwig Huber (1826–1905), der allerdings nach einem Monat ausschied und durch Kaufmann Prigge ersetzt wurde. Pastor Simon kam im Juli 1867 hinzu. Vgl. Gerhardt (wie Anm. 28), S. 505.

76 Franz Balke, Die christliche Kirche und die Fürsorge für die Epileptischen, in: Die Fürsorge für Epileptische, Stuttgart 1866, S. 50; vorhanden in: HAB, BI, 2,1 Nr. 7.

Das war ein realistischer Rahmen, den die Verantwortlichen in Bielefeld vorgaben. Dieses Planungsmodell hatte auch für Hephata gegolten und war auch typisch für andere Anstaltsgründungen.[77]

Johannes Unsöld kam nach Bielefeld und sah eine Stadt, die im industriellen Aufbruch begriffen war und vor großen sozialen Aufgaben stand. Das alte Gewerbe, das auf Garn- und Leinenhandel beruhte, veränderte sich sehr. In den 1850er Jahren waren große mechanische Spinnereien und Webereien entstanden, die eine breite Textilindustrie und weitere Gewerbe anzogen. Die Bevölkerung wuchs durch Zuwanderung von Arbeiterinnen und Arbeitern stark an, die soziale Struktur veränderte sich. Es entstand ein Industrieproletariat, das sich in besonderen Wohnvierteln ansiedelte. Damit erwuchsen neue soziale Aufgaben wie etwa die Betreuung und Beschulung von Kindern der Arbeiterfamilien. Eine in diesem Zusammenhang ergriffene Maßnahme war die Anstellung von Pastor Simon als Seelsorger für die Arbeiter der Ravensberger Spinnerei. Es gab in der Stadt Bürger wie zum Beispiel die Fabrikantenfamilien Delius und Bansi, die sozial aufgeschlossen waren und viele Projekte, so auch die neue Epileptischenanstalt, tatkräftig unterstützen.[78]

Simon und Unsöld

Pastor Friedrich Wilhelm Simon wurde 1867 zur seelsorgerlichen Betreuung der Arbeiter der Ravensberger Spinnerei und als geistlicher Vorsteher der Epileptischenanstalt nach Bielefeld berufen. Er hatte bei Tholuck in Halle studiert und war Mitbegründer der Südwestdeutschen Konferenz, die die Aktivitäten der Inneren Mission in Württemberg bündelte und sich im Oktober 1865 mit der Aufgabe der Epileptischenfürsorge befasste.[79] „So traf ihn der Ruf nach Bielefeld nicht unvorbereitet für die dort seiner wartenden Aufgaben."[80] 1869 übernahm er zudem das Amt des Vorstehers des neuen Diakonissenhauses in Bielefeld. Er fühlte sich mit diesen drei Ämtern zuletzt sehr belastet.

Nach den Statuten war Simon geistlicher Vorsteher und hatte die Oberaufsicht über die Anstalt, er übernahm deren Außenvertretung, war Schriftführer in allen Angelegenheiten und stand dem Präses des Verwaltungsrates zur Seite.

77 Vgl. Ralf Pahmeyer, Zwischen Erweckung, Liberalismus und konfessioneller Konkurrenz. Die Gründung der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta, in: Matthias Benad/Vicco von Bülow (Hgg.), Bethels Mission (3), Bielefeld 2003, Anm. 100.

78 Vgl. Pahmeyer (wie Anm. 64), S. 57-60.

79 August Tholuck (1799–1877), evangelischer Theologe, war beeinflusst von erweckten Kreisen um Hans-Ernst von Kottwitz und August Neander. 1826 wurde er Professor für Theologie in Halle; er war einer der einflussreichsten Erweckungstheologen des 19. Jahrhunderts. Vgl. Vierhaus (wie Anm. 4), S. 10.

80 Gerhardt (wie Anm. 28), S. 509.

Besonders zeitaufwendig werden die häufigen Kollektenreisen gewesen sein, die er im Rheinland und in Westfalen unternahm und die nicht immer erfolgreich waren. Erst nach zwei Jahren Sammeltätigkeit zeigte sich größeres Interesse in den Provinzen. Eine weitere Aufgabe waren Verhandlungen mit Regierungsstellen wegen finanzieller Unterstützung und Genehmigung der Statuten. Für den Neubau, der 32.000 Taler kosten sollte, mussten 20.000 Taler durch Darlehen der Provinzial-Hilfskassen in Köln, Münster und Koblenz aufgebracht werden.[81]

Im Januar 1868 starb der erste Kranke, Heinrich Lörcher. Er wurde auf dem Gadderbaumer Friedhof begraben; Simon hielt die Beerdigung. Ebenso feierte er die Konfirmation der ersten beiden Zöglinge 1870 in der Neustädter Marienkirche. Neben seelsorgerlichen Handlungen gab es Andachten zu leiten und Reden zu halten, Prospekte zu verfassen und Rechenschaft dem Verwaltungsrat gegenüber abzulegen.

Im Sommer 1870 war Simon stark damit befasst, dem Widerstand aus Bielefeld gegen den Standort des Neubaus entgegenzutreten. Ein Hauptargument der Bielefelder war, dass die Bevölkerung durch den Anblick von Kranken gestört und belästigt würde und auch die Krankheit Epilepsie übertragbar sein könnte. Simon holte Gutachten ein und verfasste Berichte zur Verteidigung der Anstalt gegen die erhobenen Beschuldigungen – und hatte schließlich Erfolg mit seinem Einsatz.

Es ist anzunehmen, dass die Zusammenarbeit zwischen Simon und Unsöld harmonisch war. Unsöld schrieb im Juli 1867 nach Langenberg über Simon: „Ich liebe und schätze ihn immer mehr und glaube gewiss, daß er mir, der Anstalt, der Fabrikbevölkerung und ganz Bielefeld zum Segen werden möge."[82]

Im Dezember 1871 wurde Simon als Pfarrer nach Bielefeld berufen und übernahm einen Seelsorgebezirk, in dem die Ravensberger Spinnerei lag. Er konzentrierte sich also ganz auf die Betreuung und Seelsorge der Arbeiterfamilien. Mit der Epileptischenanstalt aber blieb er verbunden, weil er den Vorsitz im geschäftsführenden Ausschuss übernahm und nach dem Tode des Superintendenten Müller 1872 auch den Vorsitz im Verwaltungsrat. Ebenso blieb er weiterhin verantwortlich für die Organisation der Kollekten.

Für Unsöld wird der Weggang Simons ein großer Verlust gewesen sein, da dieser mit ruhiger Hand die Anstaltsgeschäfte geleitet und dem Inspektor Handlungsfreiheit zur inneren Ausgestaltung der Einrichtung gegeben hatte.

[81] Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 3.1.1869. HAB, S. 151,1.

[82] Unsöld an den Rheinisch-westfälischen Provinzialausschuss vom 16.7.1867. ADWD, Altes Archiv 43,3.

Umbau und Einrichtung des „Steinkampschen Hofes"

Anfang 1866 wurde im Süden Bielefelds, in der schönsten Gegend des Teutoburger Waldes unterhalb der Sparrenburg, der „Steinkampsche Hof" erworben. Man wollte nach Balkes Vorschlag, wie schon erwähnt, zunächst klein beginnen, Erfahrungen mit epilepsiekranken Kindern sammeln und zunächst im Hause maximal 25 Plätze schaffen. Das gekaufte Haus musste für die Bedürfnisse einer Anstalt erst umgebaut werden. Als Unsöld im Juni kam, war noch nichts vorbereitet. Er wurde sofort in den Bauausschuss berufen und war verantwortlich beteiligt an der Ausgestaltung des Hauses.[83] Schon am ersten Tag seines Aufenthalts in Bielefeld führte er Gespräche mit den zuständigen Baumeistern.

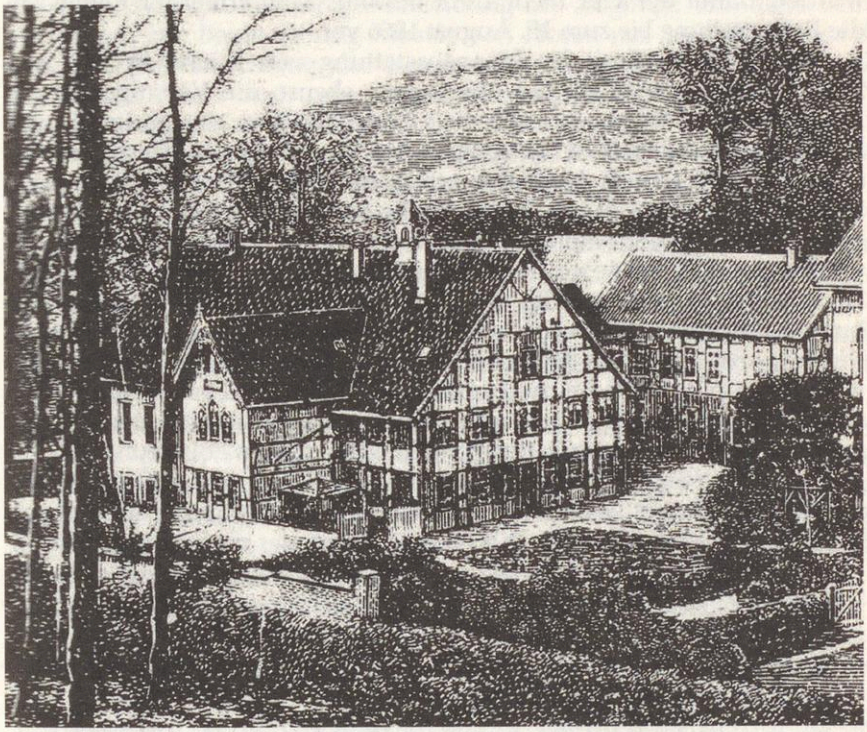


Abb. 7: Hof Steinkamp (Ebenezer)
Von Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel, Hauptarchiv

[83] Die Baukommission bestand aus H. Prigge, H. Bökenkamp und J. Unsöld. Vgl. Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 5.6.1867. HAB, S. 151,1.

Es war vorgesehen, das Hauptgebäude unverändert zu lassen und die angebaute Scheune zu zwei großen Räumen auszubauen. Unsöld erläuterte auf der ersten Sitzung des Ausschusses, wie nach seiner Meinung die vorhandenen und zu schaffenden Räume am zweckmäßigsten zu verwenden sein könnten. Im unteren Bereich des Haupthauses sollten Empfangszimmer, Küche und Speisekammer, Kranken- und Badezimmer entstehen. Der obere Bereich sollte die Wohnung der Hauseltern und Zimmer für das Personal aufnehmen. In der Scheune sollten unten Wohn-, Arbeits-, Speise- und Schulzimmer, oben Schlafsäle eingerichtet werden. Zunächst wollte man nur sechs Knaben aufnehmen.

Während des Baus wurden immer wieder kleine Veränderungen beschlossen. So etwa, dass Schul- und Wohnzimmer statt zwei nun drei Fenster bekommen sollten, auch Scheiben für die Türen vorgesehen wurden, damit der Flur mehr Licht bekäme. Maurermeister Kleine sah die Fertigstellung bis zum 15. August 1866 vor.

Die Verantwortung für Innenausstattung von Küche, Wohn- und Schlafräumen wurde Unsöld übertragen, ebenso die Vorsorge für die Wintervorräte. Man machte sich viele Gedanken über eine geeignete und kostengünstige Bettstelle für epileptische Kinder. Ein angefertigtes Modell für acht Taler mit Anstrich erschien im Preis zu hoch für eine sonst zweckmäßige Arbeit. Deshalb wurde die Beschaffung einer Muster-Bettstelle „nebst Zubehör aus der Frankfurter Anstalt beschlossen."[84] Etwas widersprüchlich erschien die Anregung Pastor Simons in der gleichen Sitzung, aus Lazaretten billig Betten mit Zubehör zu organisieren, beziehungsweise eine entsprechende Bitte in die Zeitungen zu setzen. Wenige Wochen später war die Bettstelle aus Frankfurt eingetroffen. Dieses Bett wurde akzeptiert und für zweckmäßig befunden, und es wurde „verabredet, einen Tischler und Sattler zu beauftragen, genau nach dem Modell zum billigsten Preis eine Bettstelle anzufertigen. Zur Polsterung soll Algengras statt Seegras verwendet werden." Lediglich „die scharfen Ecken und Kanten der Bettstelle wurden indessen nachträglich gerügt und sollen beseitigt werden."[85] Eine Woche später aber war die Sache geklärt:

> *„Zum Schluß wird das nach dem Frankfurter Modell angefertigte Bett besehen und beschlossen, 1 kleines Bett von 5' Länge und 2 große Betten von 6' Länge weiter anzufertigen zu lassen. Das große Bett soll 5 Thaler noch ohne Anstrich kosten. Anstrich von Holzfarbe. Herr Prigge wird beauftragt, für die weitere Ausrichtung der Betten Sorge zu tragen."*[86]

In gleicher Weise legte der Ausschuss Wert auf die Qualität von wollenen Decken, Bettlaken, Matratzen, Hand- und Tischtüchern. Die Oberbetten sollten nicht zu dick und mit Federn gefüllt sein. Teilweise wurden die Bettbezüge von Frau Unsöld selbst zugeschnitten und dann zum

[84] Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 2.8.1867, § 30. HAB, S. 151,1.
[85] Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 24.8.1867, § 42. HAB, S. 151,1.
[86] Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 30.8.1867, § 51. HAB, S. 151,1.

Nähen in den Bielefelder Missionsverein gebracht oder zu den Frauen ins Gefängnis auf die Sparrenburg. Ein von Geheimrat Dr. Fischer in Pforzheim erfundener Stuhl sollte angeschafft werden, sodann gusseiserne Öfen und weitere Ausstattungen.

Am 14. und 15. Oktober 1867 wurden die ersten fünf Knaben aufgenommen, und nachdem weitere folgten, wurden nach und nach die nötigen Dinge besorgt: Weißzeug, Hemden, Taschentücher, Schürzen, Tische, Schränke für Schulsachen, Schubkarren und eine Waschmaschine. Um alles und jedes musste Unsöld um Genehmigung durch den Ausschuss bitten, der jede Woche tagte. Im Protokoll zur 26. Sitzung Ende November 1867 wurde vermerkt: „Ein Gesuch Unsölds um Anschaffung von Schürzen für die Wärter und die Magd auf Kosten der Anstalt wurde genehmigt. Ebenso die Anschaffung eines zweiten Arbeitstisches."[87] Er sorgte sich um anständige Bekleidung der Zöglinge und legte dem Ausschuss zur Begutachtung Muster von Hosen aus blaugrauem Stoff vor. Für die Einrichtung des Krankenzimmers sollten ein Stuhl und Nachttisch, später auch „ein Nachtstuhl nach Dr. Schürschem System" besorgt werden.

So war der Ausschuss mit den alltäglichen Dingen einer Anstalt konfrontiert und erledigte konzentriert die notwendigen Aufgaben.

Daneben gab es Personalfragen zu klären, Aufnahmegesuche zu beschließen oder abzulehnen, Prospekte zu drucken, Kollektenreisen zu planen, mit der Regierung zu verhandeln, Mieten einzutreiben, Hausordnungen zu formulieren und die Finanzen zu prüfen. Selbst die Außenanlagen der Anstalt wurden nicht vergessen. Durch Hecken und Anpflanzungen sollten die Häuser vor neugierigen Blicken geschützt werden.

Im Januar 1868 waren mit 13 Kranken die vorhandenen Plätze besetzt. Im April wurde der Ausbau eines Nebengebäudes, das vormals als Altenteil gedient hatte, erwogen, wegen der ungünstigen Lage des Hauses aber nicht ausgeführt. Im September 1868 kam zum ersten Mal die Erweiterung der Anstalt durch Anbau oder Neubau zur Sprache. Unsöld wurde vom Ausschuss gebeten, hierüber seine Gedanken niederzuschreiben. Vorerst aber litt man weiterhin unter Platznot, und der Aufnahmedruck war stark. Deshalb ging man im Winter 1868 doch dazu über, das Nebengebäude als Wohnbereich umzugestalten. Im Frühjahr 1869 waren dann schon 21 Pfleglinge in Betreuung.[88]

Abgesehen von den Mitgliedern des Vorstandes erledigten alle anderen Personen des geschäftsführenden Ausschusses ihre Aufgaben ehrenamtlich. Einzige Fachleute mit praktischer Anstaltserfahrung waren Unsöld und Dr. Tiemann als Leiter des Bielefelder Krankenhauses. Simon hatte Erfahrungen in der Inneren Mission, alle anderen – Bansi, Böken-

[87] Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 29.11.1867, § 131. HAB, S. 151,1.

[88] Vgl. Protokoll des Verwaltungsrates vom 29.9.1869. HAB, S. 151,1.

kamp, Prigge und Delius – waren Kaufleute und Fabrikanten, verstanden sich auf Finanzen, Personalführung und Organisation. Jeder nutzte seine Beziehungen und Talente für den Aufbau der Anstalt. Eine besondere Rolle spielte dabei Gottfried Bansi, der als „Cassirer" über die Finanzen und den Haushalt wachte. Er war ein sorgfältiger und strenger Finanzchef.

Das Personal der Anstalt

Es ist anzunehmen, dass Unsöld als Inspektor auch für Personalauswahl und -einsatz zuständig war. Pastor Balke hatte als allgemeine Empfehlung dem Inspektor geraten: „Er sammle sich mit möglichst freier Hand die rechten Gehilfen und lebe unter ihnen wie ein Vater."[89] Balke hatte auch geraten, sich in Personalsachen nicht an Mutterhäuser zu binden, um unabhängig bleiben zu können. Daran hielt man sich zunächst. Auf der ersten Sitzung des geschäftsführenden Ausschusses am 4. Juni 1867 wurde „die Anstellung eines Wärters mit 60 Talern, einer Magd mit 30 Talern und eines Knechts mit 40 Talern" beschlossen.[90] Die Hauptlast der Arbeit ruhte auf den Schultern der Hauseltern Unsöld. Sie mussten sich nicht nur um die Einrichtung und die Wirtschaft des Hauses kümmern, sondern werden bei der Betreuung der epilepsiekranken Bewohner mitgewirkt und die Zurüstung des Personals gefördert haben. Dabei spielte Frau Unsöld eine besondere Rolle. Ihr Mann schrieb über sie in seinen Erinnerungen:

> *„Am 30. September 1867 war es mir vergönnt, meine junge Frau, mit der ich mich am 1. September in Stetten vermählt hatte, in die Anstalt als künftige Hausmutter zu führen. Es war kein schöner, wirtlicher Einzug. Der Bau war noch ganz unfertig, über hohe Schutthaufen ging der Weg ins neue Heim. Die neue Hausmutter schreckte nicht davor zurück, höchstens bedauerte sie, dass noch keine Pfleglinge aufgenommen werden konnten. Sie war als älteste Tochter des Inspektors Landenberger das Anstaltsleben von Jugend auf gewöhnt. Drei Jahre vorher hat sie das zerfallende Schloß Stetten für 60 Pfleglinge eingerichtet. Seit Jahren war sie als rechte Hand der Mutter geübt in allen Anstaltsarbeiten: in der Küche, Waschküche, in der Näh- und Plättstube, im Garten, in den Krankenzimmern als Pflegerin und als Wirtschafterin. Ihr das Einfache liebender*

[89] Balke (wie Anm. 76), S. 50.

[90] Diese niedrig angesetzten Gehälter wurden im Laufe der Zeit angehoben. Der erste Wärter erhielt bald 100, nach seiner Verheiratung sogar 150 Taler. Der zweite Wärter Philipps bekam bei Einstellung gleich 100 Taler; Diakon Adam Nispel, der 1873 Hausvater in Ebenezer wurde, erhielt nach Verhandlungen gleich 200 Taler bei freier Station; im Falle seines Todes wurde eine Witwenpension von 50 Talern zugesagt. Vgl. Protokolle des Geschäftsführenden Ausschuss vom 3.2.1868, 22.5.1868 und 5.9.1872. HAB, S. 151,1.

Sinn, ihr klarer Verstand, ihr stilles, friedliches Gemüt befähigten sie in hohem Maße zur Arbeit an Unruhigen, Verwirrten, Friedebedürftigen."[91]

Dieses besondere Zeugnis macht sehr deutlich, dass auch die Hausmutter für die anstehenden Pionieraufgaben gut gerüstet und motiviert war.

Die erste Mitarbeiterin, die als Magd angestellt wurde, war Katharina Voß (1839–1925), gebürtig aus Werther. Sie arbeitete als Hausgehilfin in der Familie des Gerichtsrates Riesmeyer in Bielefeld und besuchte regelmäßig den Bielefelder Missionsverein. So wurde man auf sie aufmerksam. Unsöld warb persönlich um sie und suchte auch ihre Eltern in Werther auf, sodass schließlich ein Arbeitsvertrag mit der Epileptischenanstalt zustande kommen konnte. Sie trat am 2. Oktober 1867 ihren Dienst auf dem Steinkampschen Hof an, wenige Tage, bevor die ersten Kinder kamen. Die Handwerker, die die Ställe in Wohn- und Schlafräume umbauen sollten, waren immer noch nicht fertig. Sie hatte am ersten Tag nicht einmal ein Bett. In ihren Erinnerungen an diese Zeit bemerkte sie:

„In der Küche war nichts als Herd, Spüle und ein Kessel. Wasser musste aus der Nachbarschaft geholt und bezahlt werden. Es fehlte an Wäsche, Betten, auch an Geld [...] Die Frau des Gefangenenwärters auf der Sparrenburg half mit den gefangenen Frauen beim Nähen der Wäsche".[92]

Katharina Voß wurde eine unentbehrliche und umsichtige Hilfe für die Hauseltern Unsöld und für die junge Einrichtung. Sie beschränkte ihre Tätigkeit nicht nur auf die Hauswirtschaft, denn schon bald übernahm sie zusätzlich die Pflege einiger Kinder. Wenige Jahre später, 1873, heiratete sie den Diakon Adam Nispel, der aus dem Neinstedter Brüderhaus in die Anstalt gekommen war. Gemeinsam übernahmen sie im gleichen Jahr als Hauseltern die Betreuung der älteren und schwerer behinderten Bewohner, nachdem die Kinder und Jugendlichen in den Neubau eingezogen waren.[93]

Eine weitere Magd für die Hauswirtschaft, Hannchen Gehring (1844–1907) aus Bielefeld, konnte im Januar 1868 angestellt werden. Sie trat

91 Unsöld (wie Anm. 31), S. 3. HAB, DIU Nr. 1.

92 Katharina Nispel, Bericht an Gustav von Bodelschwingh, undatiert (ca. 1920), S. 1-2. HAB, BIII, 5,2.

93 Paul Tegtmeyer, von 1923 bis 1954 Vorsteher der Diakonenanstalt Nazareth, schrieb über sie im Boten von Bethel: „Sie war eine sehr kluge Frau mit einer ausgezeichneten Sach- und Menschenkenntnis. Sie war eine fleißige Frau[,] die unermüdlich im Haus und auf den Äckern des Hauses schaffte. Sie war eine fromme Frau, die ihre schwere Arbeit im Blick auf den kommenden Herrn tat. Sie konnte beten. Sie konnte lieben. Sie konnte leiten. Fünf eigene Söhne wurden ihr geschenkt. Aber das hinderte sie nicht, den vielen Kranken und der großen Brüderschar eine wirkliche Mutter zu sein. Sie ist der Typ aller zukünftigen Nazareth-Hausmütter geworden." Vgl. Paul Tegtmeyer, Menschen, die man nicht vergisst, in: Bote von Bethel, 30/1955, S. 2-4.

einige Jahre später in das junge Bielefelder Diakonissenhaus ein und wurde 1877 eingesegnet.[94]

Über die Vorgabe Balkes, sich nicht an Mutterhäuser zu binden, war man sich im Ausschuss nicht einig. Es bestand einerseits der Wunsch, Wärter aus der Diakonenanstalt Duisburg und dem Rauhen Haus zu holen, zum anderen gab es Bedenken. Diese lagen vor allem in der Befürchtung, dass es zwischen ausgebildeten Diakonen und Inspektor Unsöld, der kein Diakon war, schnell zu Reibereien kommen könnte. Trotzdem wandte man sich schon im Juli 1867 an die Diakonenanstalt Duisburg und schrieb auch an Wichern, bekam aber Absagen.

So war man gezwungen, zunächst Laienkräfte einzustellen, und ging dabei ganz pragmatisch vor. Das Ausschussmitglied Bökenkamp zum Beispiel schlug vor, auf das Angebot eines kräftigen jungen Mannes aus der Nachbarschaft einzugehen, und man beschloss, ihn einzustellen. Dieser Heinrich Feldmann war nicht in Pflege ausgebildet, verrichtete seine Arbeit aber ordentlich. Dass er kräftig war, erwies sich als Vorteil, weil manche der kranken Kinder über eine enge Treppe nach oben in die Schlafräume getragen werden mussten. In seinen Erinnerungen setzte Unsöld auch ihm ein verklärendes Denkmal:

> *„Und wie freue ich mich, wenn ich an meinen wackeren, treuherzigen Heinrich Feldmann denke. Er hat in den ersten Monaten als einziger Wärter Großes geleistet in Hingabe und Aufopferung für seine kleine Schar. Wie treu hat er den beständig zappelnden Gustav getragen, wie sänftlich den blöden Heinrich gebettet, wie väterlich den August mit seinen zahlreichen Anfällen besorgt. Wohl bekam Feldmann bald als guten Mithelfer den nachmaligen Hausvater Philipps, aber er hatte sich doch zuviel zugemutet und musste schon nach einem Jahr leidend die Anstalt verlassen."*[95]

In der Tat hat Feldmann während des ersten halben Jahres die ungewohnte Pflege behinderter Kinder fast allein bewältigen müssen. Er blieb nahezu zwei Jahre, länger als es Unsöld in Erinnerung hat, und konnte während dieser Zeit heiraten und eine Familie gründen. Mit einem zweiten Wärter „von der Landstraße" hatte man kein Glück. Er musste wegen Unfähigkeit bald wieder entlassen werden und verbreitete danach üble Reden über die Anstalt. Den Verantwortlichen war sehr daran gelegen, ihn schnell und sicher aus der Nähe der Anstalt zu bringen. Der Ausschuss protokollierte: „Fahrtkosten 4. Klasse nach Ruhrort mit dem am 11. Januar morgens 8¼ Uhr abgehenden Zuge angewiesen." Außerdem beschlossen sie, dass die Entlassung des Pflegers und seine Hintergründe „in einigen der gelesensten Blätter kurz und recht sachlich publiziert werden soll."[96]

[94] In Bielefeld wurde 1869 eine Diakonissenanstalt gegründet. Friedrich von Bodelschwingh wurde 1872 ihr Vorsteher und verband diese vormals selbständige Einrichtung mit der Epileptischenanstalt. Vgl. Pahmeyer (wie Anm. 77), S. 37-56.

[95] Unsöld (wie Anm. 31), S. 3. HAB, DIU, Nr. 1.

[96] Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 10.1.1868. HAB, S. 151,1.

An seine Stelle trat Christian Philipps (1829–1905), bislang Gehilfe am Schildescher Rettungshaus.[97] Er bewährte sich und fand eine dauerhafte Anstellung in der Anstalt. Er gehörte zu jenen Männern, die 1877 die Brüderanstalt Zoar/Nazareth gründeten.[98] Er übernahm später die Hausvaterstelle im Diakonen-Brüderhaus Nazareth und im Hause Bethsaida, einer Einrichtung für arbeitsfähige epileptische Männer.

Dennoch, die Anwerbung von Personal blieb schwierig, und so entschloss man sich, erneut auf das Neinstedter Brüderhaus zuzugehen, das endlich auch bereit war, Brüder zu schicken. Von dort kam im Juni 1868 Bruder Schneemelcher, sechs Monate später folgte Adam Nispel. Schmeemelcher erwies sich allerdings für die Arbeit mit Epileptischen zu aufgeregt und wurde deshalb zeitweilig entlassen.

Ein Arbeitsversuch mit einem epileptischen Pflegling als Unterwärter wurde bald wieder aufgegeben. Eine Anstellung der Frau Philipps gelang ebenfalls nicht, weil sie „zu schwach" war. Anfragen von Personen, die an Epilepsie litten, aber hauswirtschaftliche oder pflegerische Tätigkeiten leisten konnten, wurden in den ersten Jahren abgewiesen, weil der Zustand der jungen Anstalt noch zu instabil war und man den Personen nicht hätte gerecht werden können.

Die Personalentwicklung verlief dennoch stetig, wenn auch nicht reibungslos. Nach 18 Monaten, im Frühjahr 1869, hatten 21 Pfleglinge das Haus bezogen. Sie wurden von den Hauseltern Unsöld und weiteren sieben Personen betreut: von drei Wärtern, zwei Wärterinnen, einer Magd und einem Knecht.[99] Damit war also 1½ Jahre nach Anstaltsgründung eine gewisse personelle Konsolidierung festzustellen. Diese wurde allerdings abrupt unterbrochen, als der Deutsch-Französische Krieg (Juli 1870–März 1871) ausbrach und alle drei Wärter eingezogen wurden. Wie in dieser Situation die Pflegearbeit zu bewältigen war, ist kaum vorstellbar. In einer Erinnerungsnotiz der Magd Katharina Voß (verheiratete Nispel) ist ein wenig von dieser bedrängenden Situation zu spüren. Sie schrieb: „Vom Krieg an bis zu meiner Hochzeit (15. Mai 1873) hatte ich mehrere epileptische Jungen zu versorgen, ganz elende."[100]

97 Das Rettungshaus in Schildesche wurde 1852 eingeweiht. Es war ein Werk der Inneren Mission und entstand auf dem Boden der Ravensberger Erweckungsbewegung. Diese Anstalt war die erste ihrer Art in Westfalen. Zeitweilig wurden bis zu 100 Knaben und 50 Mädchen betreut. Das Haus war mit einer Präparandenanstalt verbunden und bestand bis 1922. Vgl. Dietrich (wie Anm. 5), S. 15.

98 Die Brüderanstalt Nazareth wurde 1877 in Bethel gegründet. Sie ist heute eine Gemeinschaft von Diakoninnen und Diakonen, die in vielfältigen diakonischen Arbeitsfeldern tätig sind. Vgl. Jürgen Steinbrück (Hg.), Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Bielefeld 2002, S. 10-17.

99 Vgl. Protokoll des Verwaltungsrates vom 29.9.1869. HAB, S. 151,1.

100 S. Nispel, HAB, S. 2.

Bei der Aufnahme der Kranken hatten die Verantwortlichen im geschäftsführenden Ausschuss wieder das Planungsmodell Balkes vor Augen.[101] Danach sollte die ausgebaute Anstalt drei große Bereiche umfassen: eine Heilabteilung für Erziehung, Unterricht und Pflege jüngerer leicht behinderter Kinder von sechs bis 15 Jahren, eine Abteilung für schwerer behinderte Kinder und Jugendliche sowie eine dritte Abteilung für Erwachsene mit langfristigem Betreuungsbedarf. Zunächst war man bestrebt, Kinder für die erste Abteilung aufzunehmen. Nachdem man in den Regionalblättern die Eröffnung der Anstalt publik gemacht hatte, kamen gehäuft Anträge mit der Bitte um Aufnahme. Der Ausschuss beschäftigte sich auf seiner wöchentlichen Sitzung sehr ausführlich mit diesen Anträgen und mit der Frage, ob die Personen in die neue Anstalt passen würden. Am 2. August 1867 findet sich im Protokoll vermerkt:

> *„Simon bespricht auf Grund der Anfrage des Th. in Elberfeld die Aufnahme des Fritz Meininghaus, worüber der Bericht des Arztes Dr. Meisenberg und des Pastors Lichtenstein mit genauen Erklärungen der Familie und persönlichen Beziehungen vorliegen. Die Anstalt Hephata hat den schwachsinnigen Knaben, der an Epilepsie leidet, zurück an uns verwiesen. Da Tobsucht im Zeugnisse angegeben ist, so wird nach vorheriger Besprechung beschlossen, zunächst auf ein in Betreff der Tobsucht genaues Zeugnis des Arztes zu dringen und die Zahlung von 200 Thalern als unerlässliche Bedingung für die Aufnahme."*[102]

Die Diagnose Schwachsinn, Epilepsie und Tobsucht erschreckte den Ausschuss zunächst, aber da das geforderte neue ärztliche Gutachten die Diagnose Tobsucht nicht mehr enthielt, beschloss man, die Schwachsinnigkeit außer Acht zu lassen und den Jungen aufzunehmen. Als einzige Bedingung – außer den Vorauszahlungen – wurde aber gefordert, dass er vollständige Kleidung und Wäsche mitbringe.

Es kamen viele Anmeldungen auch von erwachsenen Personen, die damit zunächst den gesetzten Rahmen überstiegen. In erster Linie wurden Kinder und Jugendliche ausgewählt, die neben ihrer Epilepsie zumeist körperliche oder geistige Beeinträchtigungen hatten oder schnell in Erregungszustände gerieten. Es waren also Personen, die intensiver Pflege und Förderung bedurften, auf die man eigentlich nicht vorbereitet war. In den Beschreibungen dieser Kinder wurde immer wieder auf deren Schwächen hingewiesen: „[E]r konnte nur wenig lernen, sein Geist wurde allmählich immer müder, an irgendwelchen Unterricht war nicht zu denken."[103] Dennoch wurden Voraussetzungen geschaffen, um ele-

[101] Vgl. Balke (wie Anm. 76), S. 43-49.
[102] Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 2.8.1867. HAB, S. 151,1.
[103] Friedrich von Bodelschwingh d. J., Ein Rückblick, in: Ebenezer. Liebesarbeit in Bethel, Bielefeld 1917, S. 7.

mentare Förderung zu ermöglichen. Zu Weihnachten erhielten die Zöglinge sogar Katechismen und Schiefertafeln.

Unter den ersten fünf Kindern war nur ein einziger Junge, August Düning, der geistig normal entwickelt war, aber unter Anfällen litt, die in häufiger Folge täglich auftraten. Nach einer Zeit der Besserung wurde versucht, ihm Pflegearbeit zu übertragen, aber diesen Anforderungen war er noch nicht gewachsen. Später, als die Anfälle nachließen, konnte er wieder entlassen werden und ein selbständiges Leben führen.

Ähnliches geschah auch mit dem ersten Zögling, August Strate, der 1867 als 14-jähriger Junge gekommen war. Nachdem seine Anfälle nachließen, wurde er nach seiner Konfirmation wieder nach Hause entlassen, kam aber nach vielen Jahren wieder zurück. Diese Beispiele zeigen, dass man sich auf die individuellen Möglichkeiten des Einzelnen bewusst einstellte und sie förderte.[104] Das war aber schwierig, wenn Menschen so unterschiedlicher Behinderungsgrade und Altersgruppen in einem Hause untergebracht waren. Unsöld versuchte deshalb, drei Gruppen zu bilden, „wonach die vollsinnigen Erwachsenen, vollsinnigen Kinder und die Blödsinnigen je einen Wärter mit besonderem Schul- und Aufenthaltszimmer zugeteilt werden."[105] Hier zeigte sich schon, dass mit der weiteren Aufnahme so ganz unterschiedlicher Menschen eine Differenzierung nach Behinderungsgrad und Altersgruppen nötig sein würde. Im ersten Jahresbericht 1867/1868 deutete Simon auch die Möglichkeit der Aufnahme von Frauen an, was aber erst nach Schaffung neuer Räumlichkeiten im Oktober 1873 realisiert werden konnte. In seiner Bilanz für das erste Jahr der Anstalt schrieb Simon:

> *„So waren wir von Anfang an mit unserer Arbeit auf andere Wege gewiesen, als wir sie einzuschlagen wünschten, statt mit jüngeren, geistig noch gesunden, möglichst gleichartigen und gleichaltrigen Epileptischen ist unser Haus jetzt besetzt mit 20 Pfleglingen, welche nach Alter, Krankheitsgrad, Geistes- und Gemütszustand sehr verschieden sind. Es erhielt dadurch unsere Anstalt neben der Bestimmung einer Heil- und Erziehungsanstalt auch den Charakter eines Asyls."*[106]

Die Anstaltsleitung aber hielt trotzdem weiter daran fest, nach Möglichkeit jüngere Kinder aufzunehmen. Von Balke und Barthold wurde sie in diesem Vorhaben unterstützt und ermuntert, die „Heilabteilung" nicht aufzugeben. In der Jahresübersicht vom Januar 1871[107] wurde mitgeteilt, dass vier Pfleglinge gestorben und zehn entlassen worden waren und dass die Anstalt jetzt 25 Pfleglinge umfasste. Zum gleichen Zeitpunkt wurde diskutiert, ob man die „blödesten Knaben" nicht entlassen müsse,

104 Vgl. Karl Bode, Not und Liebe. Aus Bethels Geschichte, Bielefeld 1950, S. 24-27.
105 Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 22.5.1868. HAB, S. 151,1.
106 Friedrich Simon, Erster Jahresbericht der westfälisch-rheinischen evangelischen Anstalt für Epileptische bei Bielefeld, Bielefeld 1868, S. 5. HAB, A 963.
107 Vgl. Friedrich von Bodelschwingh d. Ä., Jahresbericht 1871, S. 2. HAB, BI, 3,1 Nr. 2.

um mehr Platz für bildungsfähige Kinder zu bekommen. Diese Idee wurde aber nicht realisiert.[108]

Schule

In der Anstalt entwickelte sich für die bildungsfähigen Kinder und Jugendlichen eine geordnete Schularbeit. Gleichzeitig entstanden für die Erwachsenen „arbeitstherapeutische" Angebote. Auch wenn der Anteil der Kinder entgegen ursprünglichen Erwartungen nur klein blieb und etwa bei zehn Prozent lag, wurde diesem Bereich eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Unsöld als Lehrer war hier in seinem eigentlichen Element und betonte nachdrücklich die Wichtigkeit dieser Arbeit. Bei den Kindern waren Entwicklungsstörungen aller Grade bis zur Normalität vertreten (blödsinnige, schwachsinnige, kranksinnige, vollsinnige). Deshalb hatte der Unterricht nach Form und Inhalt starke Ähnlichkeit mit jenem, der an Schulen für schwach Begabte üblich war. Unsöld setzte die von Landenberger und Barthold beschriebenen Inhalte und Prinzipien bewusst um:[109]

> *„Da kommt der vorbereitende Blödenunterricht zur Entwicklung der Willenskraft für die schwächsten zu seinem vollen Rechte; gründlicher Anschauungsunterricht für die untere Stufe ist uns wichtiger als Lesen und Schreiben, weil er die geistige Entwicklung mehr fördert als dieses. Unser Unterrichtsziel geht dahin, die Kinder zur Erkenntnis Gottes und zu einem dieser Erkenntnis entsprechenden Leben zu führen. Die biblische Geschichte wird mit Fleiß so betrieben, daß sie von den Kindern wirklich erfasst [wird] und die Heilswahrheiten in ihnen sich als eine Lebenskraft erweisen können."*[110]

Die Kinder erhielten vier Stunden täglich Unterricht, wenn es ihr Zustand erlaubte. Es wurde in den üblichen Fächern unterrichtet, aber häufig musste der Lernstoff auch wiederholt oder nach Krankheitszeiten von einem früheren Niveau aus erneut begonnen werden. Gute Erfahrungen machte Unsöld mit der Einführung praktischer Unterrichtsstunden, in denen die Schüler sich bis zu drei Stunden täglich mit Hand-, Haus- und Gartenarbeiten betätigten. Diese Arbeiten wurden in den Schulunterricht integriert, sodass ein harmonischer Wechsel der Betätigungen erreicht wurde. Er sah ganz richtig, dass bei manchen Kindern praktische Tätigkeit ein wichtiges Element zur Vorbereitung des eigentlichen Unterrichts war. Gartenarbeit und Hausarbeit waren für ihn daher wichtige Bildungsmittel:

[108] Vgl. Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 20.1.1871. HAB, S. 151,1.
[109] Vgl. Barthold (wie Anm. 52), S. 5-25.
[110] Johannes Unsöld, Die Fürsorge für Epileptische in der Anstalt Bethel. Verwaltungsbericht, Bielefeld 1875, S. 17. HAB, Slg. BI, 3,1.

„Steineauflesen, Karrenschieben, Harken, Jäten, Hacken, Gießen, Graben, Verpflanzen, im Winter das Aushülsen, Verlesen und Sortieren von Sämereien. Jeder geringe Handgriff, der nur gelernt wird, hat für das Gemüthsleben des schwachen Epileptischen großen Werth. Man sehe sich einmal einen an, der zum ersten Mal ein volles Kärrchen glücklich an das Ziel gebracht hat, ob es sich nicht auf dem Gesicht abprägt, dass diesmal ein Sieg errungen ist. In dem Hause geben die gewöhnlichen Hausarbeiten wie Abstäuben, Ausfegen, Schrubben, Wichsen, Bettenmachen, Einordnen von Schränken, die Pflege der Blumen oder eines Vögelchens reichliche Gelegenheit, Handgeschick, Ordnungsliebe, Sinn für das Schöne und die Sparsamkeit zu wecken und zu schärfen."[111]

Neben diesen einfachen Betätigungen waren für ältere Kinder auch handwerkliche Arbeiten in den Unterricht integriert, die auf eine Berufstätigkeit vorbereiteten, wie etwa die Herstellung von Lampenschirmen, Flechten von Selfkantenteppichen, von Stroh- und Binsenmatten. So war die Schule ein Ort, der sich ganz individuell auf Bedürfnisse und Fähigkeiten der Kinder einstellte. Dass Erziehung und Unterricht für epileptische Kinder – unabhängig von Heilbarkeit oder Unheilbarkeit ihrer Krankheit – nötig und möglich seien, stand für den Lehrer Unsöld außer Zweifel.[112]

Arbeit

Wie oben erwähnt, wurden zur Ergänzung und Vorbereitung der mehr abstrakten Übungsformen des Lesens und Schreibens praktische Beschäftigungen in Haus und Garten eingeführt. In einer Sitzung des Ausschusses Anfang Januar 1868 stellte Unsöld den Antrag zur Genehmigung von Laubsägearbeiten, Korbflechten und der Fabrikation von Litzenschuhen. Dies war die Geburtsstunde der Arbeits- und Werktherapie in den sich entwickelnden Anstalten, zunächst als Tätigkeitsform in der Schule, dann als Arbeit für die Erwachsenen. Die Notwendigkeit eines Arbeitsangebotes für Erwachsene ergab sich von selbst, da viele Menschen mit Epilepsie aus ihren Arbeitsverhältnissen entlassen worden waren und keine Perspektive mehr hatten. Neue Arbeit für sie bedeutete neues Leben und war eine Hilfe, die Last der Krankheit besser zu ertragen oder abzuschütteln. In der Anstalt ging man vorsichtig und pragmatisch mit dieser Situation um. Unsöld schrieb im Anstaltsbericht von 1868:

„Geistanstrengende Arbeiten, sowie solche, bei denen häufig scharfe Werkzeuge und Leitern nötig sind, müssen ausgeschlossen bleiben. – Wir beschäftigen unsere Leute teils im Freien mit Garten- und Feldarbeit, teils im Zimmer mit Flechten von Selfkantenschuhen. Letzterer Arbeit geben sich die meisten mit großer

[111] A.a.O., S. 18.
[112] Vgl. Simon (wie Anm. 106), S. 13.

Freude und Geschick hin. Es wurden in der Anstalt in einem halben Jahr 300 Paar geflochten und alle verkauft, was einen Erlös von 70 Talern ergab. Bei Erweiterung der Anstalt werden auch noch andere Industriezweige eingeführt."[113]

Die Bewohner erhielten für ihre Arbeit ab 1874 versuchsweise einen Lohn bis zu 30 Pfennig täglich, der in einem Lohnbuch gutgeschrieben wurde. Diese Einrichtung war für Unsöld ein besonderes Anliegen, für das er im Ausschuss längere Zeit gekämpft hatte. Ihm lag viel darin, die Menschen in der Anstalt so zu stellen, wie sie es von außerhalb gewohnt waren. Dazu gehörte für Arbeit auch Entlohnung. Er ließ sogar Expertisen von anderen Anstaltsleitern kommen, die ihn in seiner Meinung bestärkten. Die Idee des Lohnbuches mag er aus dem Stuttgarter Waisenhaus entlehnt haben, in dem er Schüler gewesen war. Dort gab es für jeden ein Sparbuch, auf das monatlich eine bestimmte Summe gezahlt wurde, um nach der Entlassung einen finanziellen Grundstock zu haben. Das Lohnbuch kam gut an, und Unsöld wünschte eine Dauerlösung:

„Unsere Erfahrungen in diesem Versuchsjahre sind im Ganzen so ermutigend, dass ich wohl den Wunsch habe, es möchte eine genau geregelte Lohneinrichtung in die Ordnung unseres Hauses aufgenommen werden. Mit nie zuvor gesehenem Fleiße wurde z[um] B[eispiel] dieses Jahr die nicht leichte Anlegung unserer Gärten, das Verkarren von Feldbrandsteinen, verschiedene Erdarbeiten für das Diakonissenhaus u[nd] a[ndere] ausgeführt."[114]

Aber dauerhaft ließ sich das Lohnbuch, so wie es Unsöld gewollt hatte, nicht einführen, weil Bodelschwingh andere Vorstellungen hatte. Es ist zu vermuten, dass sein Prinzip des Dienens den Lohngedanken beiseiteschob. Im Frühjahr 1876 beschloss der Ausschuss, eine Arbeits- und Betriebskasse einzurichten und damit die Entlohnung für die Arbeit der Kranken neu zu regeln. Sie bekamen nur noch 20 Pfennig Vergütung, woraus sie allerdings kleinere Bedürfnisse, zum Beispiel Tabak, Kleidung und Unkosten bei Spaziergängen selbst zu bestreiten hatten.

Im Oktober 1875 wurde auf Wunsch einiger Zöglinge eine kleine Tischlerwerkstatt eingerichtet. Dies war die erste Werkstatt im eigentlichen Sinne, die vielen anderen Handwerksbetrieben vorausging. Die von Unsöld eingeführte Arbeitstätigkeit in den Häusern neben den Haus- und Gartenarbeiten wurde nach seinem Ausscheiden weiter gepflegt, kam aber in späteren Jahren teilweise zum Erliegen. Erst in den 1960er Jahren wurde das von Unsöld entwickelte Konzept neu entdeckt und professionell ausgestaltet. Innerhalb weniger Jahre kam es zum Aufbau zahlreicher Werktherapien, so dass alle in der Anstalt betreuten Menschen einen Werkstattplatz bekamen.[115]

[113] Ebd.
[114] Unsöld (wie Anm. 110), S. 19.
[115] Vgl. Konrad Sigler, Werktherapie in Bethel, in: Bethel. Beiträge aus der Arbeit der von Bodelschwinghschen Anstalten (Heft 4), Bielefeld, 1973, S. 40-43.

Sowohl im ersten Jahresbericht von 1868 wie auch im 1875 erschienenen Verwaltungsbericht legte Unsöld seine Vorstellungen und Realisierungen von Wesen und Gestalt einer auf christlicher Grundlage zu entwickelnden Anstalt nieder.

Im Bericht 1868 stellte Unsöld grundsätzlich fest, dass für ihn die Notwendigkeit von Schulunterricht, wie oben schon erwähnt, außer Zweifel stand, gleich, ob die Epilepsie heilbar oder unheilbar war. Er war sich ganz sicher, dass Erziehung und Unterricht trotz der Behinderung durch Krankheit, körperlichen und geistigen Einschränkungen unbedingt notwendig sei. Die „Hebung" des Menschen durch Erziehung, Förderung und Gemeinschaft war und blieb das Ziel.[116]

Dieser Idee folgte Unsöld und organisierte die pädagogische Arbeit in der Anstalt. Die aufgenommenen Kranken waren nach Alter, Krankheitsgrad, Geistes- und Gemütszustand sehr verschieden. Deshalb war es wichtig, den pädagogischen Zugang zu den Menschen in der jeweils ihnen angemessenen Weise zu finden. Schon 1868 wurde eine Differenzierung vorgenommen:

> *„Unter den gegenwärtig in der Anstalt befindlichen 20 Kranken sind 8 blöd- und irrsinnig, 4 schwachsinnig, 2 bekommen periodische Anfälle von Tobsucht, die übrigen sind geistig normal."*[117]

Diese Personen fasste er zusammen und bildete vier Gruppen: schulfähige Kinder, blöd- und irrsinnige Kinder, erwachsene zurechnungsfähige Epileptische und blöd- und irrsinnige erwachsene Epileptische. Jede einzelne Gruppe umfasste etwa zwei bis sechs Personen und hatte ihr eigenes Wohn- und Schlafzimmer sowie eine Bezugsperson.

Die Arbeit an den „erwachsenen zurechnungsfähigen Epileptischen" zielte zum einen darauf, „ihren Geist dem Worte Gottes aufzuschließen", um daraus Kraft für die eigene „Selbsterziehung" zu gewinnen, zum anderen, „um die Ausbildung zu einem Lebensberufe" zu ermöglichen.[118] Das erste Ziel wurde unterstützt durch die Ordnung des Anstaltslebens, durch gemeinsame Morgen- und Abendandachten, durch Bibelstunden, Erzählung und Gesang. Die Hinführung zu einer geregelten Tätigkeit oder zu einem Lebensberufe, wie Unsöld sagte, hatte ihre Begrenzungen, weil viele Arbeiten wegen ihrer Gefährlichkeit nicht infrage kamen. Deshalb blieb das Angebot zunächst beschränkt auf Garten- und Feldarbeit und auf das Flechten von Selfkantenschuhen in der Werkstatt. Es war erstaunlich, dass in einem halben Jahr davon 300 Paar hergestellt und alle verkauft wurden. Diese Tätigkeit bewertete Unsöld als Heilvorgang,

[116] Vgl. Hänsel (wie Anm. 33), S. 137-142.
[117] Simon (wie Anm. 106), S. 12.
[118] A.a.O., S. 13.

weil durch Erweckung und Entfaltung der produktiven und kreativen Kräfte auch eine Stärkung der inneren Person gegeben war.

Im Bericht von 1875 befasste er sich mit grundsätzlichen Fragen. Er begründete den Aufbau „einer christlichen Anstalt für Epileptische"[119] und benannte die in ihr wirksamen Heilmittel. Im Gegensatz zu staatlichen Heilanstalten sollten die wesentlichen Heilmittel nicht medizinischer, sondern pädagogischer Art sein, nämlich „passende Beschäftigung insbesondere für Erwachsene, sorgfältige Erziehung und geregelter Unterricht für Kinder".[120] Die Leitung wurde deshalb auch von einem Theologen beziehungsweise einem Pädagogen übernommen und nicht von einem Mediziner. Mit dem Arzt allerdings war eine enge Zusammenarbeit erforderlich. Wieder in Anlehnung an Balke formulierte Unsöld:

> *„Eine christliche Anstalt für Epileptische kann den Arzt ebenso wenig entbehren als den väterlichen Erzieher und Lehrer, die Treue im Äußerlichen der leiblichen Pflege ebenso wenig, als den heiligen Liebesdienst Jesu Christi, das Waschen des Leibes mit Wasser ebenso wenig, als das Waschen der Seele im Gebet. Der Erzieher arbeitet dem Arzte, der Arzt dem Erzieher in die Hand."*[121]

In diesem Rahmen einer ganzheitlichen Erziehung und in den darin wirksamen personalen Bezügen vollzog sich der Heilvorgang auf dreifache Weise durch Seelenarbeit, Pflege und Erziehung:

- *Seelenarbeit* war die Heilform, die als besondere Aufgabe der Kirche anzusehen war. Sie konnte wirksam sein, wenn Leitende, Pflegende und Gepflegte vom Geist Jesu durchdrungen waren und so der inneren Verzweiflung und Mutlosigkeit der Kranken entgegenwirken konnten. Heilanstalt im vollen Sinne des Wortes würde nach Unsölds Vorstellung entstehen in einer Atmosphäre der Ruhe, des Friedens und der Liebe.

  Im Mittelpunkt der diakonischen Arbeit stand der leidende Mensch, dessen innere und äußere Zerbrechlichkeit, der durch Begleitung, Stützung und Zuspruch von außen seine Krankheit so weit überwindet, dass er wieder am Leben teilhaben kann. Der später in der Anstalt verbreitete Dienstgedanke, der von der Vorstellung ausging, dass jegliche Zuwendung behinderten und kranken Menschen gegenüber zuerst ein Dienst um Jesu willen sei, ist in Unsölds Konzept so nicht zu erkennen. Die Beziehungen zwischen Anstaltsbewohnern und Mitarbeitern sind eher als pädagogisches Verhältnis zu bezeichnen.
- *Leibliche Pflege* waren medizinische Behandlung im engeren Sinne und Beratung und Anleitung der physischen Pflege der Kranken. Dieser Bereich unterlag ärztlicher Leitung.

119 Unsöld (wie Anm. 110), S. 6.
120 Ebd.
121 A.a.O., S. 5.

- *Erziehung* war der Schwerpunkt der Arbeit an den Epileptischen. Deshalb war der Inspektor auch Lehrer und waren seine Gehilfen nicht Krankenpfleger, sondern Erzieher und Erzieherinnen. Das war eine erstaunlich moderne Auffassung, die weit ihrer Zeit vorauseilte. Erst 100 Jahre nach Unsöld stieß diese Idee in Bethel wieder auf gewisse Akzeptanz. Die besondere Aufgabe der Erzieher und Erzieherinnen sah Unsöld darin, durch „beständiges Mitleben" mit den zu Betreuenden ein taktvolles Beziehungsverhältnis aufzubauen. „Nur dadurch ist es möglich, etwaige Zornausbrüche im Keime zu unterdrücken, ihre Bedürfnisse zu erkennen, ihre Leiden und Freuden zu verstehen."[122] Erziehung wurde hier weit gefasst, war nicht nur Einwirkung auf Kinder und Jugendliche, sondern bestimmte auch das Verhältnis zu Erwachsenen, die zur Bewältigung ihrer Lebenssituation ein personales Gegenüber benötigten.

Unsölds pädagogischer Ansatz zielte so – ganz in der Tradition Zellers und Landenbergers – darauf ab, die im Menschen angelegten Kräfte und Vermögen zur Entfaltung zu bringen, um sie in Verantwortung vor Gott einsetzen zu können.[123]

Bei den Planungen zur notwendigen Erweiterung der Anstalt durch einen Neubau hat Unsöld diese Förderperspektive im Auge behalten. Aber seine Absichten kollidierten mit den Vorstellungen Friedrich von Bodelschwinghs, der im Januar 1872 die Leitung der Anstalt übernahm.

Der Neubau

Für die weitere Entwicklung der jungen Anstalt war die Sitzung des Verwaltungsrates im November 1868 von großer Bedeutung.[124] Einziger Tagesordnungspunkt war die Vorlage eines von Unsöld verfassten Gutachtens über den Bau eines neuen und großen Anstaltsgebäudes sowie Diskussion und Entscheidung darüber. Es war vorgesehen, Räumlichkeiten für 100 Kranke mit den dazugehörigen Werkstätten und Nebenräumen zu schaffen. Der Neubau sollte nicht neben dem alten Haus im Tal errichtet werden, weil es dort zu eng und feucht war, sondern auf einem Grundstück am Südhang des Alten Berges, der Langenwende. Das

122 A.a.O., S. 6.

123 Die „Hebepädagogik" entwickelt sich ausgehend von Christian Heinrich Zeller in Beuggen bei den Pädagogen der süddeutschen Erweckungsbewegung. Wie durch Erweckung des Glaubens der Mensch seine innere Wiedergeburt erfährt, soll durch Pädagogik und Erziehung des Willens der Mensch erneuert und gehoben werden. Landenberger war Vertreter dieser Pädagogik, und sein Schüler Unsöld ebenso. Landenberger betrachtete den Willen als die schwächste Stelle bei geistig behinderten Menschen und forderte, dass an dieser Stelle pädagogisches Handeln anzusetzen habe, um die geistige Hebung der Person zu befördern. Vgl. Hänsel (wie Anm. 33), S. 141.

124 Vgl. Protokoll des Verwaltungsrates vom 10.11.1868. HAB, S. 151,1.

war eine bevorzugte und schöne Lage mit weitem Blick über die Wiesen, Bauernstätten und sanften Hügel des Teutoburger Waldes. Der Ausschuss hatte hier eine gute Entscheidung getroffen und vielleicht Balkes Empfehlung beherzigt, der sich eine Anstalt in der schönsten Lage wünschte. Diese Lage, etwas weiter von der Stadt entfernt, besänftigte jene Kritiker aus Bielefeld, die eine Institution mit so vielen, ihnen unheimlich erscheinenden Kranken dicht vor ihren Toren nicht meinten ertragen zu können.

Eine Diskussion entspann sich über den Bautyp: Gruppenbau, Linearbau oder Strahlenbau? Es waren offenbar vorher verschiedene Gutachten eingeholt worden, unter anderem von Barthold aus Hephata und Geheimrat Nasse, dem Leiter der Irrenanstalt Siegburg. Während Nasse für einen Gruppenbau eintrat und sich auch Generalsuperintendent Wiesmann dafür aussprach, waren Barthold und Unsöld für den Linearbau. Die Begründungen sind leider im Protokoll nicht erwähnt, nur die Bemerkung von Superintendent Müller, dass sich ein Linearbau wie ein Gruppensystem einrichten ließe und man so die Vorteile beider Bautypen gewinnen könne.[125]

Der Verwaltungsrat sah durchaus die Vor- und Nachteile der verschiedenen Typen. Simon formulierte im Jahresbericht 1868:

> *„Dagegen stehen wir vor der Frage, ob die beabsichtigte Vergrößerung der Anstalt durch ein einheitliches, größeres Gebäude, sei es Linearbau oder Strahlenbau, vorgenommen werden soll, oder 2. ob allmählich je nach Bedürfnis und Mitteln, einzelne, kleine gesonderte Gebäude errichtet werden sollen, in welchen die Pfleglinge je nach Geschlecht, Alter, Krankheitsgrad, und Geisteszustand voneinander getrennt, verpflegt werden sollen, oder 3. eine Combination dieser bei-*

[125] Ein Blick auf die Bauweise von Anstaltsbauten jener Zeit zeigt, dass ideologische, pragmatische und finanzielle, auch lagebedingte Gründe für die jeweiligen Baustile verantwortlich waren. Wichern hatte das Familienprinzip eingeführt und dafür kleine Häuser vorgesehen, in Stetten war die Anstalt in einem größeren Schlossgebäude untergebracht, das in sich in kleine Wohneinheiten gegliedert war, Nasse, von der rheinischen Provinzialregierung beauftragt, die psychiatrischen Heilanstalten zu reorganisieren, schlug 1864 eine Dezentralisierung und Gruppenbauten vor. In einer preisgekrönten Schrift entwarf der Mediziner Seifert 1862 Vorstellungen über das Ideal einer Heilanstalt. „Die Musterheilanstalt trage den Charakter eines großen Familienhauses, [...] einfach und solid, bequem u[nd] wohnlich und mit der rechten Sparsamkeit angelegt." Er bemerkte, dass die jeweilige Grundform (Linear-, Hufeisen- oder Quadrat-Form) häufig von lokalen Verhältnissen abhängig sei. Wichtiger sei aber die innere Gestaltung, Lage und Ausrichtung der Einrichtung. „Diese liege isolirt, völlig arrondirt, von allen Seiten leicht zugänglich, auf einer Anhöhe, in der Nähe einer kleineren, wo möglich einer Universitätsstadt. [...] Die Gebäude sind so zu stellen, daß die hauptsächlichsten Wohn- und Schlafräume nach Süden und Südosten, die Verbindungsgänge nach Norden und Nordwesten gekehrt sind." Er forderte weiter eine strenge Trennung der Geschlechter und eine Differenzierung der unterschiedlichen Kranken nach Krankheitsgrad und Alter, nach Bildungsgrad und sozialer Stellung. Vgl. Seifert (o. Vornamen), Die Irrenanstalten in ihren administrativen, technischen und therapeutischen Beziehungen nach den Anforderungen der Gegenwart, in: Jahrbücher der in- und ausländischen Medicin, Bd. 117, 1863, S. 139-141.

den Projecte vorläufig etwa in der Weise versucht werden solle, dass man, nach erfolgter Errichtung eines neuen größeren Gebäudes, an welches sich ein Gruppensystem anschließen könnte, das bisherige zur Aufnahme der weiblichen Kranken benutzt und reserviert, und jenes ausschließlich für eine im Voraus festzusetzende Zahl männlicher Kranken bestimmt."[126]

Direktes Vorbild für den Neubau in Bielefeld war sicherlich der Linearbau von Hephata in Mönchengladbach, dessen Hauptgebäude 1861 errichtet worden war. Hier konnte Unsöld auf die Erfahrungen seines Onkels Carl Barthold zurückgreifen. Klar war, dass durch einen Bau nicht alle Aufnahmegesuche befriedigt, nicht alle Gruppen zu ihrem Recht kommen konnten. Dieser Bau sollte ein Anfang, eine gute Grundlage für künftige Erweiterungen sein. Nach den Beschlüssen des Verwaltungsrates und nach Unsölds Vorstellungen sollte ein einheitlicher Bau für höchstens 100 Kranke in Aussicht genommen werden. Baurat Raschdorff bekam den Auftrag, die Pläne zu erstellen und die Bauleitung zu übernehmen.[127] Zwei Jahre beschäftigte sich der Ausschuss mit den Vorbereitungen. Folgende Grundgedanken lagen den Planungen zugrunde:

- einheitlicher Bau,
- Differenzierung der Kranken nach Geschlecht, Alter, Zustand,
- gemeinsam zu nutzende Räume und
- Selbständigkeit der einzelnen Gruppen.

Es bestand also die Idee, die einzelnen Gruppen so auszustatten, dass sie im großen Hause ein selbständiges Leben führen und an den Aktivitäten der Gesamtgemeinschaft teilnehmen konnten.

Bautechnisch wurde diese Forderung so umgesetzt, dass ein Mittelbau mit zwei Flügeln entstand. Der Mittelbau enthielt die Gemeinschafts- und Funktionsräume (Speise- und Beetsaal, Schulzimmer, Küche, Waschküche, Personalwohnung), in den Seitenflügeln lagen die Wohngruppen. Bezeichnenderweise wurde die Wohnung des Hausvaters in das Mittelgebäude gesetzt, „der von hier aus das Ganze am leichtesten im Auge haben kann."[128] Insgesamt war dadurch eine flexible Gestaltung möglich, die auch andere Belegungen in der Zukunft vorsah: entweder je einen Flügel für weibliche oder männliche, für Knaben oder Männer, für vollsinnige oder blödsinnige oder ganz andere Gruppierungen. Unsölds Hauptargument war: „Kurz, es handelte sich bei der Ausarbeitung des Planes nur darum, bei aufgenommenen Kranken individualisieren zu können."[129]

[126] Simon (wie Anm. 106), S. 10.
[127] Julius Carl Raschdorff (1823–1914), Architekt, Stadtbaumeister in Köln, wurde 1878 Professor für Baukunst in Berlin und erbaute den Berliner Dom. Vgl. Gerhardt (wie Anm. 28), S. 524.
[128] Unsöld (wie Anm. 110), S. 10f.
[129] A.a.O., S. 11.

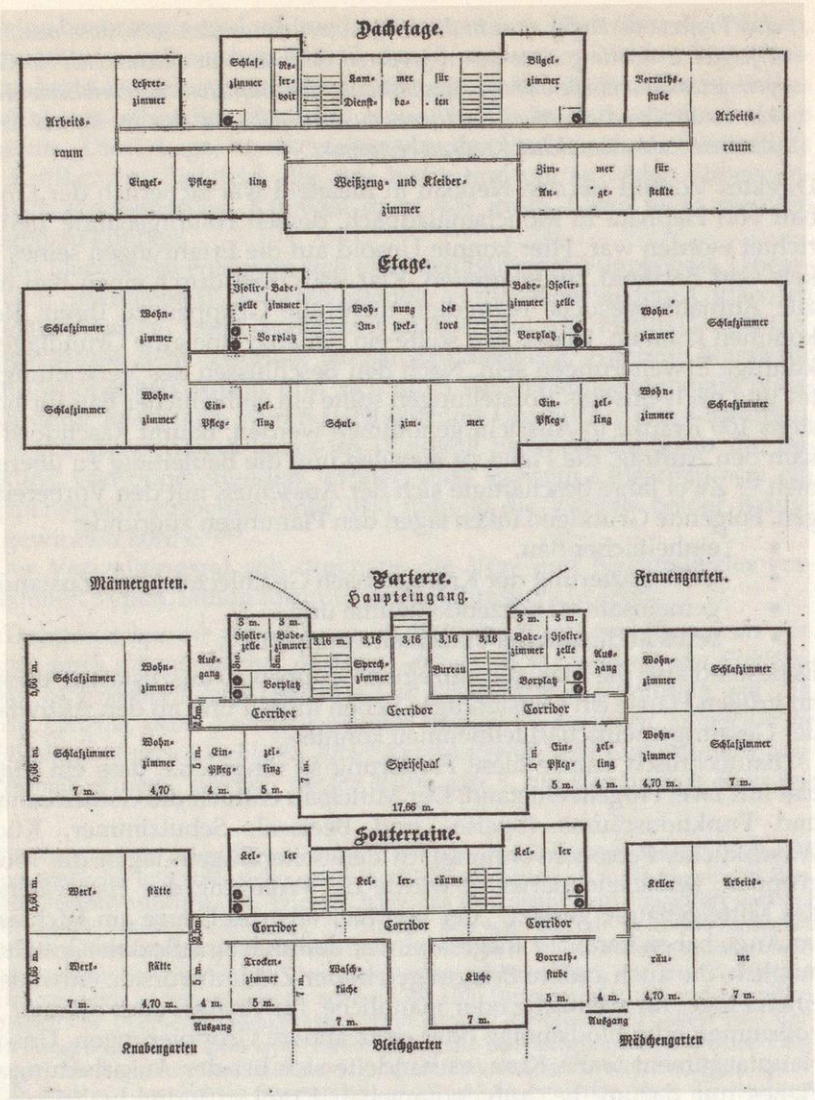


Abb. 8: Grundriss des Neubaus.
Aus dem Verwaltungsbericht von 1875
Von Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel, Hauptarchiv

Um in dieser Hinsicht mehr Möglichkeiten zu haben, aber auch aus Kostengründen wurde zweistöckig gebaut. So entstanden in zwei Stockwerken vier Krankengruppen zu je neun Personen, jede aus zwei Abteilungen, deren Wohnzimmer durch Türen miteinander verbunden waren. Dies ermöglichte einen optimalen und flexiblen Personaleinsatz. Da neben den Wohnzimmern die Schlafräume lagen, konnten akut Erkrankte oder Personen nach Anfällen in ihrem Bereich versorgt werden. Im Schlafraum wurde auch ein Bett für den Pfleger vorgesehen.[130] Dies war ein ausgeklügeltes, dichtes System, das Ordnung, Übersicht und Sparsamkeit signalisierte. Spätere Anstaltshäuser in Bethel wiesen eine ähnliche Einteilung auf.[131] Friedrich von Bodelschwingh d. J. sah in der inneren Ausgestaltung des Hauses ein besonderes Anliegen Unsölds und schrieb:

> *„Er kämpfte unermüdlich darum, dass auch der kleinste Raum gewissermaßen aus dem Wesen der Fallsüchtigen heraus geformt und den besonderen Bedürfnissen ihrer Krankheit und ihres Gemütszustandes angepasst werden möchte."*[132]

Unsöld schaffte ein streng strukturiertes großes Familienhaus mit kleinen Wohneinheiten als Lebensraum für Menschen, die bedingt durch ihre Krankheit besonderen Schutz benötigten und bei ihrer leichten Erregbarkeit in kleinen überschaubaren Gruppen leben mussten. Die Hausgemeinschaft mit ihrer Vielfalt und Unruhe war dazu ein gesunder Kontrast. Werkstätten und Gärten waren eine notwendige Ergänzung dieses Milieus.

> *„Das ganze Anstaltsgebäude ist von 4 Krankengärten umrahmt. Der Knabengarten, 64 M[e]t[e]r lang und breit ist von dem noch größeren Mädchengarten durch den Bleichplatz, der Männergarten vom Frauengarten durch ein kleines Eintrittsgärtchen getrennt. [...] Die Gärten dienen den Kranken zum Ergehen im Freien, für die Kinder sind sie die Spiel- und Tummelplätze. In jedem Garten ist eine 7 M[e]t[e]r lange und 3½ M[e]t[e]r breite Laube mit festem Dach angebracht, die jedenfalls so lange[,] bis die angepflanzten natürlichen Lauben, Laubengänge und Schattenbäume herangewachsen sein werden, unentbehrlich sind. [...] Rings um diese Spielgärten zieht sich nun als ein zweiter Kranz der Gemüsegarten, der sich so ausdehnt, dass jede Gruppe aus ihrem Garten in denselben gelangen kann."*[133]

130 In einem Stellengesuch an die Brüderanstalt Duisburg für einen Wärter war gewünscht: „Der Wärter soll, wie es in ähnlichen Anstalten üblich ist, bei den Kranken schlafen und möglichst bei ihnen sich aufhalten." Vgl. Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 5.6.1867. HAB, S. 151,1.

131 Das Pflegehaus Neu-Ebenezer, das letzte unter Bodelschwingh d. Ä. 1906 erbaute Haus, war von der Anlage der Wohn- und Schlafräume ähnlich konzipiert, aber die Personenzahl pro Gruppe hatte sich nahezu verdoppelt. Vgl. Martin Gerhardt, Friedrich von Bodelschwingh, 2. Bd., 2. Hälfte, Bielefeld 1958, S. 619f.

132 Friedrich v. Bodelschwingh d. J., Johannes Unsöld, der erste Hausvater von Bethel, in: Bethel, Bielefeld 1935, S. 139.

133 Unsöld (wie Anm. 110), S. 13.

Unsöld ging in seinem Bericht sehr ausführlich auf die Gestaltung der Außenanlagen des Hauses und der Gärten ein. Hier erfüllte sich wohl die Bitte, die er in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Bielefeld, im Juni 1867, in einem Brief an den Provinzialausschuss schickte: „Der Herr gebe, daß unsere noch unbebauten Stätten in Lustgärten seiner Gnade umgewandelt werden mögen."[134]

Am 31. Mai 1873 konnten die Hauseltern mit 30 Jungen in den rechten Flügel des noch nicht ganz fertiggestellten Hauses einziehen. Am 12. September des gleichen Jahres fand die offizielle Einweihung statt, und das war ein großer Festtag für die Gemeinde der Anstalt. Der Westfälische Hausfreund berichtete ausführlich:

> *„Jetzt endlich stand nun das ganze stattliche Haus von Kopf bis zu den Füßen auswendig und inwendig vollständig fertig da. Reichlich geschmückt mit Kränzen von Eichenlaub mit Blumen und grünen Tannen; der Weg von der Pforte an mit grünen Baumzweigen eingefasst; so bot das ganze einen sehr freundlichen Anblick dar. Der Festzug ordnete sich vor der Türe der alten Anstalt unten im Tale[,] und es war erfreulich, dass doch eine so große Zahl von Festgästen sich eingefunden hatte, um gemeinsam mit unseren lieben Epileptischen sich zu freuen. […] Von den 45 Epileptischen, die in diesem Augenblick bereits hier versammelt waren, konnten nur fünf wegen zu großer Hinfälligkeit nicht mit hinaufziehen in das neue Haus. Die übrigen folgten als die Erstlinge des langen, langen Festzuges den Klängen der Posaunen. […] So ging es bei dem neuen Diakonissenhaus vorbei, das in seinem ersten Drittel schon fertig vor den Augen der Pilger dastand."*[135]

Dieser Bericht aus der Feder Friedrich von Bodelschwinghs klingt wie eine Predigt, in der der Zug der Elenden aus dem irdischen Tal zur Höhe des himmlischen Jerusalem beschrieben wird. Da ist von der alten Anstalt im Tal die Rede, von lieben Epileptischen, von Erstlingen und Pilgern, die hinaufziehen. Diese pastorale Sprache mit ihren Bildern aus der Heilsgeschichte machte deutlich, dass sich in der Ausrichtung der Anstalt eine Wende anbahnte.

134 Unsöld an Rheinisch-westfälischen Provinzialausschuss vom 16.7.1867. ADWD, Altes Archiv, 43,3.

135 Friedrich von Bodelschwingh d. Ä., Die Einweihung der rheinisch-westfälischen Anstalt für Epileptische zu Bielefeld, in: Westfälischer Hausfreund, Heft 9, 1873, S. 28. HAB, BI, 3,1 Nr. 3.

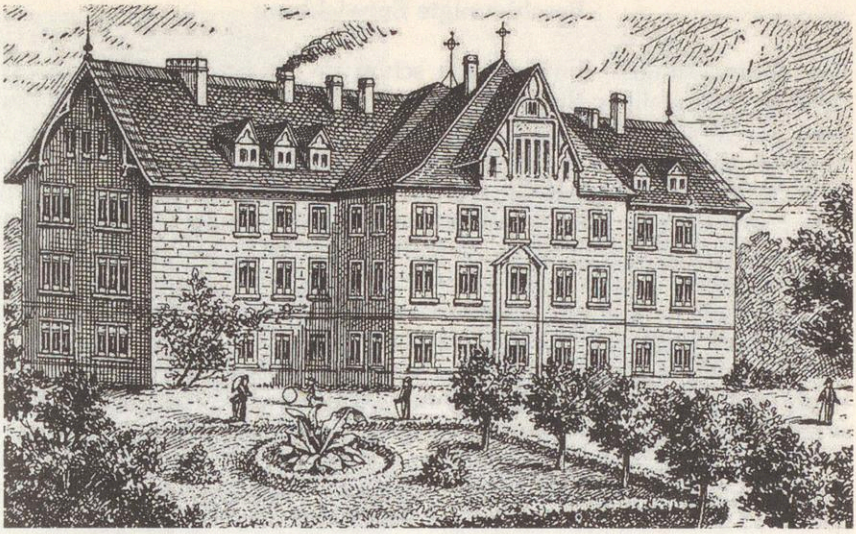


Abb. 9: Der Neubau 1884 (Groß-Bethel)
Von Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel, Hauptarchiv

Unsöld unter Bodelschwingh

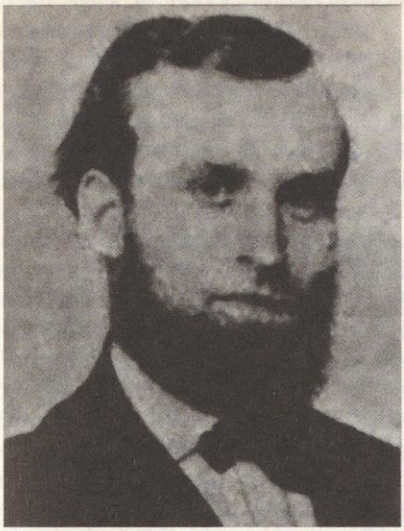
Johannes Unsöld hatte von Juni 1867 an bis zum Januar 1872, also knapp fünf Jahre lang, zusammen mit Friedrich Simon in leitender Position den Aufbau der Anstalt bestimmt. Vom Januar 1872 bis zum September 1876, also wiederum fast fünf Jahre, war er formal in der gleichen Position unter Bodelschwingh tätig. Es ist wahrscheinlich richtig, zu sagen „unter" Bodelschwingh, denn dessen Leitungsverständnis war ganz anders als das Simons, der eher einen kollegialen Stil vertrat.[136] Bodelschwingh war eine starke Persönlichkeit mit einem ausgeprägten Willen, der die Anstalten nach seinen Vorstellungen entwickelte und mit rastloser Energie immer neue Arbeitsfelder auftat. Er lenkte und leitete. Er hörte sich die Meinungen der anderen an und setzte doch seine Ideen durch. Er tat, was er für richtig erkannte, und ließ sich nicht durch andere beirren.

[136] Von Emilie Heuser, der ersten Vorsteherin Sareptas, ist ein Brief nach Kaiserswerth überliefert, in dem sie die menschliche Seite Simons anerkennt („unser guter Herr Pastor ist ja sehr nett, und ich kann nicht anders als ihn achten und lieben …"), aber auch kritisiert, dass er ihren Wunsch nach einer starken Position des Anstaltsgeistlichen nicht teilte. Vgl. Historische Sammlung Bethel, Ausstellung: In Demut und Gehorsam (2008).

Beschleunigte Entwicklung

Die Veränderungen deuteten sich schon im Vorfeld an. Bevor Bodelschwingh die Stelle in Bielefeld antrat, wollte er über das informiert werden, „was seines Amtes sei". Im geschäftsführenden Ausschuss wurde überlegt, ob nicht die Arbeitsgebiete des neuen Anstaltsleiters und des Inspektors genauer festgelegt werden müssten. Unsöld war auch bereit, den Entwurf einer Instruktion für sich selbst vorzulegen.[137] Leider ist nicht dokumentiert, welche Aufgabenverteilung der Ausschuss beschloss, oder ob überhaupt eine Entscheidung gefällt wurde. Es ist aber anzunehmen, dass der Inspektor sich weiter für Verwaltung, Schule und Werkstätten zuständig fühlte und als Hausvater die Oberleitung über Personal und Bewohner hatte. Eine schriftliche Veränderung der Statuten erfolgte allerdings erst 1894. In ihnen ist die Stellung eines Inspektors nicht mehr vorgesehen. Bodelschwingh soll sich geäußert haben, dass er neben einem Inspektor mit so weitreichenden Vollmachten nicht habe arbeiten wollen. Und in der Tat hatten sich auch die Voraussetzungen geändert. Während sein Vorgänger Simon mit den drei Aufgabenbereichen Spinnerei, Diakonissenhaus und Epileptischenanstalt für die Leitung der Anstalt nur einen Teil seiner Arbeitskraft einsetzte, stand Unsöld ihr voll und ganz zur Verfügung, und seine Stellung als Inspektor hatte eine starke Gewichtung. Seit dem Amtsantritt Bodelschwinghs aber veränderte sich die Lage völlig, denn dieser übernahm mehr und mehr auch die Leitung der inneren Angelegenheiten.

[137] Vgl. Statut der in Bielefeld gegründeten westfälisch-rheinischen Anstalt für Epileptische bei Bielefeld, Bielefeld 1868, HAB BI 2,2,5; s. a.a.O. § 7, S. 6. Nach dem Statut von 1868 waren die Leitungsaufgaben wie folgt geregelt: „1. Die Leitung und Verwaltung der Anstalt ist übertragen dem geistlichen Vorsteher, welcher die Anstalt überwacht, die nötigen Reisen besorgt, als Schriftführer in allen Vereinsangelegenheiten fungiert und dem Präses in dessen Geschäften zur Seite steht. 2. Dem Hausvater (Inspector), welchem die specielle Leitung und Verwaltung der Anstalt, der Unterricht und die Beschäftigung der Pfleglinge innerhalb der Hausordnung obliegt. 3. Dem Arzte, welchem die Sorge für das leibliche Wohl der Pfleglinge und des Hauspersonals übertragen ist. Vgl. Statut der zu Bielefeld gegründeten westfälisch-rheinischen evangelischen Anstalt für Epileptische, 17. August 1868, S. 6. HAB, BI, 2,2.



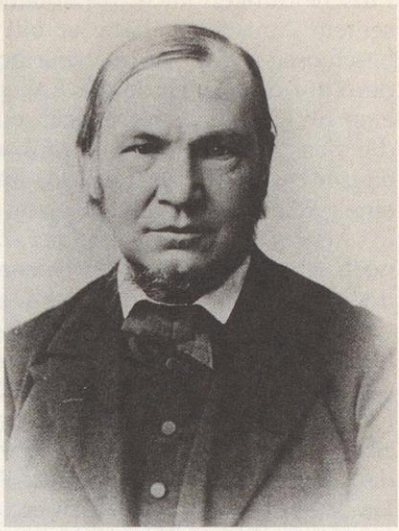


Abb. 10 und 11: Johannes Unsöld und Friedrich von Bodelschwingh um 1875
Von Bodelschwinghsche Stiftungen Bethel, Hauptarchiv

Die Dynamik, die Bodelschwingh entfaltete, geht aus den Protokollen des Ausschusses hervor. Immer weniger taucht der Name Unsöld auf. Schon am 26. Januar 1872, in der ersten Sitzung, an der Bodelschwingh teilnahm, bemerkte man den anderen Stil. Alle Postsachen sollten jetzt an ihn gehen. Der sonst wöchentlich tagende geschäftsführende Ausschuss kam nur noch einmal monatlich zusammen.[138] Manchmal fanden über Monate hinweg überhaupt keine Sitzungen statt. Bodelschwingh war nicht der Mensch, der für seine Entscheidungen lange Beratungen in Gremien brauchte. Im Februar 1876 endlich wurde über eine Reorganisation der Anstalt beraten, aber keine Beschlüsse gefasst. In der gleichen Sitzung forderte Unsöld ein, notwendige Ausgaben vorher genehmigen zu lassen. Offenbar gab es Entscheidungen, die über seinen Kopf hinweg gefällt und ausgeführt wurden. Es ist zu vermuten, dass die von Bodelschwingh angetriebene Entwicklung eingehende Beratungen im Ausschuss immer weniger zuließ, wie es früher der Fall gewesen war. Befugnisse des Gremiums konnten ab 1875 auch auf einzelne Personen übertragen werden. Das hieß wohl, dass sich Bodelschwingh von nun an die Freiheit nehmen konnte, auch ohne den Ausschuss zu entscheiden. Das kam seinem Naturell sehr entgegen.

So wie im Inneren der Anstalt durch Bodelschwinghs Leitungsstil große Veränderungen bemerkbar waren, so veränderte sich durch seine

[138] Vgl. Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 9.2.1872. HAB, S. 151,1.

Entscheidungen auch das äußere Bild der Anstalt. Schon 14 Tage nach seinem Amtsantritt hatte er mit dem Vorstand des Diakonissenhauses beschlossen, das vorgesehene neue Mutterhaus nicht in Bielefeld, sondern auf dem Gelände der Epileptischenanstalt zu errichten. Damit war eine für die Anstaltsentwicklung weitreichende Entscheidung gefallen, die das Wachstum der Krankenanstalt sowie des Diakonissenhauses enorm beschleunigte und das äußere Bild der Anstalt veränderte, weil eine große Bautätigkeit einsetzte.

Als Bodelschwingh im Januar 1872 kam, war der konzipierte Neubau noch eine große Baustelle. Schon im Herbst des gleichen Jahres wurde der Grundstein zum Bau des Diakonissenhauses gelegt und damit eine weitere Großbaustelle eröffnet. Gleichzeitig wurde in unmittelbarer Nähe das neue Pfarrhaus gebaut. Der Neubau für etwa 100 männliche und weibliche Kinder und Jugendliche war im September 1873 vollständig fertiggestellt, zwei Jahre später auch das Diakonissenhaus, das damit 130 Kranke aufnehmen konnte. Hinter dieser raschen Entwicklung standen viele Entscheidungen und Aktivitäten. Neben den Planungen und Umsetzungen der Bauvorhaben, den Überlegungen zur Ausstattung der Häuser und ihrer Finanzierung standen Personalfragen und Aufnahmegesuche von Kranken im Vordergrund. Die Entscheidung, in der Steinkampschen Stätte nach der Übersiedlung der Jugendlichen in den Neubau, Wohnungen für erwachsene Menschen mit Epilepsie einzurichten, machte es notwendig, neben Unsölds Stelle eine zweite Hauselternstelle einzurichten.[139] 1873 wurde ein weiterer Lehrer angestellt und anstelle des bisherigen Arztes Dr. Heuser berufen, der aber nur bis Ende 1874 blieb und dann von Dr. Bertelsmann ersetzt wurde. Mit wieviel Arbeit dies alles verbunden war, wird deutlich, wenn man im Protokollbuch des Ausschusses liest, dass sich auf die Stelle des Arztes 21 Personen beworben hatten. Zur Bewältigung der Verwaltungsarbeit mussten Ende 1875 zwei Bürogehilfen angestellt werden. Nach einem Brand in der Steinkampschen Stätte im August 1874 wurde sofort mit der Restaurierung begonnen und das Haus gleichzeitig erweitert. Das Anstaltsgelände wurde durch Zukauf mehrerer Bauernstätten erheblich vergrößert, und es wurden verschiedene Gebäude als Unterkünfte für arbeitsfähige epilepsiekranke Erwachsene eingerichtet.

[139] Diese Stelle wurde von den Hauseltern Adam und Katharina Nispel besetzt. Frau Nispel (geb. Voß) war 1867 als erste hauswirtschaftliche Mitarbeiterin der Epileptischenanstalt angestellt worden. Vgl. Tegtmeyer (wie Anm. 93), S. 3f.

Die von der alten Anstaltsleitung vorgenommenen Planungsideen für die Nutzung des Neubaus und des alten Hauses wurden von Bodelschwingh zunächst übernommen, aber im Laufe des Bauprozesses vielfach verändert. Im September 1872 war der Beschluss gefasst worden, zum 1. Oktober 1873 auch weibliche Kranke aufzunehmen. Das war ein logischer Schritt, denn mit dem Diakonissenhaus in nächster Nähe hatte man für die weibliche Abteilung hinreichend Fachpersonal. Diese Option aber, neben Knaben und Jugendlichen auch weibliche Personen in das neue Haus aufzunehmen, warf die bisherigen Planungen und das von Unsöld vorgesehene Konzept völlig durcheinander. Bodelschwinghs Vorstellungen für die Nutzung des Neubaus stießen im Verwaltungsrat zunächst auf Widerspruch. Es zeigten sich dort starke Bedenken gegen die Aufnahme von weiblichen und männlichen Kranken in einem Haus. Man befürchtete gegenseitige Störungen der beiden Abteilungen, insbesondere Schwierigkeiten mit der männlichen und weiblichen Oberleitung, also Probleme im Verhältnis zwischen den Diakonissen und dem Hausvater. Offenbar aber konnte Bodelschwingh die Bedenken mildern, und man beschloss, die Frauen im Neubau versuchsweise unterzubringen. Unsöld war davon überzeugt, dass er wie geplant die Gesamtleitung über die männliche und weibliche Abteilung wahrnehmen könne. Vom Selbstverständnis der Schwestern her wird aber eine männliche Oberleitung nicht denkbar gewesen sein.

So kam es, wie es kommen musste: Die Kompetenzstreitigkeiten zwischen Unsöld und den Diakonissen, vor allem mit der Vorsteherin Emilie Heuser, müssen so gravierend gewesen sein, dass der Verwaltungsrat nach zwei Jahren beschloss, die Frauen aus dem Neubau wieder herauszunehmen und im Steinkampschen Hof unterzubringen.[140] Der Umzug sollte innerhalb eines Jahres erfolgen. Es ist zu vermuten, dass dieser Beschluss auf heftigsten Widerstand der Schwestern gestoßen sein wird und dass sich die Auseinandersetzungen zwischen ihnen und dem Inspektor zuspitzten, auch weil sich abzeichnete, dass ihm die Gesamtleitung des Hauses entzogen werden sollte.

Wenn auch die genaue Rekonstruktion der Vorgänge nicht mehr möglich ist, so wird doch deutlich, dass hier ein Kampf um Macht und Einfluss stattfand, den eine selbstbewusster werdende Diakonissenschaft gegen männlichen Einfluss führte. Bodelschwingh stand in diesem Streit auf Seiten der Schwestern.

Der Streit um die Oberleitung im Neubau war für den Inspektor so bedrängend, dass seine Schlaflosigkeit zunahm und seine Gesundheit litt. Diese Schwierigkeiten veränderten auch sein Verhältnis zu Bodel-

[140] Vgl. Martin Gerhardt, Friedrich von Bodelschwingh. 2. Bd. Das Werk/Zweite Hälfte, Bethel bei Bielefeld 1952, S. 27.

schwingh. In dieser Situation beschloss er, nachdem er die Lage mit anderen Anstaltsleitern erörtert hatte, seine Stellung in Bethel aufzugeben.

Am 10. August 1876 teilte Pastor Simon, der inzwischen zum Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses gewählt worden war, diesem mit, dass Inspektor Unsöld aus Gesundheitsrücksichten seine Kündigung eingereicht habe und dass er nach „Lage der Verhältnisse nicht zurückgehalten werden könne."[141] Schon im September wollte Unsöld eine neue Stelle als Lehrer in Stuttgart antreten, und der Ausschuss stimmte seinem beschleunigten Austritt zu.

Die Hinausdrängung der Hauseltern Unsöld aus der Gesamtverantwortung für den Neubau, die fortschreitende Entmachtung des Ausschusses und das Übergehen der Zuständigkeit des Inspektors in Finanzfragen werden die Hauseltern letztlich zu dieser Entscheidung geführt haben.

Nach dem Fortgang der Hauseltern war der Weg frei für die von Bodelschwingh gewünschten Veränderungen. Was sich im Vorfeld schon angedeutet hatte, geschah; der Verwaltungsrat widerrief am 6. Dezember 1876 seinen Beschluss, die Frauen zu verlegen mit der Begründung, dass die Verlegung sich als unausführbar erwiesen habe. Die wahren Gründe werden im Protokoll nicht genannt. Es wurde weiterhin beschlossen, die männliche und die weibliche Abteilung von nun an strikt voneinander zu trennen und jeder eine eigene Leitung zu geben, der männlichen einen Oberhelfer, der weiblichen eine Diakonisse.

Im Laufe der Zeit dehnten die Schwestern ihren Einfluss auf das ganze Haus aus, bis endlich 1881 die letzten männlichen Bewohner auszogen. Die vollständige Übernahme des Hauses durch die Diakonissen muss von Schwestern wie Bewohnerinnen als Befreiung empfunden worden sein. Noch viele Jahre später war dieses Ereignis lebendig und wurde in einem Dialog zur Hundertjahrfeier verarbeitet. Dort hieß es:

> *„Und kannst du dir denken, warum wir diesen Bau (Nazareth) mit besonderem Vergnügen haben wachsen sehen? – Nun, weil wir wussten: er sollte uns unsere letzten Störenfriede abnehmen! Die ganzen Schuljungens und alle Werkstätten, die zuletzt noch hier im Hause waren, sind jetzt da drüben untergebracht. Ich kann dir sagen, der Auszug vorigen Herbst war für alle ein Fest! Jetzt sind wir endlich unter uns, und unsre prächtige Hausmutter, Schwester Luise Niemeier, braucht sich von niemand mehr hereinreden zu lassen!"*[142]

Vierzig Jahre nach diesen Ereignissen nahm Unsöld in einem Brief an Gustav von Bodelschwingh zur damaligen Situation Stellung. Er schrieb:

> *„Es gehört zum schmerzlichsten meines Lebens, daß das wirklich schöne Verhältnis zu Ihrem Vater nicht lange anhielt, und es wäre darüber wohl viel zu sagen. Es genügt vielleicht, wenn ich ganz kurz erwähne, daß die Hausmutter*

141 Protokoll des Geschäftsführenden Ausschusses vom 10.8.1876. HAB, S. 151,1.

142 Lebendige Vorzeit. Lesespiel zur Hundert-Jahrfeier am 15. Oktober 1973, S. 6. HAB, 1/A-1, Akte Groß-Bethel.

Heuser vom Diakonissenhaus mit zäher Ausdauer es endlich dahin brachte, daß der von Diakonissen bediente Mädchenflügel von Bethel uns entwunden wurde, so daß wir gar keinen Einfluß mehr dort haben konnten, ja daß wir die Räume nicht einmal mehr betreten sollten. [...] *Dadurch verloren wir Hauseltern die Freudigkeit, weiter in Bethel zu bleiben, und nach dem Rat erfahrener Anstaltsmänner verließen wir im September 1876 für immer die Stätte, krank an Leib und Seele, der wir gerne Gut und Blut in größter Liebe gereicht hätten."*[143]

Dieser Brief ist das einzige Dokument, in dem Unsöld mit großer Deutlichkeit die Schwierigkeiten benennt, die zu seinem Weggang geführt haben.

Die Verletzungen bei den Hauseltern Unsöld müssen tief und nachhaltig gewesen sein. Unsöld schreibt, dass ihnen die Leitung „entwunden" wurde, so als wären sie eines Besitzes beraubt worden. Die Enttäuschung der Hauseltern ist zu verstehen, weil die Verantwortung, die sie ernsthaft, kompetent und erfolgreich wahrgenommen hatten, ihnen ohne ihr Einverständnis nach und nach entzogen wurde.

Formal kann man den in den Statuten nicht klar getrennten Leitungsbefugnissen die Schuld geben. Real aber lag es an den neuen Verhältnissen, an Bodelschwinghs „zielklarer geistlichen Führung", wie es Gerhardt formuliert hat, und der damit verbundenen geistlichen Zielsetzung, die sich bis in die Gestaltung der Häuser und des Anstaltslebens auswirkte.[144] Hinzu kam, dass eine von Bodelschwingh gestärkte, selbstbewusste Diakonissenschaft sich positionierte und zur Leit-Mitarbeiterschaft wurde. Bodelschwingh hat diese Entwicklung der Schwesternschaft mit großer Leidenschaft unterstützt.

Nach Unsölds Weggang traf es sich für Bodelschwingh glücklich, dass er in Pastor Hermann Stürmer (1836–1899) einen gleichgesinnten Mitarbeiter fand, dem er vertrauen konnte und der ihn auf dem eingeschlagenen Weg unterstützte.

Abschluss

„Lasset uns auf sein und gen Bethel ziehen",[145] war der Kernsatz des Losungswortes, das Johannes Unsöld von seinen Freunden in Wilhelmsdorf für das Jahr 1866 zugesprochen bekommen hatte. Er war ein frommer Mann und vertraute der darin liegenden Botschaft. Das, was er sich vorgenommen hatte, nämlich die Inspektorenstelle in der neuen Bielefelder Epileptischenanstalt zu übernehmen, war eine große Herausforderung für ihn. Als Taubstummenlehrer war er vertraut mit der süddeut-

[143] Unsöld an Gustav von Bodelschwingh vom 15.1.1920. HAB, DIU.
[144] Vgl. Gerhardt (wie Anm. 28), S. 27.
[145] Unsöld (wie Anm. 31), S. 2. HAB, DIU, Nr. 1.

schen Heilpädagogik und der Theorie und den Methoden des Pädagogen Johannes Landenberger.

Es sei noch einmal festgehalten, dass es die Pädagogen der süddeutschen Erweckungsbewegung als Aufgabe der Erziehung ansahen, die im Menschen angelegten Kräfte und Vermögen zur Entfaltung zu bringen, um sie in Verantwortung vor Gott einsetzen zu können. Erziehung war Voraussetzung für Mündigkeit und Befähigung zur Selbsterziehung, Lebensertüchtigung und Lebenserfüllung. Das waren Gedanken der Aufklärung. Die Pädagogen der Erweckungsbewegung standen der Aufklärung nicht unkritisch gegenüber, folgten ihren Grundsätzen aber insofern, als sie stets die „Hebung" des Menschen vor Augen hatten, seine Wiedergeburt, Erneuerung, Wandlung und Bildung.

Unsöld war mit diesen Gedanken vertraut. Er war der Meinung, dass Erziehung auch bei Menschen mit schweren Behinderungen nötig und möglich sei, also nicht aufgehoben war. Das Bemühen, gehemmte, gestörte und behinderte Kräfte und Eigenschaften von Menschen umzubilden und zu entwickeln, war eine Aufgabe der Heilpädagogik. Heilung im pädagogischen Sinne zeigt sich in der Wiedergewinnung der eigenen Kräfte und der damit verbundenen Fähigkeit zur Selbstbestimmung.

Unsöld wollte eine Heilanstalt, wo dieses möglich sein konnte. Deshalb legte er Wert auf den Ausbau des Unterrichts und erreichte eine Förderung für alle, indem er differenzierte und das Lernen dem Niveau und dem Krankheitsstand der Kinder anpasste. Er unterstützte die praktische Bildung der Kinder durch Übungen des täglichen Lebens. Er schuf kleine Werkstätten, in denen mit einfachen Mitteln eine handwerkliche Produktion von Gebrauchsgegenständen aufgenommen wurde und die Erwachsenen die Möglichkeiten ihrer Begabungen entfalten konnten.

Er schuf ein neues Anstaltsgebäude, das es erlaubte, zu individualisieren und Gemeinschaft herzustellen. Es gelang ihm, Lebensbereiche für kleine, selbständige und homogene Familien zu schaffen, die aber die Anregungen der größeren Hausgemeinschaft nicht zu entbehren hatten. Sein Personal bestand aus Frauen und Männern, die sich gemeinsam um die Kranken kümmerten.

Dieser von Unsöld vertretenen *Heil-Pädagogik* stellte Bodelschwingh eine *Heils-Pädagogik* entgegen. Ziel aller Bemühungen in der Anstalt wurde die Förderung und Begleitung des einzelnen Menschen auf seinem Weg zum ewigen Heil. War bisher von Förderung und Entwicklung der Person die Rede, ging es nun um die Vorbereitung für die Ewigkeit. Nicht mehr „Hebung" der Person war angesagt, sondern das Annehmen der Krankheit als Kreuz Gottes. Schwachheit und Krankheit wurden als Werkzeuge Gottes angesehen, um das Heil, nämlich das Vertrauen in Gottes Gnade und Erlösung, zu stärken. Das christliche Leben in der

Anstalt wurde zum Heilmittel, die Anstalt zum Missionsfeld.[146] Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sahen das Bemühen, Menschen zu Gott zu führen als geistlichen Auftrag an. Dieses Konzept erforderte kleine, überschaubare Häuser, in denen die Kranken wie in einer Familie mit Diakonissen und Diakonen lebten. Der behinderte Mensch wurde zum Objekt ihrer mildtätigen Fürsorge, und sein humanes Recht auf allseitige Entfaltung seiner Kräfte wurde sehr eingeschränkt.

In diesem Konzept war wenig Platz für Bildung, Hebung, Entfaltung des Menschen um seiner selbst willen. Alles wurde dem religiösen Heilszweck untergeordnet. Auch die Zurüstung der Mitarbeiterschaft diente vor allem der Förderung der christlichen Persönlichkeit. Wissen und Bildung aber wurden als Zeichen von Hochmut und eigennütziger Gesinnung empfunden und verpönt. Wie Bodelschwinghs Vorstellung von Erziehung aussah, kann man an einer Instruktion für seine Kinderschwestern erkennen. Dort sagte er:

> *„Das Erziehen ist vornehmlich Arbeit des Herzens. [...]. Wir haben schon davon gesprochen, was das Erziehen bedeutet – und wie wir es lernen sollen von Ihm, der die Seinen ziehen will zu sich hinauf. Er zieht sie dahin, wo er uns am heißesten geliebt hat, in die Gemeinschaft des Kreuzes, nachdem er es für uns getragen hat."*[147]

Dennoch war Bodelschwingh bei aller Ausrichtung auf die Ewigkeit Realist genug, um den irdischen Verhältnissen Raum zu geben. Rabenau, der sich mit Bodelschwinghs Erziehungsgrundsätzen befasst hat, urteilt:

> *„Sein Erziehungsziel ist entschlossen jenseitig: die Kinder sollen nicht nur zu Bürgern dieser Welt, sondern zu Bürgern des Himmelreichs erzogen werden, aber zu solchen, welche in dieser Welt als in dem von Gott ihnen gegebenen Arbeitsgebiet mitten darin stehen."*[148]

Die Verschiedenheit ihrer Anschauungen und die sich daraus ergebenden praktischen Konsequenzen führten dazu, dass Unsöld und Bodelschwingh immer weniger inhaltlich und praktisch miteinander harmonierten und schließlich eine Trennung erforderlich wurde.

Nahezu 100 Jahre lang hat Bodelschwinghs geistliches Konzept die Anstalt Bethel als Gemeinwesen geprägt. Die notwendige Neuorientierung in den 1960er Jahren stellte die Heilpädagogik wieder in den Mittelpunkt, stärkte so die Zuversicht in die Möglichkeit der Erziehung zur Selbstbestimmung und knüpfte damit an die Ideen Unsölds an.[149] Ein

[146] Vgl. Matthias Benad, Anstalt als Gemeinde. Grundsätzliche Bemerkungen zu einem Selbstverständnis mit Folgen, in: Matthias Benad/Kerstin Winkler (Hgg.), Bethels Mission (2), Bielefeld 2001, S. 49-54.

[147] E[itel] F[riedrich] von Rabenau, Bodelschwingh als Erzieher, Bielefeld o. J., S. 21.

[148] A.a.O., S. 31.

[149] Ein erstes Anzeichen für die heilpädagogische Neuorientierung war das 1964 in der Trägerschaft der Diakonenanstalt Nazareth eröffnete Heilpädagogische Institut, das von Dr. Wolfgang Klenner geleitet wurde. Vgl. Wolfgang Klenner, Wie Be-

erster Baustein in dieser Entwicklung war die Einrichtung von Werktherapien in zahlreichen Häusern Bethels schon Mitte der 1960er Jahre.[150]

Johannes Unsöld war ein Vorbereiter des modernen Bethel. Er starb am 21. September 1934 in Stuttgart. Er hat sich mit Energie, Ausdauer und Weitblick den Realitäten der Anfangszeit gestellt, die anders aussahen, als er sie sich gedacht hatte. Dennoch war er kreativ und mutig genug, Wege zu gehen, die Zukunft hatten. Über allen Veränderungen in den Zeitläuften aber wird der Name bleiben, den ihm sein Losungswort für den Aufbruch in Fremde vorgab: Bethel.

Rezeptionsgeschichte und Briefwechsel

Rezeptionsgeschichte

Das Wirken des Johannes Unsöld wird zumeist im Zusammenhang mit der Darstellung der Anstaltsgeschichte erwähnt, über die häufig bei Jubiläen und in kleineren Schriften berichtet worden ist, oder im Zusammenhang mit anderen Personen, die mit der Anfangsgeschichte der Anstalt verbunden waren, wie etwa das Hauselternpaar Adam und Katharina Nispel.

Im Bethel-Kalender von 1967, dem Jahr des 100-jährigen Anstaltsjubiläums, ist Johannes Unsöld ein Blatt gewidmet worden. Neuerdings werden in Publikationen zur Öffentlichkeitsarbeit der von Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel die Anfänge verschiedener Tätigkeitsfelder wie Arbeit und Schule und damit Unsölds Anstöße positiv gewürdigt. Auch die Meinungsunterschiede zwischen Unsöld und Bodelschwingh erfahren eine der Realität entsprechende Beachtung.[151] Die vorliegenden Bodelschwingh-Biographien wie etwa die von Martin Gerhardt und Hans-Walter Schmuhl erwähnen Unsöld im Rahmen ihrer Darstellung der historischen Prozesse.

Es gibt nur wenige Aufsätze, die sich ausschließlich mit der Person Unsölds befassen. Zwei davon stammen aus der Feder Friedrich von Bodelschwinghs d. J.:[152] Die erste Darstellung erschien 1935 in der Zeitschrift „Bethel" als Würdigung seines Lebenswerkes. Die zweite Dar-

thel an die Fachschule für Heilpädagogik kam, in: Andreas Cieslik (Hg.), Verantwortung wagen. Eine kleine Schulgeschichte, Bielefeld 1988, S. 2-9.

150 Vgl. Sigler (wie Anm. 115), S. 40-43.

151 Vgl. Ulrich Pohl, Die Betriebe in Bethel. Presseinformationen der von Bodelschwinghschen Stiftungen, Bielefeld 2010.

152 Friedrich von Bodelschwingh d. J. (1877–1946) trat 1904 als Gehilfe seines Vaters in die Anstaltsleitung von Bethel ein. Unter ihm entwickelten sich die Anstalten zu einem Zentrum der Epilepsieforschung. Ebenso wurde die Erziehungs- und Bildungsarbeit ausgeweitet. Unter seiner Leitung konnten die meisten der Anstaltsbewohner vor den Euthanasiemaßnahmen der Nazis bewahrt bleiben. Vgl. Vierhaus (wie Anm. 4), S. 444.

stellung, zunächst 1942 als Vortragsreihe zum 75. Jubiläum der Anstalt gehalten, dann 1950 veröffentlicht in der Schrift „Not und Liebe".

Der 1934 verfasste und ein Jahr später erschienene Aufsatz über Unsöld würdigt dessen Leben und besondere Leistung beim Aufbau der Anstalt Bethel. Die anfangs offenbar umfangreicher konzipierte Darstellung musste gekürzt werden, weil der Sohn Unsölds im Sinne seines Vaters wünschte, dessen Leben und Wirken in der Öffentlichkeit nicht auszubreiten. So sind möglicherweise Details der Lebensgeschichte verlorengegangen. Aber immerhin erfahren wir im Text wichtige Anmerkungen auch zur Person der Frau Unsöld. Zudem werden zentrale Grundsätze genannt, die bei der Entwicklung der Anstalt zur Geltung kamen. Bodelschwingh würdigt besonders Unsölds Bemühen um die Konzeption des Neubaus, den er als sein entscheidendes Werk ansieht. Er nennt ihn einen „weisen Baumeister", der den Grund der Anstalt legte, auf den andere aufbauen konnten. Durchgängig wird die Bezeichnung „Hausvater" verwendet, der Titel „Inspektor" aber vermieden.

Der zweite Bericht Bodelschwinghs aus dem Jahr 1942 ist sehr volkstümlich gehalten. In ihm beschreibt er Begebenheiten und Personen aus den ersten Jahren der Anstaltsgründung. Auch hier wird der Titel „Inspektor" für Unsöld nicht verwendet. In der Überschrift und weiteren Bemerkungen spricht Bodelschwingh von den „ersten Hauseltern, vom ersten Hausvater." Im gleichen Text werden aber auch Katharina und Adam Nispel, die 1873 den Steinkampschen Kotten übernahmen, als „erste Hauseltern" angeredet. Pastor Simon wird zwar als Vorsteher bezeichnet („Vorgänger meines Vaters"), aber in der Beziehung zu Unsöld als „sein Mitarbeiter" angesehen und als „der Mann, der neben ihm das ganze Werk leiten sollte." Unsöld wird als „der kleine junge Lehrer" betitelt, der sein geliebtes Schwabenland verlässt, um nach Westfalen zu ziehen „unter die Bären und Wölfe."[153]

Die Erzählweise Bodelschwinghs war sehr geeignet, die Ereignisse der Anfangszeit in das Gedächtnis der Zuhörer einzuprägen und sie zu verklären. Dazu ein Beispiel aus dem Text über die Anstellung der ersten Haushälterin Katharina Voß, der späteren Frau Nispel:

„Sie [...] war ein armes bescheidenes Dienstmädchen in einem Hause in Bielefeld am Kesselbrink. Eines Tages, wie sie in ihrer Arbeit am Herd steht, klopft jemand draußen oder schellt. Als es so schellte, geht es der Katharine merkwürdig. Herzklopfen befällt sie auf einmal. Was ist das wohl? Sie macht auf, da steht der junge Lehrer Johannes Unsöld vor der Tür. Er geht zu ihrer Herrschaft. Dann kommt er in die Küche und fragt: ‚Möchten Sie wohl unsere erste Gehilfin sein? Lohn kann ich Ihnen nur 30 Taler geben? [...] Möchten Sie wohl kommen?' Sie antwortet: ‚Ich muß erst meine Eltern fragen.' Die Eltern sagten ja, und sie kam und

[153] Bode (wie Anm. 104), S. 22f.

wurde die erste Magd und die erste Diakonisse, wenn auch ohne Haube, und später die erste Hausmutter von Bethel."[154]

Tradiert werden hier der Werde- und Opfergang einfacher Menschen, die ihr Leben der Diakonie verschreiben. Während sich Friedrich von Bodelschwingh d. J. in seinen Aufsätzen auf die Aufbauleistung Unsölds beschränkt, geht Gerhardt in seiner Bodelschwingh-Biographie auch auf den Leitungskonflikt zwischen Bodelschwingh und Unsöld, der sich am Neubau entzündete, ein. Die Beurteilung Gerhardts, dass die beiden Männer trotz ihrer gegensätzlichen Vorstellungen in Frieden voneinander geschieden seien, kann aber nicht nachvollzogen werden, weil sich Unsöld noch lange Jahre nach diesen Ereignissen schmerzvoll erinnert und sie kritisch beurteilt hat.

Briefwechsel

Im September 1876 verließ die Familie Unsöld mit ihren Kindern Johannes und Anna Bethel und kehrte an diesen Ort ihrer ersten gemeinsamen Wirksamkeit nie wieder zurück. Im gleichen Monat trat Unsöld in Stuttgart eine Stelle als Lehrer an der Johannesschule an, später war er Oberlehrer an der dortigen Mittelschule. Neben dieser Tätigkeit war er sozial engagiert, leitete für Jahrzehnte die Sonntagsschule und war 25 Jahre lang ehrenamtlich als Armenpfleger im Dienst der Stadt tätig.[155] Eine seiner Stuttgarter Schülerinnen stellte ihm später ein freundliches Zeugnis aus. Sie erlebte ihn als einen Mann von „unendlicher Liebe und Geduld" und mit einer „vornehmen Art von Erziehung."[156] Er fand in der Schularbeit seine Bestimmung. An Bodelschwingh schrieb er 1889: „Die Schule ist meine Lust. Die fest gefügten Ordnungen einer großstädtischen Schule haben für mich etwas Wohltuendes; man kann innerhalb eines festen Rahmens seine ganze Kraft ungeteilt auf den Kern der Sache richten."[157] Die Familie hatte sechs Kinder, was Unsöld im gleichen Brief nicht ohne Stolz vermerkte: „[A]lle meine 6 Kinder sind gesund und wohl begabt. Johannes hat im März das 3. Semester in Tübingen vollendet; er ist ein braver Student der Theologie; Luise wird diesen Sommer ihr Lehrerinnenexamen angehen; sie ist bei uns; Anna ist Stütze der lieben Mama; die Stuttgarter Kinderserie von 8, 5 und 3 Jahren macht Arbeit und Freude."[158] Am 1. September 1917 konnten die Eheleute ihre Goldene Hochzeit feiern. Ein Jahre später schon, am 18. Oktober 1918, starb Frau Unsöld.

154 A.a.O., S. 24.
155 Vgl. Johannes Unsöld (Sohn) an Friedrich von Bodelschwingh d. J. vom 14.2.1935. HAB, DIU.
156 Lydia Seiter an Anneliese Hochmuth vom 27.1.1975. HAB, DI/U9.
157 Unsöld an Friedrich von Bodelschwingh d. Ä. vom 16.2.1889. HAB, DIU, Nr. 3.
158 Ebd.

Johannes Unsöld war in Bethel nicht vergessen, so wenig er Bethel und die Anfangszeit dort vergessen konnte. Es ist anzunehmen, dass er die Jahresberichte zugeschickt bekam und mit anderen Schriften versorgt wurde, die über die aktuelle Entwicklung der Anstalten informierten. Ein sporadischer Briefwechsel mit Bodelschwingh setzte 1889 ein, in dem vor allem Einladungen zu den Jahresfesten ausgesprochen und familiäre Nachrichten ausgetauscht wurden. Unsöld folgte diesen Einladungen aber nicht. In seinen Erinnerungen bemerkte er dazu:

> *„An recht liebevollen, dringend wiederholten Einladungen, einmal wieder an die Stätte meines Wirkens von 1867–1876 zu kommen, hat es nicht gefehlt, auch nicht die Lust, wieder auf sein und gen Bethel zu ziehen. Aber der Blick auf die Gebrechen des beginnenden Alters, der dringende Rat des Arztes, ohne die größte Not keine lange Reise zu machen, die Arbeit meines Lehrerberufes, die auch in den Ferien getan sein will, wenn das Schulgeschäft des kommenden Jahres nicht notleiden soll, geboten mir, dieses Vergnügen im Voraus zu opfern."*[159]

Da er also nicht nach Bethel kam, bat Bodelschwingh ihn, einen Bericht über die Anfänge der Anstalt zu schreiben, der im Bethelboten veröffentlicht werden sollte. Unsöld kam dieser Bitte nach und schrieb 1907 seine Erinnerungen nieder, die heute ein wichtiges Zeitdokument sind.

Einen kontinuierlichen Briefwechsel gab es erst seit den 1920er Jahren. Erhalten geblieben ist ein Schreiben aus diesem Jahr an Gustav von Bodelschwingh.[160] Offenbar reagiert Unsöld auf eine Anfrage aus Bethel, da nach brieflichen Zeugnissen aus der Frühzeit der Anstalt gesucht wurde. Im Antwortbrief ist zu lesen:

> *„Leider haben wir gar keine Briefe oder sonstigen Schriften mehr, die sich auf Bethel beziehen. So lieblich auch die Briefe Hesekiels aus den Jahren 1865–1867 waren und die nicht minder wertvollen Schreiben von Superintendent Müller in Bielefeld, wir haben nach und nach alles vernichtet; wir glaubten, daß alle derartigen Papiere gegenstandslos geworden seien[,] und zur Erinnerung bedurften wir ihrer nicht."*[161]

Gelegentlich sind Besucher aus Bethel nach Stuttgart gekommen, um den ehemaligen Inspektor zu besuchen. Unsöld berichtet von zwei Begegnungen mit Pastor Johannes Kuhlo (1928), der ihn und seine Kinder mit Posaunenspiel erfreute.[162] Wenige Jahre später, 1931, stattete ihm auch Friedrich von Bodelschwingh einen Besuch ab, der ihn sehr beeindruckte. Bodelschwingh notierte auf einem Zettel: „In Cannstatt habe ich den 88-jährigen Herrn Unsöld frisch und fröhlich angetroffen. Es war für

[159] Unsöld (wie Anm. 31), S. 3.

[160] Gustav von Bodelschwingh (1872–1944), war Theologe und Pfarrer; er wirkte in Dünne bei Bünde und gründete die „Heimstätte Dünne GmbH", die in der Weimarer Republik über 600 Häuser für Arbeiterfamilien errichtete. Außerdem trat er als Autor einer Biografie über seinen Vater Friedrich von Bodelschwingh d. Ä. hervor. Vgl. die Online-Ressource: http://www.bethel-historisch.de.

[161] Unsöld an Gustav von Bodelschwingh vom 15.1.1920. HAB, DIU.

[162] Ebd.

mich eine recht bewegende Begegnung mit dem ersten Hausvater von Bethel."[163]

In den folgenden Jahren entwickelte sich dann bis in die letzten Lebenswochen hinein ein reger und herzlicher Briefwechsel mit Friedrich von Bodelschwingh d. J. In einem Brief vom 20. November 1933 bedankte sich Unsöld für die Zusendung des Buches „Saat und Segen" und für zwei Briefe, die er erhalten hatte. In einem letzten Brief vom Mai 1934 schrieb Bodelschwingh:

„[W]ie gerne hätten wir Sie noch einmal in unserer Mitte."[164]

Am 21. September 1934 starb Johannes Unsöld hochbetagt, bis zuletzt geistig rege und aufgeschlossen für seine Mitmenschen. Die Briefe, die er nach Bethel schrieb, lassen erkennen, wie tief sich die Erfahrungen in das Gedächtnis eingegraben hatten und noch nach 50 Jahren mit starken Emotionen gefüllt waren. Sie machen auch deutlich, dass beide, Rose und Johannes Unsöld, über die langen Jahre hinweg mit großer Anteilnahme die Entwicklung der Anstalten begleitet haben und sich mit besonderer Liebe an die ersten Bewohner und Mitarbeiter erinnerten. In einem der früheren Briefe an Vater Bodelschwingh hieß es:

„Empfangen Sie samt ihrer verehrten Frau Gemahlin unsere herzlichen Grüße. Und darf ich Sie bitten, auch unseren alten treuen Mitarbeiter Philipps, Nispels, den guten Schlüter, Schwester Hannchen Gehring, Schwester Luise von uns gelegentlich herzlichst zu grüßen?"[165]

Aber an den Ort selbst kehrte Unsöld, wie gesagt, nicht zurück. Zu einem nochmaligen „Auf sein und gen Bethel ziehen" konnte er sich nicht entschließen.

[163] Notiz von Friedrich von Bodelschwingh d. J., 1931. HAB, DIU.
[164] Friedrich von Bodelschwingh d. J. an Unsöld vom 11.5.1934. HAB, DIU.
[165] Unsöld an Friedrich von Bodelschwingh d. Ä. vom 16.2.1889. HAB, DIU.

Christian Peters

Kairo – London – Gütersloh
Die Lebenserinnerungen des Bethelpfarrers Paul Friedrich Klein (1876–1964)

Das Leben eines Bethelpfarrers als Thema des Eröffnungsvortrags beim „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte"?[1] – Ich gestehe: Mich selbst hätte das nicht gerade elektrisiert. Und doch denke ich, es wird interessant werden. Es wird große Linien geben – kirchengeschichtlich wie geographisch – und zu all dem auch noch eine Liebesgeschichte. Man darf also gespannt sein.

Wer also war Paul Klein? – Befragt man hier „den Bauks",[2] sticht zunächst nur der Geburtsort ins Auge: Jerusalem. Ansonsten verläuft alles in recht überschaubaren Bahnen: Gymnasium in Gütersloh, Studium in Erlangen, Marburg und Bonn, Hauslehrer und Hilfsprediger in Lübbecke, Vereinsgeistlicher der Inneren Mission in Witten und schließlich – mehr als ein halbes Jahrhundert lang! – Bethel, davon immerhin fast 36 Jahre im aktiven Dienst (seit 1910 zunächst dem eines „Geistlichen Inspektors" der Westfälischen Diakonissenanstalt Nazareth und dann ab 1919 dem eines Pfarrers in Eckardtsheim). Zwei Ehen, drei Kinder. – Dass Klein auch literarisch tätig war, erfährt man nicht,[3] und ebenso auch

[1] Vortrag auf dem „Tag der Westfälischen Kirchengeschichte" am 24. September 2010 in Gütersloh, für den Druck erweitert und mit Anmerkungen versehen. – Mein Dank gilt Frau Kerstin Stockhecke M.A. (Hauptarchiv der Von Bodelschwinghschen Stiftungen in Bielefeld-Bethel [HArch Bethel]) und Herrn Dr. Jens Murken (Landeskirchliches Archiv der Evangelischen Kirche von Westfalen, Bielefeld-Bethel [LkArch Bielefeld]), die mich bei meinen Recherchen zu Paul Klein unterstützt haben. Herr Pfarrer Thomas Ijewski (Freudenberg) hat die stark verblassten Originalaufnahmen einer behutsamen „Kontrastoptimierung" unterzogen. Dankbar bin ich auch Frau stud. theol. Hermine Born (Institut für Westfälische Kirchengeschichte in Münster), deren stets kritischer Blick auf die Dinge auch diesem Text zugutegekommen ist.

[2] Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945 (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte [BWFKG] 4), Bielefeld 1980, S. 253, Nr. 3189.

[3] Vgl. dazu nur exemplarisch: Paul Klein, Der Anteil der Inneren Mission an der apologetischen Aufgabe der Gegenwart, Witten (um 1910) (Exemplar: Bibliothek des Landeskirchenamtes Bielefeld [LKA Bielefeld] W 2470). – Paul Klein, Das Leben Jesu, mit besonderer Berücksichtigung von Kautsky und Maurenbrecher, Hattingen (Ruhr) (vor 1911) (Exemplar: LKA Bielefeld W 10651). – Paul Klein, „Siehe, wir ziehen hinauf nach Jerusalem", in: Beth-El. Blicke aus Gottes Haus in Gottes Welt 3 (1911), S. 73ff. (Exemplar: HArch Bethel). – Paul Klein, Aus der Arbeit unserer Diakonenanstalt (2 Teile), in: Beth-El 4 (1912), S. 111ff., und Beth-El 4 (1912), S. 140ff. (Exemplare: HArch Bethel). – Paul Klein, Brüder von Nazareth im Felde, in: Beth-El 7 (1915), S. 177ff. (Exemplar: HArch Bethel). – Paul Klein, Pastor Johannes Louis: einige Blätter der Erinnerung, Bielefeld-Bethel (ca. 1918) (Exemplare: LKA

nicht, dass er viele Jahre lang die „Weltumschau" des „Evangelischen Monatsblatts für Westfalen" betreut hat.[4] Gerade in der Zeit des „Dritten Reiches" war er darum auch kein unbekannter Mann: Er prägte die Wahrnehmung des Weltgeschehens in den kirchennahen Haushalten Minden-Ravensbergs. Die braunen Polizeistellen haben ihn darum auch mit gehörigem Argwohn beobachtet. Dazu kam Kleins nicht unwichtige Rolle in der „Lutherischen Konferenz Minden-Ravensberg".[5] Ein Konservativer also war er und ganz sicher auch ein Mann der „Bekennenden Kirche". – All dies wird hier aber nicht interessieren. Im Mittelpunkt stehen vielmehr Kleins „Vorbethelzeit" (bis 1910) und seine frühen dortigen Jahre (bis 1918). Sie waren bislang noch nie Gegenstand einer eingehenderen Untersuchung,[6] was wohl auch mit der Quellenlage zu erklären ist: Es gab einfach kaum Material.[7]

Hier hat sich nun Entscheidendes geändert: Im Jahr 2006 machte mich Leopold Schütte (vormals Staatsarchiv Münster) auf einen Band aufmerksam, der auf verschlungenen Verwandtschaftspfaden an ihn gelangt war.[8] Er bot einen handschriftlichen Lebensbericht, den Paul Klein Ende 1918/Anfang 1919 kurz nach dem Tod seiner ersten Ehefrau, Marie Peters (1876–1918), für seine Kinder verfasst hatte.[9] Schütte, ausgewiesener Mediävist, hatte den immerhin 75 Seiten umfassenden Text präzise transkribiert, fühlte sich aber für die Zeit unzuständig und meinte, dass vielleicht ich etwas damit anfangen könne.

Ich muss gestehen, dass mich die Lektüre wider Erwarten sogleich angeregt hat. In Kleins Aufzeichnungen verbinden sich nämlich Dinge,

Bielefeld W 3653, sowie HArch Bethel). – Paul Klein, Der Brief Christi: 2. Kor. 3,3, in: Beth-El 19 (1927), S. 225ff. (Exemplar: HArch Bethel). Auf weitere Titel wird im Folgenden verwiesen.

4 Personalakte des Königlichen Konsistoriums der Provinz Westfalen: Pfarramtskandidat Paul Friedrich Klein aus Jerusalem 8.7.1876–28.7.1964. LkArch Bielefeld, Bestand 1 (neu) Nr. 1370, Abt. II, Fach 411, hier Personalbogen: „Ständige Mitarbeit am Sonntagsblatt".

5 Paul Klein, Die Lutherische Konferenz in Minden-Ravensberg. Eine Festgabe zum 70. Geburtstag des Präses D. Karl Koch am 6. Oktober 1946. Zur Erinnerung an den einstigen Superintendenten des Kirchenkreises Vlotho aus Anlaß des 125. Geburtstages herausgegeben von Jürgen Kampmann (Theologische Beiträge aus dem Kirchenkreis Vlotho 10), Bad Oeynhausen 2001 (Exemplar: LKA Bielefeld W 10447).

6 Erste Ansätze dazu nun bei Reinhard Neumann, Die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth 1914–1954. Jahrzehnte der Krise (BWFKG 36), Bielefeld 2010, S. 33-35, 51, 66 und S. 359.

7 Sowohl in der Personalakte des Konsistoriums (wie Anm. 4) als auch in den Unterlagen des Hauptarchivs Bethel klaffen für die Zeit zwischen 1918 und 1938 bzw. 1944 große Lücken. Das hier wahrscheinlich fehlende Material ist bislang nirgends aufzufinden.

8 Kleins Tochter Hanna (* 1908) heiratete Wilhelm Kramm, den Sohn seines kurzzeitigen Wittener Amtsbruders Ernst Otto Paul Kramm (1873–1947; Bauks [wie Anm. 2], S. 274, Nr. 3447, später Superintendent in Recklinghausen). Dessen Schwester, Gertrud Kramm, war die Mutter Leopold Schüttes. Nach dem Tode Wilhelm Kramms (1993) kam der Bestand an den gegenwärtigen Besitzer.

9 Fortan zitiert als: Klein, Erinnerungen.

deren Zusammenhang mich seit Langem interessiert: Die Verbindung der Erweckungsbewegungen des 19. Jahrhunderts mit den gleichzeitigen Aufbrüchen in der Äußeren Mission (Basel und London), die gesellschaftlichen Umbrüche der zweiten Kaiserzeit bis hin zur Katastrophe des Ersten Weltkriegs – und die ganz eigentümliche Rolle Minden-Ravensbergs und Bethels in den internationalen Netzwerken der „Frommen" dieser Jahre.

1. Die Quelle

Der Band ist eine Probebindung im Umfang von zirka 400 Seiten (Großformat 29 cm x 20 cm, dunkelrotes Kunstleder). Die Aufzeichnungen Kleins ziehen sich über 75 Seiten und sind an mehreren Stellen nachträglich ergänzt beziehungsweise korrigiert worden. Der unmittelbare Anlass der am 28. November 1918 einsetzenden Abfassung ist der Tod von Kleins erster Ehefrau, Marie Peters. Die Adressaten sind die gemeinsamen Kinder. Sie werden eingangs dann auch direkt angesprochen: „Meine lieben Kinder! Diese Aufzeichnungen habe ich bald nach dem Tode eurer Mutter begonnen. Es waren mir verschiedene Gedanken dabei maßgebend. Einmal habe ich es immer sehr entbehrt, daß ich über meine Eltern und Voreltern nur so sehr dürftige Kunde bekommen habe. Ich bin ja früh aus dem Elternhause gekommen. In den Jahren, wo sonst wohl Eltern ihre Kinder in die Kenntnis ihrer Familiengeschichte einführen, war ich in Deutschland, sie in Kairo, Florenz und England. Und über dies lag es meinen Eltern nicht sonderlich, aus ihrer Jugendzeit (viel) zu erzählen. Aufzeichnungen darüber habe ich nie zu Gesichte bekommen. So ist meine Kenntnis von Voreltern und Verwandtschaft gering geblieben. So soll es euch einmal nicht gehen. Ich will im Lauf der Zeit hier möglichst ausführlich aufschreiben, was euch später einmal von Wert sein könnte, um das Gedächtnis eurer Eltern lebendig zu erhalten. Ich habe aber, wenn ich diese Aufzeichnungen beginne, dabei noch ein anderes Interesse. In ihrem Mittelpunkte wird das Bild eurer seligen Mutter stehen. Ihr habt sie früh verloren. Aber sie ist es wert, daß ihr Lebens- und Wesensbild euch nicht entschwinde. Ich selbst habe sie sehr lieb gehabt. Mehr konnte ich auf Erden nicht verlieren, als sie. Da werden die Stunden, die ich bei der Niederschrift dieser Erinnerungen zubringe, auch für mich heilige Feierstunden sein; in denen das Bild eurer teuren Mutter besonders lebendig vor meinem Auge und Herzen stehen wird [...] Ihr aber, meine geliebten Kinder, werdet einen Gewinn davon haben, diese Seiten je und dann nachzulesen; denn eure liebe Mutter ist einer von den Menschen gewesen, von denen Segenswirkungen ausgehen zum ewigen Leben."[10] Sehr präzise wird sodann geregelt, wie der

[10] Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 1f.

Band in der Familie weitergegeben werden soll –[11] kluge Vorsorgen, die aber später allesamt nicht gegriffen haben. Doch damit zum Inhalt.

2. Großvater und Vater

Kleins Großvater stammte aus Straßburg. Er war Konfektionsschneider („marchand tailleur") gewesen und gehörte, so der Enkel, zu den „Stillen im Lande".[12] Er war also ein Pietist.[13] Als solcher hielt er sich zu den Kreisen um Johann Friedrich Oberlin (1740–1826),[14] seit 1767 Pfarrer im verelendeten und isolierten Steintal (Elsass). Oberlin, ein diakonisch-mystischer Sozialreformer, Begründer des ersten Kindergartens, propagierte ein entschlossenes, weltoffenes Christentum. Er unterhielt Kontakte zu Friedrich Christoph Oetinger (1702–1782),[15] Johann Caspar Lavater (1741–1801)[16] und Johann Heinrich Jung-Stilling (1740–1817).[17] Der Sozialstatus der Familie war offenbar nicht gering. Ein Bruder des Großvaters starb 1896 als Uhrmacher und Juwelier in Zürich.[18]

Auf Kleins Vater, den 1828 in Straßburg geborenen Friedrich August Klein († 1903), hatte dies prägend gewirkt.[19] Er besuchte das Missionsseminar in Basel („wo damals [der geistesmächtige] [Joseph Friedrich] Josenhans [1812–1884][20] Inspektor war"), hörte aber gleichzeitig auch Vorlesungen an der Theologischen Fakultät.[21] Besonders beeindruckt wurde er dabei durch Wilhelm Martin Leberecht de Wette (1780–1849),[22] einen fähigen Exegeten und Freund Friedrich Daniel Ernst Schleiermachers (1768–1834),[23] von dem Klein noch nach Jahren manche Schrulligkeiten zu berichten wusste („Er [de Wette] mußte stets eine Feder [Hühner- oder sonstige] auf dem Catheder haben, um ‚lesen' zu können, diese zerpflückte er dann während des Vortrags"[24]). Über de Wette, den Ver-

11 A.a.O., S. 2.
12 Ebd.
13 Christian Peters, [Art.:] Stille im Lande, in: RGG⁴, Bd. 7, Tübingen 2004, Sp. 1738 (Lit.).
14 Norbert Collmar, [Art.:] Oberlin, Johann Friedrich, in: RGG⁴, Bd. 6, Tübingen 2003, Sp. 445f. (Lit.).
15 Hermann Ehmer, [Art.:] Oetinger, Friedrich Christoph, in: RGG⁴, Bd. 6, Tübingen 2003, Sp. 460 (Lit.).
16 Horst Weigelt, [Art.:] Lavater, Johann Caspar, in: RGG⁴, Bd. 5, Tübingen 2002, Sp. 122f. (Lit.).
17 Gustav Adolf Benrath, [Art.:] Jung-Stilling, Johann Heinrich, in: RGG⁴, Bd. 4, Tübingen 2001, Sp. 714f. (Lit.).
18 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 2.
19 Ebd.
20 P[...] Steiner, [Art.:] Joseph Josenhans, in: ADB, Bd. 50, Leipzig 1905, S. 701-703.
21 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 2.
22 Rudolf Smend, [Art.:] Wette, Wilhelm Martin Leberecht de, in: RGG⁴, Bd. 8, Tübingen 2005, Sp. 1500f. (Lit.).
23 Eberhard Jüngel, [Art.:] Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst, in: RGG⁴, Bd. 7, Tübingen 2004, Sp. 904-919 (Lit.).
24 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 2.

fasser eines damals wegweisenden Lehrbuchs der Hebräisch-jüdischen Archäologie (Leipzig 1814, 4. Auflage 1864), fand der junge Mann den Zugang zur Orientalistik. Er besuchte medizinische Vorlesungen, was für angehende Missionare damals nicht ungewöhnlich war, und trat kurz nach 1850 in den Dienst der bewusst überkonfessionellen „Church Missionary Society" (CMS)[25] in London.[26] Hier wurde er durch Kurse am Islington College der CMS auf den Vorderen Orient vorbereitet, schloss eine erste, nur kurz dauernde Ehe mit einer jungen Engländerin und wurde nach dem Tod seiner Frau, noch kinderlos, durch den Bischof von London in einem feierlichen Gottesdienst in St. Paul's Cathedral zum Missionar ordiniert.[27]

Mit Hauptstandorten in Jerusalem und Nazareth war er fortan fast 30 Jahre lang in der Arabermission tätig: „Er hat es also hauptsächlich mit der Muhammedanermission zu tun gehabt, die bekanntlich wohl der steinigste und dornigste Boden ist, auf dem die Mission arbeitet".[28] Ein von ihm dabei genutztes Abendmahlsgerät („Kelch und Brotteller in Silber") ging 1901 als Ordinationsgeschenk an den Sohn, der es aber auch seinerseits weitergab: „Ich habe es, da es als Taschengerät zu groß war, im Jahre 1902 der Gemeinde Oberbauerschaft in Lübbecke gestiftet; weil dort offenbar ein Gerät mangelte".[29]

25 Kevin Ward, [Art.:] Church Missionary Society, in: RGG⁴, Bd. 2, Tübingen 1999, Sp. 365 (Lit.). – „Zwischen Basel und London bestand damals eine Kooperation; bei der wohl Basel mehr die Menschen, London mehr die Geldmittel bereitstellte"; so Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 2.

26 Ebd.

27 A.a.O., S. 2f.

28 A.a.O., S. 3.

29 Ebd. – Das Abendmahlsgerät hat sich trotz intensiver Nachforschung bislang nicht wieder auffinden lassen.

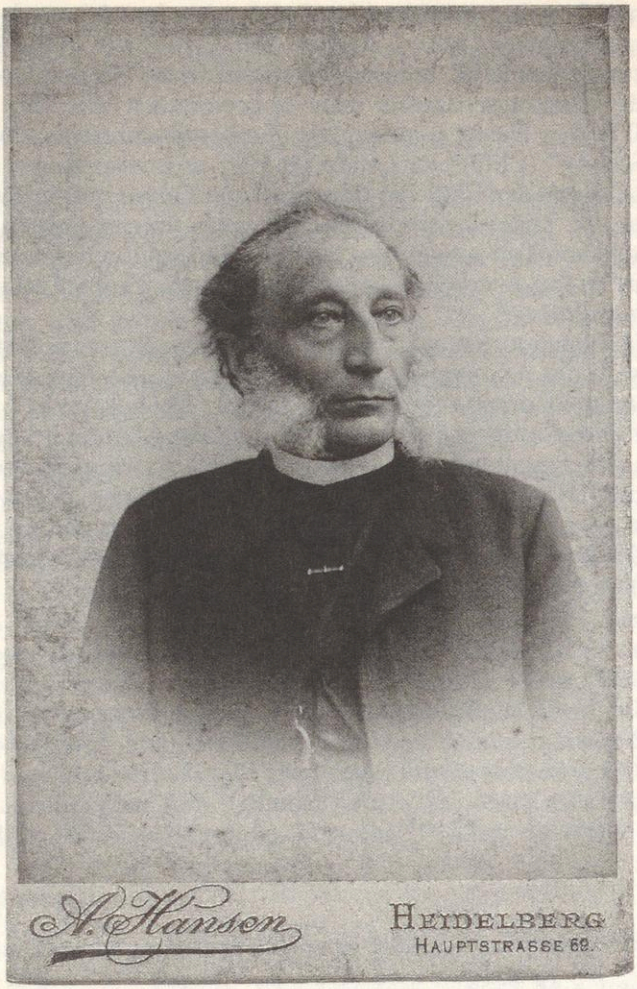


Abb. 1: Friedrich August Klein (1828–1903)
(Privatbesitz Leopold Schütte)

Allerdings war Friedrich August Klein nicht nur Missionar. Er unternahm auch viele Reisen ins Ostjordanland, über die er später in den „Veröffentlichungen der Deutschen Orientgesellschaft" berichtete.[30] Dabei gelang ihm eine bis heute berühmte Entdeckung, nämlich die des „Mescha-Steines von Diban", einer moabitischen Stele aus dem 9. Jahrhundert vor Christus, die er in einer – zwar an Karl May erinnernden,

30 Ebd.

aber glaubwürdig bezeugten – Aktion (es kam zu einem Feuergefecht mit Beduinen) halbzerstört bergen konnte. Die Tafel befindet sich heute im Louvre.[31] Sein Sohn Paul hat diese Geschichte 1935 dann auch noch einmal im „Evangelischen Monatsblatt für Westfalen" (hier Heft 5) geschildert.[32]

Inzwischen hatte Friedrich August Klein wieder geheiratet: Luise Merkel. Aus dieser Ehe gingen insgesamt sieben Kinder hervor, fünf wuchsen heran (Sofia, Theodor, Albert, Lydia und Viktor), zwei ältere (Karl und Alexander) starben schon früh.[33] Die fünf überlebenden wurden später in die ganze Welt zerstreut: Die älteste Tochter Sofia war zeitweilig Erzieherin des Prinzen Ibrahim, eines Enkels des Khediven (türkischen Vizekönigs von Ägypten) Tawfik (1852, 1879–1892), in Kairo[34] und lernte hier ihren Mann Thomas Moore Sheehan kennen, der zu dieser Zeit als „Hilfsarbeiter" bei der britischen „Ägypten Mission" arbeitete. Sheehan wird später Pfarrer in Wellingore bei Leadenham (Grafschaft Lincoln). Zwei ihrer Söhne, Patrick und Aubrey, sterben im oder kurz nach dem Ersten Weltkrieg als blutjunge Offiziere auf britischer Seite.[35] Beider Schwester Dorothy heiratet einen Schulrektor. Zwei der Söhne Kleins, Albert und Viktor, wandern später in die Vereinigten Staaten aus. Der dritte, Theodor, wird zunächst Inhaber eines photographischen Ateliers in Madras und Bangalore (Indien), dann Bambusfarmer.[36] Während die älteren Söhne (Theodor und Albert) noch von Jerusalem aus ins pietistische Korntal[37] bei Ludwigsburg zur Schule geschickt

31 Ebd. – Die Stele wurde von Klein am 19. August 1868 in Diban (biblisch: Dibon) entdeckt. Sie ist aus schwarzem Basalt gefertigt, 110 cm hoch und 60 cm bis 68 cm breit. Das Interesse der Europäer an diesem Stein wurde von den Einheimischen als Hinweis darauf gewertet, dass sich in dessen Innerem ein Schatz befinde. Daher warf man die Stele ins Feuer und zersprengte sie so in zwanzig Teile. Aufgrund eines noch unmittelbar zuvor durch Charles Clermont-Ganneau gefertigten Abklatsches konnten die zwei großen und 18 kleineren Einzelstücke aber später wieder zusammengesetzt und die Lücken ergänzt bzw. ausgefüllt werden. Auf diese Weise wurde der Text der Stele zu immerhin zwei Dritteln wieder lesbar gemacht. Er umfasst 34 Zeilen einer Inschrift, die als das früheste Dokument der moabitischen Sprache gilt und deren enge Verwandtschaft mit dem Althebräischen belegt. Die Folgen des Zerbrechens der Stele sind aber immer noch unübersehbar. Sie wird heute im Louvre in Paris aufbewahrt, eine Kopie befindet sich im Vorderasiatischen Museum in Berlin. Herbert Donner/Wolfgang Röllig (Hgg.), Kanaanäische und aramäische Inschriften (3 Bände), 3., durchgesehene/4., unveränderte Auflage, Wiesbaden 1973/1979, hier als Nr. 181 (vergleiche dazu besonders Bd. I, S. 33 [Text], sowie Bd. II, S. 168-179 [Bibliographie, deutsche Übersetzung und hebraistischer Kommentar]. – Die älteren Abdrucke verzeichnet aber auch bereits Martin Noth, Die Welt des Alten Testaments, Berlin 1962, S. 196.

32 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 3.

33 Ebd.

34 Gerhard Endreß, Der Islam. Eine Einführung in seine Geschichte, 3. Auflage, München 1997, S. 240f. – Ulrich Haarmann, Geschichte der arabischen Welt, 4. überarbeitete und erweiterte Auflage, München 2001, Register.

35 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 3f.

36 A.a.O., S. 4.

37 Peter Maser, [Art.:] Korntal, in: RGG⁴, Bd. 4, Tübingen 2001, Sp. 1694 (Lit.).

werden, besucht der jüngste, Viktor, bereits das Evangelisch Stiftische Gymnasium in Gütersloh.[38] Tragischerweise stirbt auch Kleins Frau Luise Merkel bereits 1870, angeblich an einem Gericht „frischer Feigen".[39]

Das ist die Familie, in die Paul Klein als erster Sohn aus einer dritten Ehe seines Vaters 1876 hineingeboren wird. Da man Jerusalem schon bald verlässt, kennt er seine älteren (Stief-)Geschwister eigentlich nur aus frühen Kindertagen, vor allem in Kairo. Und das ist eine Erfahrung, die seine Weltsicht bestimmt: „Missionarskinder [kommen] schon sehr früh von Hause weg".[40] Doch damit nun zu Paul Kleins Mutter.

3. Die Mutter

Nach dem Tod seiner zweiten Frau bringt Friedrich August Klein seine Kinder nach Europa. Er begibt sich nach Straßburg, wo er noch Verwandte hat, wird hier aber im Sommer 1870 durch den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges überrascht. Man gerät in die Belagerung[41] und bringt sich unter Mühen in der Festung durch. Als die Waffen schweigen (am 28. September 1870), optiert Klein für die deutsche Seite.[42]

In der Folgezeit suchte der Witwer nun zielstrebig nach einer dritten Ehefrau. Er fand sie in Lina Sturmfels († 1914), der Mutter Paul Kleins. Die in Marten im Kanton Freiburg geborene Frau stammte aus guter Familie. Sie war die Tochter eines verarmten Bankiers. „Ihr Großvater war der Pfarrer Schmid in Marten gewesen, in dessen Hause Jeremias Gotthelf (Bitzius) [1797–1854][43] als Vikar gewohnt hatte".[44] Lina Sturmfels hatte eine vorzügliche Ausbildung genossen. Sie war im Katharinenstift in Stuttgart unter anderem Schülerin Eduard Mörikes (1804–

38 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 4.

39 A.a.O., S. 5.

40 Ebd. – „Ihr wundert euch gewiß, liebe Kinder, daß ich von meinen, wenn auch nur Stiefgeschwistern, euch nur so Weniges und Unsicheres zu erzählen weiß. Nun, es liegt das daran, daß sie als Missionarskinder schon sehr früh von Hause weggekommen sind. Theodor habe ich nur zweimal ganz kurz gesehen; nämlich: als er auf der Durchreise nach Bombay in Kairo (einige Tage) verweilte; und im Jahre 1904, als er auf zweiter Brautschau Mama in Herford einen Besuch machte, wobei ich und, soviel ich mich entsinne, auch eure liebe Mutter ihn sahen; ebenso wie seine Braut Valeska. Albert habe ich überhaupt erst kennen gelernt, als ich 24 Jahre alt war; bei einem Aufenthalt bei den Eltern in Wallington–England (Wir trafen uns in einer Londoner Gaststube [Aerated Bread Company] für 1-2 Stunden). Und an Sofia habe ich nur dunkle Erinnerungen aus der Kairener Kinderzeit."

41 Ralf Bernd Herden, Straßburgs Belagerung 1870 (Book on Demand), Norderstedt 2007, (Lit.). – Carl Bleibtreu, Die Belagerung von Straßburg vom 15. August bis zum 28. September 1870 (Reprint der Ausgabe von 1910), Bad Langensalza 2009, (Lit.).

42 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 5f.

43 Schweizerischer Romancier und Pfarrer. – Pierre Cimaz, [Art.:] Gotthelf, Jeremias, in: RGG^4, Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 1232 (Lit.).

44 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 6.

1875)[45] gewesen und sprach drei Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch). Dazu kamen später noch Arabisch, Neugriechisch, Holländisch und Italienisch.[46] Über ihre Frömmigkeit schreibt Klein: „Weder sie, noch mein Vater, trugen ihr Christentum viel auf der Zunge; und ihre starke Abneigung gegen jedes Zurschautragen religiösen Lebens erweckte zuweilen (fast) den Eindruck (einer) Übernüchternheit. In ausgesprochenen Gemeinschaftskreisen würden beide für ‚unbekehrt' gegolten haben."[47] Der häusliche Gottesdienst folgte der, wie Klein betont, „sehr objektiven Form" des anglikanischen „Book of Common Prayer".[48] Paul Friedrich Klein war das zweitletzte Kind der insgesamt zehn Kinder seines Vaters. Seine ältere Schwester Luise wird später Diakonisse in Hilden (Düsseldorf-Mettmann). Sie pflegt den greisen Vater und wird 1914 auf einer Reise nach England und Schottland durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs überrascht. Sie dient daraufhin vier Jahre lang als „freie Hülfe" bei den Betheler Sarepta-Schwestern am „German Hospital" in Dalston bei London.[49] Der jüngere Bruder Oskar stirbt früh an einem Halsinfekt.[50]

Die Ehe der Eltern ist gut und von unbedingter Loyalität geprägt.[51] 1878 überwirft sich der Vater dann jedoch mit der Leitung der CMS. Im Hintergrund stehen dabei Spannungen mit dem – gleichfalls aus der Basler Mission kommenden – zweiten evangelischen Bischof von Jerusalem, Samuel Gobat (1799–1879).[52] Daraufhin reist Klein ohne Genehmigung des Komitees der CMS nach Deutschland. Hier leben er, seine Frau und die jüngsten Kinder nun vier Jahre lang ohne Gehalt in Kaiserslautern und Sigmaringen. Man verfügt offenbar über Rücklagen. Drei Jahre

45 Gesa von Essen, [Art.:] Mörike, Eduard, in: RGG⁴, Bd. 5, Tübingen 2002, Sp. 1503-1505 (Lit.).

46 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 6.

47 Ebd.

48 Ebd. – Christopher FitzSimons Allison, [Art.:] Book of Common Prayer, in: RGG⁴, Bd. 1, Tübingen 1998, Sp. 1691-1694 (Lit.).

49 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 7.

50 Ebd.

51 Ebd.

52 Samuel Gobat (1799–1879) trat 1820 in das Missionshaus der Basler Mission ein und unternahm 1826 seine erste Missionsreise im Dienst der „London Missionary Society". Anschließend verbrachte er drei Jahre in Kairo und drei weitere im abessinischen Hochland. 1832 kehrte er nach Europa zurück und heiratete hier 1834 Marie Zeller, die Tochter von Christian Heinrich Zeller (1799–1860; Beuggen bei Basel). Von 1835 bis 1836 hielt Gobat sich dann wieder in Abessinien auf. Anschließend wurde er nach Malta gesandt, wo er mit einer Bibelübersetzung ins Arabische begann. 1846, fünf Jahre nachdem 1841 – auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen (regierend 1840–1861) – das Evangelische Bistum Jerusalem ins Leben gerufen worden war, wurde Gobat als Nachfolger des verstorbenen Michael Salomo Alexander (1799–1845) zum zweiten Bischof der Stadt ernannt. In dieser Funktion gründete er eine Reihe evangelischer Gemeinden und Schulen, Waisen- und Krankenhäuser (in Jerusalem, Betlehem, Jaffa, Nablus und Nazareth), war in seiner Amtsführung aber nicht unumstritten. Friedrich Wilhelm Bautz, [Art.:] Gobat, Samuel, in: BBKL, Bd. 2, Hamm 1990, Sp. 258 (Lit.).

nach Gobats Tod ruft man den Vater dann aber zurück und ernennt ihn zum Leiter der CMS in Ägypten sowie zum Geschäftsführer der „Bible Society" in Kairo (1882–1894).[53]

Die nun folgenden sechs Jahre bis zu seiner Einschulung auf dem Gymnasium in Gütersloh werden zu den prägenden Stationen in Kleins Leben. Als der Vater 1892 erkrankt, ziehen die Eltern des Klimas wegen nach Florenz um. Hier beginnt der Vater mit einer „Dogmatik des Islam", „einem Handbuch für Muhammedanermissionare", das aber nie fertig werden wird (die späteren Aufzeichnungen Kleins erfolgten in einer Probebindung für dieses Werk, die ein Leipziger Verlag seinem Vater vorgelegt hatte[54]).[55] Die nächste Station der Eltern ist Cannstatt bei Stuttgart, wo man ein großes Haus („erst in der schönen Taubenheimstraße und dann in der Schilderstraße, beidemale nahe dem Kurgarten") führt.[56] 1898 erfolgt dann eine Übersiedelung nach Wallington in England, „einem dicht bei Croydon an der südlichen Peripherie von London gelegenen, anmutigen Villenvororte".[57] Nur in London versteht man sich damals nämlich darauf, mit arabischen Lettern zu drucken. Auch hat die Mutter hier eine Reihe weitläufiger Verwandter. Der Sohn hat seine Eltern in Wallington insgesamt dreimal besucht (1900, 1901 und 1903). Nach dem Tod des Vaters im Jahre 1904 – dieser war durch die CMS genötigt worden, sein offenbar inzwischen sehr umfängliches Werk für die Praxis zu kürzen und (angeblich) aus Gram darüber gestorben – übersiedelt die Mutter nach Herford, wo sie im „Rauschenbusch'schen Pfarrhause (am Gang 9)" lebt.[58] 1912 lässt sie sich durch den mit ihrem Sohn befreundeten Baumeister Karl Siebold (1854–1937)[59] in Bethel „am Friedhofswege N° 13 ein kleines, aber sehr bequemes Häuschen mit kleinem Garten" errichten.[60] Sie stirbt dort ein Jahr später mit den – ihr geläufigen – arabischen Worten: „Ilhamdulillah!" („Gott sei Dank").[61]

4. Kairo

Paul Kleins Kairoer Kinderjahre waren an Buntheit kaum zu übertreffen: Der Vater war ein geachteter Gelehrter, „aufs Genaueste vertraut mit Sprache und Gedankenwelt der Orientalen, gründlich bewandert in der Literatur des Islam; selbst auch in arabischer Sprache literarisch tätig".[62]

53 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 7f.
54 A.a.O., S. 9.
55 A.a.O., S. 8.
56 A.a.O., S. 9.
57 Ebd.
58 A.a.O., S. 9-11, Zitat S. 11.
59 Ulrich Althöfer, Der Architekt Karl Siebold (1854–1937). Zur Geschichte des evangelischen Kirchenbaus in Westfalen (BWFKG 15), Bielefeld 1998.
60 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 11.
61 A.a.O., S. 12.
62 A.a.O., S. 8.

Er verfasste einen – bislang leider nicht ermittelbaren, vielleicht aber auch ungedruckt gebliebenen – „Kommentar zu den Synoptischen Evangelien". Wiederholt kamen Fachkollegen aus Heidelberg und Berlin zu Besuch. Erwähnt wird in diesem Zusammenhang vor allem der aus Basel stammende, nachmalige Leipziger Orientalist Albert Socin (1844–1899), einer der Begründer des „Deutschen Vereins zur Erforschung Palästinas"[63].[64] Aber auch vor Ort stand Klein in hohem Ansehen: „Gebildete Araber haben gern mit ihm verkehrt; der Oheim des regierenden Khediven, Ibrahim Pascha,[65] war entzückt, mit ihm das klassische Arabisch zu sprechen".[66] Zahlreiche Gäste – Englische wie Deutsche, Juristen wie Forschungsreisende, Missionare wie Militärs – kamen ins Haus. „Und allerlei Leute saßen tagaus, tagein in unserer Halle oder auf der Veranda mit dem [von] Farnkraut überwachsenen Zir[67]".[68] Selbst Oberst Herbert Kitchener (1850–1916), der spätere Sieger von Omdurman (2. September 1898; Niederschlagung des Mahdistenaufstandes; seitdem „Lord Kitchener of Khartoum"), nahm einmal mit der Mutter den Tee.[69] Das waren für einen Zehnjährigen, verborgen hinter großen Blumenkübeln, ganz sicher unverwischbare Eindrücke!

5. Gütersloh

Doch im Frühling 1888 ist es damit vorbei: Der Vater schickt den Zwölfjährigen auf das 1851 gegründete Evangelisch Stiftische Gymnasium nach Gütersloh, das Modellgymnasium der Minden-Ravensberger Erweckung.[70] Er wohnt im sogenannten „Johanneum", dem Schülerheim

63 Ulrich Hübner, [Art.:] Deutscher Verein zur Erforschung Palästinas, in: RGG⁴, Bd. 2, Tübingen 1999, Sp. 713f. (Lit.). – Albert Socin hat sich auch literarisch intensiv mit der von Klein entdeckten Mescha-Stele befasst: Albert Socin/Emil Kautzsch, Die Echtheit der moabitischen Altertümer geprüft, Straßburg 1876. – Albert Socin/Rudolf Smend, Die Inschrift des Königs Mesa von Moab, Freiburg (Breisgau) 1886.

64 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 8.

65 Ibrahim Pascha al Wali (1789–1848) kämpfte als osmanischer und ägyptischer General im Osmanisch-Saudischen Krieg, in der Griechischen Revolution, eroberte Syrien und wurde daraufhin Statthalter in Syrien und Palästina. Er war 1848 Vizekönig von Ägypten. Endreß (wie Anm. 34), S. 235-237.

66 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 8.

67 Ein irdenes großes Wasserfass, das die morgendliche Kühle speicherte.

68 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 8.

69 Ebd.

70 A.a.O., S. 15. – Evangelisches Gymnasium zu Gütersloh (Hg.), Die ersten fünfundzwanzig Jahre des Evangelischen Gymnasiums zu Gütersloh (als Manuscript für Freunde). Zum Besten der Lehrerwitwenkasse, Gütersloh 1876. – Evangelisches Gymnasium zu Gütersloh (Hg.), Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Bestehens (19. Juni 1901), Gütersloh 1901. – N[...] Raikowsky, Evangelisch-stiftisches Gymnasium in Gütersloh, in: Zentralblatt der Bauverwaltung. Jahrgang 49, Nr. 10, 6. März 1929, S. 148-152 (10 Abbildungen). – Werner Freitag (Hg.), Geschichte der Stadt Gütersloh, 2. Auflage. Bielefeld 2003, Register, besonders S. 39 (Abbildung).

(Alumnat) der Rheinischen Missionsgesellschaft.[71] Hier kommt er unter die Fittiche des Pastors Julius Heinrich Maximilian (Max) Huyssen (1851–1917)[72], dessen Frau Klara eine Schwester des früheren Kairoer Pfarrers Martin Immanuel Graeber (1850–1904)[73] ist, der – inzwischen Hauptagent der Rheinisch-Westfälischen Gefängnisgesellschaft – 1890 die Leitung des (für Kleins Lebensweg noch wichtig werdenden) Diakonissenhauses in Witten übernehmen wird.[74] Schon bald muss Paul Klein aber auch hier wieder ausziehen, da man den Platz für die Söhne Barmer Missionare benötigt.[75]

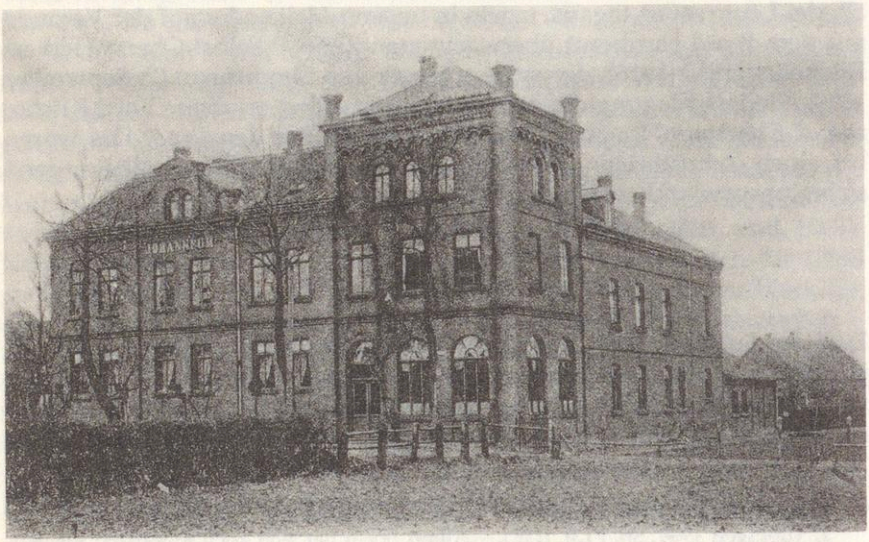


Abb. 2: Das Johanneum in Gütersloh. Postkarte um 1903
(Stadtarchiv Gütersloh BB 06557)

Allerdings hat das Johanneum Substrukturen, die in dieser Lage helfen können. Es gibt in der Stadt nämlich etliche Schülerpensionate. Sie wer-

71 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 15. – Zu dieser Einrichtung zuletzt Eckhard Möller, Das Jahr 1912. Spaziergänge mit Eduard Castringius, in: Freitag (wie Anm. 70), S. 42f. (Abbildung und Lit.).

72 Bauks (wie Anm. 2), S. 230, Nr. 2936.

73 A.a.O., S. 160, Nr. 2040. – Graeber war von 1879 bis 1886 Pfarrer in Kairo; der Gymnasiast dürfte ihn gekannt haben.

74 Leitung des Diakonissenhauses Witten (Hg.), Evangelisches Diakonissenhaus für die Grafschaft Mark und das Siegerland in Witten. Eine Festschrift zum 50jährigen Bestehen (1890–1940), Essen 1940, S. 11-45 (mit Portrait Graebers, a.a.O. zwischen S. 12 und S. 13).

75 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 15.

den durch Pfarrwitwen geführt, die auf diesem Wege ein zwar geregeltes, für gewöhnlich aber doch nur schmales Auskommen finden, denn die Zahlungsmoral (oder auch -fähigkeit) der Missionare ist schlecht. Meistens läuft die Vermittlung auf Verwandtschaftswegen, und man beansprucht darum alles „für ein Ei und ein Butterbrot"[76].

Obwohl aus Kairo kommend, bezieht Klein nun das „Brasiliat", eine kleine Pension, die zuvor nurmehr Söhne Deutscher Brasilienmissionare aufgenommen hatte: „Ich bin der erste gewesen, der diese ‚brasilianische Überlieferung' durchbrochen hat."[77] Hier, unter der Obhut der Witwe Alwine Peters († 1910), erlebt der junge Klein erstmals wieder ein Familienleben. Aus dem Kairoer Gelehrtensohn wird damit offenbar ziemlich schnell ein lebhafter Gütersloher Pennäler, der bereits mit 13 Jahren seine zukünftige Frau, die älteste Tochter der Familie, kennenlernt.[78]

Abb. 3: Das Evangelisch Stiftische Gymnasium in Gütersloh um 1900
(Stadtarchiv Gütersloh BB 21383)

[76] A.a.O., S. 16.
[77] A.a.O., S. 15.
[78] A.a.O., S. 15f.

Abb. 4: Marie Klein, geb. Peters (1876–1918)
(Privatbesitz Leopold Schütte)

Marie Peters, deren Tod 1918 den Anlass zur Abfassung der Lebenserinnerungen gab, war die Tochter des Pfarrers der deutschen evangelischen Gemeinde in Forromecco Rio Grande do Sul (Südbrasilien), Heinrich Peters († 1886).[79] Peters stammte vom Niederrhein. Er hatte seine Ausbildung im Barmer Missionshaus erhalten, war dann aber doch nicht in die

[79] A.a.O., S. 12.

„Heidenmission" gegangen, sondern hatte die verwahrloste Kolonistengemeinde „Forromecco in Rio Grande do Sul in Südbrasilien" übernommen.[80] Hier war er zugleich auch als Chirurg tätig gewesen, von dieser Doppelbelastung und vom Klima zermürbt aber schon bald verstorben. Die „Luthardtsche Kirchenzeitung" (die 1868 gegründete, gegen die Preußische Union und den Theologischen Liberalismus gerichtete „Allgemeine Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" unter der Schriftleitung Christoph Ernst Luthardts [1823–1902][81]) hatte einen Nachruf auf ihn gedruckt.[82]

Maries Mutter, Alwine Peters, geborene Weber, stammte aus Elberfeld.[83] Sie war ein Kind der Wuppertaler Erweckung und ihrem Mann Anfang der 1870er Jahre als Pastorenfrau ins ferne Brasilien gefolgt. Nach dessen Tod kehrten sie und ihre vier Kinder (Marie, Emmy, Heinrich und Ernst Peters [† 1893])[84] dann nach Deutschland zurück[85] und eröffneten in Gütersloh eine bescheidene Schülerpension, das sogenannte „Brasiliat", das mehrfach seinen Ort wechselte („erst in dem [kleinen] Wix'schen Hause hinter der Bürgerschule, ganz nahe dem heutigen ‚Hammelmarkte', dann in der ‚Feldstraße', später [in] ‚Johannisstraße' umbenannt; hier erst in der Beckmannschen Wohnung, hernach in dem Hause, das der Tischlermeister Hermstrüwer sich seinem Hause gegenüber erbaute").[86] Im Alter lebte sie dann bei ihrer Tochter Marie Klein und besuchte regelmäßig die regionalen Missionsfeste.[87]

80 Ebd.
81 Martin Laube, [Art.:] Luthardt, Christoph Ernst, in: RGG⁴, Bd. 5, Tübingen 2002, Sp. 557f. (Lit.).
82 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 13.
83 Ebd.
84 A.a.O., S. 16f.
85 A.a.O., S. 15.
86 Ebd.
87 A.a.O., S. 14.

Abb. 5: Alwine Peters († 1910) und ihre Kinder Marie, Emmy und Heinrich (Privatbesitz Leopold Schütte)

Bereits als junges Mädchen wurde Marie Peters nach Ummendorf bei Magdeburg geschickt, um im Hause eines befreundeten „Brasilianers", des Pfarrers Dr. Borchard, den Haushalt zu erlernen.[88] 16-jährig absolvierte sie einen Fröbel-Kindergärtnerinnenkurs in Braunschweig. Nach der Rückkehr verlobte sie sich heimlich mit Paul Klein, inzwischen Unterprimaner. Man las gemeinsam und parallel die Bibel.[89] Schon nach kurzer Zeit ging die junge Frau dann als Erzieherin nach Schlesien, um dort die Kinder des Rittergutsbesitzers Wilhelm von Haugwitz († 1917) in Lehnhausen bei Lahn[90] zu erziehen, was sie insgesamt vier Jahre lang (bis 1898) tat. Sie kam damit in ein eigentümliches Umfeld, denn von Haugwitz war Epileptiker gewesen und durch Christoph Friedrich Blumhardt (1842–1919)[91] in Bad Boll geheilt worden. Christoph Blumhardt war der Sohn Johann Christoph Blumhardts (1805–1880)[92] und führte in dessen Nachfolge die Tradition des württembergischen Pietismus aus der Enge kirchlicher Gemeinschaft in die Weite der modernen Welt. Sein Leitspruch lautete: „Christi Sieg befreit zum Weltchristen, der [dann seinerseits] Gott lebt". Von Haugwitz hing den – durchaus radikalen – Ideen Leo Tolstojs (1828–1910)[93] an (Ethik der Bergpredigt, Gotteskindschaft aller Menschen). Er kümmerte sich um verarmte Wanderarbeiter (vergleiche die parallelen Aktivitäten Friedrich von Bodelschwinghs des Älteren [1831–1910][94]; Gründung von „Arbeiterkolonien") und war mit einer aus der Familie von der Reck auf Gut Obernfelde bei Lübbecke gebürtigen Frau verheiratet, wodurch Kontakte zum Reckeschen Stadthof in Lübbecke zustande kamen.[95]

88 A.a.O., S. 17f.
89 A.a.O., S. 18-20.
90 A.a.O., S. 21f.
91 Werner Raupp, [Art.:] Blumhardt, Christoph Friedrich, in: RGG⁴, Bd. 1, Tübingen 1998, Sp. 1647f. (Lit.).
92 Werner Raupp, [Art.:] Blumhardt, Johann Christoph, in: RGG⁴, Bd. 1, Tübingen 1998, Sp. 1646f. (Lit.).
93 Christine Fischer, [Art.:] Tolstoj, Lev Nikolajewitsch, in: RGG⁴, Bd. 8, Tübingen 2005, Sp. 471-473 (Lit.).
94 Jochen-Christoph Kaiser, [Art.:] Bodelschwingh, Friedrich von, in: RGG⁴, Bd. 1, Tübingen 1998, Sp. 1658-1660 (Lit.).
95 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 22.

Abb. 6: Die Aula des Evangelisch Stiftischen Gymnasiums um 1910 (Stadtarchiv Gütersloh BB 21540)

Währenddessen machte Paul Klein Ostern 1895 sein Abitur am Stiftischen Gymnasium.[96] Er hielt die Abiturientenrede, in der er sich kaum zufällig mit der „orientalischen Frage" (also den vorderasiatischen Träumen des Deutschen Reiches angesichts der Schwäche des Osmanischen Reiches, gipfelnd etwa im Projekt der Bagdad-Bahn [1900–1914])[97] befasste, und trat kurz darauf in Erlangen bei der 13. Kompanie des Königlich Bayerischen 19. Infanterie-Regiments ein.[98] Parallel dazu begann er ein Studium der Evangelischen Theologie und „trat an einem der ersten Abende auf der Wingolfkneipe mit einer ganzen Reihe von Güterslohern [...] im Wingolf ein".[99] Der Militärdienst verlief erfolgreich. Klein wurde rasch Unteroffizier.[100]

96 A.a.O., S. 23. – Evangelisches Gymnasium Gütersloh (wie Anm. 70), S. 31-53 („Anhang III. Verzeichnis der Schüler, welche in den 50 Jahren mit dem Zeugnis der Reife der Anstalt entlassen sind"), hier S. 49, Nr. 815.

97 Vergleiche dazu zuletzt Gregor Schöllgen, Imperialismus und Gleichgewicht. Deutschland, England und die orientalische Frage 1871–1914, 3. Auflage, München 2000. – Florian Keisinger, Unzivilisierte Kriege im zivilisierten Europa? Die Balkankriege und die öffentliche Meinung in England, Deutschland und Irland, Paderborn 2008.

98 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 23.

99 Ebd. – Verband Alter Wingolfiten e.V. (Hg.), Geschichte des Wingolf 1830–1994. 5., vollständig neu bearbeitete und fortgeführte Auflage, Hannover 1998.

100 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 23.

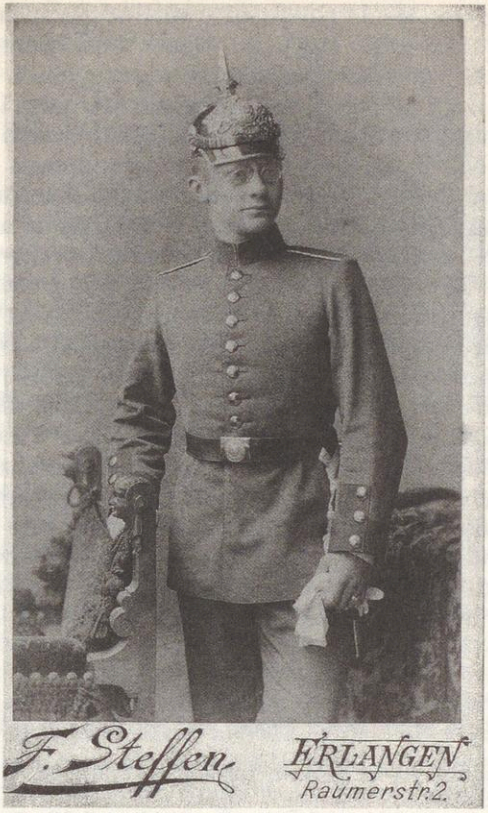


Abb. 7: Paul Klein als Einjähriger im Jahre 1895
(Privatbesitz Leopold Schütte)

Deutlich anders stand es da mit dem Studium: „Mein innerer Mensch hat nicht gewonnen; wie überhaupt ich nicht sagen kann, daß ich auf der Universität ein rechter ‚Herzenstheologe' gewesen (oder geworden) sei."[101] Die (damals allerdings schon im Ausgang begriffene) spezifische „Erfahrungstheologie" des Erlanger Neuluthertums[102] blieb dem Missionarssohn also wohl doch fremd. Klein studierte bei Theodor von Zahn (1838–1933; Kirchengeschichte und Neues Testament),[103] Paul Hermann August Ewald (1857–1911; Systematische Theologie und Kirchenge-

[101] A.a.O., S. 23f.
[102] Hanns Christof Brennecke, [Art.:] Erlanger Schule. I. Erlanger theologische Schule. 1. Kirchengeschichtlich, in: RGG⁴, Bd. 2, Tübingen 1999, Sp. 1420 (Lit.).
[103] Uwe Swarat, [Art.:] Zahn, Theodor von, in: RGG⁴, Bd. 8, Tübingen 2005, Sp. 1779 (Lit.).

schichte),[104] Theodor Kolde (1850–1913; Kirchengeschichte)[105] und Reinhold Seeberg (1859–1935; Patristik, Neues Testament, Systematische Theologie)[106].[107] Er war also eher historisch-apologetisch orientiert. Nach drei Semestern wechselte er dann ins liberale Marburg. Der Vater sah es mit Sorge. Klein musste ihm versprechen, nicht bei dem „Neu-Ritschlianer" Wilhelm Herrmann (1846–1922),[108] dem damals dominierenden Systematiker und Ethiker Marburgs, sondern bei dem orthodoxen Strafprofessor Cremer Systematik zu belegen.[109] Da Cremer ausfiel,[110] ging er dann aber doch zu Herrmann. „Aber innerlich weitergebracht hat er mich nicht."[111] Viel wichtiger als dies waren dem Studenten Klein der Marburger Wingolf und dessen 50. Stiftungsfest.[112] Die Vorlesungen bei Herrmann, Wolf Wilhelm Graf von Baudissin (1847–1926; Altes Testament und Religionsgeschichte),[113] Adolf Jülicher (1857–1938; Neues Testament und Kirchengeschichte),[114] Carl Mirbt (1860–1929; Kirchengeschichte)[115] und dem neukantianischen Philosophen Paul Natorp (1854–1924)[116] traten dahinter zurück.[117] Der letzte Wechsel, diesmal nach Bonn, stand dann auch bereits im Zeichen der Examensvorbereitung. Klein studierte bei Eugen Friedrich Ferdinand Sachsse (1839–1917; Praktische Theologie)[118] und Hans Lietzmann (1875–1942),[119] arbeitete aber parallel dazu auch noch am Godesberger Pädagogium (der heutigen „Otto-Kühne-Schule" in Bad Godesberg), einem Internat.[120] Aus dieser Zeit

104 Friedrich Wilhelm Bautz, [Art.:] Ewald, Paul, in: BBKL, Bd. 1, Hamm 1990, Sp. 1578f. (Lit.).

105 Hans-Josef Olszewsky, [Art.:] Kolde, Theodor, in: BBKL, Bd. 4, Herzberg 1992, Sp. 339-345 (Lit.).

106 Friedrich Wilhelm Graf, [Art.:] Seeberg, Reinhold, in: RGG⁴, Bd. 7, Tübingen 2004, Sp. 1089 (Lit.).

107 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 23.

108 Joachim Weinhardt, [Art.:] Herrmann, Wilhelm, in: RGG⁴, Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 1686f. (Lit).

109 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 24. – Wohl Ernst Cremer (1864–1922), ein Sohn Hermann Cremers (1834–1903), des wichtigsten Kopfes der „Greifswalder Schule".

110 Der Vorgang ist nicht sicher zu ermitteln.

111 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 24.

112 A.a.O., S. 25.

113 Friedrich Wilhelm Bautz, [Art.:] Baudissin, Wolf Wilhelm Graf von, in: BBKL, Bd. 1, Hamm 1990, Sp. 415 (Lit.).

114 Hans-Josef Klauck, [Art.:] Jülicher, Adolf, in: BBKL, Bd. 3, Herzberg 1992, Sp. 772f. (Lit.).

115 Martin Ohst, [Art.:] Mirbt, Carl, in: RGG⁴, Bd. 5, Tübingen 2002, Sp. 1259 (Lit.).

116 Michael Steinmann, [Art.:] Natorp, Paul, in: RGG⁴, Bd. 6, Tübingen 2003, Sp. 95f. (Lit.).

117 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 25.

118 Klaus-Gunther Wesseling, [Art.:] Sachsse, Eugen Friedrich Ferdinand, in: BBKL, Bd. 8, Herzberg 1994, Sp. 1158-1160 (Lit.).

119 Christoph Markschies, [Art.:] Lietzmann, Hans, in: RGG⁴, Bd. 5, Tübingen 2002, Sp. 369f. (Lit.).

120 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 25f.

stammte die enge Freundschaft mit dem späteren Gütersloher Pfarrer Hermann Schulde (1874–1955).[121]

7. Hauslehrer und Kandidat des Predigtamtes

Das Erste Examen in Münster wäre dann fast gescheitert, weil Klein bislang nicht dort studiert hatte. Angesichts der damaligen westfälischen „Theologenschwemme" galt dies inzwischen als Ausschlusskriterium.[122] Erst als der frühere Leiter des Johanneums, Huyssen, inzwischen Superintendent der Synode Halle (Westfalen),[123] ihn als Hauslehrer in sein Pfarrhaus nach Bockhorst holte, öffneten sich die Türen.[124] Die alten Gütersloher Verbindungen zahlten sich also einmal mehr aus. Klein übernahm Aushilfsdienste in der Synode (Versmold und Borgholzhausen), knüpfte Kontakte zur Pfarrerschaft und legte zu Ostern 1899 vor dem Konsistorium in Münster sein Erstes Examen ab.[125] Auch die Verlobte Marie Peters war inzwischen wieder in Gütersloh.[126]

Kurz darauf wechselte Klein erneut die Stelle. Durch Huyssen vermittelt, wurde er Hauslehrer bei Otto Gustav Karl Kuhlo (1858–1940) in Hüllhorst,[127] „einem der edelsten, lautersten und gütigsten Menschen, denen ich im Leben begegnet bin".[128] Er sollte dessen Sohn Rudolf Eduard Karl Johannes Kuhlo (1889–1965), später 2. Pfarrer in Rehme,[129] auf das Gütersloher Gymnasium vorbereiten. Man verstand sich sehr gut (der neue Hauslehrer spielte Waldhorn), so dass Kuhlo schließlich darum bat, ihm den „Kandidaten Klein aus Jerusalem" als Lehrvikar zuzuordnen.[130] Über Kuhlos Frau Johanna (1862–1905), eine geborene Niemöller, entstanden nun zugleich auch Kontakte zu dieser wichtigen Gütersloher Fabrikantenfamilie.[131]

Am 20. Mai 1900 erfolgte die offizielle Verlobung in Gütersloh.[132] Noch immer aber kannten die Eltern die Verlobte nicht. Dies gab Anlass zu einer Reise der beiden jungen Leute nach Wallington bei London. Sie wurde zu einer echten Bildungstour – bei der natürlich auch das neue Hippodrom oder Madame Tussauds Wachsfigurenkabinett nicht ausge-

121 Bauks (wie Anm. 2), S. 460, Nr. 5697.
122 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 26f.
123 Wie oben Anm. 72.
124 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 27.
125 A.a.O., S. 27f. – Die damals angefertigten schriftlichen Examensarbeiten sind in Kleins Personalakte (wie oben Anm. 4) erhalten. Sie wurden allesamt positiv bewertet. Die Gesamtnote lautete: „wohl bestanden".
126 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 28.
127 Bauks (wie Anm. 2), S. 285, Nr. 3568.
128 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 30.
129 Bauks (wie Anm. 2), S. 285, Nr. 3570.
130 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 30f.
131 A.a.O., S. 31f.
132 A.a.O., S. 32f.

lassen wurden: „Das schönste [!] war aber doch all dies bei weitem nicht; sondern das schönste [!] waren die Stunden, die uns mit den Eltern und der Schwester in der bei aller Einfachheit geschmackvollen und vornehmen Häuslichkeit vereinigte; sei es in dem hübschen Gärtchen hinterm Hause, an dem der Vater immer seine helle Freude hatte [...] oder in dem schattigen Speisezimmer an dem runden Tisch [...] oder an dem ‚historischen Fenster' im oberen Stock, an dem man sich ab[en]ds zwischen Thee und Abendessen sammelte [...]."[133]

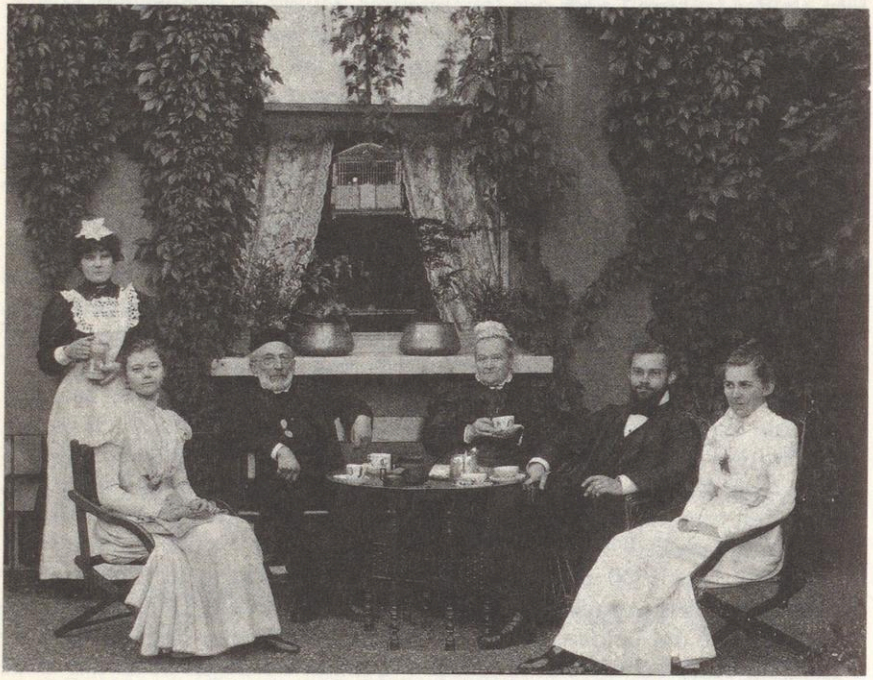


Abb. 8: Besuch der Verlobten Paul Klein und Marie Peters in Wallington im Jahr 1900
(Privatbesitz Leopold Schütte)

Für sein Zweites Examen hatte sich Klein dann in der schriftlichen Hausarbeit mit der traditionellen Verbindung von Konfirmationsfeier und erstem Abendmahlsgang zu befassen.[134] Das Thema war seit Langem heiß, weil sich hier die Kluft zwischen dem ekklesiologischen Anspruch und der gemeindlichen Realität spiegelte. Das galt besonders für die

[133] A.a.O., S. 33-35, Zitat S. 34f.
[134] A.a.O., S. 35. – Die Ausarbeitung ist Teil der Personalakte Kleins (wie Anm. 4). Der Prüfling bejahte den Zusammenhang nachdrücklich. Die Benotung lautete: „recht gut".

zunehmend entkirchlichten Großstädte. Zu den wortmächtigsten Befürwortern einer rigiden Reform gehörte Adolf Stoecker (1835–1909), der frühere Leiter der Berliner Stadtmission.[135] Er hatte 1897 die – vor allem um die jüngeren Pfarrer werbende – „Freie kirchlich-soziale Konferenz"[136] gegründet und entfaltete in diesem Rahmen eine rege Vortragstätigkeit, auch in Minden-Ravensberg. Klein erlebte ihn bei einer Versammlung in Herford. Im Anschluss an den Vortrag Stoeckers ergriff er das Wort und verlangte, „daß man unser Ravensberger Land, in dem die Konfirmation noch im Segen stehe, mit dieser Agitation verschone und es nicht über den Berliner Kamm schere. In seiner Erwiderung fuhr Stoecker säuberlich mit dem ihm unbekannten ‚Opponenten'[137]."[138] Nach einer politischen Versammlung in Löhne lernte Klein Stoecker dann auch persönlich kennen. Bernhard Albert Dahlhaus (1843–1913), Pfarrer in Schnathorst,[139] wartete vor dem Lokal mit seiner Kutsche, um Stoecker nach Schnathorst zu bringen, wo dieser am nächsten Morgen eine Festpredigt halten sollte. Klein durfte sie begleiten. Man sprach über die Frömmigkeit des preußischen Generalfeldmarschalls Helmuth Karl Bernhard von Moltke (1800–1891; „des Schweigers"), den Stoecker als Hofprediger a. D. (so bis 1890) gut kannte. Klein war beeindruckt. Noch 1919 ist er voll des Lobes über Stoecker und nennt diesen einen „alten, tapferen Kämpen".[140]

Seine Examenspredigt hielt Klein dann bei Ernst August Volkening (1838–1906),[141] dem zweitältesten Sohn des bekannten Jöllenbecker Erweckungspredigers Johann Heinrich Volkening (1796–1877)[142] in Preußisch Oldendorf: „Es ging alles gut von statten; und die beiden Tage, die ich auf solche Weise im Hause dieses vortrefflichen und in seiner Weise bedeutenden Mannes zubringen durfte, sind mir noch in schönster Erinnerung; auch das Gebet Volkening's bei der Sonnabend-Abendandacht, in welchem er nicht verfehlte, Gott zu bitten, es möchte doch am kommenden Sonntag nur reine, biblische Lehre von der Kanzel Oldendorf's verkündigt werden. Als ich schon im Begriffe war, mich zu Bette zu legen, kam der alte Herr noch ein Weilchen in mein Gastzimmer und plau-

135 Martin Greschat, [Art.:] Stoecker, Adolf, in: RGG⁴, Bd. 7, Tübingen 2004, Sp. 1744f. (Lit.).

136 Klaus Erich Pollmann, [Art.:] Freie kirchlich-soziale Konferenz/Kirchlich-sozialer Bund, in: RGG⁴, Bd. 3, Tübingen 2000, Sp. 301 (Lit.).

137 Vgl. 2 Sam 18,5: „Und der König [David] gebot Joab und Abisai und Itthai und sprach: ‚Fahret mir säuberlich mit dem Knaben Absalom!' Und alles Volk hörte es, da der König gebot allen Hauptleuten um Absalom."

138 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 35f.

139 Bauks (wie Anm. 2), S. 86, Nr. 1120.

140 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 36.

141 Bauks (wie Anm. 2), S. 530, Nr. 6580.

142 A.a.O., S. 530, Nr. 6578.

derte noch eine Weile recht gemütlich und aufmunternd mit mir."[143] Zum Abschied schenkte Volkening Klein ein Exemplar der „Festflammen" des schon von seinem Vater geschätzten[144] Berliner Hofpredigers und Volksschriftstellers Emil Frommel (1828–1896) (1890; 6. Auflage 1896)[145].[146]

Kleins ehrgeiziger Versuch, mit seinem Hüllhorster Mentor Kuhlo „morgens 7-8 Uhr" Franz Delitzschs (1813–1890)[147] anspruchsvolle Psalmenauslegungen (2 Bände 1857/1860; 5. Auflage 1894) zu lesen, schlugen allerdings gründlich fehl. Mal verschlief der eine, mal der andere. „Es lag Pastor Kuhlo weit mehr die praktische Einführung in das Amt der Gemeindeleitung und Seelsorge; in dieser Hinsicht verdanke ich ihm viel".[148] Auch eine kurze Begegnung mit dem zu dieser Zeit schon legendären letzten großen Repräsentanten der Minden-Ravensberger Erweckung, Theodor Schmalenbach (1831–1901), Pfarrer in Mennighüffen,[149] hinterließ einen zwiespältigen Eindruck: „Es brannte, ich möchte sagen: Es loderte aber damals aus seinen mächtigen Augen schon das krankhafte Feuer einer seelischen Überspannung, die bald zum Zusammenbruch führen sollte".[150]

Erst jetzt zeigte sich auch, wie schwer es war, eine feste Stelle zu finden. Klein quälte sich durch überfüllte, schwer zu ergatternde Vorbereitungskurse, in denen sich die Wingolfiten auf die Füße traten.[151] Erst während eines erneuten Besuchs bei den Eltern in Wallington im August 1901 erreichte ihn unerwartet ein Ruf als Hilfsprediger in Lübbecke mit Amtssitz in Oberbauerschaft.[152] Auch die Ordination ließ lange auf sich warten. Sie erfolgte erst kurz vor Weihnachten – am 15. Dezember 1901 – und war überdies von manchen Querelen überschattet: „Superintendent Bernhard [Heinrich] Volkening [(1823–1910), der älteste Sohn des Johann Heinrich Volkenings][153] hatte es abgelehnt, die Ordination zu vollziehen; er war darüber verstimmt, daß ich nach Oberbauerschaft gesetzt worden war; während er mich vom Konsistorium als Synodalvikar für Holzhau-

143 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 36f. – Der auszulegende Text war Mk 6,53-58 (Krankenheilungen in Genezareth). Die Predigt ist Teil der Personalakte Kleins; siehe dazu Anm. 4. Sie wurde mit „im Ganzen gut" bewertet.

144 Christian Peters, Der alte Volkening. Zur Geisteswelt seines letzten Notizbuches, des lange verschollenen „Harmoniums", in: JWKG 104 (2008), S. 231-315, hier S. 245f. (Lit.).

145 Friedrich Wilhelm Bautz, [Art.:] Frommel, Emil, in: BBKL, Bd. 2, Hamm 1990, Sp. 143f. (Lit.).

146 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 37.

147 Rudolf Smend, [Art.:] Delitzsch, Franz, in: RGG⁴, Bd. 2, Tübingen 1999, Sp. 642f. (Lit.).

148 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 37.

149 Bauks (wie Anm. 2), S. 440f., Nr. 5461.

150 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 38.

151 A.a.O., S. 39f.

152 A.a.O., S. 40.

153 Bauks (wie Anm. 2), S. 530, Nr. 6579.

sen erbeten hatte."[154] Man musste deshalb auf den Synodalassessor Friedrich Erhard Hermann Lauffher (1849–1908; Pfarrer in Wehdem) zurückgreifen.[155]

Währenddessen sitzt die Braut in Gütersloh.[156] Verschiedene Versuche, Pfarrstellen zu ergattern, schlagen fehl: Klein versucht, deutscher Pfarrer in Kairo zu werden, wird hier jedoch schnell ausgebootet: „Ein Lizentiat Katle, der (vielleicht) weniger nach Kairo wollte, um Menschen zu dienen, als vielmehr, um die syrischen Handschriften der Khedivialbibliothek zu studieren, trug die Palme davon".[157] Eine Nachfolge in Alswede, wo der älteste Sohn des engsten Weggefährten Volkenings, Karl Ludwig Kunsemüller (1804–1879),[158] Friedrich Christian Ludwig Franz Kunsemüller (1839–1902)[159] im März 1902 in den Ruhestand tritt, schlägt gleichfalls fehl.[160] Daraufhin erwägt Klein sogar, nach Bradford in England zu gehen, ist aber im Nachhinein heilfroh, dies unterlassen zu haben, hätte es ihn doch auf die Seite des späteren Kriegsgegners geführt. Weitere vergebliche Bewerbungen richten sich auf die Kirchengemeinden Senne II und Schloss Holte. Das alles zehrt sichtlich an den Nerven des jungen Mannes. Zumindest in der Retrospektive (1919) bleibt Klein jedoch stets zuversichtlich.[161]

8. Hagedorn

Dann aber kommt unverhofft Post vom Konsistorium: Klein wird Hilfsprediger in Kirchlengern mit dem „Amtssitze in ‚Hagedorn'".[162] Hier gibt es seit langem Abpfarrungsbestrebungen, so dass Klein von der entstehenden, erst acht Jahre später dann aber auch tatsächlich errichteten Kirchengemeinde, die mit ihm erstmals einen eigenen Pfarrer erhält, herzlich begrüßt wird. Zwar steht vor Ort nur ein baufälliges Fachwerkschulhaus zur Verfügung (mit „Fenster[n], die mit Draht in ihren ‚Höhlen' notdürftig befestigt waren"), dazu „je eine Friedhofskapelle in Häver und Quernheim."[163] Durch August Wilhelm Höpker (1844–1928)[164], Pfarrer in Kirchlengern und Superintendent des Kirchenkreises Herford, wohlwollend-väterlich unterstützt, ist Klein der Berufsstart damit aber endlich gelungen.[165]

154 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 42.
155 Bauks (wie Anm. 2), S. 292, Nr. 3657.
156 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 43.
157 Ebd.
158 Bauks (wie Anm. 2), S. 286, Nr. 3588.
159 A.a.O., S. 286, Nr. 3589.
160 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 43f.
161 A.a.O., S. 44.
162 Ebd.
163 A.a.O., S. 45.
164 Bauks (wie Anm. 2), S. 212, Nr. 2696.
165 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 45.

Abb. 9: Hochzeitsbild
Paul Klein und Marie Klein, geb. Peters (1903)
(Privatbesitz Leopold Schütte)

Die folgenden Berichte über die Einführung, das Gemeindeleben und schließlich die Hochzeit gehören zu den schönsten Milieuskizzen des kirchlichen Lebens dieser Zeit, die ich je gelesen habe.[166] In all dem begegnet zugleich eine bewegende Liebesgeschichte. Man nimmt Anteil an den Sorgen und Nöten der entstehenden Familie. Klein ist ein begabter Erzähler, der die Dinge auf den Punkt zu bringen weiß. Es ist ein Talent, das ihn schon früh (1901) in den Kreis der Mitarbeiter des „Evangelischen Monatsblatts" aufsteigen lässt.[167] Hier übernimmt er seit 1911 die wichtige „Weltumschau", die zuvor fast 50 Jahre lang durch Bernhard Heinrich Volkening[168] geprägt worden war.

Das Beziehungsgeflecht, in dem man nun steht, geht im Wesentlichen von der Familie Kuhlo aus. Dazu kommen stabile Kontakte zu den Familien Pape[169] in Stift Quernheim, Multhaupt[170] in Oberbauerschaft, Dü-

166 A.a.O., S. 44-58. – Vgl. dazu auch Paul Klein, Die ersten Anfänge der Kirchengemeinde Hagedorn, in: Erich Kleine (Hg.), 50 Jahre Kirchengemeinde Hagedorn. Eine Chronik zum Jubiläum 1911–1961, Bünde 1961, S. 19-24. – Es würde sich sehr lohnen, dieses und weiteres Material einmal in einem Band der Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte zusammenzufassen.

167 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 58. – Vergleiche oben Anm. 4.

168 Wie oben Anm. 153.

169 Friedrich (Fritz) Julius Pape (1859–1935); s. Bauks (wie Anm. 2), S. 376, Nr. 4668.

170 Heinrich August Multhaupt (1877–1959); s. a.a.O., S. 348, Nr. 4354.

temeyer[171] in Mennighüffen, Balke[172] in Lübbecke, von der Recke in Gut Obernfelde und Bertelsmann in Stift Quernheim.[173] Man gestaltet und besucht Missionsfeste,[174] liest viel, hört Vorträge und ist in seiner Weltsicht durchaus offen: So engagiert sich Klein vor allem in der Burenfrage. Schon auf der Hochzeitsreise nach Wallington 1903 führt dies zu heftigen Debatten mit seinem straff probritisch votierenden Vater.[175] Nach dessen Tod (Ende 1903) siedelt die Mutter in die Nähe des Sohnes über. Er nimmt sie schon bald bei sich auf.[176]

Noch immer aber ist Klein in keiner Dauerstellung. Das macht ihm Gedanken, vor allem was die Altersversorgung seiner Frau und der inzwischen geborenen Kinder Marianne (* 1904) und Paul-Gerhard (* 1906) anbelangt:[177] „Irg[en]dwelche Sicherung für Todesfall, Invalidität oder dergl[eichen] gab es ja nicht, da ich der Form nach ja nur Hilfsprediger war, indem Hagedorn noch nicht hatte von Kirchlengern abgetrennt und zur selbständigen Pfarrgemeinde ausgestaltet werden können."[178]

9. Witten

Ende 1906 oder Anfang 1907 erreicht Klein dann eine Anfrage aus Witten.[179] Hier schätzt man ihn wegen seiner Mitarbeit am „Evangelischen Monatsblatt" und will ihn für den in Gründung befindlichen „Evangelischen Preßverband" gewinnen.[180] Zwar hat Klein erhebliche Bedenken, sowohl der Präses der Provinzialsynode, zugleich Pfarrer in Witten und Superintendent in der Kreissynode Bochum, D. Friedrich Adolf König (1835–1914),[181] als auch sein eigener Superintendent und Förderer Höpker[182] drängen ihn jedoch dazu.

Daraufhin kommt der Vereinsgeistliche der Inneren Mission in der Grafschaft Mark, Johannes Heinrich Gottfried Cremer (1870–1936),[183]

171 Ludwig Friedrich Wilhelm Dütemeyer (1869–1930); s. a.a.O., S. 107, Nr. 1379.
172 Johannes Franz Balke (1844–1910), s. a.a.O., S. 18, Nr. 215.
173 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 51.
174 A.a.O., S. 14, 51, 56.
175 A.a.O., S. 49.
176 A.a.O., S. 53f.
177 A.a.O., S. 57f.
178 A.a.O., S. 58.
179 Ebd.
180 Der „Evangelische Preßverband für Deutschland (EPD)", ein Zusammenschluss von 23 älteren Vereinigungen, wurde am 3. Februar 1910 in Wittenberg gegründet. Sein Ziel war die „Bedienung der gesamten Presse" mit Nachrichten und Berichten „zur Vertretung der evangelischen Weltanschauung". Er war ein Vorläufer des „Evangelischen Pressedienstes". Reinhard Schmidt-Rost, [Art.:] Presse/Medien. III. Evangelische kirchliche Presse/Medien, in: RGG[4], Bd. 6, Tübingen 2003, Sp. 1628-1630 (Lit.).
181 Bauks (wie Anm. 2), S. 267, Nr. 3366.
182 Wie oben Anm. 164 .
183 Bauks (wie Anm. 2), S. 83, Nr. 1080.

nach Lübbecke und führt ein eingehendes Gespräch mit ihm.[184] Klein lässt keinen Zweifel daran, dass er deutsch-konservativ votiert und ein überzeugtes Mitglied der „Lutherischen Konferenz Minden-Ravensberg" ist.[185] Das passt in seinen Augen nur schlecht in die konfessionell weithin uniert geprägte Mark, wo man in der Regel national-liberal oder christlich-sozial votiert. Außerdem hegt Klein Vorbehalte gegen die sogenannte „Everlingsche Richtung" im „Evangelischen Bund".[186] Der national-liberale Bundesdirektor Otto Everling (1864–1945), Mitglied des Reichstags, war die Seele der seit 1906 in Halle (Saale) angesiedelten „Reichsgeschäftsstelle" des streng antikatholisch agierenden „Evangelischen Bundes". Er betrieb hier den Aufbau einer wissenschaftlichen Abteilung mit Fachbibliothek und umfänglicher Dokumentation, begriff die konfessionelle Auseinandersetzung also primär als eine intellektuelle Herausforderung.[187] In den Augen Kleins hatte sich die Arbeit des „Evangelischen Bundes" aber eindeutig als kirchlich zu zeigen. Im Nachhinein war er dann auch froh, als sich die Sache zerschlug: „Die Sache des Preßverbandes verlangte eine robuste Natur und geschäftsorganisatorisch ausgerichtete Kraft – beides war nicht mein Fall. Es wurde [Pfarrer Friedrich Wilhelm Ernst Karl] Wolf [1873–1933][188] von Neuengeseke berufen; der zwar nicht nach Jedermanns – auch nicht nach meinem Geschmack, aber ohne Zweifel mit organisatorischem Geschick den ‚Betrieb' ins Werk gesetzt hat."[189]

Viel lieber will Klein im Frühjahr 1908 Pfarrer an St. Martini in Minden werden.[190] Und das Verfahren läuft gut. Die Probepredigt gefällt. Da schaltet sich erneut der alte Präses König ein. Klein soll als Nachfolger Cremers Vereinsgeistlicher der Inneren Mission in Witten werden. Nun kann er sich nicht mehr entziehen, sagt in Minden ab und geht zum 1. August 1908 ins „Industriegebiet".[191] Aber nicht nur für ihn, sondern auch für die ganze Familie ist der Wechsel ins Ruhrgebiet ein echter Kulturschock: „Der Empfang in Witten – soweit von einem solchen überhaupt geredet werden kann – war kühl; die Mark, das Land der Zechen und Hochöfen und Hammerwerke, ist eine total andere Welt, als unser liebes Ravensberger Land!"[192] Man wohnt zunächst sehr beengt, fast behelfsmäßig, ohne Garten und größere Freiräume. Der Kontrast zur Beschaulichkeit Hagedorns wird allenthalben schmerzlich empfunden. Dazu kommen die dienstlichen Belastungen mit ihren zahlreichen Au-

184 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 58.
185 Vergleiche dazu oben Anm. 5.
186 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 58f.
187 Walter Fleischmann-Bisten, [Art.:] Evangelischer Bund, in: RGG⁴, Bd. 2, Tübingen 1999, Sp. 1728-1731 (Lit.).
188 Bauks (wie Anm. 2), S. 571, Nr. 7089.
189 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 59.
190 Ebd.
191 A.a.O., S. 60.
192 Ebd.

ßenterminen: „Ich hatte neben unendlich vielen Festpredigten, Vorträgen, Ansprachen – ich erinnere mich dessen, daß ich einmal an einem Sonntage morgens in Hamm eine Festpredigt, nachmittags in Gelsenkirchen einen Vortrag und abends in Witten nochmals einen Vortrag zu halten hatte – besonders die Organisation der apologetischen Tätigkeit und die Sammlung der Jungfrauenvereine zu Kreisverbänden und zu einem Provinzialverband zu übernehmen; ersteres hauptsächlich in der Mark, letzteres aber über die ganze Provinz [...] Ich bin wohl gut die Hälfte des Jahres von Hause fort gewesen."[193]

In kürzester Zeit muss man dreimal umziehen. Ein Lichtblick ist da nur die Geburt der Tochter Hanna im Jahr 1908.[194] Der Aufbau eines Wittener Freundeskreis, zu dem zusammen mit den Wittener Kollegen und Präses König auch der spätere Superintendent von Recklinghausen, Ernst Otto Paul Kramm (1873–1947),[195] damals 2. Pfarrer im Diakonissenhaus, gehört (auch hier sind übrigens vor kurzem bisher unbekannte Lebenserinnerungen aufgetaucht[196]), gelingt nur mühsam.[197] Eine in der Region grassierende Polioepidemie (Kinderlähmung) bedroht das Leben der kleinen Hanna. Der Vater, ständig unterwegs – Klein spricht offen vom „Fluch der Vielgeschäftigkeit, der über vielen Berufsarbeiten der Inneren Mission liegt" –, kann sich kaum um die Familie kümmern.[198] Gleichzeitig (im Juni 1910) erkrankt und verstirbt die Schwiegermutter Alwine Peters. Marie Klein ist also weithin auf sich gestellt.[199]

10. Bethel

Überlastet und in ständige Konflikte mit Wolf und König verwickelt, beginnt Klein über eine Rückkehr nach Minden-Ravensberg nachzudenken. Im Frühjahr 1910 nimmt er Fühlung zur Diakonenanstalt Nazareth in Bethel auf.[200] Am Rande der Berufsarbeiterkonferenz in Oberhof bespricht er mit Ernst Friedrich (Fritz) Franz von Bodelschwingh (1877–1946)[201] den Übergang nach Bethel. Aber auch die Innere Mission will ihn nicht gehen lassen. Christian Heinrich Wilhelm Zoellner (1860–1937),[202] seit 1905 westfälischer Generalsuperintendent, bietet ihm die Leitung des „Martineums", des 1907 gegründeten Brüderseminars in Witten, an. Doch Klein entscheidet sich (wie er selbst es ausdrückt) „aus grundsätz-

193 A.a.O., S. 61.
194 A.a.O., S. 61f.
195 Bauks (wie Anm. 2), S. 274, Nr. 3447.
196 Eine Edition ist in Vorbereitung.
197 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 62.
198 A.a.O., S. 63f., Zitat S. 64.
199 A.a.O., S. 64f.
200 A.a.O., S. 65.
201 Bauks (wie Anm. 2), S. 44, Nr. 571.
202 A.a.O., S. 578f., Nr. 7181.

lichen Erwägungen, die aus dem undiakonischen Aufbau des Martineums flossen", für Bethel –[203] und damit „gegen das Votum D. Zöllners".[204]

Der Weggang von Witten hat fast schon etwas Fluchtartiges. Klein begibt sich ins Erholungsheim des Wittener Diakonissenhauses in Völlinghausen (Möhnetal):[205] „Ich war durchaus frisch und gesund, nur allerdings seelisch einigermaßen mitgenommen".[206] Er leistet also zunächst keinen aktiven Dienst mehr. Kurz vor dem Umzug wird er aber doch ernsthaft krank (eine Blinddarmreizung). Die beiden Kinder werden vorsorglich zu „den Kuhlos", also zum „Posaunengeneral" Karl Friedrich Johannes Kuhlo (1856–1941), seit 1893 Vorsteher der Diakonenschaft Nazareth, und dessen Frau Anna (geborene Siebold; † 1908)[207] vorausgeschickt.[208]

Als man endlich nach Bethel kommt, erscheint die dortige Anstalt gleichsam paradiesisch. Man wurde „vor Nebo mit Posaunenschall" begrüßt.[209] Die Wohnverhältnisse – man zieht bald mehrfach um – werden immer besser: „Wir bewohnten zuerst das Haus am Grenzweg (bzw. Friedhofsweg), gegenüber Libanon, welches ursprünglich für Pastor [Curt Walter] Michaelis [1866–1910][210] gebaut und dann für die Dauer eines Jahres von [Friedrich Gottfried Constantin] Gustav v[on] Bodelschwingh [1872–1944][211] bewohnt worden war. Es war eine sehr hübsche Wohnung [...] Besonders schön war[en] das Waldstückchen hinter dem Hause und der kleine Garten mit der großen Bleiche vor dem Hause. Diese Bleiche war so recht das Paradies unserer Kleinen".[212]

Bei der Einarbeitung erlebt man Solidarität und Unterstützung. Das gilt insbesondere für die Nazarethbrüder, als deren Pfarrer und Lehrer Paul Klein fortan tätig ist,[213] sowie die große Schar der Hausmütter. Lediglich die allzu vielen „Stunden und ‚Stündchen'" (also Andachten in kleinen und kleinsten Kreisen) werden als zu eng („zu überschwenglich

[203] Vergleiche dazu auch Kleins Ausführungen anlässlich der Grundsteinlegung zum geplanten, aber nie zustande gekommenen Neubau des Bruderhauses im handschriftlichen „Wochenbericht" der Nazareth-Bruderschaft vom 17. Mai 1914 bei Neumann (wie Anm. 6), S. 33-35 (mit Abbildung). Eine zumindest sporadische „Beteiligung am Unterricht und der Erziehung der Brüder des Martineums in Witten" – noch in der Zeit nach 1910 – vermerkt aber auch Neumann, a.a.O., S. 359.

[204] Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 66.

[205] Zu dieser Einrichtung: Leitung des Diakonissenhauses Witten (wie Anm. 74), S. 68-70 (mit mehreren Abbildungen zwischen S. 68 und S. 69), sowie Bruno J. Sobotka (Hg.), Helfen und helfen lernen. 100 Jahre Diakonissen-Mutterhaus Witten, Witten 1990, S. 136 (Abbildungen).

[206] Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 66.

[207] Bauks (wie Anm. 2), S. 285, Nr. 3567.

[208] Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 66f.

[209] A.a.O., S. 66.

[210] Bauks (wie Anm. 2), S. 330f., Nr. 4163.

[211] A.a.O., S. 44, Nr. 570.

[212] Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 67.

[213] Neumann (wie Anm. 6), S. 359.

und süßlich") empfunden.[214] Hier zeigt sich, dass die beiden Missionarskinder noch viel von der religiösen Weitherzigkeit ihrer Elternhäuser in sich tragen. In Bethel geht es da doch deutlich enger zu.

Mit dem „Großen Krieg", dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, findet aber auch in Bethel die Idylle ein Ende.[215] Klein wird Lazarettpfarrer und rechnet mit seiner baldigen Einberufung. Die große Abendmahlsfeier für die ins Feld Ziehenden hinterlässt tiefe Eindrücke.[216] Aber dann folgt die Reklamation durch den Vorstand. Für Klein als alten Unteroffizier der Reserve ist das eine tiefe Verletzung – „ein brennender Schmerz und eine quälende Scham".[217]

Er kompensiert sie auf seine Weise: Dienstlich im Lazarettdienst an den bald in Massen nach Bethel gebrachten Kriegsverletzten, und in der Freizeit durch die Veranstaltung vormilitärischer Übungen mit der Betheler Jugend, den Aufbau einer Betheler „Jugendwehr".[218] Schon bald kommen auch auswärtige Aktivitäten dazu : Klein wird Vorsitzender des Aufklärungsausschusses des Landkreises Bielefeld und setzt sich in dieser Funktion nicht nur für den Aufbau von Soldatenheimen an der Ostfront, sondern auch für die Unterstützung der durch den Krieg in ihrer Existenz bedrohten Kattefeldschen Anstalten für Blöde und Epileptische in Mitau (damals zum russischen Gouvernement Kurland gehörig, heute in Lettland) ein (Winter 1915/1916; Sommer 1916).[219]

Währenddessen wird die Versorgungslage aber auch in Bethel immer schwieriger. 1916 erkrankt Marie Klein an Tuberkulose.[220] Die Ärzte empfehlen eine Kur in der Schweiz. Besonders geeignet erscheint ihnen die „Deutsche Heilstätte" in Davos. Zunächst ist allerdings nur ein stationärer Aufenthalt in der Betheler Heilstätte Gilead zu realisieren. Er bringt zwar eine zeitweise Besserung des Leidens, echte Genesung lässt aber nur ein Höhenaufenthalt erhoffen.

214 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 68.
215 A.a.O., S. 69f.
216 Zur Stimmung dieser Tage in Bethel und unter den Nazareth-Brüdern vgl. Neumann (wie Anm. 6), S. 56-59.
217 Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 70.
218 Ebd.
219 Ebd.
220 A.a.O., S. 70-74.

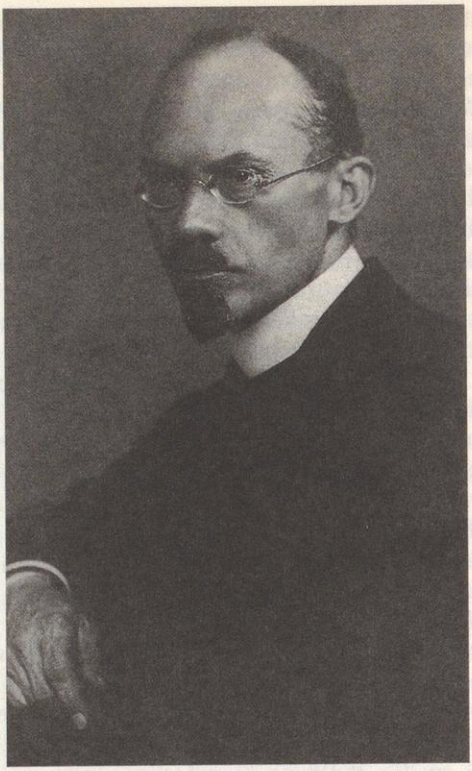


Abb. 10: Paul Klein 1921
(Privatbesitz Leopold Schütte)

Kleins Weltsicht ist inzwischen eine deutlich dunklere geworden. Die „englische Hungerblockade" – die er für das Leiden seiner Frau mitverantwortlich macht – erscheint ihm als ein „Verbrechen an der Menschheit".[221] Zweifel an deutschen Sache kommen bis zuletzt nicht auf. „Kaisers Geburtstag" (27. Januar) bleibt neben den kirchlichen Festen ein Höhepunkt im Jahreslauf.[222] Es ist dann Fritz von Bodelschwingh, der Marie Klein den Weg nach Davos öffnet. Die Bahnfahrt in die Schweiz wird zur Abschiedsreise.[223] Der Tod der geliebten Frau kurz nach der Abdankung des Kaisers (9. November 1918) bringt Kleins Welt ins Wanken. Die Krisensituation veranlasst ihn dazu, das, was ihm bleibend wichtig und überliefernswert erscheint – vor allem aber die Erinnerung

221 A.a.O., S. 73.
222 A.a.O., S. 74.
223 A.a.O., S. 74f. – Ein diesbezüglicher Schriftwechsel zwischen Klein und Bodelschwingh (Dezember 1917 bis November 1918) ist auch in der Akte des Betheler Hauptarchivs (wie Anm. 4) erhalten.

an seine Frau –, für seine Kinder festzuhalten.[224] Es sind die Aufzeichnungen, aus denen hier geschöpft worden ist. Mit dem Tod Marie Kleins brechen sie unvermittelt ab.[225]

11. Rückblick und Ausblick

Lebenserinnerungen, noch dazu solche, mit denen sich eine bewusste Intention verbindet, sind für den Historiker eine nicht unproblematische Quellengattung. Sie neigen zur Verzeichnung, wollen kritisch gegengelesen werden. Das gilt auch hier, bei den Lebenserinnerungen Paul Kleins, und bleibt in vielen Details sicher noch zu leisten. Und doch wird man sagen können, dass sich hier auch große Bezüge auftun.

Da sind zunächst die in jeder Generation wiederkehrenden Verschränkungen der Familien- mit der Frömmigkeitsgeschichte. Die Frömmigkeit ist in der Familie Klein gleichsam endemisch: Der Großvater in Straßburg gehört zu den „Stillen im Lande". Er orientiert sich an den sozialen Reformideen Oberlins im Steintal und partizipiert damit zugleich am älteren württembergischen Pietismus (Oetinger) und an der Frömmigkeit Lavaters. Der Vater lässt sich dann in Basel zum Missionar ausbilden, begibt sich in den Dienst der überkonfessionellen „Church Missionary Society" (damals eine der agilsten missionarischen Strukturen) und wählt hier bewusst den Weg in die – wissenschaftlich unterfütterte – Islammission. Unbeschadet dessen bleibt der Bezug zur Kirchlichkeit Württembergs aber stets gewahrt (Ausbildung der Söhne in Korntal). Der Sohn, Missionarskind aus Kairo, lernt seine Ehefrau, Tochter eines Auslandspfarrers und seiner durch die Frömmigkeit des Wuppertals geprägte Frau, in Gütersloh kennen. Über das Evangelisch Stiftische Gymnasium, das damit letztlich an die Stelle Korntals tritt, findet Klein den Zugang zur späten Minden-Ravensberger Erweckung, zu Karl Kuhlo, den beiden Volkeningsöhnen und Schmalenbach. Das stabilisiert ihn gleichermaßen gegen den schroffen Neukonfessionalismus Erlanger Prägung wie gegen liberale Einflüsse (aus Marburg und Bonn). Es macht ihn aber zugleich auch unfähig, auf die neuen Herausforderungen im Bereich der Inneren Mission zu reagieren; er scheitert an der Arbeit in Witten. Der Rückzug nach Bethel ist vor diesem Hintergrund kein Zufall. Es ist die Option für eine bewusst kirchliche Form des diakonischen Engagements.

Da ist zweitens die für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typische Rückwirkung der Äußeren Mission auf die Kirchengemeinden vor Ort und deren diakonisches Engagement. Die Schnittstelle dafür ist erneut das Gymnasium in Gütersloh. Es ist eine bewusste Gründung der Minden-Ravensberger Erweckung. Dabei geht die programmatische Abgren-

[224] Klein, Erinnerungen (wie Anm. 9), S. 1.
[225] A.a.O., S. 75.

zung von der Welt, etwa, was das Schulleben und die Unterrichtsgegenstände anbelangt, durchaus mit einer großen Offenheit für die Welt einher (diverse Alumnate für Missionarssöhne), die sich auf der Ebene der Gemeinde insbesondere in Gestalt der Missionsfeste niederschlägt. Diese sind keinesfalls nur Erbauungsveranstaltungen und Singestunden, sondern durch die regelmäßig zum Einsatz kommenden auswärtigen Festredner echte Informationsbörsen. Bei Paul Klein ist das Interesse an der Pressearbeit also wohl letztlich die Verlängerung dieser missionarischen Offenheit – man sehe die „Weltumschau" im „Evangelischen Monatsblatt für Westfalen".

Und zum Schluss: Die Bedeutung des Ersten Weltkrieges für die Infragestellung und oft auch den Abbruch von Weltsichten und Frömmigkeitstraditionen lässt sich gerade am Beispiel Kleins sehr deutlich erkennen. Seine Aufzeichnungen sind nicht nur das Zeugnis einer großen Liebe. Sie versuchen auch, den Geist der gemeinsam durchlebten Zeit festzuhalten. Hierdurch bedingt, sind sie rückwärtsgewandt. Dass an dieser Frömmigkeit aber auch manches tragfähig bleibt – in Minden-Ravensberg überhaupt wie in Bethel speziell –, wird sich später noch zeigen, so vor allem in der Pressearbeit Kleins während des „Dritten Reiches". Doch das bedürfte eines weiteren Aufsatzes.

Jürgen Kampmann

Die Tagung der 3. Westfälischen Bekenntnissynode in Dortmund am 19./20. April 1936

„Hochverehrter und lieber Bruder v[on] Bodelschwingh! [...] Ich glaube, dass eine Spaltung der B[ekennenden] Kirche in Westfalen nur vermieden werden kann, wenn 1. die geistliche Leitung nicht nur nach der *Ausübung* auf den Präses übertragen wird, 2. sie ihm als dem Präses der *B[ekennenden] K[irche]* zusteht, und 3. die gleiche Lösung wenigstens für die Rheinprovinz erzielt wird. Das ist natürlich meine ganz private Meinung. Wie ich höre, scheint ja der Herr Präses [Karl Koch] wieder etwas frischer geworden zu sein. Wenn er nur die persönlich wirkenden Meinungsunterschiede nicht zu persönlich nehmen würde und darin von Brüdern gestärkt würde! Wir sind ja alle dauernd in irgend einem Gedemütigtwerden; kommt es darauf an, von wem wir gedemütigt werden, obschon es gewiss am schmerzhaftesten von Freunden ist? Bei Kohlbrügge ist zu lesen, dass er gefragt wurde, von wem er mehr auszuhalten gehabt hätte, von den Freunden oder von den Feinden, und als er geantwortet: von den Freunden, da wäre ihm die Antwort zu Teil geworden: dann sei es richtig. Die Kirche ist nur dann Christi Kirche, wenn sie nicht auf das menschliche Vertrauen ihrer Glieder unter einander aufgebaut ist. Es klingt zwar etwas paradox, aber ich sage gerne: die wahre Kirche ist die Kirche des Mis[s]trauens. Wieviel auf Menschen Bauen, ob auf sich selbst, ob auf den Anderen, ist noch in der B[ekennenden] K[irche]. Das muss alles erst noch ausgefegt werden!"[1]

Mit diesen Worten wandte sich der (später – im Jahr 1937 – als Judenchrist zum Verzicht auf sein Amt gedrängte) Bochumer Pfarrer Hans Ehrenberg[2] am 2. Mai 1936 an den Leiter der Von Bodelschwinghschen Anstalten Bethel, Fritz von Bodelschwingh[3]. Seine Sätze, zwei Wochen nach der dritten Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode am 19. April 1936 in Dortmund niedergeschrieben, machen auf Anhieb deutlich, dass seit dem grandiosen, mutmachenden Aufbruch der Westfälischen Be-

1 Hans Ehrenberg an Friedrich [genannt Fritz] von Bodelschwingh. Bochum, 2. Mai 1936. HArch Bethel 2/39–81. Ausfertigung, maschinenschriftlich.

2 Bauks, Friedrich Wilhelm: Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945. Bielefeld 1980. [= BWFKG 4] S. 113 Nr. 1441.

3 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 44 Nr. 571. Vgl. auch Bautz, Friedrich Wilhelm: [Art.:] Bodelschwingh, Friedrich von. In: BBKL 1. Hamm 1990. Sp. 649-651; ausführlicher: Benad, Matthias: Friedrich von Bodelschwingh der Jüngere (1877–1946). Vom Erben Bethels zum heimlichen Bischof. In: Kampmann, Jürgen (Hg.): Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner Geschichte. Band 4. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands. Frankfurt (Main) 2011. [= edition chrismon] S. 103-126.

kenntnissynode bei deren beiden ersten Tagungen am 16. März und am 29. April 1934 ein tiefgreifender Wandel in der Bekennenden Kirche Westfalens Einzug gehalten hatte. Die große Einmütigkeit in der Abwehr der deutschchristlichen Machtansprüche und Rechtsbrüche, die die Bekenntnissynoden anfangs charakterisiert hatte, war dahin, interne Auseinandersetzungen und – gewichtiger – Misstrauen prägten vielmehr inzwischen die Situation; auch persönliche Verletzungen scheinen in den ersten Monaten des Jahres 1936 nicht ausgeblieben zu sein.

Wie sah die Konfliktlage aus, worin hatte sie ihre Ursache, inwieweit prägte sie die dritte Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode? Diesen Fragen soll hier nachgegangen werden. Es kann umso präziser geschehen, als von der dritten Westfälischen Bekenntnissynode als einziger eine stenographische, später in Maschinenschrift umgesetzte wörtliche Aufnahme aller Äußerungen während der Plenarsitzung der Synode überliefert ist, die insgesamt nur geringe Lücken aufweist.[4] Zugleich gehört es zu den erstaunlichen Phänomenen der kirchengeschichtlichen Forschung, dass bis heute keine Edition dieses Synodalprotokolls erfolgt ist – und das, obwohl das Vorhaben dazu schon 1974 von Bernd Hey in seiner Dissertation über den Kirchenkampf in Westfalen in Aussicht gestellt worden ist![5] Und auch Werner Danielsmeyer[6] hat seine 1984 gegebene Ankündigung, er sei „dabei, die Westfälischen Bekenntnissynoden mit Kommentar herauszugeben",[7] angesichts seines baldigen Todes am 31. Oktober 1985 nicht mehr einlösen können – mit der Folge, dass zur dritten Westfälischen Bekenntnissynode auch fast 75 Jahre nach dem Ereignis noch immer keine weitere Forschung erfolgt ist.

Es bleibt zu konstatieren, dass diese Synode in der kirchengeschichtlichen Forschung insgesamt wenig Beachtung gefunden hat: sie wird in den Standarddarstellungen zum Kirchenkampf von Wilhelm Niemöller[8] und Bernd Hey[9] nur recht kurz charakterisiert, Wilhelm Heinrich Neuser übergeht sie in seiner „Evangelische[n] Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß"[10] ganz. Allein Werner Danielsmeyer hat sie in seiner knappen

4 S. die maschinenschriftliche Umschrift in: LkArch Bielefeld 5.1–847,2. Die stenographische Mitschrift ist nicht auffindbar. Vgl. Danielsmeyer, Werner: Zur Lage der Kirchengeschichtsschreibung über den Kirchenkampf in Westfalen. JWKG 77 (1984) S. 211-221; dort S. 215.

5 Hey, Bernd: Die Kirchenprovinz Westfalen 1933 bis 1945. Bielefeld 1974. [= BWFKG 2] S. 127f. Anm. 18: „Wie schon erwähnt, wird demnächst eine gesonderte Veröffentlichung der Verhandlungen dieser Bekenntnissynode folgen."

6 Bauks (wie Anm. 2) S. 88 Nr. 1138.

7 Danielsmeyer, Lage (wie Anm. 4), S. 215.

8 Niemöller, Wilhelm: Die Bekennende Kirche in Westfalen. Bielefeld 1952. S. 182-191.

9 Hey, Kirchenprovinz (wie Anm. 5), S. 127-129.

10 Neuser, Wilhelm H[einrich]: Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß. Bielefeld 2002. [= BWFKG 22] S. 212f.

biografischen Skizze über das Leben von Präses Karl Koch[11] als für dessen Wirken weichenstellend näher beschrieben.[12]

Sich endlich mit dieser Synodaltagung dezidiert zu befassen, bedarf angesichts dieser Forschungslage keiner besonderen Rechtfertigung. Es mag aber doch auch als eine Akzentsetzung dahin verstanden werden, dass über der in den zurückliegenden drei Jahrzehnten zu beobachtenden Fokussierung der Forschung im Bereich der kirchlichen Zeitgeschichte auf den Konnex zwischen kirchlicher Wirksamkeit und gesamtgesellschaftlicher Entwicklung, auf sozialgeschichtliche, kulturgeschichtliche, anthropologische Aspekte die kirchen- und theologiegeschichtliche Grundlagenarbeit wie die Erforschung der Arbeit der kirchlichen Verfassungsorgane und Leitungsgremien nicht hintangestellt zu werden verdient. Denn dass etwa die Kenntnis der seit dem 17. Jahrhundert hierzulande bestehenden Synodalgeschichte immer noch erhebliche Lücken aufweist, die gerade auch besonders spannende Umbruchs- und Konfliktzeiten wie die vor Entstehung der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung von 1835, die der nationalsozialistischen Zeit und die der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg betreffen, sei hier am Rande – sine studio et ira – angemerkt. Vielleicht könnte das bevorstehende 400-jährige Jubiläum der ersten Lutherischen Provinzialsynode in der Grafschaft Mark, das 2012 in Unna ansteht, ein Ansporn sein, sich dieser bisher versäumten wissenschaftlichen Aufgaben neu anzunehmen.[13]

Denn es muss sich ja in unserer Zeit nicht unbedingt das wiederholen, was sich 1936 wenige Wochen vor der Tagung der 3. Westfälischen Bekenntnissynode ereignet hat – dass man erst unter dem Druck einer tiefgreifenden kirchenpolitischen Auseinandersetzung sich näher der Er-

11 S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 264 Nr. 3330. – Weitere biographische Angaben bei Grünzinger, Gertraud: [Art.:] Koch, Jakob Emil Karl. In: BBKL 4. Herzberg 1992. Sp. 215-220; ausführlicher s. Kampmann, Jürgen : Karl Koch. Pfarrer, Superintendent und Präses aus dem Kirchenkreis Vlotho. Dankgabe des Kreissynodalvorstandes des Kirchenkreises Vlotho zur Verabschiedung von Christof Windhorst aus dem Amt des Superintendenten am 15. Oktober 2004. Bad Oeynhausen 2004. [= Theologische Beiträge aus dem Kirchenkreis Vlotho 15], sowie Kampmann, Jürgen: Karl Koch (1876–1951). Präses und Parlamentarier. In: Kampmann, Jürgen (Hg.): Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner Geschichte. Band 4. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands. Frankfurt (Main) 2011. [= edition chrismon] S. 81-102.

12 Danielsmeyer, Werner: Präses D. Karl Koch. Bielefeld 1976. [= Materialien für den Dienst in der Evangelischen Kirche von Westfalen A 5] S. 9-13.

13 Die Synodaljubiläen, die vor 200 Jahren und vor 100 Jahren begangen worden sind, haben jedenfalls ein erhebliches Bemühen um die Erhellung der Synodalgeschichte zur Folge gehabt; s. dazu die Sammelbände Die zweihundertjährige Jubelfeier der märkischen evangelischen Synode. Hagen 1812; sowie: Festschrift zur 300jährigen Gedächtnisfeier der ersten märkisch-lutherischen Synode in Unna 2. und 3. Oktober 1612/1912. Witten (Ruhr) o. J. [1912.]. Vgl. auch Baedeker, Franz Gotthilf Heinrich Jakob: Beitrag zur Geschichte der Synodal-Verfassung des Märkischen Lutherischen Ministeriums, womit zur Jubelfeier des zweihundertjährigen Bestehens dieser Verfassung in Hagen am 7ten und 8ten Jul. dieses Jahrs geziemend einladet der Consistorialrath und Superintendent Prediger Bädeker in Dahl. Hagen 1812.

forschung der Geschichte des Synodalwesens in Westfalen und der hinter ihm stehenden theologischen Einsichten und Prinzipien zuwandte – im Rahmen einer Tagung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte.

1. Die Tagung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte am 24. Februar 1936 in Münster

Glücklicherweise ist über den Verlauf dieser Tagung des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte in Münster am 24. Februar 1936 eine recht ausführliche Berichterstattung in der vom Evangelischen Presseverband für Westfalen-Lippe monatlich herausgegebenen Zeitung „Das Evangelische Westfalen" erhalten.[14] In deren Märzausgabe wurde zunächst über die missliche Situation des Vereins nach dem unerwarteten Tod des Vorsitzenden Konsistorialrat Paul Gerhard Koch[15] am 25. Juli 1935[16] und über die Wahl eines Nachfolgers,[17] Pfarrer Lic. Wilhelm Rahe[18] aus Minden, berichtet. Rahe betonte bei seiner Wahl programmatisch, „dass der Verein mit gesteigerter Freudigkeit und mit erhöhtem Verantwortungsbewusstsein an seine Arbeit nach der kurzen Unterbrechung wieder herangehen wolle. Dabei liege es ihm am Herzen, dass bei dieser Arbeit wirklich in die lebendige Geschichte eingeführt, der Gemeinde und Kirche gedient und das Lob des Herrn in der Geschichte verkündigt werde."[19] Diesem Programm wurde sogleich durch einen Vortrag von Lizentiat Robert Frick,[20] Bethel, Profil verliehen: „Er ging vom Prolog des Johannes Evangeliums aus und führte zum tiefsten Sinn aller Geschichte und zum Wesen der Kirchengeschichte, die stets theologische Disziplin bleiben müsse. Die Kirchengeschichte könne [so Frick] niemals ein Stück Kulturgeschichte sein; man dürfe aus ihr auch keine Geschichte des Reichesgottes machen. In der Kirchengeschichte käme es darauf an, die sichtbaren Zeichen (Signale) zu sehen, die dem Glauben gegeben seien. […] Beschäftigung mit der Kirchengeschichte sei nicht etwas, was man nebenbei tun könne, sondern ein Stück notwendigen Dienstes, den man in der Kirche tun müsse."[21] Konkretisierung erfuhr

14 Tagung des Vereins für westfälische Kirchengeschichte. In: Das Evangelische Westfalen 13 (1936) Nr. 3, März 1936. S. 43-44; Zitat S. 44.
15 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 264 Nr. 3332.
16 Zum Wirken Paul Gerhard Kochs als Vorsitzender des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte s. Rottschäfer, Ulrich: Verein und Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte. Ein Rückblick aus Anlaß des 100jährigen Bestehens. JWKG 94 (1999), S. 71-79.
17 Rottschäfer erläutert a.a.O., S. 79-81, dass die Arbeit des Vereins in dieser Situation aus diversen Gründen einer grundlegenden Neuausrichtung bedurfte.
18 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 396 Nr. 4917.
19 Tagung VWKG (wie Anm. 14), S. 43.
20 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 140 Nr. 1792.
21 Tagung VWKG (wie Anm. 14), S. 44.

dieses Programm durch einen Vortrag des Münsteraner Honorarprofessors Dr. Karl Bauer[22] über die Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung von 1835. Sein Referat war nichts anderes als das Ergebnis einer Auftragsarbeit der Bekennenden Kirche, die in den heftigen Auseinandersetzungen mit den Deutschen Christen 1934 schmerzlich vermisst hatte, dass bis dahin keine moderne Darstellung der Geschichte der presbyterial-synodalen Kirchenordnung greifbar war, die geeignet gewesen wäre, historisch und theologisch fundiert den Entstehungsprozess dieser kirchlichen Leitungsstrukturen nachzuzeichnen und dies dem Verlangen der Deutschen Christen nach Einführung des Führerprinzips in der Leitung der evangelischen Kirche entgegenzusetzen. So unternahm es Bauer, den Nachweis zu führen, dass „das presbyteriale und synodale Element in der Kirchenverfassung stets ein wesentlicher Teil des evangelischen Kirchendienstes in Westfalen gewesen sei", und er zögerte nicht, die Feststellung zu treffen, dass „das rheinisch-westfälische Sonderrecht [...] in der Vergangenheit von großem Segen gewesen" sei; „es sei deshalb erwünscht, auch in Zukunft an dieser Gemeindekirche festzuhalten."[23] Das war nichts anderes als eine klare Absage an die Bestrebungen, in der Kirche das Führerprinzip einzuführen. Und so überrascht es auch nicht, dass Bauers noch im gleichen Jahr vorgelegte, mit einem Zuschuss aus einer Kollekte der Westfälischen Bekennenden Kirche für Pressezwecke geförderte[24] einschlägige Veröffentlichung[25] mit einem Vorwort von Präses Karl Koch versehen wurde, in dem dieser – etwas sibyllinisch – betonte, das Jubiläum der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung falle in eine Zeit, „die die Evangelische Kirche Westfalens und der Rheinprovinz vor die gewaltige Aufgabe einer völligen Neubildung der kirchlichen Ordnung" stelle.[26] Er halte es deshalb „für dringend wünschenswert, daß wir über das geistige Ringen, das in der Kirchenordnung von 1835 seinen vorläufigen Abschluß fand, eine genaue Darstellung erhalten."[27]

Der Vorgang zeigt, dass man sich der Bedeutung und des Wertes der hergebrachten kirchlichen Leitungsstrukturen erst in dem Moment wirklich bewusst zu werden schien und sich ihrer zu vergewissern begann, als sie schon fast verloren waren. In das Bild fügt sich, dass zum einhundertjährigen Jubiläum der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung vom

[22] Zum Werdegang Bauers und dessen Engagement für die Bekennende Kirche s. Ulrichs, Hans-Georg: [Art.:] Bauer, Karl Christof Gustav Adolf. In: BBKL 16. Herzberg 1999. Sp. 77-85.

[23] Tagung Verein (wie Anm. 14), S. 44.

[24] So Protokoll Westfälischer Bruderrat. Dortmund, 28. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–236,1: „Aus der Pressekollekte soll ein Zuschuss für die Veröffentlichung des Bauerschen Büchleins über die Vorgeschichte der K[irchen]O[rdnung] gegeben werden (R[eichs] M[ark] 150,–)."

[25] Bauer, Karl: Aus der Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung von 1835. Mit besonderer Berücksichtigung der Entwicklung in Westfalen. Witten 1936.

[26] Koch, Karl: Vorwort. In: Bauer, Geschichte (wie Anm. 25) S. [3].

[27] Ebd.

5. März 1835 keinerlei Festveranstaltung stattgefunden hatte. Bauers Vortrag im Verein für Westfälische Kirchengeschichte suchte dieses Versäumnis auszugleichen – und dass er sich nicht scheute, dabei mit seiner historischen Darstellung auch einen kirchenpolitischen Akzent zu setzen, belegt das Fazit, das er am Schluss seiner Darstellung zog: „Denn das ist gewiß, und die Geschichte der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung bestätigt es: Gutes und Bleibendes läßt sich in der Kirche niemals durch Vergewaltigung und Beugung des Rechts schaffen, sondern nur auf dem Weg der selbstlosen Treue, der lautersten Demut vor Gott und der ungefärbten Liebe, die in allem nur dem Herrn der Kirche und den Brüdern dienen will. Wird dieser Weg unverwandt inne gehalten, so fallen auch dem Staat gerade die besten Früchte nur immer von selbst zu."[28]

2. Die neue Formierung der Deutschen Christen in der Kirchenprovinz Westfalen im Frühjahr 1936

Auf die Deutschen Christen in Westfalen sei an dieser Stelle nicht mehr als ein Seitenblick geworfen – der allerdings erforderlich ist, um die seit der Tagung der ersten und der zweiten Westfälischen Bekenntnissynode eingetretene Veränderung der kirchenpolitischen Gesamtlage ermessen zu können.

Mit dem November 1934 hatten die Deutschen Christen die von ihnen seit 1933 errungenen und besetzten kirchlichen Ämter auch in der Kirchenprovinz Westfalen wieder räumen müssen. Verblieben waren ihnen danach nur ihre durch das Ergebnis der Kirchenwahlen vom 23. Juli 1933 errungenen lokalen und regionalen Positionen – also in Größeren Gemeindevertretungen und Presbyterien sowie Kreissynoden und Kreissynodalvorständen. Dabei ist festzuhalten, dass sie lediglich in vier der Kirchenkreise – in Gelsenkirchen, Hagen, Hattingen-Witten und Herne – durch Superintendenten und DC-Mehrheiten in den Kreissynodalvorständen die kirchenpolitische Regie zu führen in der Lage waren.[29] Rückhalt besaßen die Deutschen Christen dagegen in der landeskirchlichen Verwaltung, also im altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin, in der reichskirchlichen Verwaltung (der DEK-Kirchenkanzlei) sowie bei dem 1935 neu eingerichteten Reichskirchenministerium.[30] Zu kämpfen hatten die Deutschen Christen überdies mit einer wachsenden inneren Zerrissenheit – die sich in der Kirchenprovinz Westfalen allerdings in Grenzen hielt; hier konnte die „gemäßigte" Richtung die weit-

[28] A.a.O., S. 73.

[29] Zu den Details der hier nur skizzierten Entwicklung in den deutschchristlich dominierten Kirchenkreisen s. Hey, Kirchenprovinz (wie Anm. 5), S. 201-205.

[30] S. zu den vielfältigen Beziehungen der Deutschen Christen Kampmann, Jürgen: Das Wirken der Geistlichen Leitung Fiebig. In: Peters, Christian/Kampmann, Jürgen (Hgg.): 200 Jahre evangelisch in Münster. Beiträge aus dem Jubiläumsjahr. Bielefeld 2006. [= BWFKG 29] S. 149-188; dort S. 162-164.

aus größte Anhängerschaft um sich scharen, während sich zu der extremen Gruppierung der Nationalkirchlichen Einung Thüringer Deutscher Christen nicht mehr als eine Handvoll Pfarrer bekannte.[31] Ende März 1936 versammelte sich eine erste westfälische Gautagung der Deutschen Christen in Bochum.[32] Anstelle des bisherigen Provinzialbischofs Bruno Adler, der seit Ende November 1934 beurlaubt war,[33] übernahm nun der in Münster wirkende Gemeindepfarrer Walter Fiebig[34] die Führung der westfälischen Deutschen Christen – und er sollte fortan bis 1945 *der* kirchenpolitische Antipode Karl Kochs bleiben.[35]

In unserem Kontext – also mit Blick auf die 3. Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode – gilt es indes hauptsächlich festzuhalten, dass es – gewiss auch infolge der Beschlüsse der in Berlin-Dahlem zusammengetretenen 2. Reichsbekenntnissynode – so gut wie überhaupt keine unmittelbaren Kontakte zwischen den Führungsebenen der Bekennenden Kirche und der Deutschen Christen mehr gab, sehr wohl aber ein unaufhörliches, zähes und unnachgiebiges Ringen um die Sicherung der eigenen Einflusssphären in Kirchengemeinden und Kirchenkreisen.[36] Dass man dennoch Notiz von der weiteren Entwicklung im jeweils anderen Lager nahm, belegen die zahlreichen Berichte in den von der jeweiligen Gruppe herausgegebenen kirchlichen Zeitungen und Zeitschriften, in denen sich ein reiches Kaleidoskop von Meldungen und Kommentaren über das für unmöglich und unerträglich gehaltene Reden und Agieren des kirchenpolitischen Gegners findet. So wurde – um hier lediglich einen Blick auf die Deutschen Christen zu richten – sofort über die in der Bekennenden Kirche aufgebrochenen Auseinandersetzungen berichtet – in der Zeitung „Positives Christentum" prangte schon am 17. Januar 1936 auf der ersten Seite die mit rotem Balken unterstrichene Überschrift: „Bekenntnisfront auseinandergebrochen!"[37] Ausführlich wurde die vom bayerischen Landesbischof Hans Meiser[38] über die Differenzen in der Bekennenden Kirche gegebene Darstellung abgedruckt – und dann kommentierend dazu festgestellt, es sei erfreulich, „dass dadurch die Situation der Verkrampfung der Fronten gelöst wird und wieder die Möglichkeit besteht, alle wertvollen Kräfte im deutschen Protes-

31 S. dazu auch Kampmann, Jürgen: Von der altpreußischen Provinzial- zur westfälischen Landeskirche (1945–1953). Die Verselbständigung und Neuordnung der Evangelischen Kirche von Westfalen. Bielefeld 1998. [= BWFKG 14] S. 58-60.

32 S. die Deutschen Christen in Abwehr und Aufbau. Grundsätzliche Erklärungen zu den kirchlichen Aufgaben unserer Zeit erarbeitet auf der ersten westfälischen Gautagung in Bochum am 31. März und 1. April 1936. O.O. o.J. [1936].

33 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 3 Nr. 32.

34 A.a.O., S. 129f Nr. 1655.

35 S. dazu ausführlich Kampmann, Wirken (wie Anm. 30), S. 166-171.188.

36 S. Hey, Kirchenprovinz (wie Anm. 5), S. 152-188.

37 Bekenntnisfront auseinandergebrochen! Positives Christentum 2 (1936), Nr. 2, 17. Januar 1936. S. 1f.

38 Zu Meisers Wirken s. Braun, Hannelore: [Art.:] Meiser, Hans. In: BBKL 5. Herzberg 1993. Sp. 1163-1172.

tantismus auf dem Boden einer einigen Volkskirche zu sammeln.["] [...] Wir hoffen, dass durch die nunmehrige Spaltung der Bekenntnisfront die kirchlichen Auseinandersetzungen und Spannungen endlich aus der Sphäre des kirchenpolitischen Machtkampfes herausgenommen und allein auf dem Boden des Ringens um die Wahrheit ausgetragen werden. [...] Wir sind außerdem überzeugt, daß die übergroße Mehrheit des Deutschen evangelischen Volkes sich von den Parolen unentwegter, radikaler Kreise nicht irreführen lassen wird, das von Tag zu Tag mehr die Wahrheit über den Kirchenstreit erkennt. Um dieser Wahrheit willen müssen wir aber in dieser Situation um unseres Auftrags willen folgendes aussprechen: die glaubensmäßige Diffamierung unserer Bewegung als einer ihrer Lehrer muss jetzt endgültig aufhören. Kirchen und Kanzeln müssen den Pfarrern, die uns angehören, geöffnet werden."[39] Doch sollte beides eine Illusion bleiben – was dann zu um so heftigerer Kritik an dem von der Bekennende Kirche eingeschlagenen Kurs führte, sich nicht an der Arbeit der Kirchenausschüsse zu beteiligen.[40]

3. Die gravierenden internen Auseinandersetzungen in der Bekennenden Kirche im Vorfeld der 3. Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode

Geprägt war das halbe Jahr vor der dritten Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode im April 1936 von dem Bemühen, innerhalb der Bekennenden Kirche Westfalens, aber auch auf altpreußischer Landes- wie auf Reichsebene eine einmütige Haltung zu den vom Reichskirchenministerium zur Befriedung der kirchenpolitischen Lage eingerichteten Kirchenausschüsse zu erreichen.[41] Sollte man in diesen Ausschüssen mitarbeiten, in denen neben kirchenpolitisch Neutralen und gemäßigten Kräften der Bekennenden Kirche auch solche der Deutschen Christen mitwirken sollten, und dann gemeinsam die geistliche Leitung für den jeweiligen Zuständigkeitsbereich übernehmen? Der frühere, bereits seit 1931 im Ruhestand befindliche westfälische Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner[42] hatte sich jedenfalls dafür gewinnen lassen, das Amt des Vor-

39 A.a.O., S. 2.

40 „Wir können nichts wider die Wahrheit". Positives Christentum 2 (1936), Nr. 7, 23. Februar 1936. S. 1.

41 S. dazu Besier, Gerhard: Die Lenkung der APU durch die Kirchenausschüsse (1935–1937). In: Besier, Gerhard/Lessing, Eckhard (Hgg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3. Trennung von Staat und Kirche. Kirchlich-politische Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft. (1918–1992). Leipzig 1999. [= Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Ein Handbuch] S. 305-368; dort S. 309-322.

42 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 578f Nr. 7181. Vgl. Schneider, Thomas Martin: Wilhelm Zoellner (1860–1937). Westfälischer Generalsuperintendent und Vorsitzender des Reichskirchenausschusses – Kirchenführer mit staatlicher Legitimation. In: Kampmann, Jürgen (Hg.): Protestantismus in Preußen. Lebensbilder aus seiner

sitzenden des Reichskirchenausschusses zu übernehmen.[43] Einem Mitwirken in diesen Ausschüssen standen aber grundsätzliche Bedenken und auch beschlussmäßig festgelegte Entscheidungen der Bekennenden Kirche entgegen. Zum einen lehnte sie – in Treue zur Barmer Theologischen Erklärung vom 31. Mai 1934 – die Zusammenarbeit mit Irrlehrern (sprich: Deutschen Christen) kategorisch ab, zum anderen sahen die Beschlüsse der Reichsbekenntnissynode vom Oktober 1934 in Berlin-Dahlem vor, dass die Bekennende Kirche das Kirchenregiment insgesamt, besonders aber die geistliche Leitung der Gemeinden und Pfarrer in vollem Umfang für die von ihr selbst gebildeten Organe beanspruchte.[44]

Rechtfertigte diese Beschlusslage aber, sich jedwedem Versuch zu entziehen, den kirchenpolitischen Dissens zwischen Deutschen Christen und Bekennender Kirche zu überwinden? Bei seiner Sitzung am 18. Oktober 1935 hatte der Westfälische Bruderrat nach längerer Aussprache beschlossen, „daß eine endgültige Stellungnahme erst erfolgen könne, wenn man wisse, welche Bedeutung die Provinzialausschüsse haben sollen, und keine Sonderregelung für Westfalen erstreben dürfe, vielmehr unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse in den einzelnen Provinzen nach einer möglichst einheitlichen Regelung der mit den Provinzialausschüssen zusammenhängenden Fragen streben müsse."[45] Dass es im Bruderrat zu diesem Thema offenkundig verschiedene Überzeugungen gab, geht aus den weiteren Beschlüssen hervor, dass „Sonderverhandlungen vermieden werden" müssten und „allein der Präses oder dessen Beauftragte [...] verantwortlich handeln" dürften.[46]

Doch bereits am 3. Dezember 1935 meldeten sich einflussreiche Stimmen aus der Westfälischen Bekennenden Kirche zu Wort, die vom Bruderrat eine baldige Einberufung der Bekenntnissynode verlangten.[47] Die Unterzeichner – zumeist Pfarrer aus dem Industriegebiet, namentlich Dr. Wilhelm Bartelheimer[48] aus Lüdenscheid, Walter Engelbert,[49] Rudolf

Geschichte. Band 4. Vom Ersten Weltkrieg bis zur Teilung Deutschlands. Frankfurt (Main) 2011. [= edition chrismon] S. 49-62.

43 S. Philipps, Werner: Wilhelm Zoellner – Mann der Kirche in Kaiserreich, Republik und Drittem Reich. Mit einer Bibliographie von Mechtild Köhn. Bielefeld 1985. [= BWFKG 6] S. 133-135.

44 Zu den Hintergründen, die die Skepsis gegenüber dem Reichskirchenminister und den von ihm initiierten Kirchenausschüssen als durchaus nicht unbegründet erscheinen ließen, s. Philipps, Zoellner S. 138-141.

45 Westfälischer Bruderrat, Protokoll vom 18.10.1935. LkArch Bielefeld 5.1–845.1. – Zu den Verhandlungen über die Einrichtung eines Provinzialkirchenausschusses in Westfalen s. Besier, Lenkung S. 353f.

46 Ebd.

47 [Pfr. Bartelheimer u.a.] an Westfälischen Bruderrat. O. O., 3. Dezember 1936. Arch KK Dortmund-Mitte 104c. Später (3. Januar 1934) in Form eines maschinenschriftlichen Umdrucks als Rundbrief verbreitet: LkArch Bielefeld 5.1–235.1. Beglaubigte Abschrift: EZA Berlin 50/620 Bl. 181-183.

48 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 21 Nr. 255.

49 A.a.O., S. 118 Nr. 1504.

Hardt[50] und Gerhard Niedermeier[51] aus Bochum, Gustav Hochdahl,[52] Lic. Lothar Przybylski,[53] Ludwig Quincke[54] und Martin Stallmann[55] aus Dortmund sowie Walter Schaub[56] aus Herne und Gottfried Strümpfel[57] aus Bochum-Gerthe, brachten ihr Bedauern zum Ausdruck, „daß infolge ständiger neuer Ereignisse Zeit und Kraft gefehlt haben, die Bek[enntnis]Synode an den schwerwiegenden Entscheidungen der letzten beiden Jahre zu beteiligen".[58] Zudem habe der Bruderrat „aus Zeitmangel in seiner Gesamtheit" sich nicht hinreichend mit den zur Klärung anstehenden Fragen befassen können, wie auch „die Anliegen und Sorgen der Pfarrerschaft" „nicht ausreichend" hätten gehört werden können. Es sei dadurch der Eindruck entstanden, „als ob der westfälische Bruderrat seine Entschließungen weniger von der Beratung mit den Brüdern, als von dem theologischen und kirchenpolitischen Urteil des Dahlemer Kreises abhängig machte."[59] Mit diesen Formulierungen legte man den Finger zielgerichtet auf den in der Bekennenden Kirche strittigen und schon wunden Punkt, inwiefern man in Westfalen an die Entscheidungen der bekenntniskirchlichen Gremien in Berlin unbedingt gebunden sei – selbst dann, wenn sich (wie in der Kirchenprovinz Westfalen) die Bekennende Kirche in einer Mehrheitssituation befinde und damit entscheidenden Einfluss auf die Organe der verfassten evangelischen Kirche auszuüben vermöge. Die Unterzeichner des Briefes an den Bruderrat gingen mit ihrer Kritik noch einen Schritt weiter: „Wir meinen, es beklagen zu müssen, dass auf diese Weise entscheidende Voraussetzungen für kirchliches Handeln und kirchliche Leitung in Westfalen zum Teil ausser [!] Acht gelassen wurden."[60] In der Sache kritisierten sie, dass zwischenzeitlich der Westfälische Bruderrat als Bedingung für eine Mitarbeit im Provinzialkirchenausschuss die Einrichtung von zwei getrennten Geistlichen Leitungen für die deutschchristlichen Kirchengemeinden einerseits und die nichtdeutschchristlichen Kirchengemeinden in Westfalen andererseits gestellt hatte – denn in der Einrichtung eines solchen „Simultaneums" sahen sie die Gefahr, dass dadurch die kirchenpolitische Spaltung in den Gemeinden erst recht noch verstärkt werde.[61] Eine derartige

50 A.a.O., S. 181 Nr. 2300.
51 A.a.O., S. 358 Nr. 4469.
52 A.a.O., S. 210 Nr. 2673.
53 A.a.O., S. 393 Nr. 4876.
54 A.a.O., S. 395 Nr. 4895.
55 A.a.O., S. 485 Nr. 6013.
56 A.a.O., S. 431 Nr. 5346.
57 A.a.O., S. 501 Nr. 6209.
58 [Pfr. Bartelheimer u.a.] an Westfälischen Bruderrat. O. O., 3. Dezember 1936. Arch KK Dortmund-Mitte 104c. Später (3. Januar 1934) in Form eines maschinenschriftlichen Umdrucks als Rundbrief verbreitet: LkArch Bielefeld 5.1–235.1. Beglaubigte Abschrift: EZA Berlin 50/620 Bl. 181-183. A.a.O., S. 1.
59 Ebd.
60 Ebd.
61 Ebd. „Das Unternehmen fördert eine Aufspaltung der Gemeinden, wie sie bisher jedenfalls weithin noch nicht vorhanden ist. Das Ringen um eine echte Auseinan-

Aufspaltung sei auch nach den Beschlüssen der bisherigen Synoden der Bekennenden Kirche theologisch nicht zu begründen.[62] Nach der Überzeugung der Unterzeichner stünden einer Mitarbeit der Bekennenden Kirche in den Kirchenausschüssen „keine aus dem Bekenntnis entspringende[n] Bedenken entgegen", denn die Zusammensetzung dieser Ausschüsse lasse hoffen, dass die entscheidenden Anliegen der Bekenntnissynoden gewahrt würden – die Ablehnung einer zweiten Offenbarungsquelle, das Führerprinzip in der Kirche, Gewalt und Willkür der Staatskirche und eine „Nationalkirche".[63] Es komme darauf an, dass sich die Bekennende Kirche nicht abriegele und ihr Anliegen *in* den Kirchenausschüssen zur Geltung bringe.[64] Nur weil der Staat die Kirchenausschüsse installiert habe, müsse deren Handeln nicht zwangsläufig unter kirchenfremden Gesichtspunkten geschehen; entscheidend sei nicht die Art und Weise ihrer Einsetzung, sondern deren deutlich bekundeter Wille, ihr Handeln vor dem Bekenntnis der Kirche zu verantworten: „Diese Ueberzeugung nötigt uns, den Bruderrat zu verpflichten, seine Mitarbeit bei der Bildung des Provinzialkirchenausschusses für Westfalen nicht länger zu versagen und im Bruderrat der altpreußischen Union im gleichen Sinne zu wirken."[65]

Doch löste dieser Appell im westfälischen Bruderrat keine erkennbare Reaktion aus; im Protokoll der Sitzung vom 14. Dezember 1935 wurde lediglich notiert: „Es ergibt sich Einmütigkeit in der Beurteilung und Haltung gegenüber den Kirchenausschüssen."[66]

Gleich nach dem Jahreswechsel, am 3. Januar 1936, verbreiteten daraufhin die Unterzeichner des Briefes vom 3. Dezember 1935 diesen in offenbar großer Stückzahl als Umdruck in Westfalen. Damit war nun nicht nur das Thema, sondern auch das Verlangen nach Einberufung einer Westfälischen Bekenntnissynode allgemein zur Diskussion gestellt. Schnell ergab sich eine weitere Zuspitzung dadurch, dass man aus dem Kreis der Unterzeichner dieses Rundbriefes am 14. Januar auf Aufforderung auch gegenüber dem Reichsbruderrat Stellung nahm, dass man ihn für nicht autorisiert erachte, jegliche Mitarbeit bei den Kirchenausschüssen abzulehnen, „da er zu den schwebenden Fragen Pfarrer, Gemeinden

dersetzung zwischen öffentlichem und Zeitgeist der zur Unzeit abgebrochen. Stattdessen soll eine Stabilisierung kirchenpolitischer ‚Formationen' angeordnet werden, durch die Kirche und Volk an der echten Entscheidung vorbeigeführt werden. Es ist uns kein Zweifel, dass unsere Volks kirchlichen Gemeinden für eine Entscheidung dieser Art nicht reif sind. Wir denken dabei sowohl an viele Glieder der Bek[enntnis-]Gemeinden, wie an vielen ‚Neutralen' [!] als auch an viele D[eutsche] C[hristen]."

62 A.a.O., S. 2.

63 Ebd.

64 A.a.O., S. 3.

65 Ebd.

66 Westfälischer Bruderrat, Protokoll vom 14. Dezember 1935. LkArch Bielefeld 5.1–845.1.

und Synoden weder umfassend unterrichtet noch auch sich ihrer Mitverantwortung frühzeitig vergewissert hat."[67]

Zwischenzeitlich hatte sich herausgestellt, dass es bei einer Sitzung des Reichsbruderrates am 3. Januar 1936 zu erheblichen Auseinandersetzungen über die Frage der Mitarbeit in den Kirchenausschüssen gekommen war – mit der Folge, dass unter anderem Präses Koch überstimmt worden war, der dafür plädiert hatte, unter bestimmten Bedingungen zu solch einer Mitarbeit bereit zu sein.[68] Der von Koch präferierte Kurs hatte bei Verhandlungen in Bethel, an denen auch der Leiter der Geschäftsstelle der Bekennenden Kirche in Westfalen, der Dortmunder Pfarrer Karl Lücking,[69] Fritz von Bodelschwingh sowie aus dem Rheinland Pfarrer Joachim Beckmann[70] teilgenommen hatten (für die Kirchenausschussseite waren die Generalsuperintendenten Wilhelm Zoellner[71] und Johannes Eger[72], der Oberhausener Superintendent Dr. Wilhelm Ewald Schmidt[73] und der Vorsitzende des Evangelischen Presseverbandes in Westfalen, Dr. Paul Winckler,[74] präsent),[75] eine nähere Präzisierung erfahren; man einigte sich am 5. Januar 1936 auf eine „Ordnung der geistlichen Leitung in den altpreussischen Kirchenprovinzen für die Übergangszeit bis zum Jahre 1937",[76] später kurz als „Betheler Sätze" bezeichnet. Darin wurde insbesondere festgehalten, dass die zu bildenden Provinzialkirchenausschüsse die geistliche Leitung nicht selbst ausüben,

67 Engelbert, Stallmann, Niedermeier an Vorbereitenden Ausschuss des Reichsbruderrates. Bochum, 14.1.1936. LkArch Bielefeld 5.1–241.1. Über mangelnde Information wurde auch anderwärts Klage geführt; siehe zum Beispiel cand. theol. Ernst Eisenhardt an Pfr. Stratenwerth. Dortmund, 17. Januar 1936. Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (ZA EKHN) Darmstadt 62/6015.

68 S. dazu detailliert Meier, Kurt: Der evangelische Kirchenkampf. Bd. 2. Gescheiterte Neuordnungsversuche im Zeichen staatlicher „Rechtshilfe". 2. Aufl. Göttingen 1984. S. 94-101.

69 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 308 Nr. 3865.

70 A.a.O., S. 29 Nr. 354.

71 S. zu Zoellners Werdegang und Wirken die Übersicht von Schneider, Thomas Martin: [Art.] Zoellner, Wilhelm (Christian Heinrich Wilhelm). In: BBKL 14. Herzberg 1998. Sp. 567-572.

72 Egers Lebensweg ist kurz skizziert bei Bookhagen, Rainer: Die evangelische Kinderpflege und die Innere Mission in der Zeit des Nationalsozialismus. Mobilmachung der Gemeinden. Bd. 1: 1933–1937. Göttingen 1998. [= Arbeiten zur Kirchlichen Zeitgeschichte B 29] S. 547.

73 Zum Wirken Schmidts – des Vorsitzenden des rheinischen Provinzialkirchenausschusses – s. Besier, Gerhard/Lessing, Eckhard (Hgg.): Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Bd. 3. Trennung von Staat und Kirche. Kirchlich-politische Krisen. Erneuerung kirchlicher Gemeinschaft. (1918–1992). Leipzig 1999. [= Die Geschichte der Evangelischen Kirche der Union. Ein Handbuch] S. 927. Näheres s. bei Besier, Lenkung S. 355-360.

74 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 563 Nr. 6995. – Zu Wincklers Werdegang s. dessen umfangreiche autobiographische Darlegung: Winckler, Paul: Wie ich es sah und sehe. Vom Weg durch bewegte deutsche Jahrzehnte. Lebenserinnerungen eines Theologen. O. O. o. J. [1965].

75 Meier, Kirchenkampf 2 (wie Anm. 68), S. 97.

76 Ordnung der geistlichen Leitung in den altpreussischen Kirchenprovinzen für die Übergangszeit bis zum Jahre 1937. O.O., [5. Januar 1936]. EZA Berlin 619/2 (1936[I]).

sondern für die Übergangszeit einem Theologen übertragen würden, der im Wesentlichen die Aufgaben des Generalsuperintendenten ausüben sollte.[77] Dem kirchenpolitischen Dissens zwischen Bekennender Kirche und Deutschen Christen wurde durch eine Zusatzklausel Rechnung getragen: „Wenn Pfarrer und Kandidaten zu seiner theologischen Überzeugung oder kirchlichen Haltung im Gegensatz stehen und daraus für seine Amtsführung Schwierigkeiten erwachsen, soll der P[rovinzial]K[irchen]A[usschuss] [PKA] die genannten Aufgaben an ihnen einem anderen Theologen delegieren."[78] Unter der Voraussetzung, dass diese Bestimmungen anerkannt würden, sei „die Bekennende Kirche zu Mitarbeit in und mit den Kirchenausschüssen bereit."[79] Damit war dokumentiert, dass sich die Bekennende Kirche zumindest in der westfälischen Kirchenprovinz auf die Einrichtung einer doppelten geistlichen Leitung für DC-Pfarrer und Nicht-DC-Pfarrer einzulassen bereit war – das aber stand im klaren Gegensatz zu dem Kurs, der von der Mehrheit des Reichsbruderrates und auch von der Mehrheit des Landesbruderrates der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union vertreten wurde.

Gelöst war die Problematik innerhalb der Bekennenden Kirche damit ganz und gar nicht, denn eine Mehrheit von 17 zu 11 Stimmen im Reichsbruderrat hatte nicht vor dem Beschluss zurückgeschreckt, die im Amt befindliche Vorläufige Kirchenleitung der BK als „arbeitsunfähig" zu bezeichnen, denn wer nicht anerkenne, „daß die Bindung an die Beschlüsse der Bekenntnissynode von Barmen die Anerkennung der Kirchenausschüsse als Kirchenleitung" ausschließe, könne auch nicht im Auftrag oder Namen der Bekenntnissynode reden oder handeln; deshalb bestimme der Reichsbruderrat nun eine neue Leitung der Bekennenden Kirche.[80] Die bisherige Vorläufige Kirchenleitung sah keine andere Möglichkeit, als zur Klärung der strittigen Frage eine Reichsbekenntnissynode einzuberufen, um das faktisch eingetretene Schisma in der Leitung der Bekennenden Kirche zu überwinden.[81] Diese Synode fand dann in den Tagen vom 17. bis 22. Februar 1936 in Bad Oeynhausen statt –[82] ohne allerdings den Dissens in der Sache beheben zu können;[83] es sollte damit

77 A.a.O., Nr. II.2, S. 2.
78 Ebd., S. 2f.
79 A.a.O., Nr. III, S. 4.
80 Meier, Kirchenkampf 2 (wie Anm. 68), S. 94.
81 A.a.O., S. 94-96.
82 S. dazu Immer, Karl (Hg.): Vierte Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche. Bad Oeynhausen, 17.-22. Februar 1936. Wuppertal-Barmen o.J. [1936].
83 Karl Immer scheute sich nicht, schon in seinem Vorwort zu der Edition der Synodaltexte die in der Bekennenden Kirche in Bad Oeynhausen zutage getretene Zerrissenheit unumwunden beim Namen zu nennen: „Die Höhepunkte der Synode deuteten gleicherweise den Tiefstand der Bekennenden Kirche und die Herrlichkeit der ihr gegebenen Verheißungen an. […] Jedermann hat dem Präses der Bekenntnissynode zugestimmt, als er für Freitagmorgen einen Buß- und Bittgottesdienst der Synode anordnete. Der sinkende Petrus wurde uns vor Augen gemalt als *das Bild der Bekennenden Kirche*. Keine Helden, sondern Menschen, die ohne den Herrn Christus verloren sind. Es hat uns tief gebeugt, daß die Synode nach sechs

die letzte Tagung einer Reichsbekenntnissynode gewesen sein.[84] Es blieb dabei, dass eine Mehrheit der Synodalen die Mitarbeit in den Kirchenausschüssen auch für nur eine Übergangszeit ablehnte, weil es unmöglich sei, „Kirchenleitung ohne Bindung an die bekenntnismäßige Wahrheit und ohne Verwerfung des bekenntniswidrigen Irrtums" auszuüben.[85] Präses Koch sah sich nicht in der Lage, an der Abstimmung teilzunehmen, weil seinem Anliegen, „daß mit dieser Vorlage kein Urteil von vornherein abgegeben ist über die Brüder, die sich zu den Ausschüssen so oder so verhalten", nicht Rechnung getragen wurde.[86]

Die westfälischen Unterzeichner des Rundbriefes vom 3. Januar 1936 machten jedenfalls – noch vor der Tagung der Reichsbekenntnissynode – deutlich, dass das Überstimmen unter anderem von Präses Karl Koch in dieser Sache im Reichsbruderrat ein Akt sei, „dem innere kirchliche Legitimität fehlt und der an die von uns bekämpften Majorisierungsmethoden erinnert."[87] Als westfälische Pfarrer würden sie besonders lebhaft bedauern, dass ein Vertreter der Westfälischen Bekenntnissynode – gemeint war hier Karl Lücking – sich in den vom Reichsbruderrat gebildeten vorbereitenden Ausschuss zur Bestellung einer neuen Kirchenleitung habe hineinziehen lassen und damit den Anschein erweckt habe, „als

Tagen nicht zu einem einmütigen Beschluß kommen konnte, und durch eine Fülle zu Protokoll gegebener Erklärungen deutlich wurde, wie bis in die letzten Augenblicke hinein die Beschlüsse der Synode umstritten waren." (Immer, Karl: Vorwort. In: Immer, Karl [Hg.]): Vierte Bekenntnissynode der Deutschen Evangelischen Kirche. Bad Oeynhausen, 17.-22. Februar 1936. Wuppertal-Barmen o.J. [1936]. S. 5-6; Zitat S. 5. – Nachdenklich stimmt die Charakterisierung des württembergischen Landesbischofs Theophil Wurm, der – auf die Oeynhauser Synode rückschauend – Ende März 1936 seiner Überzeugung Ausdruck gab, dass die dort geführte Auseinandersetzung innerhalb der Bekennenden Kirche letztlich in einem sich verhängnisvoll auswirkenden Doktrinarismus ihre Ursache habe: „Ich habe mich nun aber doch, insbesondere seit dem Bekanntwerden des Briefes von Karl Barth über die Synode von Oeynhausen davon überzeugen müssen, daß es darum ging, die ‚episkopale' durch die ‚synodale' Führung zu ersetzen. Durch diesen Brief ist der Erweis gebracht, daß, wie schon oft in Notzeiten der Kirche protestantischer Doktrinarismus sich an den Lebensinteressen der Kirche versündigt. Denn die Frage ‚synodal oder episkopal' ist auf evangelischem Boden keine Glaubensfrage, sondern eine Zweckmäßigkeitsfrage, vollends dann, wenn dem synodalen Element ein so weitgehender Einfluß gewährt wird wie in der württembergischen Kirchenverfassung. Wenn die eine oder andere in der tatsächlichen Führung versagt, wird sie mit Recht ersetzt. Unsere Gemeinden waren mit der bisherigen Führung zufrieden; sie haben aber mit Schmerzen wahrgenommen, daß die ursprünglich so starke, vorwärtstreibende Kraft der Bekenntnisbewegung durch die Auseinandersetzungen innerhalb der Führung gelähmt worden ist." Der Württembergische Landesbischof [Theophil Wurm] an die Vorläufige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche. Stuttgart, 31. März 1936. Hauptarchiv Bethel 2/39–66. S. 5.

84 S. dazu ausführlich Meier, Kirchenkampf 2 (wie Anm. 68), S. 101-105.

85 A.a.O., S. 104.

86 A.a.O., S. 104f; Zitat S. 105.

87 Engelbert, Stallmann, Niedermeier an Vorbereitenden Ausschuss des Reichsbruderrates. Bochum, 14.1.1936. LkArch Bielefeld 5.1–241.1.

wäre die Geschlossenheit, mit der die westfälische Pfarrerschaft hinter ihrem Präses und seiner Haltung in der VKL steht, in Frage gestellt."[88]

Die Diktion dieses Schreibens lässt keinen Zweifel daran, dass sich auch in der Bekennenden Kirche in Westfalen zu diesem Zeitpunkt bereits erhebliche Spannungen aufgebaut hatten. In einem weiteren Schreiben der drei Pfarrer Engelbert, Stallmann und Niedermeier vom gleichen Tage an Präses Koch beklagten diese, dass die Berichterstattung über diese Zusammenhänge seit Längerem völlig unzulänglich und durchaus subjektiv erscheine, sodass eine gewissenhafte Beurteilung und Entscheidung fast niemandem mehr möglich sei.[89] Man sehe mit großer Sorge „die Gefahr einer Aufspaltung auch der westfälischen Bruderschaft und Bekenntniskirche heraufziehen" und bitte daher Koch eindringlich, die Dinge nicht treiben zu lassen; man schlage ihm deshalb vor, die Pfarrerschaft „auf kommenden Montag etwa nach Bethel einzuladen" und bitte „Herrn D. von Bodelschwingh[,] einen Bericht über die Lage zu geben," und halte es „für dringend geboten, dem früheren westfälischen Generalsuperintendenten, Herrn D. Zoellner[,] Gelegenheit zu geben, zu den Amtsbrüdern zu sprechen."[90] Mit dieser besorgten Diagnose standen Engelbert, Stallmann und Niedermeier nicht allein – Fritz von Bodelschwingh konstatierte am Tag darauf, „dass eine immer zunehmende Zahl von Brüdern die Auffassung des Präses teilt und der Dahlemer Leitung nicht mehr folgen kann"; auch er hoffte, der Präses werde die Situation der Pfarrerschaft in Bälde erläutern.[91]

Das geschah indes nicht – wohl aber lieferte „Das Evangelische Westfalen" in seiner in der zweiten Monatshälfte des Januars 1936 erschienenen Ausgabe eine Reihe von Informationen. Wilhelm Zoellner hatte dort Gelegenheit bekommen, zu erläutern „Was will der Reichskirchenausschuß?",[92] und konnte um Mitarbeit bitten, und Paul Winckler schrieb zu den Spannungen in der Bekennenden Kirche: „Wenn z[um] B[eispiel] die ausländische Presse [...] berichte, daß die Bekennende Kirche mit überwältigender Mehrheit zum schärferen, von den Zentralen in Barmen und Dahlem bestimmten Kurs zurückgehe, so stimmt das ganz und gar nicht zu den ganz anderen Meldungen. Danach wächst die Schar, die die totale Ablehnung jeder Zusammenarbeit mit D. Zoellner, wie sie ein, im Gegensatz zur Vorläufigen Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche, einschließlich Präses D. Koch, in Dahlem gebildeter Arbeitsausschuß

88 Ebd.

89 Engelbert, Stallmann, Niedermeier an Koch. Bochum, 14. Januar 1936. Ausfertigung mit eigenhändiger Unterzeichnung: EZA Berlin 50/620 Bl. 186; Abschrift (als „streng vertraulich" und als „Nicht zur Veröffentlichung" gekennzeichnet): HArch Bethel 2/39–134.

90 Ebd.

91 Bodelschwingh an Superintendent Schmidt (Berlin-Charlottenburg). Bethel, 15. Januar 1936. HArch Bethel 2/39–134.

92 Zoellner, Wilhelm: Was will der Reichskirchenausschuss? Das Evangelische Westfalen 13 (1936) Nr. 1, Januar 1906 und 30. S. 1f.

vertritt, nicht mehr mitmachen will. [...] im Gegensatz zu ebenfalls ausländischen Meldungen ist übrigens die vorläufige Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche, einschließlich D. Koch, keineswegs durch die Opposition in den eigenen Reihen „beiseitegeschoben". Sie bestreitet unter Zustimmung weitester Kreise der Bekennenden Kirche die Zuständigkeit des Reichsbruderrats für den Beschluss betreffs ihrer Absetzung und vertritt den richtigen Standpunkt, daß darüber nur die Bekenntnissynode entscheiden könne."[93]

Ohne den Namen zu nennen, wurde so auch Karl Lücking in seiner Haltung massiv kritisiert, der sich bereit gefunden hatte, in dem genannten Ausschuss mitzuwirken. Er verteidigte sich indes bei zwei Pfarrerversammlungen in Dortmund und in Altena – während Präses Karl Koch in einem Gespräch mit Superintendent Niemann und den Pfarrern Steil, Heilmann, Niedermeier, Strümpfel und Stallmann betonte, dass er nicht nur für Westfalen, sondern auch für die anderen Provinzen Verantwortung trage und eine Entscheidung nicht ohne Bruder Lücking fällen könne.[94]

Zu einer schnellen Klärung der hier aufgeworfenen Fragen sollte es indes nicht kommen. Eine Sitzung des Westfälischen Bruderrates am 27. Januar 1936 brachte keinen Fortschritt in der Sache.[95] Und auch die Stadtpfarrerkonferenz Bielefeld meldete sich am 12. Februar beim Westfälischen Bruderrat mit dem Verlangen, alsbald eine Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode einzuberufen – denn man sehe sich nicht in der Lage, der Bildung eines Provinzialkirchenausschusses zuzustimmen, „ehe nicht das rechtmässige [!] Kirchenregiment, die Westfälische Bekenntnissynode, ihre Zustimmung gegeben hat und die bekenntnismässigen [!] Sicherungen für die Amtsausübung der Kirchenausschüsse für die ganze Landeskirche sichergestellt sind."[96]

Am gleichen Tag legten Karl Koch und Fritz von Bodelschwingh in Berlin dem Landeskirchenausschuss Entwürfe von Richtlinien über die Gestaltung einer Zusammenarbeit zwischen der Bekennenden Kirche und den Kirchenausschüssen vor – die aber der Preußische Bruderrat schon zwei Tage hernach, am 14. Februar 1936, verwarf, da es nicht gelungen sei, „der grundlegenden Forderung der Bekennenden Kirche, daß nur die Kirche das Kirchenregiment in Bindung an das Bekenntnis auszuüben vermag, die entscheidende Berücksichtigung zu verschaffen".[97]

93 Winckler, [Paul]: Die Januarfolge. 17.1.1936. Das Evangelische Westfalen 13 (1936), Nr. 1, Januar 1936. S. 15f; Zitat S. 16.

94 So Stallmann an Hartmann. Dortmund, 24. Januar 1936. Abschrift: HArch Bethel 2/39–134.

95 Zu entnehmen aus: Heilmann an Koch. Gladbeck, 28. Januar 1936. LkArch Bielefeld 5.1–845.2.

96 Stadtpfarrerkonferenz Bielefeld an Westfälischen Bruderrat (z. Hd. Lücking). Bielefeld, 12. Februar 1936. Ausfertigung mit eigenhändiger Unterzeichnung durch 13 Pfarrer. LkArch Bielefeld 5.1–845.2.

97 So Rat der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union (Müller) an Bodelschwingh. Berlin-Dahlem, 14. Februar 1936. HArch Bethel 2/91–8.

Dennoch kam es in Westfalen (nach einem langen, hier nicht in allen Details nachzuzeichnenden Gezerre) schließlich doch zu einer Mitarbeit von Mitgliedern der Bekennenden Kirche in dem neu gebildeten Provinzialkirchenausschuss – der Gladbecker Pfarrer Martin Heilmann sowie Rechtsanwalt Dr. Eduard Lütje aus Bielefeld wirkten dort für die Bekennende Kirche seit Anfang März 1936 mit.[98] Der PKA (dem neben den Genannten der kirchenpolitisch neutrale Bielefelder Fabrikant Karl Kisker sowie als Deutscher Christ Pfarrer Walter Fiebig angehörten),[99] verzichtete auf eine eigene Wahrnehmung der Geistlichen Leitung und berief – wie in den „Betheler Sätzen" strukturell avisiert – am 15. April 1936 sowohl Präses Karl Koch als auch den Münsteraner Pfarrer Walter Fiebig zu Geistlichen Leitern in der Kirchenprovinz Westfalen.[100]

Dennoch war zuvor Heilmanns und Lütjes Entschluss, im Provinzialkirchenausschuss mitzuarbeiten – den beide unter den ausdrücklichen Vorbehalt gestellt hatten, dass die Geistliche Leitung in der Kirchenprovinz Westfalen Präses Karl Koch übertragen werde –,[101] im Westfälischen

98 Niemöller, Kirche (wie Anm. 8), S. 181.

99 Zu den Einzelheiten bei der Berufung der Mitglieder des Provinzialkirchenausschusses s. Hey, Kirchenprovinz (wie Anm. 5), S. 118f.

100 S. dazu Hey, Kirchenprovinz (wie Anm. 5), S. 125f.

101 Den Vorgang erläuterte Heilmann detailliert auf einer Vertrauensmännerversammlung der westfälischen Bekennenden Kirche in Dortmund am 6. März 1936; s. maschinenschriftliche Umschrift eines Stenogramms (von Pfr. Karl [?] Käsemann). S. 3f. ZA EKHN Darmstadt 35/128: „Dienstag von Hardt und Ruppel angerufen. Von Eintritt in den Ausschuß nichts gesagt. Hardt bat dringend, zu kommen. Absichtlich mit keinem gesprochen, um keinen zu belasten, sondern wollte selbständig entscheiden und handeln. In Berlin war ich erstaunt, meinen Namen zu hören. Bis dahin hatte Minister abgelehnt. DC hatten erklärt, daß ich untragbar sei. Trafen Kisker und Lütje. Kisker sollte den Vorsitz führen. Heilmann erklärte: Vorsitz müßte ein Mann der Bekennenden Kirche führen. Kirchenausschuß ist für mich keine Leitung, sondern muß Leitung abgeben aufgrund des Betheler Abkommens. Inzwischen war Redeker aufgetaucht und hatte versucht, meine Untragbarkeit herauszustellen. Um den Vorsitz ist stundenlang gekämpft worden. Lütje und Heilmann wurden zum Minister gerufen. Minister sprach von Mißverständnissen mit Niemann. Vertrauen sei nicht mehr da. Minister hat sich erst mühsam entschließen können, mich zu nennen: ‚Ich meinte, es sei besser, ein Neutraler übernähme den Vorsitz.' Darauf Heilmann: ‚Darüber verhandele ich nicht". Minister: ‚Ich überlasse den Vorsitz den 4 Leuten.' Heilmann: ‚Geistliche Leitung bleibt bei Herrn Präses Koch, entsprechende Regelung für die DC'. Minister: ‚Bedingungen können vom Präses nicht gestellt werden.' Er will sich mit Koch aussprechen und gibt Heilmann das Ja zur geistlichen Leitung. Lütje nahm gleiche Stellung ein, wollte aber erst zusagen, wenn er mit Bodelschwingh gesprochen. Minister ließ einzelne hereinrufen, damit nicht Redeker dauernd dazwischenkam. Fiebig wehrte sich gegen Heilmanns Vorsitz. Bedenken gegen geistliche Leitung, weil dann der Ausschuß keine Bedeutung hätte. DC müßten das gleiche Recht haben. Fiebig erklärte sich mit den Bedingungen einverstanden nach der Mittagspause. Aus eigenem Entschluß und in eigener Verantwortung habe ich zugesagt. Kisker hat die Erklärung an den Minister abgegeben. Im Landeskirchenausschuß erklärte Eger: ‚Über geistliche Leitung müßte noch verhandelt werden. Heilmann hat zu Protokoll gegeben, unter dieser Bedingung übernimmt der Westf[älische] Ausschuß seine Arbeit.' Hymmen: ‚Auch in anderen Provinzen bahne sich ja ähnliches an'. Heilmann erklärte, vom Staate her sei Legitimierung da, aber nicht von der Kirche.

Bruderrat heftiger Kritik unterzogen worden, denn Heilmann habe dessen Linie „einfach durchbrochen", daher könne der Bruderrat „P. Heilmann das Vertrauen nicht aussprechen. Es muß ihm gegenüber ein deutliches ‚Nein' gesagt werden."[102] Vorangegangen war allerdings, dass Präses Koch dem Westfälischen Bruderrat in dessen Sitzung am 29. Februar 1936 in Dortmund über die Reichsbekenntnissynode wie auch über die Beschlusslage des preußischen Bruderrates vom 27. Februar berichtet hatte – und daraufhin dennoch der Beschluss gefasst worden war, es solle „nach dem Betheler Abkommen nach den geltend gemachten Gesichtspunkten weitergearbeitet werden".[103] Heilmann war überzeugt, dies getan zu haben –[104] während Lücking das heftig in Abrede stellte.[105] Alsbald informierte der Westfälische Bruderrat dann auch die Pfarrerschaft über seine Haltung –[106] und sowohl Lücking als auch Heilmann erfuhren aus der Pfarrerschaft Unterstützung für je ihre Haltung zur Mitarbeit im Provinzialkirchenausschuss.[107]

Zu den Examina erklärte Heilmann, daß sie geistliche Angelegenheit seien. Der Ausschuß könne nur verhandeln, daß entsprechende Prüfungsämter da seien. Bei der Besetzung des Konsistoriums habe der Ausschuß mitzuwirken. Der Präses müßte seinen theol. Mitarbeiter im Konsistorium haben. Unsere Äußerungen sind protokolliert. Es fragt sich nur, was die Bekennende Kirche in Westfalen sagt. Grundlage der Arbeit wird sein: Teilung der geistlichen Leitung. Der Ausschuß wird in nächster Woche tagen."

102 Westfälischer Bruderrat. Persönliches Protokoll von Karl Lücking. Dortmund, 9. März 1936. LkArch Bielefeld 5.1– 845.1.

103 Westfälischer Bruderrat. Protokoll. Dortmund, 29. Februar 1936. Nr. 3. LkArch Bielefeld 5.1–845.1.

104 „Es ist ein schweres Opfer, das Amt im Bruderrat während der Zeit ruhen zu lassen. Wenn der Versuch mißlingt, so liegt das darin, ob die Bekennende Kirche nicht in uns die Verräter sieht und von ‚in den Rücken' fallen redet." A.a.O., S. 9.

105 „Aufs tiefste erschüttert über den Bericht. Hätte mehr Sicherungen erwartet. Wenn es so einfach wäre, hätten wir uns viel Arbeit die letzten Wochen ersparen können. Wenn ich Mitglied eines Bruderrats bin, kann ich nicht in eigener Verantwortung reden. Es ist mir unverständlich, daß Heilmann kein Wort an Koch und Lücking gerichtet hat." Vertrauensmännerversammlung der Bekennenden Kirche in Westfalen. Dortmund, 6. März 1936. S. 4. ZA EKHN Darmstadt 35/128.

106 Westfälische Bekenntnissynode/Der Bruderrat (gez. Lücking) an Pastor XY. Dortmund, 11. März 1936. LkArch Bielefeld 5.1–824. Ausfertigung für Fritz von Bodelschwingh: HArch Bethel 2/39–55.

107 S. Superintendentur Dortmund (mit mehr als 50 Unterschriften) an Westfälischen Bruderrat. Dortmund, 9. März 1936. LkArch Bielefeld 5.1–235.1 („Wir halten die von Pfarrer Lücking gezeigte Linie der bekennenden Kirche für bekenntnisgemäß und sprechen ihm unser Vertrauen aus."), bzw. Niedermeier, Strümpfel, Hochdahl und Stallmann an Amtsbrüder. Bochum, 10. März 1936. LkArch Bielefeld 5.1–241.1 („Wir begrüssen[!], dass sich Bruder Heilmann entschlossen hat, verantwortlich im westfälischen Provinzial-Kirchenausschuss mitzuarbeiten.").

4. Die Vorbereitung der Tagung der 3. Westfälischen Bekenntnissynode

Bei der Vertrauensmännerversammlung am 6. März 1936 in Dortmund brachte nun auch Karl Lücking die Einberufung einer Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode auf den 22. oder 29. März in Vorschlag.[108] Doch so schnell ließ sich der Gedanke nicht realisieren; erst am 8. April ging eine Einladung für Sonntag, den 19. April 1936, aus.[109] Die Synode sollte nachmittags um 15.15 Uhr mit einem Gottesdienst in der Dortmunder Marienkirche eröffnet werden, anschließend sollten Beratungen zu fünf Tagesordnungspunkten stattfinden; vorgesehen waren ein einleitendes Referat „Die Einheit der Kirche" des Iserlohner Pfarrers Lic. Gottfried van Randenborgh[110], Berichte des Provinzialbruderrates, des Provinzialmännerdienstes[111] und des Provinzialjugendwerkes, die Diskussion von Richtlinien für die Arbeit der Bekennenden Kirche in Westfalen und schließlich eine „Ergänzung bez[iehungsweise] Umbildung des Provinzialbruderrates".[112]

Auf Argwohn stieß indes bei einigen der Synodalen, dass die Einladung nicht Präses Kochs Unterschrift trug. Der Leiter der Krüppelanstalten „Johanna-Helenen-Heim" Volmarstein, Hans Vietor,[113] wandte sich deshalb am 11. April 1936 an Fritz von Bodelschwingh: „Was mich bei dieser Einladung beunruhigt, ist einerseits, dass sie nicht von Präses D. Koch ausgeht und auch sein Name unter den Referenten überhaupt nicht genannt wird. Soll sich diese Tagung der westfälischen Bekenntnissynode etwa gegen Koch richten?" Vietor argwöhnte weiter: „Auch der 5. Punkt der Tagesordnung ‚Ergänzung bez[iehungs]w[eise] Umbildung des Provinzialbruderrates' zeigt offenkundig, dass es sich hier um Gegensätze handelt, die offenbar gegen Bruder Heilmann, Hardt, Stallmann u.s.w. gerichtet sind. Wie sollen wir uns hier von Seiten der I[nneren] M[ission] verhalten?"[114]

Bodelschwingh reagierte umgehend und bekundete Vietor, auch ihm bereite die bevorstehende Synode einige Sorgen.[115] Er habe darüber eingehend mit Präses Koch gesprochen, der es einerseits für notwendig er-

[108] Vertrauensmännerversammlung der Bekennenden Kirche in Westfalen. Dortmund, 6. März 1936. S. 7. ZA EKHN Darmstadt 35/128.

[109] Westfälische Bekenntnissynode. Einladung zur dritten Tagung. Dortmund, 8. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

[110] Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 397 Nr. 4923.

[111] Dieser Bericht aus der Feder des in Hamm tätigen Pfarrers Kalle ist erhalten; s. Bericht über den Ev[angelischen] Kirchl[ichen] Männerdienst Westfalen für die Westf[ä]l[ische] Bekenntnissynode am 19. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

[112] Westfälische Bekenntnissynode. Einladung zur dritten Tagung. Dortmund, 8. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

[113] Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 526 Nr. 6522.

[114] Krüppelanstalten Johanna-Helenen-Heim Volmarstein (Vietor) an Bodelschwingh. Volmarstein (Ruhr), 11. April 1936. HArch Bethel 2/39-79.

[115] Bodelschwingh an Vietor. Bethel, 14. April 1936. HArch Bethel 2/39-79.

achte, dass die Synode stattfinde – er stehe „also durchaus hinter der Einladung" –, zugleich aber habe Koch noch nicht deutlich vor Augen, zu welchem Ziel diese Synodaltagung eigentlich führen solle. So hielt es Bodelschwingh für unbedingt nötig, trotz des zu gleicher Zeit in Bethel stattfindenden Jahresfestes des Diakonissenmutterhauses selbst bei der Synode anwesend zu sein – und stellte in Aussicht, vorher in weitere Beratungen mit einigen vertrauten Ravensberger Pastoren und mit Präses Karl Koch einzutreten.[116] Als kleine zusätzliche Problematik am Rande erwies sich, dass – offenbar durch ein Büroversehen – die Zusendung der Einladung zur Synode zunächst nicht an die Mitglieder des Bruderrates erfolgt war.[117] Damit war auch Karl Koch noch am 14. April[118] ohne genaue Kenntnis der Tagesordnung; er sah sich deshalb genötigt, Dritten gegenüber klarzustellen, dass dennoch die Verhandlungsgegenstände in einer Sitzung des Westfälischen Bruderrates zuvor abgestimmt worden und ihm daher bekannt seien.[119]

Konfliktstoff bot aber vielmehr eine andere Tatsache: Karl Lücking hatte den nunmehr im Provinzialkirchenausschuss tätigen Synodalen Martin Heilmann und Dr. Lütje keine Einladung zur Synode zukommen lassen. Das löste nicht nur eine heftige Auseinandersetzung zwischen Heilmann und Lücking am Telefon aus,[120] es führte auch zu einer Intervention Karl Kochs bei Lücking, die Koch eingehend kirchenverfassungsrechtlich fundierte: Es habe nach seiner Überzeugung „mit der westfälischen Bekenntnissynode doch eine andere Bewandtnis [...] als mit allen übrigen Bekenntnissynoden. Die westfälische Bekenntnissynode besteht zum grösseren Teil aus Mitgliedern, die seinerzeit der zuletzt gewählten Provinzialsynode angehörten, deren Mehrheit dann im März 1934 durch bekenntnistreue Mitglieder als Ersatz für die DC-Mitglieder der Provinzialsynode ergänzt wurden zu der jetzigen Bekenntnissynode. Unter der ersten Kategorie befindet sich auch Br[uder] Heilmann. [...] Bei Br[uder] Heilmann liegt die Sache aber nun noch so, dass er unzweifelhaft zur rite gewählten Provinzialsynode gehört und also ein Mandat hat, das keiner ihm bestreiten kann. Ich vermag also nicht den Standpunkt zu teilen, dass er an der Synode nicht teilnehmen kann. Wie ich höre, ist er nicht gesonnen, die Nichteinladung, die er als eine Diffamierung ansieht, ruhig hinzunehmen, und es wird sicher Brüder geben, die seinen Standpunkt teilen."[121] Koch vertrat damit einen Rechtsstandpunkt, den auch der

116 Ebd.

117 So zu entnehmen aus Koch an Meier. Bad Oeynhausen, 17. April 1936. Abschrift: LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

118 Zu erschließen aus Meier an Koch. Gladbeck, 15. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

119 Koch an Meier. Bad Oeynhausen, 17. April 1936. Abschrift: LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

120 So Heilmann an Lücking. Gladbeck, 18. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

121 Koch an Lücking. Bad Oeynhausen, 15. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

Gladbecker Pfarrer Friedrich Meier[122] in einem Brief an Koch am gleichen Tage geltend gemacht hatte. Meier ging dabei noch weiter, indem er unterstrich, dass das Amt eines Synodalen nur nach den in der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung vorgesehenen Prinzipien erledigt werden könne: „Wenn also der Bruderrat von sich aus Br[uder] Heilmann das Mandat aberkennt, dann handelt er gegen die Beschlüsse der konstituierenden Bekenntnissynode, da die Kirchenordnung ein solches Recht weder dem P[rovinzial]K[irchen]R[at] noch dem Konsistorium noch sonst irgend einem Gremium zuerkennt."[123] Meier wies zugleich darauf hin, dass es bis zur Gegenwart überhaupt keinen Beschluss der Westfälischen Bekenntnissynode gebe, der dem Bruderrat kirchenregimentliche Befugnisse zugestehe; ebenso existiere kein Beschluss der Westfälischen Bekenntnissynode, der diese dem preußischen Bruderrat unterstelle.[124] Meier zog daraus ein bestürzendes Fazit: „[j]e mehr ich darüber nachdenke, desto mehr bin ich entsetzt darüber, wie sehr der Westfälische Bruderrat von der ursprünglichen Linie der Westfälischen Bekenntnissynode abgewichen ist. Selbst wenn er[125] das Recht der Vertretung der Synode hat, bedeutet das keineswegs das Recht, die Synode selbst, ohne einen entsprechenden Beschluss der Synode, den Befugnissen des preußischen Bruderrates zu unterstellen. Es muß überhaupt festgestellt werden, daß mittlerweile, weil keine Wacht da war, ganz subintrodukt Verhältnisse innerhalb der Westfälischen Bekenntnissynode eingetreten sind, die wir, falls man uns sie bei der Konstituierung prophezeit hätte, energisch als krasseste D.C.-Methoden abgelehnt hätten. Wie vollständig ‚verrückt' alles geworden ist, zeigt sich daran, das Br[uder] Lücking Heilmann gestern abend auf dessen Meinung, daß er sein Mandat am kommenden Sonntag auch ohne Einladung ausüben würde[,] sagte: ‚Also dann fangen Sie auch schon mit D.C.-Methoden an!"[126] Angesichts dessen warf Meier die Frage auf: „Müssen wir denn gezwungen werden, vor aller kirchlichen und weltlichen Öffentlichkeit die Bekenntnisgrundlagen gegen die Bruderseite zu verteidigen?'"[127] Allem Anschein nach ist es Karl Kochs Intervention zuzuschreiben, dass Martin Heilmann doch noch nachträglich eine Einladung zur Tagung der Bekenntnissynode erhielt.[128]

122 S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 322 Nr. 4056.
123 Meyer an Koch. Gladbeck, 15. April 1936. S. 1f. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.
124 A.a.O., S. 2.
125 Im Zitat gestrichen: „nach III Abs. 2".
126 Ebd.
127 A.a.O., S. 3.
128 Heilmann an Lücking. Gladbeck, 18. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.

5. Die Schwerpunkte der Beratung und die Beschlussfassung der Bekenntnissynode

Am Sonntag Quasimodogeniti, dem 19. April 1936, kamen die Synodalen dann wie geplant in der Dortmunder Marienkirche zum Eröffnungsgottesdienst zusamen;[129] Pfarrer Werdermann[130] (Witten) legte in der Predigt das Evangelium Johannes 20,19-31 aus: „Der Auferstandene schenkt den Seinen den Frieden, der Auferstandene mahnt die Seinen zum Glauben."[131] Danach nahm die Bekenntnissynode, die aus 134 Mitgliedern bestand,[132] im Reinoldinum[133] um 16.40 Uhr ihre Arbeit auf.[134] Die Beratungen sollten aber einen doch sehr anderen Verlauf nehmen, als er an sich geplant war. Denn als ein beherrschendes Thema sollte sich durch die gesamte Tagung der Synode hindurch eine Geschäftsordnungsdebatte ziehen; sie nahm gleich mit dem Namensaufruf der Synodalen ihren Anfang, indem der Dortmunder Synodale Gerhard Stratenwerth[135] eine Erklärung des Bruderrates „über die Berufung der beiden Brüder Heilmann und Lügde[136]" – also zu den beiden auch im Provinzialkirchenausschuss tätigen Mitgliedern der Synode – wünschte.[137] Daraus entspann sich sofort eine heftige Debatte, ob die Genannten rechtmäßig an der Bekenntnissynode teilnähmen, wobei die gegensätzlichen Auffassungen über die Grenzen des Rechtes der Bekenntnissynode wie auch der des Rechtes der landes- und reichskirchlichen Gremien der Bekennenden Kirche hart aufeinanderprallten; zu ersehen ist das auf den ersten Blick bereits daran, dass mehr als 180 Seiten der insgesamt 330-seitigen wörtlichen Aufnahme der Synodalverhandlungen direkt oder mittelbar der Auseinandersetzung über diese Frage sowie der (daran angrenzenden) Thematik der vier Tage zuvor, am 15. April 1936 publizierten Mitteilung über die Einrichtung einen doppelten Geistlichen Leitung für die Kirchenprovinz Westfalen gewidmet sind.[138] Dieser weitgreifenden Debatte ist es auch zuzuschreiben, dass die Synodaltagung nicht wie geplant gegen 22.00 Uhr, sondern erst in der Frühe des Montags um 2.00 Uhr zum Ende kam – und das nicht etwa mit einem überschwengli-

129 Bericht über die 3. Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode am 19. April 1936 in Dortmund. Als Manuskript gedruckt. Dortmund o.J. [1936]. S. 3.
130 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 548 Nr. 6806.
131 Bericht (wie Anm. 129), S. 3.
132 Liste der Synodalen s. LkArch Bielefeld 5.1–846.1
133 So Protokollnotizen (von unbekannter Hand). Dortmund, 19. April 1936. KKA Bielefeld Superintendentur (neu) 4.
134 Verhandlungsniederschrift über die 3. Tagung der Westfälische Bekenntnissynode (Verhandlungsniederschrift BS 1936). Dortmund, 19./20. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.2. S. 1.
135 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 498 Nr. 6182.
136 Richtig: Lütje.
137 Verhandlungsniederschrift BS 1936. Dortmund, 19./20. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847,2. S. 3.
138 S. a.a.O. S. 4-16.116-128.146-189.202-319.

chen Dankchoral, sondern mit zwei Strophen aus dem Abendlied „Die Nacht ist kommen, drin wir ruhen sollen"[139] – das mit der demütigen Bitte schließt: „Frist' unser Leben, wollst die Sünd' vergeben, / erlös uns, Amen."[140]

In der langen Debatte über die streitigen Punkte wurden wirklich neue Gesichtspunkte nicht geltend gemacht. Besonders der Gladbecker Pfarrer Friedrich Meier[141] insistierte darauf, dass die Bekenntnissynode es ihrer Entstehung schuldig sei, dezidiert am herkömmlichen, durch die Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung bestimmten kirchlichen Recht festzuhalten, während dahlemitisch orientierte Synodale um der Realisierung einer einheitlichen Leitung der Bekennenden Kirche willen dafür eintraten, sich zur Frage der Kirchenausschüsse zumindest in allen preußischen Kirchenprovinzen in vergleichbarer Weise zu positionieren – sprich: eine Mitarbeit kategorisch abzulehnen; besonders Karl Lücking verwandte sich dafür. Schließlich kam es zu einer Abstimmung, bei der die Synode zunächst einmütig dem Satz zustimmte, dass dem Bruderrat für seine im Dienste der Kirche geleistete Arbeit gedankt werde.[142] Die anschließende Formulierung, dass der Bruderrat beauftragt werde, das Amt der Kirchenleitung wie bisher unbeirrt fortzusetzen, fand hingegen drei Gegenstimmen und elf Enthaltungen.[143] Mit überwältigender Mehrheit wurde schließlich der Antrag angenommen, dass der Bruderrat die von Karl Lücking der Synode vorgetragenen Richtlinien bei seiner Arbeit berücksichtigen solle –[144] allerdings nur mit einem Zusatz, den der Synodale Gerhard Stratenwerth zunächst so einbrachte: „In Ergänzung zu dem, was wir vorher beschlossen haben, und um gleichzeitig zum Ausdruck zu bringen, dass die Synode in diesem Augenblicke weder etwas präjudizieren noch auch eine Entscheidung treffen kann, einfach weil die Materie nicht genügend geprüft ist, bringe ich folgenden Antrag ein: Der Bruderrat wird beauftragt, alsbald in die Prüfung der Verordnung des Provinzialkirchenausschusses vom 15. April 1936 einzutreten und der Synode eine Vorlage zu machen, die Gegenstand der nächsten Tagung ist, auf der die Synode entscheidet, ob sie den Praeses ermächtigt, dem in der Verordnung enthaltenen Angebot Folge zu leisten."[145] Noch einmal schloss sich ein zähes Ringen um die genaue Formulierung an –[146] mit dem Ergebnis, dass schließlich der Bruderrat selbst beauftragt wurde,

[139] Heute Evangelisches Gesangbuch. Ausgabe für die Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche. Sonderausgabe der 3. überarbeiteten Auflage in neuer Rechtschreibung. Kiel 2003. (EG) Nr. 471.

[140] A.a.O., Strophe 5. – S. Verhandlungsniederschrift BS 1936. Dortmund, 19./20. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.2. S. 330f; Zitat S. 331.

[141] Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 322 Nr. 4056.

[142] S. Verhandlungsniederschrift BS 1936. Dortmund, 19./20. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.2. S. 281.

[143] A.a.O., S. 281.283.

[144] A.a.O., S. 283.

[145] A.a.O., S. 284.

[146] A.a.O., S. 284-302.

einen Ausschuss zur Prüfung der genannten Frage zu bestellen und dazu einige Synodale zuzuziehen.[147]

Für die Debatte der übrigen Themen der Synode blieb nur ein sehr begrenzter Zeitraum – insbesondere die für den Abschluss der Tagung vorgesehene Wahl eines neuen Bruderrates geriet angesichts der vorgerückten Zeit – es war bereits weit nach 1.30 Uhr – zu einer bloßen Formsache, obwohl mit ihr eine erhebliche strukturelle Veränderung einherging. Denn der von der Synode gebildete Tagungsausschuss schlug vor, die Zahl der Bruderratsmitglieder nicht nur (wie vom Bruderrat selbst vorgeschlagen) von acht auf 16, sondern sogar auf 18 Personen zu erhöhen.[148] Die Namen der zur Wahl Vorgeschlagenen wurden eilig verlesen und dem Bruderrat anheimgegeben, einen „Rat zur Führung der laufenden Geschäfte" zu bestellen.[149] Da sich kein Widerspruch aus der Synode erhob, galt beides – im Handumdrehen, aber ohne Handaufheben, also ohne eine aktiv vollzogene Wahlhandlung – als genehmigt.[150] Zu einer völligen Farce geriet die Berufung der Abgeordneten für die nächste Tagung der preußischen Bekenntnissynode – hier folgte die Synode ohne jede Einrede dem Vorschlag Karl Lückings, wegen der vorgerückten Zeit

147 A.a.O., S. 302. – Der Bruderrat berief in seiner Sitzung am 28. April 1936 neben Präses Koch die Synodalen Fritz von Bodelschwingh, Karl Lücking, Superintendent Karl Heuner, Pfarrer Lic. Werdermann, Dr. Wichern, Hueck und Johannes Klevinghaus in diesen Ausschuss, dem der Auftrag erteilt wurde, „bezügl[ich] der Legitimation der Synodalen Pf[arre]r Heilmann und Dr. Lütje für [die] Westf[älische] Bekenntnissynode eine Vorlage zu machen"; s. Protokoll Westfälischer Bruderrat. Dortmund, 28. April 1936. Nr. 3; Nr. 4. LkArch Bielefeld 5.1–235.1; Zitat Nr. 4.

148 S. Verhandlungsniederschrift BS 1936. Dortmund, 19./20. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.2, S. 322.

149 S. a.a.O., S. 322-327. – In den Bruderrat berufen wurden auf diese Weise die Synodalen Präses Koch–Bad Oeynhausen, Pfarrer Lücking–Dortmund, Pfarrer Brandes–Lengerich, Pfarrer Lic. van Randenborgh–Iserlohn, Pfarrer Niemöller–Bielefeld, Pfarrer Dahlkötter–Lippstadt, Pfarrer Steil–Holsterhausen, Oberarzt Dr. Wichern–Bielefeld, Diplom-Ingenieur Reinacher–Weidenau, Betriebsinspektor Beckers–Bochum, Dr. med. Schlaaf–Lippstadt, Küster Eickhoff–Dortmund, Bauer Huckriede–Lengerich, Superintendent Niemann–Herford, Pfarrer Merz–Bethel und Fabrikant Hueck–Lüdenscheid; die Namen sind zu erschließen aus der Liste der An- und Abwesenden bei der ersten Sitzung des Westfälischen Bruderrates in seiner personell erweiterten Form am 28. April 1936; s. Protokoll Westfälischer Bruderrat. Dortmund, 28. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–236,1; vgl. auch später Amtliche Mitteilungen der Westfälischen Bekenntnissynode. Herausgeber: Der Rat der Westfälischen Bekenntnissynode. Als Manuskript gedruckt. Dortmund, den 5. Mai 1936. Nr. 1d). – Der Bruderrat berief in dieser Sitzung auch den (geschäftsführenden) Rat: „Präses D. Koch, Pf[arre]r Lücking, Pf[arre]r Steil, Sup[erintendent] Heuner, Pf[arre]r Lic[entiat] van Randenborgh. Dazu soll der noch zu erwählende Jurist treten." So Protokoll Westfälischer Bruderrat. Dortmund, 28. April 1936. Nr. 2. LkArch Bielefeld 5.1–236.1; vgl. Amtliche Mitteilungen der Westfälischen Bekenntnissynode. Herausgeber: Der Rat der Westfälischen Bekenntnissynode. Als Manuskript gedruckt. Dortmund, den 5. Mai 1936. Nr. 2.

150 S. Verhandlungsniederschrift BS 1936. Dortmund, 19./20. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.2, S. 327.

die Bestimmung dieser Synodalen nicht selbst vorzunehmen, sondern dem Bruderrat zu übertragen.[151]

Größere Sorgfalt vermochte die Synode angesichts der schon genannten beherrschenden Themen nur für die Diskussion des einleitenden Referates von Lic. Gottfried van Randenborgh „Die Einheit der Kirche"[152]

151 A.a.O. S. 321. – Zu Synodalen der altpreußischen Bekenntnissynode bestimmte der Bruderrat: „Pf[arre]r Steil, Pf[arre]r Dahlkötter, P[farrer] D. Merz, Pf[arre]r Niemöller, Pf[arre]r van Randenborgh, Pf[arre]r Busch, Dr. Wichern, Eickhoff, Prof[essor] D. Schmitz, Dr. Schlaaf, Reinacher, Hueck"; so Protokoll Westfälischer Bruderrat. Dortmund, 28. April 1936. Nr. 16. LkArch Bielefeld 5.1–236.1.

152 S. Randenborgh, G[ottfried] van: „Die Einheit der Kirche". Leitsätze der 3. Westfälischen Bekenntnissynode. In: Bericht über die 3. Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode am 19. April 1936 in Dortmund. Als Manuskript gedruckt. Dortmund o. J. [1936]. S. 1-4: Leitsätze von Pf[arre]r van Randenborgh, Dortmund, 19. April 1936. LkArch Bielefeld, 4.1 N1–131. „1. Die Einheit der Kirche als *Gnadengeschenk des dreieinigen Gottes* (Ephes[er] 4,4-6) ist der Grund, auf dem die Bekennende Kirche gebaut wurde. Die Einheit der Kirche als *menschliche ‚Uniform'* ist das Ziel, von dem die D[eutschen] C[hristen] vorwärts getrieben werden. | I. | 2. Da die Einheit der Kirche Gnadengeschenk Gottes ist, kann sie weder durch *Anwendung eines politischen Führerprinzips* noch durch *Einführung eines mit Lehrautorität ausgestatteten Bischofsamtes*, weder auf *völkischem* noch auf *diktatorisch-lehrgesetzlichem Wege* hergestellt werden. 3. Die Einheit der Kirche ist *gebunden an die Kennzeichen der Kirche:* die *Predigt des Evangeliums* und die Spendung der Sakramente (C[onfessio]A[ugustana Art.] VII). Sie wird Wirklichkeit da, wo das Evangelium *im Glauben gehört* und die Sakramente *im Glauben empfangen* werden. *Gott wirkt den Glauben, wo und wann er will,* durch die an Wort und Sakrament gebundene Gabe des Heiligen Geistes (C[onfessio] A[ugustana Art.] V). 4. Aus der Einheit der Kirche als Gabe Gottes folgt *unsere Aufgabe: ‚Seid fleissig zu halten die Einigkeit im Geist!'* (Ephes[er] 4,3) Einigkeit im Geist, d[as] h[eißt] im Heiligen Geist, kann *nur da sein, wo das Evangelium recht verkündet und die Sakramente schriftgemäss verwaltet werden.* Alles menschliche Streben nach Einigkeit oder Einheit der Kirche, das diese Sorge ausser Acht lässt oder als nebensächlich behandelt, ist Ungehorsam gegen Gott. (Ephes[er] 4,15 ‚Seid *wahr* in der Liebe!' u[nd] C[onfessio]A[ugustana Art.] VII 2. Teil). | II. | 5. Daraus ergibt sich, dass der *vom Staat eingeschlagene Weg* der Finanzabteilungen und der *Kirchenausschüsse,* die den Anspruch auf Kirchenleitung erheben, *die Einheit der Kirche nicht fördert oder gar sichert,* sondern sie *aufs schwerste gefährdet.* Denn auf diese Weise wird der Zwiespältigkeit der Verkündigung in der Kirche nicht gewehrt, sondern es wird ihr grundsätzlich ein allerdings beschränktes Recht eingeräumt. (V[er]gl[eiche] Kundgeb[ung] der [/2] bay[e]r[ischen] Landeskirche vom 13.11.[19]36 IV, 4. Abs[atz]. *‚Die Einheit der Kirche beruht in der Einheit der Lehre.* Daher muss das Kirchenregiment darüber wachen, dass *nicht zweierlei Lehre und Verkündigung* nebeneinander bestehen, und kann daher auch *nicht zweierlei Gottesdienste* in einer Gemeinde zulassen. Es ist ihr (der Kirche) *nicht gestattet, zu falscher Lehre zu schweigen* oder um des Friedens und um einer äusserlichen Einigkeit willen *falsche Lehre neben der rechten zu dulden*".) 6. Das *Wächteramt über die Reinheit der Verkündigung* ist die wichtigste Aufgabe der Kirchenleitung. *Dieses Amt wahrzunehmen, sind die Kirchen-Ausschüsse nicht im Stande* 1. wegen ihrer Zusammensetzung, 2. wegen ihres Auftrags und 3. wegen ihrer Bindung an Instanzen, die dem Bekenntnis der Kirche neutral gegenüberstehen. Daher zeigt auch *die bisherige Tätigkeit* der Kirchen-Ausschüsse deutlich ihre Unfähigkeit, der Zwiespältigkeit der Lehre und des Gottesdienstes zu wehren. Diese Unfähigkeit ergibt sich auch daraus, dass die Kirchen-Ausschüsse in ihrem Handeln die notwendige Abgrenzung gegenüber der Irrlehre, die auf der B[ekenntnis] S[ynode] in Barmen 1934 vollzogen wurde, bewusst ignorieren. 7. Das der Kirchenleitung obliegende Wächteramt über die Verkündigung ist seit 1934 von den *durch die Beken-*

nende Kirche berufenen Organen der Leitung übernommen und mit Klarheit durchgeführt worden. Sie sind an den ihnen von der Kirche gegebenen Auftrag gebunden. *Die Kirchenleitung,* die ihnen nach Schrift und Bekenntnis zusteht, *kann ihnen auch vom Staat nicht abgesprochen werden.* (V[er]gl[eiche] Schmalk[aldische] Art[ikel] Tractatus 66 f[olgende]. ‚Solche Gewalt ist ein Geschenk, welches der Kirche eigentlich von Gott gegeben und von keiner menschlichen Gewalt der Kirche genommen werden kann.') Die Kirche kann dieses Wächteramt nicht entbehren, auch nicht für einen vielleicht kurz bemessenen Zwischenzustand (zumal nicht in ihrer gegenwärtigen Lage). Darum haben die von der B[ekennenden] K[irche] berufenen Organe der Leitung ihr Amt solange wahrzunehmen, bis eine andere Kirchenleitung vorhanden ist, die auf unangefochtener Bekenntnis- und Rechtsgrundlage steht. 8. *Die leitenden Organe der B[ekennenden] K[irche]* sind also um der Not der Kirche willen *verpflichtet, ihr Amt weiterzuführen.* Wenn *ein Glied* [/3] *der B[ekennenden] K[irche] das Vertrauen zu ihnen untergräbt, macht* es sich schuldig der Kirche gegenüber. Es *zerstört* damit an seinem Teil *die Einheit der Kirche,* anstatt sie, soviel an ihm ist, zu halten und zu wahren. Die Oeynhauser Bekenntnis-Synode sagt von der Kirchenleitung: ‚Nach der Verheisssung: Wer euch hört, hört mich (Luk[as] 10,16) hat die Leitung der Kirche Pfarrer und Gemeinden *in die Pflicht des Herrn der Kirche zu nehmen.* Die Glieder der Kirche haben die *Verantwortung, den Trägern dieses Amtes Gehorsam zu leisten als dem Herrn* und nicht den Menschen. Eine *Kirchenleitung, die den Gehorsam gegen die Heilige Schrift und die Bindung an die Bekenntnisse der Kirche verleugnet, verwirkt ihren Anspruch auf Leitung* und zwingt die Kirche, an ihrer Statt eine andere Leitung zu setzen.' (V[er]gl[eiche] auch C[onfessio]A[ugustana] XXVIII 21 f[olgende]). Wenn ein Glied der B[ekennenden] K[irche] den Organen der Leitung den *schuldigen Gehorsam verweigert,* ohne dabei das Recht dieser Gehorsamsverweigerung aus Schrift und Bekenntnis begründen zu können, muss es um der Einheit der Kirche willen in *Kirchenzucht* genommen werden. Es geht hier nicht um äussere Geschlossenheit, sondern um innere Einheit der Kirche. Nur dann wird ihr in rechter Weise gedient, wenn die Organe der B[ekennenden] K[irche] sich selbst als Kirchenregiment im Vollsinn des Wortes ernst nehmen, und wenn jedes Glied der Kirche in Verantwortung vor Gott ihnen als Kirchenregiment den schuldigen Gehorsam leistet. | III. | 9. Die B[ekennende] K[irche] hat auf ihrem Wege von Barmen 1934 bis Oeyhausen 1936 im Gehorsam gegen das Wort Gottes und das Bekenntnis der Kirche den Anspruch erhoben und festgehalten, *die rechtmässige Kirche zu sein* und damit auch die rechtmässige Sachwalterin der D[eutschen] E[vangelischen] K[irche]. Auf der Bekenntnissynode in Barmen hat sie als solche die klare Abgrenzung vollzogen gegenüber der Irrlehre der D[eutschen] C[hristen]. Die *Ausscheidung der D[eutschen] C[hristen],* wie sie durch die Beschlüsse der Bekenntnissynode in Dahlem angebahnt wurde, ist aber bisher noch nicht so vollzogen worden, wie es um der Reinheit der Verkündigung willen nötig wäre. Ist der *Abbruch der äusseren Kirchengemeinschaft mit den D[eutschen] C[hristen]* jetzt die notwendige Folge der Beschlüsse von Dahlem? Oder ist es der B[ekennenden] K[irche] möglich, an[/4]gesichts des dringenden Wunsches des Staates, der eine Kirchentrennung jedenfalls vermieden sehen möchte, und angesichts des äusseren Zurückweichens offener Irrlehre bei den D[eutschen] C[hristen] die äussere Kirchengemeinschaft mit den D[eutschen] C[hristen] zunächst noch aufrechtzuerhalten? 10. Die Möglichkeit erscheint nur dann gegeben, *wenn der Staat* um des gegenwärtigen Notzustandes willen *die Kirche in ein befristetes Simultaneum hineinzwingt,* durch das gewährleistet ist, dass für diese Zeit die *Kirchenleitung der B[ekennenden] K[irche] in Händen von Organen liegt, die von der B[ekennenden] K[irche] selbst berufen sind.* | IV. | 11. Echtes Kirchenregiment ist an die Heilige Schrift und an das *Bekenntnis der Kirche* gebunden. Die Bindung an die Heilige Schrift allein genügt nicht. 12. Die *Union* hat in unserer Kirchenprovinz nicht zu einer völligen Verwischung der Bekenntnisunterschiede zwischen dem lutherischen und reformierten Bekenntnis geführt, sondern in mancher Beziehung zu einer gegenseitigen Befruchtung und Ergänzung der beiden Bekenntnisbestimmtheiten. 13. Die *theolo-*

aufzuwenden; eine eigene Beschlussfassung erfolgte aber auch dazu nicht, Randenborghs Thesen zur konfessionellen Frage –[153] denen im Einzelnen nachzugehen hier nicht hinreichend Raum ist – wurden vielmehr den Bekenntniskreissynoden zur Durcharbeitung und Stellungnahme übergeben.[154] Und ein Antrag des Schulausschusses, der sich unter anderem für eine Intensivierung der Schulung der Elternschaft einsetzte, um so eine in rechter Weise geschehende evangelische Erziehung sicherzustellen,[155] fand zwar einmütige Annahme durch die Synode, wurde aber zur endgültigen Redaktion ebenfalls dem Bruderrat überwiesen.[156] Nicht anders erging es weiteren, erst kurzfristig vor Beginn der

gische Erklärung der ersten Bekenntnissynode zu *Barmen* ist kein Unionsbekenntnis und will es auch nicht sein. Aber sie enthält das gegenüber der Irrlehre unserer Zeit gebotene Zeugnis, das von Lutheranern, Reformierten und Unierten gemeinsam bezeugt wurde. 14. Daraus ergibt sich, dass zwischen der Lehre und dem Glauben der D[eutschen] C[hristen] und der Lehre und dem Glauben der B[ekennenden] K[irche] nicht nur eine tiefere Kluft, sondern auch ein *wesentlich anderer* Unterschied besteht als zwischen der Lehre der lutherischen und der Lehre der reformierten Kirche. 15. Daraus ergibt sich zweitens die *Aufgabe*, in verantwortlicher theologischer Arbeit die Fragen zu klären, 1. worin nach der gegenwärtigen Kirchenlehre die *Bekenntnisunterschiede* zwischen Lutheranern und Reformierten bestehen, 2. ob diese Unterschiede so gross sind, dass sie *in einer Kirche* nicht [/5] *zusammen* bestehen können, und 3. ob sich auf Grund dieser wahrheitsgemässen Gegenüberstellung nicht doch eine so starke Bezeugung des gemeinsamen Schriftverständnisses und Glaubensbekenntnisses ergibt, dass auf diesem Grunde eine *echte Bekenntnisunion* erwachsen könnte. 16. Diese verantwortliche theologische Arbeit darf in einer Unionskirche auch deshalb nicht ruhen, weil nur auf diese Weise dafür Sorge getragen werden kann, dass das *Kirchenregiment in Bindung an das Bekenntnis der Kirche* ausgeübt wird. Zugleich ist das der Beitrag, den unsere Westfälische Provinzialkirche auf Grund ihrer Geschichte der D[eutschen] E[vangelischen] K[irche] auf ihrem Wege zu echter und kirchlicher Einheit schuldet."

153 S. zu deren Aspekten Danielsmeyer, Koch (wie Anm. 12), S. 10f.

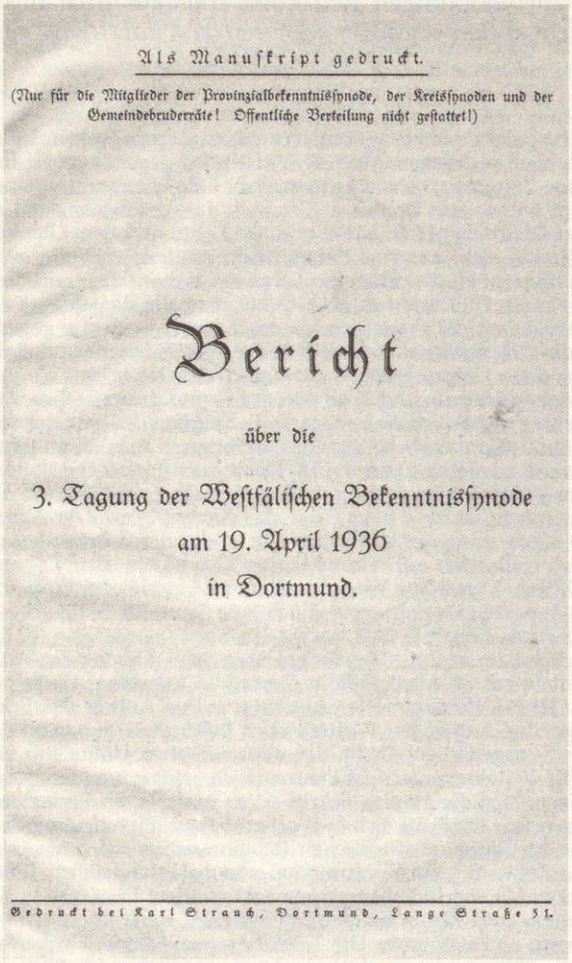
154 Bericht (wie Anm. 129), S. 7.

155 Antrag des Schulausschusses. In: Bericht über die 3. Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode am 19. April 1936 in Dortmund. Als Manuskript gedruckt. Dortmund o. J. [1936]. [unpaginierter Anhang]. – Der Antrag des Schulausschusses schloss folgenden Antrag der Westfälischen Bekenntnissynode an die Bekenntnissynode der Evangelischen Kirche der altpreußischen Union mit ein (ebd.): „Als evangelischer Religionsunterricht kann nur ein solcher angesehen werden, dessen alleinige Grundlage die Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments ist und der von Lehrern erteilt wird, die sich in Wort und Tat zur evangelischen Gemeinde bekennen. Wo für diesen evangelischen Religionsunterricht keine Gewähr gegeben ist, muß die Zulassung zur Konfirmation von der erfolgreichen Teilnahme an einem kirchlichen Unterricht abhängig gemacht werden. Dieser ist von dem üblichen Katechumenen- und Konfirmandenunterricht zu scheiden und nach Inhalt und Umfang genau zu bestimmen. Die Teilnahme von Minderjährigen setzt eine Verpflichtung der Eltern voraus, dass sie den Jugendlichen im Sinn des Unterrichts beeinflussen wollen. Richtlinien für diesen Unterricht und für die Ausbildung der dafür nötigen theologischen und diakonischen Hilfskräfte sind alsbald aufzustellen." – Als praktische Folge dieses Vorhabens ist die Einführung des dem Kirchlichen Unterricht vorgeschalteten Vorkatechumenenjahrs in vielen westfälischen Kirchengemeinden zu sehen.

156 Bericht (wie Anm. 129), S. 6.

Synodaltagung vorgelegten[157] Anträgen vom Provinzialdienst für Arbeit unter höheren Schülern[158] und der westfälischen Theologinnen;[159] hinsichtlich eines letzten, zur Pressearbeit gestellten Antrags, verzichtete die Synode ganz auf eine Beschlussfassung, weil Präses Koch zusagte, die Weichen für Gespräche im Sinne des Antrags seinerseits zu stellen.[160]

6. Nachwehen



Als Manuskript gedruckt.

(Nur für die Mitglieder der Provinzialbekenntnissynode, der Kreissynoden und der Gemeindebruderräte! Öffentliche Verteilung nicht gestattet!)

Bericht

über die

3. Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode

am 19. April 1936

in Dortmund.

Gedruckt bei Karl Strauch, Dortmund, Lange Straße 51.

157 So zu ersehen aus Verhandlungsniederschrift BS 1936. Dortmund, 19./20. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.2, S. 143 bzw. S. 145.

158 Bericht (wie Anm. 129), S. 6.

159 Ebd.

160 A.a.O., S. 7.

Angesichts des tatsächlichen Verlaufs der Bekenntnissynode gehört es zu den wirklich bemerkenswerten, zugleich aber auch in höchstem Maße fragwürdigen Leistungen der Geschäftsstelle der Bekenntnissynode, in dem als Manuskript gedruckten, nur für die Mitglieder der Synode, der Kreissynoden und der Gemeindebruderräte bestimmten Bericht über die Dortmunder Synodaltagung die gesamte langwierige Auseinandersetzung über die Legitimation der Synodalen Heilmann und Dr. Lütje auf nur einen einzigen Satz schrumpfen zu lassen: „Eine Beschlussfassung über das Votum des Legitimationsausschusses wurde nach längerer Aussprache vertagt."[161] Und auch hinsichtlich der Frage der Geistlichen Leitung und des Verhältnisses der Bekenntnissynode und ihrer Organe zum Provinzialkirchenausschuss hieß es nur lapidar: „Die Frage der Zusammenarbeit mit dem Provinzialkirchenausschuss stand als ungelöstes Problem vor der Synode. Ein vom Bruderrat zu bildender Ausschuß wird sich mit dieser Frage befassen. Die bedeutsame Entscheidung über diesen Gegenstand wird voraussichtlich den abermaligen baldigen Zusammentritt der Synode erfordern."[162] In beiden strittigen Hauptfragen war zum Schluss der Debatte de facto nicht mehr als eine Vertagung zu erreichen gewesen.

Um so mehr erstaunt es da, dass Wilhelm Niemöller das Ergebnis der Synode in seiner 1952 veröffentlichten Darstellung „Bekennende Kirche in Westfalen" als Triumph der dahlemitisch orientierten Synodalen gegenüber der von Karl Koch und auch Fritz von Bodelschwingh vertretenen Auffassung dargestellt hat: „Das Ergebnis war also, daß mindestens 90% der Synode der Auffassung des preußischen Bruderrates beipflichteten und ausdrücklich bei den Beschlüssen von Dahlem und Barmen verblieben. Die Gefahr einer Zersplitterung oder Lähmung der Bekennenden Kirche war abgewehrt."[163] Hier hat Wilhelm Niemöller, der als Synodaler Augenzeuge des Geschehens war,[164] offenbar einen arg verklärt erinnerten eigenen Eindruck von dieser Synodaltagung in seine Geschichtsschreibung einfließen lassen; – ihm ist jedenfalls entgegenzuhalten, was Fritz von Bodelschwingh zwei Tage nach der Synode dem württembergischen Landesbischof Theophil Wurm dazu schrieb: „Wir hatten am Sonntag eine kurze Westfälische Bekenntnissynode. Sie verlief in durchaus würdigen Formen und vermied eine Spaltung. Freilich gelang das nur dadurch, dass wichtige Fragen zurückgestellt wurden. Mir wurde wieder deutlich, dass eine solche Synode heute kaum zu einer Urteilsbildung und Entscheidung in der Lage ist, weil nur ganz wenige Mitglieder ein Bild der wirklichen Lage haben und darum von dem Urteil einzelner viel zu sehr abhängig sind. Da kann dann nur zu leicht die Ge-

161 A.a.O., S. 6.
162 A.a.O., S. 8.
163 Niemöller, Kirche (wie Anm. 8), S. 190f.
164 S. die Liste der Abgeordneten der Synode. Dortmund, 19. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–846.1. Wilhelm Niemöller wird darin als Abgeordneter aus dem Kirchenkreis Bielefeld verzeichnet.

fahr erwachsen, von der mir kürzlich eins der angesehensten Laienmitglieder eines östlichen Bruderrates sprach: Wir handeln heute vielfach aus der Angst, nicht tapfer zu erscheinen."[165] Und gegenüber dem rheinischen Generalsuperintendenten Ernst Stoltenhoff bekundete Bodelschwingh: „Gut kann ich mir vorstellen, daß die zu Euch gekommenen Nachrichten über die Dortmunder Synode kein klares Bild ergeben. Auch für uns Teilnehmer der Tagung war es schwer, eine einheitliche Schau zu gewinnen. [...] Denn nur ganz wenige Leute können über die Hintergründe der Lage unterrichtet sein. Und über viele wichtige Dinge ist es unmöglich, in so großem Kreise zu sprechen, zumal es heute eine Vertraulichkeit nicht mehr gibt."[166] Gegenüber Präses Karl Koch wurde Bodelschwingh noch deutlicher; er wiederholte nicht nur eine generelle Skepsis gegenüber Synodalentscheidungen, die er schon gegenüber Stoltenhoff bekundet hatte,[167] sondern ergänzte: „Der Bruderrat wird über die ungelöst gebliebene Frage der Mandate von Pastor Heilmann und Dr. Lütje weiter zu sprechen haben. Schon an diesem Punkt bricht das Problem auf, das in Dortmund hinter allem übrigen stand: Kann und darf sich die Westfälische Synode ohne eigene Prüfung unter die von Dahlem ausgehenden Verfügungen beugen? Die Frage ist schon dadurch ernst geworden, dass der Präses der Westfälischen Synode seine Trennung von dem Dahlemer Kreis vollzogen und dadurch öffentlich bekundet hat, dass er dessen Weg nicht weiter mitgehen könne und wolle. Seiner Auffassung stimmen viele Synodale zu. Wenn jetzt die mit Dahlem verbundenen Mitglieder des Bruderrates versuchen würden, die Synode durch ausdrückliche Beschlüsse auf dem Dahlemer Weg zu nötigen, wird die Bekennende Kirche Westfalens daran zerbrechen. Ich kann nur dringend davon abraten. Man sollte vielmehr die Berliner Stellen davon überzeugen, daß Frieden nie durch Zwang und Einheit nie durch Majoritätsbeschlüsse herzustellen ist. [...] Nach wie vor bin ich der Meinung, daß wir kein Recht haben, die vom PKA vorgeschlagene Regelung der Geistlichen Leitung einfach abzulehnen. Es müsste vielmehr ernstlich versucht werden, die noch bestehenden Unklarheiten zu beseitigen. Der einfachste Weg scheint mir zu sein, daß Sie unbesorgt die geistliche Leitung in vollem Umfange und so intensiv wie möglich in die Hand nehmen und für die ganze Provinz spürbar werden lassen. Durch ein solches entschlossenes Handeln würde sich besser als durch die längsten theore-

165 Bodelschwingh an Wurm. Bethel, 22. April 1936. HArch Bethel 2/39–66, S. [2f].

166 Bodelschwingh an Stoltenhoff. Bethel, 24. April 1936. AEKR Düsseldorf Nachlass Stoltenhoff 913.

167 „Es sind nur wenige Mitglieder über die wirkliche Lage unterrichtet. Die übrigen sind von einer kurzfristigen Orientierung und stimmungsmäßigen Eindrücken abhängig. Dabei wird eine zahlenmäßig kleine, aber in entschlossenem Willen geeinte Gruppe immer die Führung bekommen. Ein Widerstand dagegen ist vergeblich, weil man über die zartesten und darum entscheidensten Dinge in so großem Kreis nicht sprechen kann." Bodelschwingh an Koch. Bethel, 25. April 1936. S. [1f]. HArch Bethel 2/39–79.

tischen Erwägungen zeigen, wie die praktische Zusammenarbeit mit dem PKA auf der einen und dem Bruderrat auf der anderen Seite gestaltet werden kann. Dabei könnte ja ruhig die endgültige Entscheidung offenbleiben und schließlich von der Synode getroffen werden."[168]

Insgesamt scheint die Synode genau das zwiespältige Bild hinterlassen zu haben, das Präses Koch von ihr schon im Vorfeld entwickelt hatte, als er am 15. April 1936 Karl Lücking schrieb, dass ihn die kommende Bekenntnissynode mit Bedenken erfülle – insbesondere deshalb, weil ihr keine Tagungen der Bekenntniskreissynoden vorangegangen seien, auf denen die gewichtigen Beratungsgegenstände vorab hätten erörtert werden können: „Wir haben geglaubt, die Bekenntnissynode auf mehrfachen Wunsch endlich einberufen zu müssen, allerdings dabei nicht bedacht, dass eine gründliche Vorbereitung in den kleineren Gremien der Kreissynoden doch überaus nötig sei, wie es ja bei den Provinzialsynoden früher auch immer gewesen ist. Ich rechne deshalb mit erheblichen Auseinandersetzungen und stehe unter dem Eindruck, dass diese eine Beeinträchtigung der Tagung bringen können."[169] Und das deckt sich wiederum mit der Wahrnehmung von Georg Merz[170], der zehn Tage nach der Synode Fritz von Bodelschwingh mitteilte, der Dortmunder Pfarrer Martin Stallmann habe von Laienberichten aus Dortmund und Lüdenscheid gewusst, „dass man schlechthin bestürzt die Synode verliess."[171]

7. Versäumnis, Zerrissenheit und Misstrauen – bittere Binnenperspektiven der westfälischen Bekennenden Kirche

Der begrenzte Rahmen eines Vortrags hat es nicht erlaubt, jeder Einzelheit des Synodalgeschehens am 19. April 1936 nachzugehen, die aus der wörtlichen Aufnahme der Verhandlungen zu ersehen ist. Die zentralen Probleme aber dürften deutlich geworden sein:

1. Nach ihrer ersten und zweiten Tagung Mitte März beziehungsweise Ende April 1934 hat es die Westfälische Bekenntnissynode versäumt, in einen kontinuierlichen Rhythmus der Beratungen einzutreten. Obwohl erhebliche Umbrüche der kirchenpolitischen Situation sowohl im November 1934 als auch im Verlauf des Jahres 1935 eintraten, wurde keine Versammlung einberufen. Auch an den jährlichen Turnus der Einberufung der Provinzialsynode, als deren Ersatz sich doch die Westfälische Bekenntnissynode selbst konstituiert hatte, sah man sich offenbar nicht gebunden. Das führte unter anderem dazu, dass noch bis zum Beginn des Jahres 1936 ungeklärt geblieben war, wer denn überhaupt als Synodaler der Bekenntnissynode gelten könne;

168 A.a.O., S. [2f].
169 Koch an Lücking. Bad Oeynhausen, 15. April 1936. LkArch Bielefeld 5.1–847.1.
170 Bauks, Pfarrer (wie Anm. 2), S. 328 Nr. 4125.
171 Merz an Bodelschwingh. Bethel, 29. April 1936. HArch Bethel 2/39–134.

eine entsprechende Übersicht musste sich die Geschäftsstelle der Bekennenden Kirche zu diesem Zeitpunkt erst durch eine vertrauliche Umfrage in den 24 westfälischen Kirchenkreisen verschaffen.[172]

2. Gewichtiger noch als die mangelnde Klärung der formalen Legitimation der Synodalen der Bekenntnissynode war, dass man auch versäumt hatte, sich beizeiten Rechenschaft darüber abzulegen, nach welchen kirchenrechtlichen Normen man als Bekenntnissynode in Westfalen arbeiten wollte, nachdem die bekenntniskirchliche Parallelstruktur presbyterial-synodaler kirchenleitender Organe im Laufe des Jahres 1934 eilig aufgebaut war. Während auf der Reichs- und der altpreußischen Ebene diverse Entwicklungen über die Anfänge hinaus stattfanden, unterblieb die an sich erforderliche Klärung, welche Bedeutung diese Fortentwicklungen für die Kirchenprovinz Westfalen haben konnten und sollten. Nicht einmal die Barmer Theologische Erklärung von 31. Mai 1934 war mangels Einberufung einer Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode von dieser offiziell rezipiert worden. Das sollte sich um so mehr als Problem erweisen, als die erforderlichen Klärungen erst unter den Verhältnissen des Jahres 1936 in Angriff genommen wurden. Zu diesem Zeitpunkt aber war man nicht mehr frei in der Erwägung, sondern stand unter dem Einfluss vielfacher und vielschichtiger kirchenpolitischer Absichten und Abzweckungen.
3. Das zwischen 1934 und 1936 bestehende Vakuum an synodal wahrgenommener kirchlicher Leitung und Rechtsetzung hatte das kleine Leitungsgremium des Bruderrats gefüllt. Solange dort keine Uneinigkeit über den generell einzuschlagenden Weg herrschte, wurde in dieser faktisch oligarchischen Form der Kirchenleitung, die noch durch den frischen, damals unverbrauchten Begriff der „Bruderschaft" (im Gegensatz zum sonst allseits proklamierten Führerprinzip) hinsichtlich ihrer tatsächlichen Wirkweise kaschiert war, kein Problem erkannt – und doch sollte es sich im Moment des Konflikts als eine fühlbare Be-

[172] S. Westfälische Bekenntnissynode (gez. Lücking) an Superintendenten der Westfälischen Bekenntnissynode. Dortmund, 13. Januar 1936. Archiv des Kirchenkreises Unna 115. In dem als „Vertraulich!" gekennzeichneten Rundschreiben wurde gefragt, welche Synodalen den betreffenden Kirchenkreis in der Bekenntnissynode verträten. In den versandten Fragebogen waren die in der Dortmunder Geschäftsstelle bekannten bzw. vermuteten Personen auf Grundlage der Akten über die erste Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode am 16. März 1934 vermerkt. Es wurde nun um Kontrolle und nötigenfalls um Korrektur bzw. Ergänzung gebeten, falls bei einer zwischenzeitlichen Tagung einer Bekenntniskreissynode andere Synodale für die Westfälische Bekenntnissynode gewählt worden seien. – Dass seit der zweiten Tagung der Westfälischen Bekenntnissynode am 29. April 1934 noch keine Klärung erfolgt war, wer mit Recht beanspruchen konnte, Mitglied der Westfälischen Bekenntnissynode zu sein, erstaunt auch deshalb, weil seitens der Bekennenden Kirche in der Auseinandersetzung mit den Deutschen Christen immer mit Nachdruck eingefordert worden war, unbedingt entsprechend der bestehenden kirchlichen Rechtsordnung und nicht willkürlich zu handeln.

lastung erweisen, dass faktisch der Bruderrat gegenüber der Bekenntnissynode stark, die Bekenntnissynode aber gegenüber dem Bruderrat schwach war – mangels regelmäßiger Zusammenkünfte der Synode sogar so schwach, dass die Westfälische Bekenntnissynode 1936 nach fast zweijähriger Pause zu fast gar keiner Beschlussfassung gelangte, die eine der zur Verhandlung anstehenden Fragen deutlich vorangebracht oder gar abgeschlossen hätte.

4. Bitter, zugleich aber auch symptomatisch ist die Beobachtung, dass man sich in den beiden einander widerstreitenden bekenntniskirchlichen Lagern im April 1936 (und damit ebenfalls nach nur zwei Jahren der Existenz der Bekennenden Kirche!) gegenseitig den Vorwurf machte, die jeweils andere Seite setze „DC-Methoden" ein – was ja nicht weniger hieß als: begehe Rechtsbruch und Verrat am Bekenntnis der Kirche. Die Schere zum Zerschneiden des Tischtuches wurde beiderseits gezückt und auch angesetzt. Sich mit der je eigenen Überzeugung und einer Mehrheit im Rücken durchzusetzen, gewann bei vielen Vorrang vor der Geduld, die es erfordert, nach Einmütigkeit zu streben.
5. Aus den sachlichen Gegensätzen wurden auf diese Weise alsbald auch persönliche Abständigkeiten – das gegenseitige Vertrauen wurde zunächst in Zweifel gezogen und schwand dann auch tatsächlich. Das hatte die bittere Folge, dass sich von 1936 an auch durch die Westfälische Bekennende Kirche ein sich mehr und mehr vertiefender Riss zog, der 1939 schließlich zum Ausscheiden Präses Kochs aus dem Westfälischen Bruderrat führte. Man hielt es nicht mehr miteinander aus – weil (und dies ist zuerst der dahlemitischen Seite zuzuschreiben) der prinzipientreue Anspruch auf das Wahren rechter Lehre verknüpft wurde mit einem Züge von Absolutheit tragenden Anspruch auf Gehorsam.
6. In der Sache beizupflichten ist dem Gladbecker Pfarrer Friedrich Meier, der die seit 1934 eingetretene Entwicklung scharfsichtig und ohne Rücksichtnahmen beschrieben hat – aber mit seiner konservativ-juridischen Perspektive einer unbeirrt präzisen Anwendung des durch Kirchenordnung und Synodalbeschlüsse gesetzten Rechts zwar bei Präses Karl Koch, nicht aber beim dahlemitisch geprägten Flügel der Synodalen Gehör zu finden vermochte. Das konsequente Beharren auf dem kirchenrechtlich wohlbegründeten Herkommen scheint gerade auch unter dem gesellschaftlichen und politischen Druck der nach Wandel verlangenden nationalsozialistischen Zeit in der Kirche keine besonders gute Konjunktur gehabt zu haben.

Insgesamt: Auch wenn es bitter ist – es bleibt wohl nur, hinsichtlich der 3. Westfälischen Bekenntnissynode der schon eingangs genannten Einsicht Hans Ehrenbergs beizupflichten, der in seinem Brief an Fritz von Bodelschwingh schließlich mit Blick auf die Synodaltagung schrieb: „Die Kirche ist nur dann Christi Kirche, wenn sie nicht auf das menschliche

Vertrauen ihrer Glieder unter einander aufgebaut ist. Es klingt zwar etwas paradox, aber ich sage gerne: die wahre Kirche ist die Kirche des Mis[s]trauens. Wieviel auf Menschen Bauen, ob auf sich selbst, ob auf den Anderen, ist noch in der B[ekennenden] K[irche]. Das muss alles erst noch ausgefegt werden!"[173] Am 19. und 20. April 1936 in Dortmund ist dies jedoch nicht gelungen.

[173] Hans Ehrenberg an Friedrich [genannt Fritz] von Bodelschwingh. Bochum, 2. Mai 1936. HArch Bethel 2/39–81. Ausfertigung, maschinenschriftlich.

Bericht

Dietrich Kluge

Tag der Westfälischen Kirchengeschichte 2010

Der Verein für Westfälische Kirchengeschichte ist bestrebt, die einzelnen Regionen Westfalens und deren Hauptorte möglichst gleichmäßig mit Tagungen, Vorträgen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen abzudecken, um deren doch recht unterschiedlicher Territorial- und Kirchengeschichte gerecht zu werden. Die angestrebte Gleichmäßigkeit ist allerdings nicht ganz leicht zu erreichen, weil organisatorische Zwänge, Jubiläen aller Art und das Gesetz von Angebot und Nachfrage ständig auf den Entscheidungsprozess einwirken, von Vorlieben und Abneigungen der Entscheidungsträger einmal abgesehen. Der Tagungsort Gütersloh kann als Beispiel dienen: Diese nicht ganz unbedeutende ostwestfälische Stadt, die in den westfälischen Geschichtsabläufen nur unregelmäßig auftaucht und oft im Schatten der benachbarten Hauptorte Bielefeld und Münster stand, hatte seit der Vereinsgründung schon dreimal als Tagungsort für die Jahrestagung gedient, aber das letzte Mal schon im Jahre 1978; sie war also wieder einmal an der Reihe. Es fand sich auch ein datumsmäßiger Anknüpfungspunkt, nämlich das 150-jährige Jubiläum der im Jahre 1861 eingeweihten Martin-Luther-Kirche. Da aber das eigentliche Jubiläumsjahr 2011 schon anderweitig vergeben war, wurde beschlossen, mit der Jahrestagung in das Kirchenjubiläum „hineinzufeiern", wie dies auch bei menschlichen Geburtstagen durchaus vorkommt. Diese Entscheidung war umso mehr gerechtfertigt, als die Martin-Luther-Kirche bereits im Sommer 1860 fertig gestellt war, aber erst im darauffolgenden Jahr offiziell eingeweiht wurde. So versammelten sich die Freunde der westfälischen Kirchengeschichte zu ihrer Jahrestagung am 24. und 25. September 2010 im Begegnungszentrum der Diakonie in der Gütersloher Kirchstraße.

Nach einem Empfang für den Vereinsvorstand durch Bürgermeisterin Unger im Rathaus I, einer Vorstandssitzung und einem Stehkaffee im Diakoniezentrum begann die eigentliche Jahrestagung am Freitagnachmittag mit Grußworten des neuen Vereinsvorsitzenden Prof. Dr. Christian Peters, des Vertreters des Kirchenkreises, Pfarrer Walczak-Detert, und des Leiters des Stadtmuseums, Dr. Rolf Westheider. Die Einladung des Letzteren zu einer geführten Besichtigung des Stadtmuseums in den Abendstunden scheiterte für die meisten Tagungsteilnehmer an Zeitmangel.

Sämtliche Tagungsvorträge sind im vorliegenden Jahrbuch abgedruckt und brauchen deshalb hier nicht in extenso wiedergegeben zu werden. Sie waren von einer ungewöhnlichen Vielseitigkeit gekenn-

zeichnet und behandelten auch Themen, die auf früheren Jahrestagungen selten oder nie vorgekommen waren. Der Vereinsvorsitzende Prof. Dr. Christian Peters aus Münster befasste sich in seinem Vortrag unter dem Obertitel „Kairo – London – Gütersloh" mit den Lebenserinnerungen des Bethel-Pfarrers Paul Klein (1876–1964), die dieser nach dem Ersten Weltkrieg, also lange vor seinem eigenen Tode, anlässlich des Todes seiner ersten Ehefrau für die gemeinsamen Kinder verfasst hatte. Diese Lebenserinnerungen decken naturgemäß nicht den zweiten Teil seiner beruflichen Tätigkeit in Bethel selbst während des Dritten Reiches und nach dem Zweiten Weltkrieg ab; diese Zeit, für die ebenfalls aussagekräftige Quellen vorliegen, kann und sollte vielleicht bei anderer Gelegenheit auch noch behandelt werden. Der zweite Vortrag von Dr. Hartmut Kühne aus Berlin unter dem Titel „Blomberg – Pyrmont – Bielefeld. Wallfahrten zu Wunderbrunnen vor und nach der Reformation" betraf sowohl die Frömmigkeitsgeschichte als auch die Geschichte der Medizin: ein Kapitel aus der Übergangszeit zwischen dem eher wundergläubigen Mittelalter und dem eher naturwissenschaftlich-kausalen Denken der Neuzeit. Der Abendvortrag von Dr. Ulrich Althöfer aus Bielefeld wandte sich dann der Geschichte der Gütersloher Martin-Luther-Kirche und damit dem eigentlichen Tagungsanlass zu. Der Titel des Vortrags war aber nachträglich präzisiert worden, um neben der herrlichen neugotischen Kirche auch deren Erbauer angemessen würdigen zu können; er lautete jetzt: „Gotisch – würdig – elegant. Die Martin-Luther-Kirche in Gütersloh. Architekt Christian Heiden und der neugotische Kirchenbau".

Am Samstag, dem 25. September 2010, nach der Morgenandacht in der Martin-Luther-Kirche unter Leitung des örtlichen Superintendenten Christian Heine-Göttelmann, referierte Claus Peter aus Hamm, der Glockensachverständige der Evangelischen Kirche von Westfalen, zur Glockengeschichte der Region Gütersloh. Unterstützt von Lichtbildern, machte er die Zuhörer mit den teilweise untereinander verwandten Glockengießerfamilien und mit den Schicksalen der von ihnen geschaffenen Glocken bekannt. Vor der Mitgliederversammlung endete das Vortragsprogramm mit einem überregionalen Thema: Prof. Dr. Jürgen Kampmann, jetzt an der Universität Tübingen tätig, sprach unter dem Titel „Die 3. Westfälische Bekenntnissynode in Dortmund am 19. April 1936" über einen wichtigen, aber in der bisherigen wissenschaftlichen Darstellung des Kirchenkampfes oft vernachlässigten Abschnitt in der konfliktreichen und auch tragischen Geschichte der Bekennenden Kirche Westfalens. In der nachfolgenden Diskussion wurde vor allem auch die Frage aufgeworfen, warum es keine weitere Bekenntnissynode in Westfalen gegeben habe und warum in dieser gefährlichen Epoche wie auch später die verhängnisvolle Neigung bestanden habe, sich an Verfahrensfragen festzubeißen und sachliche Meinungsverschiedenheiten persönlich zu nehmen, statt den Kampf gegen den gemeinsamen Gegner aufzunehmen und einmütig aufzutreten. Die Frage blieb letztlich unbeantwortet, zumal

der Verdacht besteht, dass auch die heute in weniger gefährlichen Zeiten Lebenden von solchen Verhaltensweisen keineswegs frei sind.

Nach der Mittagspause brach ein kleiner Teil der Tagungsteilnehmer in privaten Pkws auf in Richtung Bielefeld-Brackwede, um dort das riesige private Medienarchiv von Frank Becker zu besichtigen. Nachdem die Teilnehmer nach mühsamer Suche das Medienarchiv endlich an seinem Standort in einem früheren Kinogebäude gefunden hatten, tauchten sie unter der sachkundigen und ebenso begeisterten wie begeisternden Führung von Frank Becker ein in eine faszinierende und dem Normalbürger unbekannte Welt. In seinem Ton- und Filmarchiv hat der Kaufmann, der inzwischen auch den Titel „Archivpfleger für audiovisuelle Medien im Bereich der evangelischen Kirche" trägt, um die 10.000 Filme auf 45.000 Rollen und 20.000 Magnetbänder zusammengetragen, ergänzt durch entsprechende technische Geräte, gedruckte Literatur und Plakate. Keiner der Teilnehmer dürfte es bereut haben, an dieser außergewöhnlichen Exkursion teilgenommen zu haben.

Die Mitgliederversammlung am späten Samstagmorgen hatte einige Wahlen zu absolvieren, weil die letzte Mitgliederversammlung in Wetter an der Ruhr mit einer unvollständigen Vorstandswahl geendet hatte; zwei Vorstandssitze waren seinerzeit unbesetzt geblieben (vgl. den Bericht im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 2010, S. 425f). Diese Lücke wurde nunmehr durch die Nachwahl von Studienrätin Dr. Gesine Dronsz aus Minden und Landeskirchenrat Dr. Thomas Heinrich aus Bielefeld geschlossen. Anschließend wurde im Geschäftsführenden Vorstand eine Umbesetzung vorgenommen: Pfarrer Ulrich Rottschäfer aus Hiddenhausen wurde auf den vakanten Schatzmeisterposten gewählt, sein Vorgänger Landeskirchenrat Dr. Thomas Heinrich zu seinem Stellvertreter bestellt. Da die in Wetter an der Ruhr neben Oberstudiendirektor i. R. Fritz Achelpöhler zur Kassenprüferin gewählte Dr. Gesine Dronsz dieses Amt nicht neben ihrem neuen Vorstandsamt ausüben kann, wurde sie als solche ersetzt durch das Vereinsmitglied Hans Eberhard Brandhorst aus Minden.

Schließlich wurde in einer letzten Wahl der frühere Vereinsvorsitzende Landeskirchen-Archivdirektor i. R. Prof. Dr. Bernd Hey auf Antrag von Staatsarchivoberrat i. R. Dr. Wolfgang Knackstedt zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt. Leider konnte er sich dieser Ehrung nicht mehr lange erfreuen: Nur ein einziges Mal – am 14. Januar 2011 – konnte er noch als Ehrenmitglied an der Vorstandssitzung in Münster im Institut für Westfälische Kirchengeschichte teilnehmen, bevor er am 27. Januar 2011 seiner jahrelang mit bewunderungswürdiger Geduld und Widerstandskraft ertragenen tückischen Krankheit erlag. In der ihm von Kindesbeinen an vertrauten reformierten Süsterkirche in Bielefeld nahm am 1. Februar 2011 eine große Trauergemeinde von ihm Abschied und gab ihm das Letzte Geleit auf dem Bielefelder Johannisfriedhof. Einen Tag zuvor war in Bethel das neue gemeinsame Archivgebäude der v. Bo-

delschwingh'schen Stiftungen und des Landeskirchlichen Archivs der Evangelischen Kirche von Westfalen eingeweiht worden. In den Ansprachen und Grußworten wurde des Verstorbenen gedacht; in der Eingangshalle des Archivs hingen Bild und Nachrufe aus. An dieser Veranstaltung hatte Prof. Hey auch teilnehmen wollen. Er hatte sich darauf und auf die künftige Nutzung des von ihm bis zum Eintritt in den Ruhestand geleiteten Landeskirchlichen Archivs am neuen Standort gefreut. Es war ihm nicht mehr vergönnt.

Die Mitgliederversammlung in Gütersloh billigte schließlich den Vorschlag des Vorstands, die nächste Jahrestagung gemeinsam mit dem württembergischen Kirchengeschichtsverein vom 15.–18. September 2011 unter dem Thema „Die evangelikale Bewegung im 19. und 20. Jahrhundert" in Tübingen zu veranstalten und damit ein lange geplantes Vorhaben zu verwirklichen. Auch die nächste Mitgliederversammlung soll im Rahmen dieser Tagung in Tübingen stattfinden.

Buchbesprechungen

Bettina Heine-Hippler, Die Weihnachtskrippen der Dortmunder Kirchen. Mit Fotos von Bernd Hippler (Studien und Quellen zur Westfälischen Geschichte, Bd. 66), Bonifatius Verlag, Paderborn 2010, 256 S., ca. 400 zumeist farbige Abb.

In den meisten Kirchengemeinden gehören Krippen untrennbar zur Weihnachtszeit. Auch in evangelischen Kirchen erfreuen sie sich großer Beliebtheit. Immer wieder entstanden und entstehen neue Varianten, die nicht selten mit großem inszenatorischen Aufwand und Liebe zum Detail aufgebaut werden. Bislang gab es nur wenig Gelegenheit, sich über die Geschichte und insbesondere über gegenwärtige Ausprägungen gerade in Westfalen zu informieren.

Bettina Heine-Hippler vom LWL-Amt für Denkmalpflege legte dazu jüngst ihre Publikation über „Die Weihnachtskrippen der Dortmunder Kirchen" vor. Übersichtlich und mit zahlreichen Fotos stellt sie die umfangreiche Krippenlandschaft Dortmunds dar, die in vielerlei Hinsicht durchaus exemplarisch für Westfalen zu sein scheint. Insbesondere die Entwicklung der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und aktuelle Tendenzen werden deutlich.

Heine-Hippler führt zunächst in die Entwicklung der Weihnachtskrippe – speziell im westfälischen Raum – mit ihren mittelalterlichen und barockzeitlichen Traditionssträngen ein, um dann auf die Dortmunder Verhältnisse zu kommen. Hier stammen die ältesten erhaltenen Figuren aus der Zeit um 1880 (Hörde, St. Clara). Ab der Mitte der 1920er Jahre nahm die Zahl der Krippen in Kirchen deutlich zu, vereinzelt nun auch in evangelischen Kirchen (St. Reinoldi, 1927).

Das Gros der heute (2010) genutzten Krippen entstand indes nach dem Zweiten Weltkrieg, wobei sich neben „klassischen" geschnitzten Krippen auch andere Varianten – aus Ton und weiteren Materialien – entwickelten, darunter etliche nach Künstlerentwürfen, bis hin zu aktuellen Tendenzen, Krippen sukzessive von Mitgliedern der jeweiligen Gemeinden gestalten zu lassen, wobei auch im Laufe des Weihnachtsfestkreises mehrere Szenen gestellt werden können. Es folgt eine Beschreibung der einzelnen Figurentypen.

Dem Katalogteil voraus geht die ausführlichere Beschreibung von 19 ausgewählten Krippen, die beispielhaft sind für eine bestimmte Zeit, Herkunft oder Funktion. Der Katalogteil bietet jeweils einen „bebilderten Steckbrief" zu sämtlichen 129 Krippen in katholischen (73) und evangelischen (56) Kirchen Dortmunds mit Gesamt- und/oder Detailfotos.

Der Katalogteil selbst macht etwa die Hälfte der Publikation aus und bietet eine Fülle von Eindrücken. Die informative, gut bebilderte Einleitung lässt – wie leider das gesamte Buch – jeglichen Literatur- oder Quellen-Nachweis vermissen. Überhaupt findet sich nur ein sehr bescheidenes Literaturverzeichnis auf der allerletzten Seite. Auch theologische Aspekte kommen etwas zu kurz; so wäre es durchaus interessant zu erfahren, wieso offenbar erst in den 1920er Jahren Krippen in evangelische Kirchen einzogen

(in Innenstadtgemeinden wie St. Reinoldi, hier offenbar die erste Krippe in einer evangelischen Kirche in Westfalen, vgl. S. 75). Der Hinweis auf den Einfluss der Krippenausstellungen kann dies nicht allein erklären – welchen Einfluss möglicherweise der private Bereich hatte, wird nicht erörtert. Interessant sind die zeitgenössischen Aspekte, die zeigen, dass die Krippentradition gegenwärtig in beiden Konfessionen außerordentlich lebendig ist. Etwas unvermittelt und in sich leider nicht so übersichtlich gegliedert wie der Katalogteil folgt die „Auswahl der Kirchenkrippen", wobei man sich auch Bezüge zwischen den Erwähnungen in der Einführung bzw. im Katalogteil gewünscht hätte. Davon abgesehen sind diese etwas ausführlicheren Würdigungen von charakteristischen Krippen ausgesprochen lesenswert und eröffnen spannende Einblicke in die Vielfalt, Individualität, Geschichte und Aktualität dieser vermeintlich so bekannten „weihnachtlichen" Kunstwerke, nicht zuletzt dank der lebendigen Bebilderung.

Ulrich Althöfer

Werner Freitag/Christian Helbich (Hgg.), Bekenntnis, soziale Ordnung und rituelle Praxis, Neue Forschungen zu Reformation und Konfessionalisierung in Westfalen. (Westfalen in der Vormoderne, Band 4), Aschendorff Verlag, Münster 2009, 318 S., brosch.

Aus dem von Werner Freitag geleiteten Institut für Westfälische Landesgeschichte Münster werden hier dreizehn Beiträge oder Fallstudien vorgelegt, angeordnet in den drei Gruppierungen „Bekenntnissuche und konfessionelle Festlegungen", „Gemeinde und kirchliche Amtsträger" und „Repräsentation und rituelle Praxis". Das geschieht im Rahmen des Exzellenzclusters „Religion und Politik" an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Die Themen sind teils aus dem evangelischen, teils aus dem katholischen Bereich oder aus beiden zugleich genommen. Mit der Verbindung von Sozial- und Religionsgeschichte liegt auch die kirchenhistorische Relevanz des Bandes auf der Hand, zumal auch methodisch teilweise neue Wege beschritten werden. Unter „Konfessionalisierung" wird durchweg die an die Reformation anschließende Epoche verstanden. Westfalen erscheint dabei geradezu als Laboratorium der diversen Einflüsse und Ausformungen.

Vorweg stellt Christian Helbich die Kirchenpolitik Jülich-Kleve-Bergs im 16. Jahrhundert als eigenständigen Reformversuch heraus, der aber schließlich gescheitert ist. Dies wird mit unterschiedlichen lokalen Vorgängen illustriert. – Von der Entwicklung Osnabrücks zur bikonfessionellen Stadt wurde auch das Kloster Gertrudenberg vor der Stadt berührt, vermochte sich aber schließlich mit Unterstützung von außen zu behaupten (S. Reichert). – Die an vielen Orten errichteten münsterländischen Armenhausstiftungen waren ursprünglich (als gutes Werk) um des Seelenheils ihrer Stifter willen erfolgt. Unter protestantischem Einfluss trat die Motivation zwar zeitweilig zurück, konnte sich aber ab dem 17. Jahrhundert doch behaupten (K. Bernhardt). – B. Gillner zeigt an den Beispielen der Herrschaften Lembeck und Bruchhausen exemplarisch, wie die protestantische Ausrichtung dem Autonomiestreben des Adels im geistlichen Territorium ursprünglich entgegenkam. Später je-

doch versprach die konfessionelle Konformität Aufstiegsmöglichkeiten. Die konfessionelle Option hatte also jeweils auch ihre politisch-sozialen Gründe.

Der Komplex „Gemeinde und kirchliche Amtsträger" wird mit einer Untersuchung über die „Bewohner des Kirchhofs" im Tecklenburger Land eröffnet (Chr. Spannhoff). Man bekommt die Bedeutung des Kirchhofs als dörfliches Zentrum mit seinen sehr unterschiedlichen Bewohnern interessant zu Gesicht, aber schon die Bebauung und Beanspruchung variieren derart, dass sich strukturell wenig ergibt, wenn man von der Situierung von Küsterei und Schule absieht. – Der Aufsatz von L. Krull über das Zusammenwirken von Stadtrat, Konsistorium und Gemeinde bei den Pfarrerwahlen in der lutherischen Enklave Lemgo in der sonst reformierten Grafschaft Lippe wird eingeleitet mit dem schematisch-banalen Satz: „Die evangelischen Pfarrer gehörten ebenso wie Lehrer und Ärzte zum maßgeblichen Personal der Konfessionalisierung." Die Gemeinde wählte aus den vom Konsistorium vorgeschlagenen Kandidaten. Dabei konnte es zu Parteiungen kommen, unter Umständen auch sachfremden, wobei der an sich unbeteiligte Landesherr angerufen wurde. Dennoch werden die Wahlvorgänge als Ausdruck lutherischen Kirchenverständnisses gedeutet. Ob sie aber für die Konfessionalisierung stehen, kann man bezweifeln. – M. Menne fragt in einer Art Arbeitsbericht recht allgemein: „Was bergen Visitationsakten?", was übrigens auch zwischen den Konfessionen klärungsbedürftig wäre. Es besteht zunächst eine erhebliche Skepsis gegenüber dieser Quelle, und dies wohl auch deswegen, weil die Rahmenbedingungen nicht sicher erfasst sind. So bleiben die Resultate, was Frömmigkeit, die Stellung des Bischofs, Ausbildung einer Verwaltung und konfessionelle Kontinuität anbetrifft, vage. Dass die Akten die Entwicklung der Konfessionskirche widerspiegeln, ist eigentlich auch nicht anders zu erwarten. – An den Visitationen des emsländischen Pfarrklerus führt M. Schubert die Durchsetzung der tridentinischen Reformen und die Stabilisierung des katholischen Bekenntnisses anschaulich vor. – Der Beitrag von S. Kötting nimmt sich exemplarisch die als vorbildlich gewünschte Rolle des Küsters im Berichtwesen des Bistums Münster vor. Die Konzentration auf einen derartigen Quellenstrang erweist sich als recht fruchtbar.

Der Komplex „Repräsentation und rituelle Praxis" befasst sich mit einem eher neuartigen Darstellungsbereich. Die sepulkralen Monumente des Paderborner Fürstbischofs Ferdinand von Fürstenberg verraten im konfessionellen Gewand mit der Bemühung um „Memoria" nicht zuletzt dynastisches Bewusstsein. Leider wird das ikonographische Material kaum auf seinen Frömmigkeitsgehalt befragt (K. Thies). – Prozessionen waren ein Bestandteil der katholischen Konfessionalisierung. Wie sich in diesem Rahmen zugleich soziale Rangkonflikte abspielen, zeigt M. Hecht am Beispiel der Stadt Werl. – Die seit dem 17. Jahrhundert in Ascheberg zunehmenden Prozessionen belegen nach J. Brademann vielfältig die Bedeutung des Rituals für die Konfessionalisierung. – Ph. Dotschew führt schließlich das Simultaneum bei den Begräbnissen in Goldenstedt (Grafschaft Diepholz) vor. Dort kam es zu einer grotesken Addition der katholischen und der evangelischen Liturgie weit weg von irgendwelchem Sachverstand.

Der reichhaltige, wenn auch nicht immer dasselbe Niveau und Gewicht durchhaltende Band imponiert insgesamt vor allem durch seine vielfältigen

Anregungen und fordert zu weiterer interkonfessioneller kirchenhistorischer Arbeit und der Invention weiterer Themenkomplexe heraus.

Martin Brecht

Georg Spormecker, Cronica Lunensis civitatis Markanae. Aufzeichnungen eines westfälischen Geistlichen aus dem 16. Jahrhundert, hg. und übersetzt von Wingolf Lehnemann. Mit einem Beitrag von Peter Löffler: Georg Spormecker – Lebensspuren (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Westfalen XLIV; Quellen und Forschungen zur Kirchen- und Religionsgeschichte Bd. 8), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2010, 364 S., 4 Abb., 4 Karten.

Diese erste Chronik aus Lünen ist bereits 1760 durch Johann Diederich von Steinen im Druck veröffentlicht worden, wird aber nunmehr nach dem Manuskript ihres Verfassers samt allen späteren Zusätzen nochmals präsentiert. Abgesehen von textkritischen sowie dem Verstehen dienlichen sachlichen Anmerkungen ist dem zunächst lateinischen und dann zunehmend ins Niederdeutsche übergehenden Text eine hochdeutsche Übersetzung beigegeben, die den Gebrauch recht erleichtert. Die Edition insgesamt erscheint in allen ihren Teilen sorgfältig gearbeitet.

Der Verfasser der Chronik stammt selbst aus Lünen und soll von seinem Studienbeginn 1511 aus geschätzt um 1495 geboren sein. Er studierte in Köln die Artes und wurde 1515 zum Priester geweiht. Von daher möchte man allerdings eher ein Geburtsjahr um 1490 annehmen, da die Weihe üblicherweise erst mit 24 Jahren erteilt wurde. Seit 1529 wirkte Spormecker als Pastor in Lünen, hatte daneben aber auch noch andere Pfründen inne. Nach 1541 wich er, stets beim alten Glauben verbleibend, von dort wegen der Reformation nach Herbern aus, wo er 1562 starb.

Was die Chronik vom Spätmittelalter an lokal, territorial und regional sowie national und darüber hinaus enthält, wird S. 39-44 aufgelistet. Bezüglich der Epochen davor lässt sich erkennen, was ein Chronist damals davon wissen konnte. Als Berichterstatter wollte der Autor nicht nur Fakten übermitteln, sondern auch die Lehren daraus ziehen und sich vielfach im Wortsinn einen Reim darauf machen, wenn dieser auch häufig schwach bleibt und die eigentliche Pointe vermissen lässt. Ebenso waren Schärfe der Beobachtung und prägnantes Urteil nicht unbedingt seine Sache. Auch der darstellerische Ehrgeiz hielt sich in Grenzen. Der Informationswert der Chronik besteht darum in den zahlreichen in kurzen Einheiten berichteten Fakten, für die es allerdings nach Ausweis der Anmerkungen vielfach Parallelüberlieferungen in der Chronistik der Region gibt. Abwechslungsreich werden die eingetretenen Ereignisse aufgelistet. Man erfährt von auffallenden klimatischen Vorgängen und ihren Folgen, natürlich auch von Unglücksfällen oder Verbrechen einschließlich deren (oft drastischen) Bestrafungen. Man spürt, dass sich der Autor als Märker versteht, der ein Interesse für die Vorgänge in seinem Territorium hat. Ebenso registriert die Wahrnehmung, was sich in der Nachbarschaft, beispielsweise in Dortmund oder im Bistum Münster, tut. Spormecker war ein Zeitzeuge der Reformationsepoche, der zwar einzelne Vorgänge, beispielsweise in Soest oder bei den Täufern in Münster, vermel-

det, sich aber über größere Zusammenhänge kaum auslässt. Erst in den 40er Jahren des 16. Jahrhunderts nimmt die Dichte der Darstellung zu. Man wird zur Kenntnis nehmen müssen, dass wahrscheinlich eben auf diese wenig spektakuläre Weise die unserer Meinung nach großen damaligen Umbrüche erlebt worden sind. Insofern empfiehlt sich die Heranziehung dieser Quelle doch. Was aus dieser Chronik immerhin zu holen ist, erschließen die Personen-, Orts- und Sachregister.

Martin Brecht

Günter Brakelmann/Peter Burkowski (Hgg.), Auf den Spuren kirchlicher Zeitgeschichte. Festschrift für Helmut Geck zum 75. Geburtstag (Recklinghäuser Forum zur Geschichte von Kirchenkreisen 5), LIT-Verlag, Münster 2010, 661 S., brosch.

Der Rezensent nimmt den voluminösen und beeindruckenden Band mit ein wenig Beklemmung in die Hand. Denn die 2010 erschienene Festschrift ist zur Gedenkschrift geworden. Helmut Geck, sicher einer der wichtigsten Vertreter der kirchlichen Zeitgeschichte in Westfalen, ist im Sommer 2010 verstorben. Als Autor und Organisator hat er weit über Recklinghausen und Westfalen gewirkt und gezeigt, wie wichtig solche zunächst kleinen Initiativen für die Kirchengeschichte sind.

Es ist nicht ganz einfach, einen Sammelband mit insgesamt 33 unterschiedlichen Beiträgen (und einer sehr umfangreichen Bibliographie des Jubilars) zu besprechen – nicht allein wegen der so unterschiedlichen Themen und Zeitabschnitte, sondern sicherlich auch wegen der unterschiedlichen Qualität der Beiträge. Manche fassen Bekanntes zusammen bzw. bringen es neu, manche bringen Nachdenkliches, manche präsentieren wichtige und unbekannte Quellen.

Die Herausgeber haben sich bemüht, die Beiträge in eine Systematik zu bringen. Dies erleichtert die Orientierung, auch wenn die Systematik nicht immer ganz stimmig zu sein scheint. Wichtig ist aber: Alle Aufsätze stehen direkt oder indirekt in einem Zusammenhang mit den Arbeiten von Helmut Geck – eine schöne Korrespondenz zum Jubilar. Die Übereinstimmung gilt natürlich für die Beiträge zur kirchlichen Zeitgeschichte, für die Überlegungen zur evangelischen Diaspora und zum kirchlichen Leben in den Kirchenkreisen des Ruhrgebietes. Aber auch die eher systematischen Themen Kirche und Staat und Kirche und Recht sowie das kirchliche Finanzwesen berühren Gecks vielfältige regionale Forschungen. Bei den Themen Verbandsprotestantismus und sozialer Protestantismus bedarf dies keiner besonderen Erwähnung. Und auch der Kunstsammler Geck hat sich mit der Erinnerungskultur auseinandergesetzt, kein Wunder also, dass es dazu drei Beiträge gibt, unter anderem eine Predigt des Präses der Evangelischen Landeskirche von Westfalen, Alfred Buß, zum 70. Jahrestag der Reichspogromnacht.

Fragt man nach dem Verbindenden, so fällt aber nicht allein die Vielfalt der Themen und deren Affinität zu Helmut Gecks Lebenswerk auf. Auch die Autoren repräsentieren ein von Geck mit viel Engagement geknüpftes kirchliches und öffentliches Netzwerk: Universitätsprofessoren, kirchenleitende

Mitarbeitende, Menschen aus der öffentlichen Verwaltung und der Kultur – um nur diese zu nennen.

Ich möchte zwei Beiträge herausgreifen. Dies ist ein wenig willkürlich und den Interessen des Rezensenten geschuldet, sie bringen aber beide auf ihre Art und Weise neue Informationen und Hinweise. Heinrich Gehring beschreibt die Geschichte der Ruhrgebietssuperintendentenkonferenz seit den 1950er Jahren. Wir erfahren etwas über die Bedeutung der Industrie für das kirchliche Leben einer Region, die kirchlich in zwei Landeskirchen getrennt war und ist und in der bei allen ähnlichen Herausforderungen ein gemeinsames Handeln immer schwierig war. Leider konnten offensichtlich die einschlägigen westfälischen Akten noch nicht gefunden werden. Hoffentlich tauchen sie noch auf.

Verbindet Gehring geschickt Quellenarbeit mit eigener Erfahrung als Superintendent, so ist der Beitrag des Recklinghäusers Wilhelm Westhues vollständig aus eigener Erfahrung geschrieben. Wir begegnen einem Mann, der sehr lange ehrenamtlich in verschiedenen Ämtern in der Kirche tätig war und seine Begabungen für die Kirche einsetzte. Man liest dies mit Respekt, auch da Westhues durchaus einen Bogen von den Aufschwung- und Expansionsjahren (mit dem Bau einer Kirche) bis hin zu den heutigen Anpassungsprojekten (mit der Schließung einer Kirche) zu spannen vermag.

Beide Beiträge realisieren einen Zugang zur Kirchlichen Zeitgeschichte, den Helmut Geck mit der Gründung des Instituts für Kirchliche Zeitgeschichte des Kirchenkreises Recklinghausen (1990) und des Recklinghäuser Forums zur Erforschung der Geschichte von Kirchenkreisen (2000) inauguriert und gemeinsam mit Günter Brakelmann, Peter Burkowski u.a. intensiv betrieben hat: die Erforschung der Geschichte der Kirchenkreise als einer mittleren organisatorischen Ebene der Kirche.

Der Band ist also insgesamt zu empfehlen, man kann sich schnell festlesen und findet manchen neuen (oder auch alten Schatz). So gehört das Buch in jede gut sortierte Bibliothek zur Kirchlichen Zeitgeschichte und zur westfälischen Kirchengeschichte – auch in Erinnerung an Helmut Geck.

Norbert Friedrich

Heinz Wiemann (Hg.), Geschichte der Dörfer Schlangen, Kohlstädt, Oesterholz und Haustenbeck (Sonderveröffentlichung des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe, Bd. 83), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2008, 372 S., geb.

Das Buch stellt den ersten Band einer insgesamt zweiteiligen Darstellung der Geschichte der Gemeinde Schlangen dar, zu der diese den Auftrag gegeben hat. Die sehr ansprechend gestaltete Veröffentlichung entstand aus dem lange gehegten Wunsch, eine zusammenfassende Chronik aller Ortsteile zu erstellen, die die zahlreich vorliegenden Einzeldarstellungen zur Geschichte der Ortsteile zusammenfasst und Lücken schließt. Dem Herausgeber ist zu danken, dass er dieses Ziel über Jahre hinaus verfolgt und nun zu einem guten Abschluss gebracht hat.

Der erste Band enthält zwei insgesamt 162 Seiten umfassende Darstellungen zur Kirchengeschichte und der Geschichte der kirchlichen Gebäude, auf die sich die Rezensentin im Folgenden beschränken wird. Darüber hinaus sind eine gut zu lesende Darstellung der Vor- und Frühgeschichte, eine Abhandlung zur Entstehung der Ortsnamen, eine interessante Darstellung der Schulgeschichte, eine gelungene Geschichte der jüdischen Gemeinde sowie eine Grenzortgeschichte enthalten. Denn dass Schlangen als Grenzort auf der Schwelle zwischen Teutoburger Wald und Senne liegt und eben auch an der Grenze von Westfalen und Lippe, dem Paderborner Land und dem Detmolder Raum, hat die Kirchengeschichte der Ortsteile nicht nur in der Zeit der konfessionellen Neuorientierung geprägt.

Hans-Peter Wehlt schreibt „Aus der Geschichte der Kirchengemeinde Schlangen und Haustenbeck". In seiner Einleitung stellt er als Historiker treffend dar, dass die über Jahrhunderte bestehende enge Verbundenheit von religiösem und alltäglichem Leben die Geschichte der Ortsteile nachhaltig geformt hat. Der Autor, langjähriger Staatsarchivdirektor in Detmold, greift für seine 120 Seiten umfassende Darstellung auf vorliegende Untersuchungen zurück und wertet darüber hinaus bislang nicht genutztes Quellenmaterial aus. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts sind dies vor allem Quellen aus dem Staatsarchiv Detmold. Für das 19. und 20. Jahrhundert werden erstmalig Visitationsprotokolle und Pastoralberichte der Kirchengemeinden und Pfarrer aus Schlangen und Haustenbeck ausgewertet, die einen detailreichen Blick in die Geschichte der Gemeinden ermöglichen. Diese Quellen finden sich im Archiv der Lippischen Landeskirche, deren Leiterin, Maja Schneider, für die Unterstützung bei der hervorragenden Arbeit von Hans-Peter Wehlt sehr zu danken ist. Die genaue Auswertung dieser Quellen bietet einen facettenreichen Blick in die Lebensumstände der jeweiligen Zeit und ermöglicht ein differenzierteres Urteil, als dies bisher möglich war, so zum Beispiel im Blick auf die Einführung der reformierten Lehre, die 1605 in die Amtszeit von Gerhard Neese (1570–1609) fiel. Dieser wurde gegen seinen Willen 1609 aus dem Amt entfernt, laut bisheriger Beurteilung wegen seiner „Opposition" gegen die neue Lehre. Entsprechend genauer Aktenlage stellt Wehlt lediglich fest, dass Neese in seiner Amtsführung „unrichtig" sei. Dem Sprachgebrauch der Visitation unter Leitung von Simon VI. folgend, bedeutete dies, er habe nicht die neue, die „richtige", das heißt die reformierte Lehre vertreten (S. 140f.).

Der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Schlangen tätige Pastor Gustav Schmidt (1866–1894) erfährt dank der guten Quellenlage eine differenzierte Darstellung seiner Person und Tätigkeit: „Pastor Schmidt, eine zwiespältige, tragische Gestalt". Dies ermöglicht einen intensiven Einblick in die Zeit vor und nach dem Deutsch-Französischen Krieg in einem lippischen Dorf. In bisherigen Darstellungen wurde die Amtszeit Schmidts überwiegend von der Errichtung der neuen Kirche her betrachtet. Da diese Zeit jedoch lediglich eine kurze Phase seiner Tätigkeit darstellte, entstand ein einseitiges Bild, das sich nun um einige Gesichtspunkte erweitert hat. Dies betrifft zum Beispiel die Frage, wie Pfarrer und Gemeinde über lange Jahre miteinander auskamen. Dazu werden die Pastoralberichte, die Pfarrer im 19. Jahrhundert in Lippe vorzulegen hatten, genau ausgewertet (S. 217-227).

Dank seiner umfassenden Kenntnis der Kirchengeschichte des Bistums Paderborn und der Lippischen Landeskirche setzt der Autor die einzelnen Ereignisse in den Grenzgemeinden in Bezug zur gesamtkirchlichen Entwicklung der jeweiligen Zeit, so dass der Leserin in einem Mikrokosmos eine Kirchengeschichte der gesamten Region geboten wird. Der anschauliche Sprachstil und die lebendige Erzählweise lassen die Lektüre zu einem Vergnügen werden. Leider endet die Darstellung der Kirchengeschichte der Kirchengemeinde Schlangen mit dem Ende des 19. Jahrhunderts. Hier wäre eine Weiterführung des Projektes wünschenswert.

Die Kirchengeschichte der beiden Nachbardörfer Schlangen und Haustenbeck wird miteinander verbunden dargestellt, so dass ein Vergleich entsteht, der die jeweilige Prägung der unterschiedlichen Gemeinden deutlich hervortreten lässt.

Die Anfänge liegen in der Kirchengemeinde Schlangen, die die älteste Besiedlung des Gebietes am Südhang des Teutoburger Waldes aufweist (S. 126f.). Der ursprüngliche Patron der Pfarrkirche Schlangens war der heilige Kilian. Ausgehend von dieser bekannten Tatsache sieht sich der Autor dank neuerer Forschungsergebnisse über die Anfänge der sächsischen Kirchenorganisation in der Lage, die Kirchgründung der Gemeinde Schlangen vom Bistum Würzburg aus auf den Zeitraum zwischen 780 und 784 festzulegen.

Die Gemeinde Haustenbeck wurde politisch im Jahr 1659 gegründet. 1671 bat man um einen eigenen Pfarrer. Die Gemeinde lag in der Senne an der alten Fernhandelsstraße „Frankfurter Weg". Haustenbeck war bis zu seiner Schließung die ärmste Gemeinde in Lippe, und nur wenige Pfarrer blieben länger als zwei Jahre vor Ort. Trotz der häufigen Wechsel entwickelte sich immer wieder ein intensives kirchliches Leben, das dank der genannten Quellen und gründlichen Recherche des Autors nun auf 60 Seiten eine historische Würdigung erfährt. „Im Frühjahr 1937 wurde vom Militärfiskus die ganze Senne zwischen Haustenbeck und Augustdorf [...] angekauft." (S. 205). Das Dorf lag mitten im geplanten Truppenübungsplatz. 1938 wurde die Auflösung und endgültige Umsiedlung der Bewohner beschlossen. Der Landeskirchenrat verfügte entsprechend die Aufhebung der Kirchengemeinde. „Am 26.XI.1939 fand der letzte Gottesdienst in der Kirche statt, der trotz sehr schlechter Witterung sehr gut besucht war, auch von vielen auswärtigen Haustenbeckern." (S. 207). Die Erinnerung an die Gemeinde Haustenbeck, die lange Zeit lebendig blieb, schwindet mit dem Tod der letzten Bewohner. Deshalb ist es nicht hoch genug zu achten, dass nun eine erste zusammenhängende dezidierte Kirchengeschichte zum Ort vorliegt.

Der Bauhistoriker Heinrich Stiewe bietet in seinem Artikel „Kirche, Pfarrhaus und Schule. Zur Geschichte der kirchlichen Gebäude in Schlangen und Haustenbeck" eine detaillierte Beschreibung der Baugeschichte der kirchlichen Gebäude beider Dörfer. Auf 42 Seiten werden die Quellen akribisch ausgewertet und differenziert beurteilt. Dank der geschickt eingefügten Baupläne, Skizzen und Fotos bietet der gut zu lesende Artikel eine Fülle an Informationen. Die im Text und in den Anmerkungen erstellten Bezüge zu den weiteren Untersuchungen des Bandes ermöglichen eine tiefergehende ergänzende Lektüre. Hier fällt besonders auf, dass Heinrich Stiewe bei der Datie-

rung der Kirchgründung in Schlangen etwas vorsichtiger urteilt als Hans-Peter Wehlt (S. 241).

Die sehr gründliche Darstellung der Baugeschichte aller relevanten Gebäude bis zur Gegenwart bietet einen wichtigen Überblick dieses Teils der Kirchengeschichte des Kirchspiels. Im Fall der Baugeschichte Haustenbecks gebührt dem Autor ein besonderes Lob, weil die Gebäude Haustenbecks nach der Auflösung des Dorfes und der Kirchengemeinde Mitte des 20. Jahrhunderts verfielen und als Ruinen heute nur teilweise unter Denkmalschutz stehen.

Bettina Hanke-Postma

Silke Rüsche/Barbara Welzel (Hgg.), Die St.-Johann-Baptist-Kirche in Dortmund-Brechten (Dortmunder Exkursionen zur Geschichte und Kultur Bd. 2), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2009, 104 S., 52 Abb., brosch.

Wenn sich der Ortspfarrer im Vorwort wünscht, dieser Kirchenführer möge „einen Beitrag zum [...] Verstehen unserer Kirche" leisten und Neugier wecken „auf eine der schönsten historischen Dorfkirchen Westfalens", dann ist dieser Wunsch wohl in Erfüllung gegangen.

Das Verstehen fördern die einleitenden Kapitel über die mittelalterliche Geschichte des Ortes Brechten (Thomas Schilp) und den Namensgeber Johannes den Täufer (Barbara Welzel), die ausführliche Baugeschichte (Roland Pieper), die Erläuterungen von Inschriften (Thomas Schilp) und Fresken (Barbara Welzel und Silke Rüsche) sowie die Darstellung des barocken Inventars (Ulrich Althöfer). Dem Verstehen dienen auch die Exkurse zu architektonischen und theologischen Fachbegriffen, wenngleich es verwirrt, wenn ein Exkurs über „Patronatsrecht" direkt vor dem Kapitel „Johannes der Täufer – Der Kirchenpatron" geboten wird. Hier wäre es klarer gewesen, man hätte zwischen dem *Patronat* der Essener Äbtissin und dem Johannes-*Patrozinium* unterschieden. Auch die ausführlichen Literaturangaben und beispielsweise die schematische Darstellung von zwei Pfeilertypen (S. 102) sind äußerst hilfreich. Besonders erwähnenswert ist der Werkstattbericht über die Konservierung eines Inschriftensteins durch den Restaurator Christoph Hellbrügge. Nicht zuletzt ist es im Hinblick auf manche Leser zu begrüßen, dass hier relevante Bibeltexte über Johannes den Täufer oder das Weltgericht abgedruckt werden. Ein Beitrag über die Glockengeschichte von Claus Peter rundet die Informationen ab.

Die Neugier wecken vor allem die hervorragenden Fotografien von Rüdiger Glahs und Diethelm Wulfert sowie von Roland Pieper. Neben den Übersichtsfotos bestechen insbesondere die zahlreichen Detailaufnahmen. Eine ausgefeilte Lichtführung macht beispielsweise die Inschriften auf einem Pfeiler mühelos lesbar.

Mit guten Gründen wird die Geschichte der Brechtener Kirche mit dieser Publikation auf aktuellem Forschungsstand entfaltet. Nicht nur die Ausmalungen aus dem 13. Jahrhundert, die sich in bemerkenswerter Qualität erhalten haben, sondern auch die Darstellungen des Weltgerichts und die der mittelalterlichen „Jenseitsvorsorge" geschuldeten Memoria-Inschriften fin-

den sich hier in seltener Qualität. Ein kleines, feines Buch, das Lust macht auf eine Exkursion zu der kleinen, feinen Kirche.

Thomas Ijewski

Brigitte Spieker/Rolf-Jürgen Spieker/Elisabeth Tillmann/Christiane Fork (Hgg.), Mit Sonne gemalt. 100 Jahre Kirchenfenster in den katholischen Kirchen Dortmunds. Fotografien von Rolf-Jürgen Spieker (Religion in der Geschichte – Kirche, Kultur und Gesellschaft Bd. 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2009, 116 S., 64 Abb., geb.

In leuchtenden Farben strahlend, grafisch hervorgehoben durch schwarz wiedergegebene Einfassungen – die Bilder sollen wirken, nicht der Raum. Der große Detailreichtum der ansprechenden und technisch perfekten Photographien von Rolf-Jürgen Spieker begeistert den Betrachter, der diesen großzügig gestalteten Bildband in Händen hält. Entstanden im Rahmen des Projektes „Kulturhauptstadt Ruhr 2010", erarbeitet von der Dokumentationsstelle für Dortmunder Kirchengeschichte, bietet das Werk eine umfassende Übersicht zur jüngeren Glasmalerei in den katholischen Gotteshäusern Dortmunds.

Nach einer Einführung in die Thematik durch Elisabeth Tillmann skizziert Annette Jansen-Winkeln mit eindrücklicher Kompetenz die Stile, Techniken und Themen der letzten zwei Jahrhunderte. Dennoch bleibt fraglich, ob – zumindest bei sakraler Glaskunst – die Postulierung der Entstehung „aus einem demokratischen Schöpfungsprozess" angemessen ist.

Auch sozialgeschichtlich aufschlussreich ist Thomas Parents Erläuterung der Motive montanindustrieller Arbeitswelt in den Kirchenfenstern. Bergleute, hier bei der Arbeit unter Tage, dort mit ihren Familien, tauchen auf den Glasfenstern ebenso auf wie Josef als Schutzpatron der Werktätigen und Barbara als Schutzheilige der Bergarbeiter; auch Darstellungen etwa von Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler oder Adolf Kolping dürfen natürlich nicht fehlen. Elisabeth von Thüringen und der Franziskanerbruder Jordan Mai stehen neben anderen für den sozial-karitativen Themenkomplex, dem sich Brigitte Spieker in ihrem Beitrag widmet. Spannend ist dabei, wie der Vereinskatholizismus nicht nur thematisch in den Glasfenstern aufscheint, sondern eben durch Spenden und Stiftungen zahlreiche der Kunstwerke erst ermöglicht hat. Gaben für eine aufwendige künstlerische Ausgestaltung von Kirchen wurden offenbar nicht als Konkurrenz für unmittelbar karitatives Wirken gewertet.

Anhand der verwendeten Motive – vom brennenden Dornbusch über Darstellungen von Christus, Maria und dem Erzengel Michael bis hin zum Pfingstereignis – entfaltet Christiane Fork alte und neue Frömmigkeitsformen und konstatiert einen Wandel vom „didaktisch-homiletischen Charakter" der Ikonographie hin zu einem „eher meditativen". In einem weiteren Beitrag schildert Fork die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus. Anders als beispielsweise bei der Neugestaltung eines Fensters im Kölner Dom geschieht diese bei den Glaskunstwerken in den katholischen Kirchen Dortmunds weitgehend durch figürliche Darstellung von Märtyrern des

20. Jahrhunderts, von denen insbesondere Wilhelm Oberhaus als Kaplan in St. Clemens einen lokalen Bezug hat.

Ausführliche Künstlerbiographien, zusammengestellt von Brigitte Spieker, sowie nach Künstlern und Bauwerken gegliederte Werkverzeichnisse tragen dazu bei, dass dieses Buch für lange Zeit ein unverzichtbares Nachschlagewerk weit über Dortmund hinaus darstellen wird.

Nach dessen Lektüre wird man zumindest für die letzten 100 Jahre den Herausgebern beipflichten können, die Dortmund als „Hort der Glasmalerei" bezeichnen. Zwar war nur ein einziger der genannten Künstler (Hans-Theo Richter) in Dortmund selbst ansässig. Dennoch, und auch trotz gewaltiger Kriegsverluste, befinden sich in Dortmund immense Bestände der Glaskunst: rund 1.800 profane und sakrale Glasgemälde; davon entstanden allein seit 1950 etwa 1.000 Objekte für die katholischen Kirchen der Stadt. Über diese ein sowohl wissenschaftlich fundiertes wie auch höchsten ästhetischen Maßstäben genügendes Kompendium vorgelegt zu haben, ist dem Verlag fraglos gelungen.

Thomas Ijewski

Georg Mölich/Veit Veltzke/Bernd Walter (Hgg.), Rheinland, Westfalen und Preußen. Eine Beziehungsgeschichte, Aschendorff Verlag, Münster 2011, 432 S., französische Broschur, zahlreiche schwarzweiße und farbige Abb., 9 Karten in separatem Kartenteil.

„Beziehungen" unter Menschen umfassen vielfältigste Aspekte. Sie so beschreiben zu wollen, dass die prägenden und bestimmenden Faktoren angemessen in den Blick kommen und eine Vorstellung davon entsteht, wie aus verschiedenen Berührungen, Begegnungen und gemeinsam gemachten Erfahrungen ein Beziehungsgeflecht und schließlich auch eine Beziehungsgeschichte entsteht, ist eine ausgesprochen anspruchsvolle Aufgabe.

Um so aufmerksamer wird man als geschichtlich und besonders auch kirchengeschichtlich Interessierter zu der von Georg Mölich, Veit Veltzke und Bernd Walter herausgegebenen, im Münsteraner Aschendorff Verlag im Februar 2011 erschienenen Beziehungsgeschichte zwischen Rheinland, Westfalen und Preußen greifen, widmet sie sich doch einer Thematik, die insbesondere für das Denken und Handeln der im Westen Brandenburg-Preußens Lebenden über vier Jahrhunderte immer wieder eine Rolle gespielt hat.

Der neben einer Einleitung sieben Beiträge in chronologischer Folge umfassende Band sticht sofort durch seine hochwertige Ausstattung hervor. Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Hochglanzpapier finden sich auf mindestens zwei Dritteln der Seiten eine oder auch mehrere, immer wieder auch farbige Darstellungen und Abbildungen, die den jeweils dargestellten Kontext veranschaulichen. Dass dazu kräftige Geldgeber (Preußen-Museum Nordrhein-Westfalen, Minden und Wesel; Landschaftsverband Westfalen und Lippe; Landschaftsverband Rheinland; Landeszentrale für politische Bildung Nordrhein-Westfalen) weit mehr als ein Scherflein beigetragen haben, ist unverkennbar; hinzu kommt, dass das Buch über die Landeszentrale für politische Bildung für Multiplikatoren kostenlos zu beziehen ist – es also von vornherein ein quasi „öffentliches Interesse" an der Verbrei-

tung dieser Publikation gibt. Angesichts der so guten Ausstattung des Buches hätte es an einer gründlicheren Qualitätskontrolle der zur Auslieferung kommenden Exemplare eigentlich nicht fehlen sollen – im vorliegenden Exemplar fand sich auch ein schon beim Druck zerknittertes Blatt (S. 127f.).

Interesse und Freude beim Leser weckt sogleich der Kartenteil (S. 400-409); die beigefügten Karten helfen, die territoriale Entwicklung Preußens vom 17. bis zum 20. Jahrhundert nachzuvollziehen. Meistenteils sind die Karten übernommen aus Irmgard Hantsches Kleinem Kommentierten Atlas zur Territorialgeschichte Brandenburg-Preußens am Rhein, der 2002 in Bottrop unter dem Titel „Preußen am Rhein" erschienen ist. Dass es zu dieser Arbeit kein wirkliches Äquivalent für den westfälischen Bereich gibt, scheint sich darin niederzuschlagen, dass es außer einer Karte, die die westfälische Verwaltungsgliederung von 1817 zeigt, keine gibt, die speziellen Einblick in die Verhältnisse dieser Provinz gäbe. Hinsichtlich der Auswahl der zum Abdruck gebrachten Karten erstaunlich ist, dass keine aufgenommen worden ist, die den „Ausgang" der preußischen Zeit dokumentiert – sprich die neue Gliederung des rheinisch-westfälischen Raumes aufgrund der alliierten Einteilung in Besatzungszonen deutlich macht. Die weiteren im Band enthaltenen kartographischen Darstellungen – es handelt sich um Abbildungen historischer Karten (zum Beispiel S. 47, S. 113, S. 154, S. 254, S. 319) – enttäuschen hingegen des Öfteren – sie sind so stark verkleinert, dass nicht einmal die Zuhilfenahme einer Lupe deren Beschriftung lesbar macht.

Hinsichtlich der als „umfangreich" (so Einleitung, S. 8) beschriebenen Auswahlbibliographie (S. 409-420), die ca. 250 Titel nennt, wird die Frage erlaubt sein, ob sie geschickt angelegt ist, denn sie ist einfach alphabetisch nach den Namen der Verfasser geordnet. Das hat zur Folge, dass der Leser, der in aller Regel ja nach zusätzlicher Information zu einer bestimmten Epoche, zu einem singulären Ereignis oder zu einer der genannten Persönlichkeiten suchen dürfte, gezwungen ist, die gesamte Bibliographie zu durchmustern, um dann vielleicht dort fündig zu werden. Und gewichtiger noch als dieser praktische Mangel erscheint etwas anderes: In einer Zeit, in der es für einen Großteil der Bevölkerung ohne besonderen Aufwand möglich ist, in digitalen (regional wie überregional vernetzten) Bibliothekskatalogen jedwede Literatur zu recherchieren, stellt sich dann, wenn man sich dafür entscheidet, eine Auswahlbibliographie zu einem Thema zu bieten, um so dringlicher die Frage, nach welchen Kriterien denn diese Auswahl getroffen wird. Dazu wird aber im vorliegenden Band nichts ausgeführt. Hat man nun – wie der Vf. dieser Rezension – das spezifische Interesse, Näheres über die *kirchlichen* Aspekte der Beziehungsgeschichte der beiden preußischen Westprovinzen zu Preußen zu erfahren, so stößt man in der Auswahlbibliographie auf Erstaunliches: da wird etwa (ganz gewiss mit Recht) verwiesen auf die Überblicksdarstellungen in der von Wilhelm Kohl 1983/1984 herausgegebenen „Westfälischen Geschichte" – und daneben auch auf Einzelstudien. Warum aber gerade auf die genannten? Sind etwa die genannten Monographien von Wolfhart Beck (zum Kirchenkreis Lübbecke 1930–1960) und Dirk Bockermann (zur Situation in der evangelischen Kirche im Ruhrgebiet 1918/1919) besonders aussagefähig für das Beziehungsgeflecht Preußen – Westprovinzen? Und: Warum fehlen Hinweise auf andere, leicht erreichbare Überblicksdarstellungen wie etwa die aus der Feder von Harm Klueting (Ge-

schichte Westfalens, 1998) oder von Wilhelm Heinrich Neuser (Evangelische Kirchengeschichte Westfalens im Grundriß, 2002)? Ebenso vermisst man Hinweise auf die im Auftrag des Ausschusses für Rheinische Kirchengeschichte von Joachim Conrad u.a. herausgegebene, eindrückliche Darstellung „Evangelisch am Rhein. Werden und Wesen einer Landeskirche" (2007) und insbesondere auf das Handbuch zur Geschichte der Evangelischen Kirche der Union (3 Bände, 1992–1999). Diese neueren Darstellungen eröffnen Zugang zu wesentlichen Aspekten der untersuchten Beziehungsgeschichte.

Nicht behaupten kann man, dass die kirchlichen Beziehungen aus der Darstellung bewusst ausgeklammert worden seien; auf sie wird in den meisten Beiträgen des Bandes eingegangen. Jörg Engelbrecht stellt die Anfänge und die Konsolidierung der brandenburgischen Herrschaft im rheinischen und westfälischen Raum dar und verweist in diesem Zusammenhang auch auf die aus der dort begegnenden Gemischtkonfessionalität herrührenden Probleme. Erwähnung finden die Bildung des reformierten Synodalwesens nach 1609 (S. 21) und die die reformierten Untertanen mit dem neuen brandenburgischen Landesherren alsbald emotional verbindende Konfessionsgleichheit (S. 33) – er übergeht indes, was das für die lutherischen und römisch-katholischen Untertanen bedeutet hat.

Grundlinien der Bedeutung der Konfession der brandenburgischen Landesherrschaft zeigt auch Horst Carl in seiner Charakterisierung des „langen" 18. Jahrhunderts (1701–1814) auf (S. 53); insbesondere geht er dem mit Blick auf die von Preußen in dieser Epoche neu erworbenen (kleinen) Territorien nach. Er verweist auch auf die nivellierende Ausstrahlung des Pietismus auf die konfessionellen Differenzen (S. 57). Die Problematik der preußischen Übernahme der durchweg katholischen Bistümer Münster und Paderborn nach dem Reichsdeputationshauptschluss im Jahre 1804 entfaltet Carl indes nicht – sie wird durch die Bemerkung überspielt, der Reichsfreiherr vom Stein habe den neuen Untertanen beweisen wollen, „dass sich nicht nur unter dem Krummstab, sondern auch dem Preußenadler gut leben ließ" (S. 100). Aber sahen das die Untertanen auch so?

Will man die Entwicklung des emotionalen Beziehungsgeflechts Rheinland – Westfalen – Preußen darstellen, so kommt den Befreiungskriegen 1813/1814 und der religiös ausgesprochen aufgeladenen, eben auch dezidiert kirchlichen Feier der Siege über Napoleon und dem landesweit propagierten Gefallenengedenken eine langfristig prägende Bedeutung zu. Jürgen Heeres und Bärbel Holtz übergehen aber die religiöse Komponente dieses Geschehens – abgesehen von Hinweisen auf das Geläut von Glocken – in ihrem Beitrag „Rheinland und Westfalen als preußische Provinzen (1814–1888)" ganz (S. 120f.). Auch andere von der Bevölkerung als einschneidend erlebte, eine breite Hinkehr zu praktizierter Frömmigkeit wirkende Geschehnisse werden nicht hinsichtlich ihrer religiösen Dimension erfasst. So wird das Hungerjahr 1816/1817 nur gewertet als ein Versagen der neuen preußischen Verwaltung „in ihrer ersten Bewährungsprobe" (S. 131). Mag dies aus linksrheinischer Perspektive so erscheinen, so kann man es aber durchaus nicht für den gesamten rheinisch-westfälischen Raum generalisieren. Und private christlich motivierte Initiative zur Linderung der Folgen der wirtschaftlichen Not gab es nicht nur im Katholizismus (ebd.), sondern sehr wohl auch im Protestantismus. Während die Autoren dem – für die Breite der Bevölkerung

in ihrem Lebensalltag ganz fernliegenden – Bereich der Musen recht große Aufmerksamkeit zollen (S. 133-135), erwähnen sie das um Einheit im evangelischen Kirchenwesen sich mühende kirchliche Reformstreben König Friedrich Wilhelms III. nur als Faktum (S. 140f.), lassen aber die in sehr vielen Gemeinden äußerst problematisch werdenden Fragen, die durch dessen Aufruf zur Union, zur Vereinheitlichung der Liturgie und zur Schaffung einer einheitlichen Kirchenverfassung aufbrachen, nicht plastisch werden. Am Schluss findet sich (ebd.) gar die glatte Fehlinformation, durch die Rheinisch-Westfälische Kirchenordnung von 1835 sei „das landesherrliche Kirchenregiment auch in Rheinland und Westfalen" eingeführt worden. Dass es gerade auch wegen der in der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung von 1835 gesetzten Strukturen im rheinisch-westfälischen Protestantismus erhebliche, bleibende Vorbehalte gegen die so von Potsdam und Berlin aus ausgeübte kirchliche Leitung gab, wird nicht deutlich. Besser ins Blickfeld kommt indes der sich vergrößernde Abstand in den preußischen Westprovinzen gegenüber der preußischen Regierung für den Einflussbereich des Katholizismus (S. 145-151), ausgelöst zunächst durch das „Kölner Ereignis" von 1837, später massiv intensiviert durch den Kulturkampf (S. 195-199).

Abgesehen von diversen Hinweisen auf die Rolle des politischen Katholizismus in der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. (S. 214, S. 216) ist die Darstellung Veit Veltzkes über diese Epoche ganz dem (faktisch nicht längst überholten?) Paradigma der Modernisierung und Säkularisierung verhaftet – das heißt, religiösen Bindungen und kirchlichen Institutionen wird nur insofern noch Beachtung geschenkt, als sich deren Wirken kategorial in den Kontext politischer, ökonomischer, sozialer und kultureller Größen einbeschreiben lässt (so z.B. die Vereinsbildung im Katholizismus und im Protestantismus, S. 229f., S. 235f., S. 239f.; zum Wirken des Zentrums s. S. 232f., S. 236f., S. 242, S. 247f.; zur politischen Konnotation der Erweckungsbewegung in Minden-Ravensberg S. 233). Selbst dann wird es aber nur mit dezidiert negativem Akzent interpretiert, indem die „Fundamentalismus-Keule" gezückt wird: „Hatte das Rheinland so nur eine Variante des politisch-religiösen Fundamentalismus hervorgebracht, so wirkte diese in Westfalen in seinen beiden konfessionellen Spielarten." (Ebd.)

Der in solche Kanäle gelenkte Zugang zur religiösen Wirklichkeit hat im Ergebnis dazu geführt, dass wichtige Entwicklungen im Protestantismus entweder nur knappest oder auch gar nicht Berücksichtigung gefunden haben. Als Beispiel kann hier darauf verwiesen werden, dass zwar die Gründung der Theologischen Schule in Bethel 1905 Erwähnung findet (S. 264) – aber der unabdingbar zu der dort geleisteten Ausrichtung der Arbeit gehörende, immense Ausstrahlung entfaltende Bereich der „Inneren Mission" und speziell die Einrichtung der deutschlandweit bekannten Betheler Anstalten werden gänzlich übergangen – wie man denn auch vergeblich nach einer Erwähnung Friedrich von Bodelschwinghs Ausschau hält (s. die Fehlanzeige im Personenregister, S. 422). Auch andere, breit in die Bevölkerung ausstrahlende Phänomene des Protestantismus wie die Arbeit der Frauenhilfen, des CVJM oder der Posaunenchöre, die für den rheinisch-westfälischen wie den gesamtpreußischen Protestantismus von erheblicher (auch überregional verbindender!) Wirkung waren (und sind), finden in Veltzkes Darlegung keine Berücksichtigung. Kurz: Viele Größen aus Politik, Wirtschaft und

Kunst finden Beachtung (S. 266-270), nicht jedoch aus dem Bereich der Kirchen.

Erst recht aus dem Blick ist – über pauschale Bemerkungen hinaus – die Verankerung der weit überwiegenden Mehrzahl der im Rheinland, in Westfalen und in ganz Preußen lebenden Menschen in einer der christlichen Kirchen in den folgenden Aufsätzen über die Zeit der Weimarer Republik (1919–1932, Martin Schlemmer) und des Nationalsozialismus (1933–1945/47, Bernd Walter). Bedeutende, im Westen Preußens wirkende Gestalten des Protestantismus dieser Epochen (wie Wilhelm Zoellner, Karl Koch, Karl Barth, Fritz von Bodelschwingh) werden nicht vorgestellt, die kirchliche Neuordnung im Protestantismus nach dem Ende des Summepiskopats wird nur aus rheinischer Perspektive dargestellt (S. 334) – als ob es dazu nicht gründliche Arbeiten (etwa aus der Feder von Werner Danielsmeyer) gäbe, die die Untersuchung des Beziehungsgeflechts Westprovinzen – Preußen auch unter Einbeziehung der westfälisch-evangelischen Perspektive erlaubten. Und dass hinsichtlich der nationalsozialistischen Zeit der „Kirchenkampf" mit dessen versuchter „Gleichschaltung" auch der Provinzialkirche(n) von Rheinland und Westfalen und der gerade hier etablierten „Bekennenden Kirche" nicht einmal Erwähnung finden, ist nicht nachzuvollziehen. Selbst die unmittelbare Nachkriegszeit mit der Kirchenversammlung von Treysa bleibt ungenannt, die doch schon am 31. August 1945 für den evangelisch-kirchlichen Bereich das Ende der altpreußischen Landeskirche zugunsten der Bildung eigenständiger neuer Landeskirchen sowohl in Westfalen als auch im Rheinland fixierte. Ist das für das Ende der „Beziehungsgeschichte" Rheinland – Westfalen – Preußen kein beachtliches Indiz? Die genannten Defizite der Darstellung werden auch nicht durch die (geradezu einen eschatologischen Titel tragende) Schlussbetrachtung von Veit Veltzke „‚Über den Tod hinaus': Gedanken über die Beziehung Nordrhein-Westfalens zu einem untergegangenen Staat" aufgefangen.

Der Aufweis der vielen genannten Desiderate hinsichtlich einer zureichenden Berücksichtigung der religiösen und kirchlichen Aspekte der untersuchten „Beziehungsgeschichte" sollte nicht dahingehend missverstanden werden, als wolle der Rezensent von der Lektüre dieses Sammelbandes abraten. Viele andere Zusammenhänge werden entschlüsselt und plastisch erläutert. Dass das ausgerechnet für den Bereich des kirchengeschichtlich Relevanten nicht geschehen ist, sollte ein neuer Ansporn sein dazu, sich auch von Seiten der allgemeinen Geschichtswissenschaft verstärkt um eine Kooperation mit der Kirchengeschichte zu bemühen, die Beziehungen zu intensivieren und zu versuchen, die Ergebnisse der kirchengeschichtlich geleisteten Forschung verstärkt aufzunehmen und fruchtbar zu machen.

Jürgen Kampmann

Johannes Burkardt/Bernd Hey (Hgg.), Von Wittgenstein in die Welt. Radikale Frömmigkeit und religiöse Toleranz (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 35), Luther-Vlg., Bielefeld 2009, 248 S., brosch., einige sw. Abb. und Karten

Dieses Buch ist eigentlich ein „Ableger" des Jahrbuchs für Westfälische Kirchengeschichte, in dem üblicherweise die Vorträge der Jahrestagungen des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte abgedruckt werden. Es enthält nämlich alle Vorträge des Tages der Westfälischen Kirchengeschichte in Bad Berleburg am 1./2. August 2008, ergänzt durch zwei weitere thematisch dazu passende Beiträge. Rahmenthema der Jahrestagung 2008 war seinerzeit die Wittgensteiner territoriale Kirchengeschichte, speziell der radikale Pietismus und das in den Wittgensteiner Grafschaften entstandene Neutäufertum der weltweit verbreiteten Brüderkirchen, die im unmittelbaren Anschluss an die Tagung in Bad Berleburg im benachbarten Schwarzenau ihr 300-jähriges Bestehen feierten. Die beiden Herausgeber weisen in ihrem Vorwort mit Recht darauf hin, dass der radikale Pietismus das prägende Thema der regionalen Kirchengeschichte gewesen sei und Wittgenstein innerhalb Westfalens einen kirchengeschichtlich beinahe exotischen Status verleihe. Es war deshalb eine aus praktischen wie wissenschaftlichen Gründen sinnvolle Entscheidung des Vorstands des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte, die Vorträge der Jahrestagung 2008 in einem Sonderband zusammenzufassen. Dieser stellt im Übrigen eine gute Ergänzung dar zu der schon vor der Tagung in deutscher und englischer Sprache erschienenen Jubiläumsschrift der „Church of the Brethren" zu deren 300-Jahr-Feier in Schwarzenau am 2./3. August 2008 (*Schwarzenau 1708–2008, hg. von Otto Marburger*, Bad Berleburg 2008, 248 S., geb.).

Wegen der Themen und Referenten der jetzt abgedruckten Tagungsvorträge sei auf den ausführlichen Tagungsbericht im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte Bd. 105 (2009), S. 505-509, verwiesen. Die insgesamt fünf Vorträge sind im Druck in eine sinnvolle, historische Reihenfolge gebracht worden, angefangen mit dem Vortrag von Gerhard Menk über Johannes Althusius und abgeschlossen durch den Vortrag von Johannes Burkardt zur Geschichte der Kreissynode Wittgenstein im 19. und 20. Jahrhundert. Der zentrale Themenblock zur Geschichte des radikalen Pietismus und des Neutäufertums ist jetzt ergänzt worden durch den bereits im Tagungsbericht erwähnten Festvortrag von Marcus Meier in Schwarzenau am 3. August 2008, dessen Dissertation über die Schwarzenauer Neutäufer inzwischen ebenfalls im Druck erschienen ist (*Marcus Meier, Die Schwarzenauer Neutäufer. Genese einer Gemeinschaft zwischen Pietismus und Täufertum*, Göttingen 2008, mit einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis) sowie durch einen von Hans Schneider in verbesserter Form erneut edierten zeitgenössischen Bericht über den Wittgensteiner Pietismus zu Beginn des 18. Jahrhunderts aus dem unmittelbar benachbarten hessischen Dodenau.

Die thematisch eng miteinander verzahnten Beiträge fassen den gegenwärtigen Forschungsstand übersichtlich zusammen. Der Band gehört deshalb in die Hand jedes an Wittgensteins Kirchengeschichte und den damit zusammenhängenden Themen Interessierten, gleichgültig, ob er an den Tagungen in Bad Berleburg und Schwarzenau teilgenommen hat oder nicht, ob

er im Lande der leiblichen und/oder geistlichen Vorfahren lebt oder infolge der Emigration der neutäuferischen Brüder in der „Neuen Welt". Eine Übersetzung des Bandes in die englische Sprache steht freilich noch aus und ist gegenwärtig wohl auch nicht geplant.

Dietrich Kluge

Hans-Walter Schmuhl/Ulrike Winkler (Hgg.), Gewalt in der Körperbehindertenhilfe. Das Johanna-Helenen-Heim in Volmarstein von 1947 bis 1967 (Schriften des Instituts für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel, Bd. 18), Verlag für Regionalgeschichte, Bielefeld 2010, 326 S., 28 Abb., beigefügte CD-ROM.

Die vorliegende Studie über Gewaltverhältnisse im Alltag des 1904 als Heil-, Erziehungs- und Pflegeanstalt in Volmarstein gegründeten Johanna-Helenen-Heims (JHH), das auf die Betreuung „bildungsfähiger Krüppel" unter Kindern und Jugendlichen zielte (S. 176), ist in mehrfacher Hinsicht als ungewöhnlich zu bezeichnen. Schon die Umstände der Entstehung dieser Studie sind alles andere als selbstverständlich. Auf sie wird sowohl in den Vorworten des Sprechers des Vorstandes der Evangelischen Stiftung Volmarstein und der Freien Arbeitsgruppe JHH als auch in der Einleitung der beiden Autoren explizit eingegangen.

So liegt der Untersuchung ein Auftrag zur Erforschung der Geschichte des JHH zwischen 1947 und 1967 zugrunde, den der Stiftungsvorstand 2006 an zwei wissenschaftlich und publizistisch erfahrene Autoren vergeben hat. Beide wären vor nicht allzu langer Zeit von manchem älteren Theologen noch als Laien- oder Profanhistoriker apostrophiert worden, um auf ihre vermeintlich beschränkte Kompetenz in der Behandlung theologie-, kirchen- und diakoniegeschichtlicher Themen anzuspielen. Mit der Beauftragung Hans-Walter Schmuhls und Ulrike Winklers – also eines unter anderem sozialwissenschaftlich geschulten Historikers und einer entsprechend ausgebildeten Politikwissenschaftlerin – hat der Stiftungsvorstand insofern seine Bereitschaft zu einer historisch-kritischen wie auch sozialwissenschaftlich analytischen Betrachtung der Vorgänge im JHH signalisiert. Eine solche methodische Erweiterung der Forschungsperspektive und des Erkenntnisinteresses wird inzwischen auch vom Bundesverband evangelischer Behinderteneinrichtungen (BeB) den diakonischen Einrichtungen in Anbetracht aktueller Debatten über Fälle von Missbrauch in der Heimerziehung in den 1950er und 1960er Jahren dringend empfohlen, worauf die beiden Autoren in ihrer Einleitung rekurrieren (vgl. S. 24 Anm. 16).

Die nunmehr bestehende Bereitschaft des Vorstandes zur kritischen und nüchternen Betrachtung der eigenen Geschichte, die vor allem der gegenwärtige Vorstandssprecher, Pfarrer Jürgen Dittrich, verkörpert, beruht allerdings auf einer konfliktreichen Vorgeschichte, die alles andere als gewöhnlich ist. Diese Konflikte bestanden in Kontroversen zwischen dem Vorstand und ehemaligen Schülern, Schülerinnen und Mitarbeitern des Heims und reichen mindestens bis Mitte der 1990er Jahre zurück, als der damals verabschiedete Anstaltspfarrer Dr. Ulrich Bach bereits auf „Missstände im früheren JHH" aufmerksam machte (S. 22). Zuletzt haben ehemalige Schüler und

Schülerinnen über ihre Erfahrungen mit gewaltbereitem Personal in diversen Leserbriefen für Tages- und Kirchenzeitungen 2006 berichtet, wozu sie durch die breite Resonanz des Buches „Schläge im Namen des Herren" des Spiegel-Redakteurs Peter Wensierski ermuntert wurden (vgl. S. 17). Die hierdurch erhöhte öffentliche Aufmerksamkeit veranlasste den Vorstand seinerseits zu der „Volmarsteiner Erklärung", die aber von den Schülern wegen ihres „unsensiblen" und „paternalistischen" Tenors abgelehnt wurde (S. 23). Im Gegenzug gründeten sie die Freie Arbeitsgruppe JHH und begannen selbstständig mit der Sammlung von Berichten, Stellungnahmen und Zeitungsartikeln über gewalttätige Praktiken im JHH, um sie schon bald als Dokumente auf einer eigenen Homepage im Internet 2007 zu veröffentlichen. Sie sind in einer aktualisierten Version auf einer dem Buch beigefügten CD-ROM gespeichert, die sich auf der Innenseite des hinteren Buchdeckels befindet.

Diese konfliktreiche Vorgeschichte des erteilten Auftrags zur Ausfertigung dieser Studie hat unverkennbar auch die beiden Autoren in ihren Entscheidungen beeinflusst. Denn aus diesem Umstand erklären sich nicht nur der von ihnen gewählte thematische Fokus auf Gewaltverhältnisse im Alltag des JHH zwischen 1947 und 1967, sondern überwiegend auch der Zuschnitt, die Vorgehensweise, die Methoden und die Gliederung des gesamten Bandes. In diesem Zusammenhang machen die Autoren darauf aufmerksam, dass über die Heimerziehung in Einrichtungen für körperlich behinderte Menschen bisher keine systematischen und historischen Forschungen unternommen worden seien und sie insofern mit ihrer Studie „regelrechtes Neuland" betreten würden (S. 24).

In Anbetracht der Brisanz der Thematik und unter Berücksichtigung potentiell unterschiedlicher Sehweisen der an den Vorgängen im JHH Beteiligten, die sich nicht zuletzt aus der auf Dauer gestellten Asymmetrie zwischen Anstaltsleitung, Personal und Insassen ergeben und in deren Folge – wie die Autoren an diesem Beispiel zu Recht betonen – insbesondere Insassen auch nicht als Akteure in Erscheinung treten konnten (vgl. S. 34), haben sie sich für „einen multiperspektivischen Blick *auf* und *in* das JHH" entschieden (S. 26). Die Berücksichtigung unterschiedlicher „subjektiver Perspektiven auf das Geschehen" (S. 34), womit die Studie methodisch einen anspruchsvollen Weg beschreitet, der als innovativ beurteilt werden kann, erfolgt vor allem auf der Grundlage von Interviews mit 13 ehemaligen Schülern und Schülerinnen sowie mit zehn Vertretern des im JHH vormals beschäftigten Personals; gelegentlich werden auch schriftliche Berichte von Insassen und des Personals sowie hinterlassene Aufzeichnungen einiger Königsberger Diakonissen herangezogen. Von ihnen waren sieben Schwestern zwischen 1947 und 1967 in dem JHH tätig und bestimmten neben einigen Lehrerinnen ganz wesentlich den Stil der Heimerziehung. Demgegenüber scheinen weder die Anstaltsleitung noch die immerhin vier Anstaltspfarrer in der Heimerziehung eine nennenswerte Rolle gespielt zu haben (vgl. S. 158f.) und verhielten sich – so der Tenor des achten Kapitels – im Fall von Missständen auffallend zögerlich und zurückhaltend (vgl. S. 274-278). Und selbst in eindeutigen Fällen zogen sie mit einer Ausnahme, die zu einem Strafverfahren gegen die pädagogisch ambitionierte Lehrerin Gertraude Steiniger und zu ihrer Entlassung führte (vgl. S. 137, Anm. 487), keine personellen Konsequenzen. Ganz ähnlich dilatorisch behandelte auch das Mutterhaus in Wetzlar die ihm be-

kanntgewordenen Vorfälle und Strukturprobleme (vgl. S. 199, S. 277f.). Die völlig überlasteten Schwestern wurden stattdessen an den „echten Diakonissensinn" erinnert, womit „Verleugnung eigener Wünsche und Bedürfnisse" gemeint gewesen seien (S. 215).

Den inhaltlichen Schwerpunkt der Studie bilden die aus den Interviews destillierten Informationen, die im zweiten Kapitel sowohl für die Rekonstruktion des Alltags im JHH als auch für die „Beschreibung der Schicksale der Kinder" in Anspruch genommen werden. Mit dieser Schwerpunktsetzung nicht nur des zweiten Kapitels, das mit 164 Seiten den größten Umfang unter den insgesamt zehn Kapiteln einnimmt, sondern damit auch des gesamten Buches, sind die beiden Autoren einer „Anregung" der Freien Arbeitsgruppe gefolgt (S. 26), worin eine weitere Ungewöhnlichkeit dieser Studie besteht. Demnach zielen die durchgehend leitfadengestützten Interviews zum einen auf „jene Facetten des Alltagslebens [...], die sich in den Akten nur andeutungsweise oder gar nicht niedergeschlagen haben", zum anderen auf wesentliche Aspekte „einer Subkultur der Gewalt", die in der Regel „nicht schriftlich überliefert" sei (S. 25). Dabei folgt die Logik der Darstellung im zweiten Kapitel der zeitlichen Bewegung eines Insassen, ausgehend von seiner Vorgeschichte, über seine Ankunft und diversen Erlebnisse während seines Aufenthaltes, die besonders detailliert aufgefächert sind, bis hin zu seiner Entlassung oder bis zur Schließung des JHH 1967. Daraufhin wurden alle verbliebenen Kinder und Jugendliche in das wesentlich besser ausgestattete, neue Oskar-Funcke-Haus verlegt, dessen Leitung sich nunmehr deutlich von der bis dahin im JHH verbreiteten „Krüppelseelenpädagogik" distanzierte (S. 289) und sich stattdessen für die „Umsetzung demokratischer Prinzipien" in den Anstalten Volmarsteins einsetzte (S. 292) – Aspekte mithin, denen das kurze neunte Kapitel gewidmet ist.

Die von dem Pädagogen Hans Würtz zu Beginn des 20. Jahrhunderts formulierte Krüppelseelenpädagogik zielte – so die Autoren im sechsten Kapitel – auf gesellschaftliche Integration körperbehinderter Menschen durch „Schulung des Willens und des Körpers" (S. 255), um die angeblich negativen charakterlichen Folgen von Behinderung auszugleichen und letztlich zu überwinden. Diese Vorstellungen wurden nicht nur im Preußischen Krüppelfürsorgegesetz 1920 aufgegriffen, sondern bildeten auch die pädagogische Richtschnur im Unterricht des JHH. Denn hieran orientierte sich ausdrücklich vor allem die seit 1934 beschäftigte, selbst erheblich körperbehinderte Lehrerin Gertraude Steiniger (vgl. S. 248-256). Sie setzte diese Vorstellungen konsequent um, wobei sie vor Demütigung, rücksichtsloser Behandlung und Misshandlung der Schüler nicht zurückschreckte (vgl. S. 83f., 113f., 123-126, 137f., 156f.). Neben diesem Ursachenkomplex für latente Gewalt im JHH, deren Mittel und Rituale im zweiten Kapitel auf über 30 Seiten in 13 Unterpunkten aufgefächert worden sind, erschließen die Autoren in der ebenfalls von Gewalt geprägten Willkür einiger Königsberger Diakonissen einen zweiten, noch gravierender sich auf den Alltag auswirkenden Ursachenkomplex, dem sie sich im fünften, immerhin 55 Seiten umfassenden Kapitel widmen.

Die insgesamt sieben im JHH tätigen Diakonissen waren durchgehend für die alltägliche Betreuung, Erziehung und Pflege der körperbehinderten Schüler und Schülerinnen zuständig und verantwortlich. Hierbei wurden sie erst zu Beginn der 1960er Jahre von einigen wenigen Diakonenschülern und

diakonischen Helferinnen unterstützt, die aber von den Diakonissen nicht nur nicht ernstgenommen, sondern immer wieder auch rüde behandelt wurden, insbesondere dann, wenn sie anderer Meinung waren oder sich für die Belange der jugendlichen Insassen einsetzten. Die Gründe für die Bereitschaft einiger Schwestern zu gravierenden Demütigungen und Misshandlungen der Insassen, insbesondere von sogenannten „Sozialwaisen" aus sozial schwachen oder desolaten Familien (S. 110), waren nach Einschätzung der beiden Autoren vielfältig. Sie rekurrieren hierbei – abgesehen von dem chronischen Personalmangel – auf deren unzureichende pädagogische Ausbildung, ihren zum Teil prekären Gesundheitszustand, ihr zumeist hohes Alter und zum Teil traumatische Erlebnisse, mit denen manche Schwester während der Gefangenschaft und auf der Flucht zwischen 1945 und 1953 konfrontiert worden war.

Als einen dritten Ursachenkomplex für die Gewaltverhältnisse im JHH benennen die Autoren im vierten Kapitel erheblich verschlechterte Rahmenbedingungen. Sie machen zum einen auf einen „schleichenden Statusverlust" (S. 183) des JHH innerhalb der seit den späten 1940er Jahren zunehmend komplexer werdenden Anstalten von Volmarstein aufmerksam. So wurden notwendige Baumaßnahmen nicht durchgeführt und dringend benötigte Investitionen zumeist anderweitig verwendet. Zum anderen vermuten sie einen Funktionswandel des JHH, weil dort zunehmend mehr „schwerste Krüppelfälle" untergebracht worden seien (ebd.). Insgesamt gesehen sei das JHH zunehmend ins Abseits der Anstaltsöffentlichkeit geraten und habe den Charakter eines „vergessenen Hauses" angenommen mit „tragischen Konsequenzen" für die Insassen (S. 299).

Die von den beiden Autoren vorgelegte Studie über Gewaltverhältnisse in der Körperbehindertenhilfe von Volmarstein besticht vor allem durch das zweite Kapitel, in dem sehr anschaulich und umsichtig der Alltag im JHH vor Augen geführt wird, in dessen Darstellung die durch Interviews erfassten Erlebnisse ehemaliger Schüler und Schülerinnen sowie einiger Mitarbeiter geschickt eingebettet sind. Alle nachfolgenden Kapitel sind gewissermaßen in konzentrischen Kreisen um dieses Kapitel arrangiert. Dieser ungewöhnliche Aufbau der Studie hat leider die Konsequenz, dass manche wichtige Information – etwa zur Geschichte der Einrichtung (Kapitel 4) oder zum Personal (Kapitel 5-7) – erst wesentlich später zu lesen ist, aber zu Beginn der Lektüre gelegentlich vermisst wird, so dass der Eindruck einer gewissen Unübersichtlichkeit entsteht. Abgesehen davon stehen die erläuterten Befunde der Autoren über die Ursachen der Gewaltverhältnisse im JHH teilweise in einer auffallenden Diskrepanz zu dem von ihnen bevorzugten Erklärungsansatz des Soziologen Erving Goffmann über psychosoziale Wirkungen sogenannter „totaler Institutionen" auf ihre Insassen (vgl. S. 34, 99, 101, 107, 115, 160, 299). Denn jeder der drei genannten Ursachenkomplexe für die von den Autoren von vornherein angenommene „Subkultur der Gewalt" (S. 25) im JHH kann letztlich – überspitzt gesagt – gerade auf die eklatante institutionelle Disfunktionalität und auf persönliches Versagen der Anstaltsleitung in Volmarstein und des Mutterhauses in Wetzlar zurückgeführt werden. Denn die Verantwortlichen waren letztlich nicht gewillt, weder die notorisch gewaltbereite Lehrerin Gertraude Steiniger noch manche überforderte und frustrierte Schwester dauerhaft in ihre Schranken zu weisen und zu korrigie-

ren. Hinzu kommt schließlich die fehlende Bereitschaft zur Investition in das JHH, so dass einerseits die ohnehin latent schon vorhandene institutionelle Disfunktionalität des Heims noch gesteigert worden sein dürfte, andererseits die virulente Willkür einflussreicher Vertreter des Personals nunmehr auf teilweise grausame Weise aufblühte. Von dieser gewalttätigen Willkür einzelner Vertreter des Personals, die vor allem im aktuellen Rampenlicht der Öffentlichkeit steht, hätten die unzweifelhaft im JHH auch bestehenden institutionellen Zwänge systematisch unterschieden und interpretiert werden müssen, um hieran erstens Aspekte von Gewalt im Lichte des Ansatzes von Erving Goffmann zu thematisieren und sie sodann zweitens mit den Erinnerungen der interviewten Personen zu konfrontieren.

Derartige Schwächen der vorliegenden Studie sind aber in Anbetracht des offenen und brisanten Forschungsfeldes der Diakoniegeschichte nahezu unvermeidbar, zumal es sich um eine Pionierarbeit über die Geschichte der Heimerziehung von körperlich behinderten Menschen handelt. Die überwiegend gut lesbare Studie bietet nicht zuletzt wegen ihres multiperspektivischen Ansatzes tiefe Einblicke in die Thematik und hält zahlreiche Anregungen für den Leser bereit.

Frank Konersmann

Das Herzogtum Westfalen. Band 1: Das kurkölnische Herzogtum Westfalen von den Anfängen der kölnischen Herrschaft im südlichen Westfalen bis zur Säkularisation 1803, herausgegeben von Harm Klueting unter Mitarbeit von Jens Foken, Aschendorff Verlag, Münster 2009, 927 S., Kartenbeilage

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts skizzierten Berichte auswärtiger Reisender das kurkölnische Herzogtum Westfalen als ein Land voller Rückständigkeit und Intoleranz. So beklagte beispielsweise der hessische Hofrat Ferdinand Schazmann in seinen anonym publizierten „Beyträgen für die Geschichte und Verfassung des Herzogthums Westphalen" 1803 die schlechte Bausubstanz der meist noch mit Stroh gedeckten Häuser und interpretierte die „Ruinen alter Mauern und verödete[r] Bauplätze" als Zeugnisse eines längst vergangenen Wohlstandes. Ähnlich urteilte der preußische Beamte und Publizist Justus Gruner im selben Jahr über die Residenzstadt Arnsberg: Sie habe ein „höchst düsteres, armseliges Aussehen". Bei ihrem Anblick werde der „Charakter der Armuth, Unreinlichkeit und Indoleranz" überall deutlich. Lediglich die landschaftliche Lage einzelner Orte traf auf positive Resonanz bei den Reisenden.

Über diese Region erschien jüngst der erste Band einer auf zwei Bände angelegten und vom Sauerländischen Heimatbund angeregten wissenschaftlichen Publikation. Unter der Herausgeberschaft von Harm Klueting und unter Mitarbeit von Jens Foken wurde ein umfangreiches und lehrreiches Werk geschaffen, das in 26 Beiträgen das Herzogtum Westfalen von seinen Anfängen bis zur Säkularisation 1803 in den Blick nimmt. Dass der Herausgeber, der im Vorwort ausdrücklich nicht als „westfälische[r] Landeshistoriker" oder „sauerländische[r] Regionalhistoriker" identifiziert werden möchte (S. 7), innerhalb weniger Wochen alle 24 beteiligten Fachleute für dieses Gemeinschaftsprojekt begeistern konnte, stellt ein berichtenswertes Ereignis

dar. Dass der Kölner Historiker und Theologe darüber hinaus zahlreiche seiner Publikationen im Vorwort erwähnt, verleiht dem dickleibigen Buch seinen ganz eigenen Charme.

Eine erste Orientierung über die zum Teil über 50 Seiten langen Aufsätze bietet das Inhaltsverzeichnis. Leider fehlt eine überschriftliche Gliederung der Beiträge, welche dem Gesamtwerk eine klare thematische Struktur verliehen hätte. Gleichwohl scheint es, dass alles Wesentliche und Wissenswerte über das Herzogtum Westfalen in diesem Band zusammengefasst ist, so dass der interessierte Leser mit Freude sein territorialgeschichtliches Studium beginnen kann.

Mit seinem instruktiven Aufsatz „Das Herzogtum Westfalen – der geographische Raum" (S. 15-35) vermisst Günther Becker das politische, kirchliche und geographisch-geologische Gelände jenes einst zum Kurfürstentum Köln gehörenden Gebietes. Dieses erstreckte sich von der Lippe zwischen Lippborg und Hellinghausen im Norden über das östliche Hellweggebiet mit Werl, Erwitte und Geseke sowie dem Haarstrang über das Sauerland bis zum Kamm des Rothaargebirges im Süden. Zu diesem südwestfälischen Territorium kamen die kurkölner Exklave Volkmarsen und das märkisch-kölnische Kondominat Valbert. Mit der administrativen Aufteilung und Bildung des Regierungsbezirkes Arnsberg durch Preußen verlor der Territorialname „Herzogtum Westfalen" seit 1816 seine realpolitische Bedeutung. Seit dem späten 19. Jahrhundert setzte sich – so Becker – die Raumbezeichnung „Kölnisches" oder auch „Kurkölnisches Sauerland" durch, die von einem sich langsam etablierenden, an der katholischen Konfession der Bevölkerung orientierenden Regionalbewusstsein getragen wurde.

Paul Leidinger bietet in seinem Beitrag „Zur Christianisierung des kölnischen Westfalen südlich der Lippe" (S. 37-53) einen Einblick in die karolingische Missionsgeschichte, die sich vornehmlich auf die seit der Frühzeit besiedelte Hellwegebene konzentrierte. Edeltraud Klueting setzt in ihrem erhellenden Aufsatz „Die Klosterlandschaft des Herzogtums Westfalen im Hochmittelalter" (S. 55-100) anhand der Klostergründungen die regionale Missionsgeschichte fort. Indem sie die Entwicklung von den Kanoniker- und Kanonissenstiften über die Niederlassungen von Benediktinern, Prämonstratensern, Zisterziensern und Mendikantenorden bis hin zu den Beginen am Ende des 13. Jahrhunderts zeichnet, entsteht ein facettenreiches Bild einer lebendigen westfälischen Klosterlandschaft. Der bereits an anderer Stelle publizierte Aufsatz von Odilo Engels „Zur Entmachtung Heinrichs des Löwen: Die Entstehung des kölnischen Ducats von Westfalen und Engern 1180" (S. 101-118) hält leider nicht, was er verspricht. Auch wenn der Text einen gewichtigen Forschungsbeitrag zur Verurteilung und Verbannung Heinrichs darstellt, wird der wissbegierige Leser nicht über das „kölnische Ducat" aufgeklärt. Immerhin wird durch die Abbildung (S. 103) auf die berühmte „Gelnhäuser Urkunde" von 1180 aufmerksam gemacht und an anderen Stellen des vorliegenden Bandes (S. 16, 179, 261) erläutert, dass Kaiser Friedrich I. Barbarossa mit dieser Urkunde das vormals Heinrich dem Löwen gehörende „Westfalen und Engern" aus dem Sachsenherzogtum herauslöste und dem Kölner Erzbischof Philipp von Heinsberg verlieh. Neben der kirchlichen begann jetzt auch die politische Herrschaft des Erzbischofs von Köln über das

neu gebildete Herzogtum. Seitdem war das Herzogtum Westfalen kurkölnisches Nebenland.

„Die Grafen von Werl und Werl-Arnsberg (ca. 980–1124): Genealogie und Aspekte ihrer politischen Geschichte in ottonischer und salischer Zeit" (S. 119-170) untersucht Paul Leidinger. Michael Gosmann setzt mit seiner Studie „Die Grafen von Arnsberg und ihre Grafschaft: Auf dem Weg zur Landesherrschaft (1180–1371)" (S. 171-202) die Geschichte der einflussreichen westfälischen Grafen mit ihrer 1369 an das Erzstift Köln abgetretenen Arnsberger Grafschaft fort. Und Andreas Müller bündelt die Adelsgeschichte vom Mittelalter bis zur Frühen Neuzeit in seiner Darstellung „Zwischen Kontinuität und Wandel: Der Adel im kurkölnischen Herzogtum Westfalen" (S. 419-441).

Eine eigene Perspektive bietet Cornelia Kneppe in „Burgen und Städte als Kristallisationspunkte von Herrschaft zwischen 1100 und 1300" (S. 203-234). In der lesenswerten Untersuchung kommt sie zu dem überzeugenden Ergebnis, dass die Kölner Erzbischöfe zur Herrschaftssicherung in ihrem Herzogtum nicht auf den Burgenbau, sondern auf die Gründung von Städten setzten. Diesen stadtgeschichtlichen Ansatz entwickelt Jens Foken in seinem Beitrag „Erstarrtes Mittelalter: Die Städte und Freiheiten des Herzogtums Westfalen in der Frühen Neuzeit" (S. 363-417) weiter. Mit der „Entstehung des Territoriums ‚Herzogtum Westfalen'" befasst sich der Aufsatz „Marschallamt Westfalen – Amt Waldenburg – Grafschaft Arnsberg – Herrschaft Bilstein-Fredeburg" (S. 235-267) aus der Feder von Wilhelm Janssen, der zum Teil bereits Gelesenes wiederholt und überblicksartig neu ordnet.

Eher rechtsgeschichtlicher Natur sind die beiden Aufsätze „Die Vemegerichtsbarkeit im kurkölnischen Herzogtum Westfalen" (S. 269-296) von Eberhard Fricke und „Der Hexenkommissar Heinrich von Schultheiß und die Hexenverfolgungen im Herzogtum Westfalen" (S. 297-320) von Tanja Gawlich.

Von großer Bedeutung für das Herzogtum Westfalen war die von Heinz-Dieter Heimann beschriebene „Soester Fehde (1444–1449)" (S. 321-342), in der sich die westfälische Hansestadt von der Kölner Landesherrschaft lossagte und zusammen mit der Soester Börde an den Herzog von Kleve-Mark gelangte. Folgerichtig wird Soest in den weiteren Darstellungen des Bandes nur noch randständig behandelt.

Einen erneuten Überblicksbeitrag stellt „Das Herzogtum Westfalen, das Vest Recklinghausen und das rheinische Erzstift Köln: Kurköln in seinen Teilen" (S. 343-362) von Monika Storm dar, und ebenfalls als Überblicksdarstellung kann die von Harm Klueting verfasste umfangreiche Skizze „Das kurkölnische Herzogtum Westfalen als geistliches Territorium im 16. bis 18. Jahrhundert" (S. 443-518) gelten. Diese wird durch seinen kurzen Schlussbeitrag „Die Säkularisation und das Ende des kurkölnischen Herzogtums Westfalen" (S. 851-861) ergänzt.

Mit der Frühen Neuzeit befassen sich verschiedene höchst lesenswerte Spezialstudien: Klaus Baulmann beschreibt „Jesuiten – Minoriten – Franziskaner – Kapuziner: Klöster und Ordenswesen in der Frühen Neuzeit" (S. 519-542). Marina Cremer widmet sich der „Kunst im Herzogtum Westfalen: Eine kurkölnisch geprägte Kunstlandschaft" (S. 543-578). Erika Richter beschreibt „das Schulwesen im Herzogtum Westfalen von den Anfängen im Mittelalter bis zur Säkularisation" (S. 579-606). Hermann-Josef Schmalor befasst sich mit

den „Bibliotheken der Stifte und Klöster im Herzogtum Westfalen" (S. 607-640) und Iris Bunte mit der hoch spannenden Thematik „Die Bücher der Werler Erbsälzer: Adel und Patriziat im Spiegel einer Bibliothekslandschaft" (S. 641-667).

In eindrücklicher Weise untersucht Diethard Aschoff „Die Juden im kurkölnischen Herzogtum Westfalen" (S. 669-703). Dieser Beitrag zählt zu den Glanzlichtern des Bandes. Gleichzeitig wird an dieser Stelle ein signifikantes Defizit des Werkes deutlich: Ein Aufsatz zu den – unterdrückten – Protestanten im erzkatholischen Herzogtum Westfalen fehlt. Zwar thematisiert Klueting unter den Überschriften „Reformation und Protestantismus im Herzogtum Westfalen" (S. 484-491) sowie „Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg und der Kölnische Krieg" (S. 492-498) in seinem Überblick reformatorische Einflüsse. Neue Erkenntnisse oder kirchengeschichtlich brisante Details werden aber nicht geboten. Gerade weil die Protestanten im kurkölner Herzogtum durch die Gegenreformation bekämpft wurden, im Verborgenen leben oder auswandern mussten, hätte der konfessionelle Aspekt jener unterdrückten Glaubensminderheit stärker betont werden dürfen.

Die Beiträge von Peter Ilisch zu „Münzprägung und Geld" (S. 705-717), Wilfried Reininghaus zu „Salinen, Berg- und Hüttenwerke[n], Gewerbe und Handel" (S. 719-759), Bernward Selter zu „Landwirtschaft, Waldnutzung und Forstwesen" (S. 761-822) und Theo Bönemann zu „Wege[n], Verkehr und Post" (S. 823-850) runden das gelehrte Werk ab.

Als hilfreich erweisen sich die zahlreichen Abbildungen und Kartenbeigaben. Eine hochwertige Reproduktion der Landkarte „Ducatus Westphaliae nova repraesentatio geographica" ist dem Band beigegeben, die 1757 auf Grundlage einer Karte des Jesuitenpaters Gottfried Sittartz (gest. 1718) von den Homannschen Erben in Nürnberg gedruckt wurde. Allerdings hätte das Register in Personen und Orte unterschieden werden dürfen.

Trotz dieser kleinen Monenda liegt ein beeindruckendes Kompendium vor, welches das einstige Bild einer düsteren und intoleranten Region differenzieren hilft. Die künftige Regional- und Territorialforschung über das Herzogtum Westfalen wird mit Gewinn auf dieses neue Standardwerk zurückgreifen.

Christopher Spehr

Reinhard Neumann, Die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth 1914–1954. Jahrzehnte der Krise (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte Bd. 36), Luther-Verlag, Bielefeld 2010, 380 S., brosch., zahlr. Abb.

Vage Vermutungen und falsche Behauptungen verschiedener Autoren über das Verhalten Nazareths und seiner Angehörigen in der NS-Zeit trugen mit dazu bei, dass die 1877 in Bethel gegründete diakonische Gemeinschaft den Legenden wissenschaftlich fundierte Ergebnisse entgegensetzen wollte. In Absprache mit dem Institut für Diakonie- und Sozialgeschichte an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal/Bethel erhielt der Historiker und Archivar Reinhard Neumann den Auftrag, die Entwicklung Nazareths zwischen 1914 und 1954 zu erforschen und darzustellen. Die Studie behandelt damit einen Zeitraum, den Matthias Benad und Hans-Walter Schmuhl in einem einlei-

tenden Kapitel als „dichte Folge von politischen, militärischen und sozialökonomischen Krisen und Katastrophen" beschreiben.

Reinhard Neumann konnte für den vorliegenden Band neue Quellenbestände auswerten, die er selbst verzeichnet und erschlossen hat. Im Vorwort umreißt er das Bild, das sich auf der Basis dieser Überlieferung abzeichnete. Demnach schlug Nazareth innerhalb der Männlichen Diakonie einen „Sonderweg" ein. Eine wesentliche Grundlage dieses eigenständigen Wegs war die Gestaltung der diakonischen Gemeinschaft als „Nazareth-Familie" mit festen Strukturen und verbindlichen Regeln. Es entstand das Modell einer „Gottesfamilie", das entscheidend dazu beitrug, dass Nazareth den tiefgreifenden Krisen im Untersuchungszeitraum erfolgreich begegnen konnte. Ausgehend von diesen Thesen beschreibt der Autor chronologisch und mit ausführlichen Quellenzitaten die Entwicklung Nazareths im Verlauf von rund vier Jahrzehnten. Der Hauptteil der Studie ist in fünf Kapitel unterteilt, die jeweils einen Zeitabschnitt in den Blick nehmen.

Das erste Kapitel beschreibt die Jahre von 1914 bis 1922. Reinhard Neumann zeigt an mehreren Beispielen auf, wie die Diakonenanstalt Nazareth auf äußere Einflüsse und innere Herausforderungen reagierte. Es entsteht das Bild einer christlichen Gemeinschaft, die sich nach und nach aus ihrer Rolle als „Hilfsinstrument" für das Diakonissenmutterhaus Sarepta herauslöste und ein eigenes Profil gewann. Dazu gehört zum Beispiel der Wandel von der ursprünglich stark zölibatär orientierten Gemeinschaft hin zu einer Genossenschaft verheirateter Familienväter unter dem Vorsteher Pastor Johannes Kuhlo. Nazareth hatte eine zeitgemäße Gehaltsordnung, und eine Pensionskasse garantierte die lebenslange Versorgung der Brüder und ihrer Ehefrauen. Unter diesen Voraussetzungen konnte der Gedanke der Nazareth-Familie mit dem Vorsteher in der Vaterrolle und den Brüdern und ihren Angehörigen als Söhnen und Töchtern Gestalt gewinnen. Neumann beschreibt, wie sich zum Beispiel in den Kriegsjahren der familiäre Zusammenhalt bewährte. Reger brieflicher Kontakt zwischen den Brüdern an der Front und dem Vorsteher als dem Mittelpunkt und Oberhaupt des Familiensystems hielt die Verbindung aufrecht.

Das zweite Kapitel beginnt mit dem Vorsteherwechsel 1923 und thematisiert vor allem, wie der neue Vorsteher Pastor Paul Tegtmeyer das Familienmodell, mit dem Nazareth gute Erfahrungen gemacht hatte, intensivierte und eine „Gottesfamilie" gestaltete, deren wesentliche Prinzipien bis in die 1960er Jahre hinein Bestand hatten. Die zukünftigen Mitglieder der Familie mussten hohen Ansprüchen genügen. Von den Brüdern erwartete Tegtmeyer, dass sie sich vorbehaltlos den autoritären Strukturen Nazareths fügten. Verlobung und Heirat waren nicht nur von der Genehmigung des Vorstehers abhängig, sondern die zukünftige Diakonenfrau musste ihre Eignung in einem mehrwöchigen „Brautkursus" im Haus des Vorstehers unter Beweis stellen, so dass auch die Ehefrauen ausgewählte und „geprüfte" Mitglieder der „Gottesfamilie" waren. Äußeren Einflüssen wie etwa dem Beginn der nationalsozialistischen Agitation begegnete Tegtmeyer mit dem Hinweis auf den unbedingten Vorrang der Nazareth-Ordnungen.

Das dritte Kapitel schildert die Jahre 1933 bis 1939. Ausführlich beschreibt der Autor, wie in der NS-Zeit der innere Zusammenhalt und die geistliche Ausrichtung Nazareth halfen, sich gegenüber dem staatlichen Totalitätsan-

spruch abzuschotten. Obwohl Nazareth um ein loyales Verhältnis zu den nationalsozialistischen Machthabern bemüht war, wurden alle äußeren Einmischungen in interne Belange strikt abgelehnt. Viele Beispiele machen diese Strategie deutlich. So zog Nazareth sich 1934 wegen Konflikten mit den Bremer Behörden, die das Verfügungs- und Versetzungsrecht über die Diakone beanspruchten, aus den dortigen Krankenanstalten zurück. Unverheiratete Nazareth-Brüder, die in Bremen bleiben wollten, mussten die Diakonenanstalt verlassen. Zwar stand es den Diakonen frei, sich den Deutschen Christen anzuschließen oder Mitglied der SA zu werden, jedoch galt stets, dass die Belange des Brüderhauses und des diakonischen Dienstes an erster Stelle zu stehen hatten. Spaltungsversuchen von DC-Diakonen begegnete Nazareth mit einer Festigung des inneren Zusammenhalts. Anders als sein Vorgänger Kuhlo, der Hitler glühend verehrte, stand Tegtmeyer dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber.

Die Kriegsjahre sind Gegenstand des vierten Kapitels. Wiederum pflegte die Nazareth-Familie ihren Zusammenhalt durch briefliche Kontakte zwischen den Brüdern an der Front und dem Vorsteher sowie durch verschiedene Rituale wie Gedächtnisfeiern für gefallene Diakone. Als die Euthanasie auch Betheler Patienten bedrohte, wandte sich Tegtmeyer mit einem warnenden Brief an eine Diakonenfrau, deren Tochter möglicherweise betroffen war. Die Schilderung von Einzelschicksalen zum Beispiel „nichtarischer" oder aus anderen Gründen verfolgter Mitglieder der Nazareth-Familie zeigt Möglichkeiten und Grenzen des Familiensystems auf.

Das fünfte Kapitel umfasst schließlich die Jahre 1945 bis 1954. Nach dem Krieg stand auch Nazareth vor der Herausforderung des Wiederaufbaus nach Verlusten und Zerstörungen. 77 Nazareth-Diakone waren im Krieg gefallen, der Bombenkrieg hatte in Bethel massive Spuren hinterlassen, einige Nazareth-Angehörige wurden im Zuge der Entnazifizierungsverfahren interniert. Tegtmeyer hielt ungebrochen an dem System der Nazareth-Familie fest, das vielen Angehörigen Nazareths nach den schweren Kriegsjahren Halt und Orientierung gab. Auch in Ausbildungsfragen, die verstärkt an Bedeutung gewannen, betonte er den Schwerpunkt der geistlichen Erziehung als Gegenmodell zu einer „seminaristischen Ausbildung". Tegtmeyer selbst schrieb 1952 zum 75-jährigen Jubiläum Nazareths: „Nazareth blieb in den ungeheuren Stürmen und Katastrophen der Zeit als Gottesfamilie wunderbar erhalten."

In einem Ausblick umreißt der Autor die Erosion des Familiensystems seit den 1960er Jahren. Nachwuchs blieb mehr und mehr aus, das Ausbildungssystem entsprach nicht mehr den geltenden Anforderungen, die rigide Regelung der Familiengründung brach zusammen. Nazareth machte sich auf auf den Weg zu einer diakonischen Gemeinschaft von Männern und Frauen.

Reinhard Neumann vermittelt ein authentisches und anschauliches Bild der „Nazareth-Familie", die über viele Jahrzehnte Bestand hatte, bis die patriarchalisch-autoritären Strukturen endgültig obsolet wurden. Es gelingt der Studie, einigen Legenden zu begegnen und die Funktionsweise eines diakonischen Modells zu beschreiben, das zahlreichen Angriffen widerstehen konnte. Viele Zitate aus Briefen, Wochenberichten oder Protokollen geben interessante Einblicke in die Überlieferung. Besonders eindrucksvoll sind die schriftlichen Berichte einiger Diakone, die ihre Erlebnisse in den Kriegsjahren

oder im Zusammenhang mit den Krankenmorden schildern. In den ersten drei Kapiteln schlagen insgesamt fünf Exkurse von Hans-Walter Schmuhl eine Brücke zu gesamtgesellschaftlichen und diakoniegeschichtlichen Hintergründen.

Bärbel Thau

Hans-Martin Thimme, August Rauschenbusch (1816–1899). Lutherischer Pfarrer in Westfalen und baptistischer Dozent in Amerika (Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte, Bd. 33), Luther-Verlag, Bielefeld 2008, 320 S., 2 Abb., 2 Karten, brosch.

Schon der Untertitel der Biographie über den westfälischen Theologen August Rauschenbusch zeigt an, dass der Leser in diesem Buch mit Horizonterweiterungen zu rechnen hat, die ihn nicht nur geographisch von Westfalen nach Amerika führen, sondern die ihn auch in einen geradezu dramatischen theologischen und geistlichen Veränderungsprozess des Protagonisten mitnehmen. Es ist nicht nur ein weiter Weg von Kontinent zu Kontinent mit den völlig unterschiedlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen für einen Theologen im 19. Jahrhundert auf den beiden Seiten des Atlantiks, es ist auch innerlich ein langer und zuweilen äußerst kräfteraubender Prozess der Veränderung und Reifung eines Menschen und Theologen, der aus einem lutherischen Pfarrhaus erwecklicher und provinzpreußischer Prägung in Altena stammte, und später selbst dort im Lutherischen Pfarramt tätig, seinen Weg in die baptistischen freikirchlichen Gemeinden Amerikas sowie dort in eine baptistische Dozentur nahm.

Der Verfasser, Hans-Martin Thimme, der mit dieser Arbeit in Münster zum Dr. theol. promovierte, war unter anderem Gemeindepfarrer in Hamm und ist durch seine familiäre Situation auch mit dem Leben und Denken amerikanischer Theologie und Kirche vertraut. Diese Kenntnis beider Seiten spürt man der Arbeit deutlich ab. Auf der „Suche nach einer Persönlichkeit, die die auf beiden Seiten des Atlantiks gegensätzlich erscheinenden theologischen Denkansätze vergleichbar machen könnte" (S. 8), kam Thimme über die Beschäftigung mit Walter Rauschenbusch, dem Begründer der „Theology for the Social Gospel" (1917), an dessen Vater August Rauschenbusch. Sohn Walter hatte die autobiographischen Aufzeichnungen des Vaters, die von diesem als Lebenszeugnis (S. 13f., S. 19) gedacht waren, mit Ergänzungen 1901 in Amerika und Deutschland zugleich herausgebracht. Sie dienen auch der vorliegenden Arbeit immer wieder als inhaltliche Stütze und Leitfaden. Zugleich aber hat Thimme eine erhebliche Archivarbeit geleistet, um das Leben und Denken August Rauschenbuschs auf eine gut gesicherte, möglichst breite Quellenbasis stellen zu können (siehe dazu die umfangreichen Verzeichnisse, S. 297-309, dazu das Verzeichnis der Sekundärliteratur, S. 310-317).

In 17 Kapiteln werden die Ereignisse und Entwicklungen, Wege und Orte dieses Theologenlebens dargestellt. Die Kapitel 1-6 (S. 19-102) „spielen" in Westfalen und Deutschland; Kapitel 7 (S. 103-123) beschreibt Übergang und Überfahrt von Deutschland nach Amerika. In den Kapiteln 8-15 (S. 125-258) kann der Leser den sehr kenntnisreich beschriebenen Weg und die persönli-

che Entwicklung August Rauschenbuschs in Amerika vom Traktatkolporteur bis zum „Lehrer der Gemeinschaft" von deutschen baptistischen Gemeinden verfolgen (Kapitel 15; S. 245-258). Kapitel 16 (S. 271-278) rückt die „Familie Rauschenbusch" in den Focus, ihre hierarchische Gliederung, ihre menschlichen und geistlichen Entwicklungen und Konfliktsituationen auf beiden Seiten des Atlantiks. Nie hat Rauschenbusch während der Jahre in Amerika bis zur Beendigung seiner Lehrtätigkeit im Seminar von Rochester und bis zu seiner Rückkehr nach Deutschland (1888; S. 239, S. 272f.) seine Verbindungen in seine alte Heimat und seine innere Verbundenheit mit Deutschland und sein persönliches „Deutschsein" in Sitte und Sprache aufgegeben. Seine letzten Lebensjahre bis zu seinem Tod 1899 in Hamburg (Kapitel 17; S. 271-278) verbringt er mit Reisen, Besuchen und manchen geistlichen Hilfeleistungen in baptistischen Gemeinden in Deutschland. Ein abschließendes 18. Kapitel (S. 279-283) fasst die geistliche Entwicklung und die Bedeutung der Persönlichkeit August Rauschenbuschs, des Pastors und theologischen Lehrers, des Kämpfers für die „wahre Kirche Jesu Christi" noch einmal zusammen. Fünf Exkurse geben Auskunft über rechtliche, inhaltliche Zusammenhänge und wenig bekannte Einrichtungen, die jedoch zum Verstehen des Ganzen von Bedeutung sind.

August Rauschenbusch stammte aus einer westfälischen Theologenfamilie. Sie war der Boden, aus dem viele seiner späteren Entwicklungen hervorgingen und erklärbar waren. Sein Großvater war Hilmar Ernst Rauschenbusch (1745–1815) der – geistlich gesehen – aus der Schule Friedrich August Weihes stammte. Er war mit dessen Tochter Wilhelmine verheiratet. – Thimme hat über ihn eine schöne Studie im „Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte" 97 (2002), S. 65-103 vorgelegt. – Hilmar Ernst war für den Enkel August „wichtig" (S. 20) und prägend, obwohl sie sich nicht persönlich begegnet sind. Die Großmutter, die bis 1833 in Elberfeld lebte, war die „Brücke" (S. 33) zu August, als er dort zur Schule ging. Er hielt den großväterlichen Erweckungsprediger von Bünde (seit 1771) und späteren lutherischen Pfarrer von Elberfeld (seit 1790) für eine große beispielhafte pietistische Predigerpersönlichkeit, die bis hinein in einen – später bei Hilmar schon erstarrten – ethisch-moralischen Rigorismus bleibend prägend war. – August Rauschenbuschs Vater August Ernst (1777–1840), lutherischer Superintendent in Altena, war erfüllt von „schwärmerischer Begeisterung für alles Deutsche" (S. 27) und huldigte einem idealistischen Bildungsideal. Die von ihm verfassten „Biblischen Historien" (S. 25 und S. 58f.) regten Augusts sensible religiöse Empfindungen an, als „Freund Jesu" stets den „guten Weg" im Sinne der „Zwei-Wege-Lehre" zu gehen; sie übten zugleich mit den anderen väterlichen Erziehungsvorstellungen und -maßnahmen erheblichen moralischen Druck auf ihn aus. Die Schulzeit in Elberfeld mit Schwerpunkt in den alten Sprachen beendete er mit dem Abitur als Zweitbester. Seine Interessen waren aber eher einer „schwärmerischen Vaterlands- und Freiheitsliebe" zugewandt. „Ihn begeisterten Germanenkämpfe und Ritterehren. Darum arbeitete er intensiv daran, Körper und Geist auf die Bewährung solchen wahren Deutschtums vorzubereiten." (S. 39).

Mit der Aufnahme des Theologiestudiums in Berlin setzte sich dieser Trend zunächst fort. Neben dem ganz individuellen Bildungsstreben war das ideale Leitbild des Ritters bestimmend für das Studentendasein. August

Rauschenbusch wollte dem „altdeutschen Wesen möglichst nahe kommen" (S. 50) und nahm dafür große körperliche Anstrengungen auf sich. Erst allmählich fand er sich in das Studium der Theologie ein. Geprägt vom Grundsatz des Erweckungschristentums, dass „Glaube und Erfahrung [...] über Denken und Lehre" (S. 57) stünden, konnte er sich dem theologischen Entwurf Neanders anschließen, dass Theologie Herzenssache sei und dass der Glaube aus der Frömmigkeit der Gemeinde hervorgehe und nicht aus dem Studium von Büchern. Zu einer grundlegenden Wende seines geistigen und geistlichen Lebens kommt es in dieser Zeit durch eine Felseninschrift am Königssee, die ihm die Sehnsucht offenbart, die wirklich in ihm schlummert: Er sucht die Gottesschau, die Gotteserkenntnis und Gewissheit des Glaubens. Angeregt durch Gespräche mit seiner Vertrauten Frida von Quadt beginnt eine Zeit des heftigen inneren Kampfes um die „ruhige Gewissheit des Glaubens" in langen Gebeten und mit hohen ethisch-moralischen Ansprüchen an seine Lebensführung, bis er schließlich 1836 „aus der Verzweiflung in den Zustand des christlichen Glaubens und Lebens" (S. 72) gelangt. Ein für alle Zeit gültiger „geistlicher Stand [war] erreicht" (S. 73), der keiner weiterführenden Veränderung oder Entwicklung mehr bedurfte! Die neue Orientierung geschah durch die Setzung klarer Lebensregeln, die den Unterschied zwischen Christ und Nichtchrist erkennbar machten. „Die eigentliche Kehre in der Bekehrung geschah im Bereich des Lebenswandels und der Ethik", resümiert Thimme (S. 74). – Geistig und körperlich völlig erschöpft und ausgezehrt begab sich August Rauschenbusch zurück ins Elternhaus nach Altena. Erst nach 18 Monaten Ende 1837, nimmt er in Bonn das Theologiestudium erneut auf und beendet es 1840.

1841 wird August Rauschenbusch in Altena zum Pfarrer gewählt. Aber er bleibt nur vier Jahre. Die Gemeinde enttäuscht ihn! Denn der Pfarrer übertrug die eigene Vorstellung von seinem Glaubensstatus und dem damit verbundenen „rigorosen ethischen Maßstab" auf seine Kirchengemeinde, die er zu einer „Gemeinschaft wahrer Christen [...] formen" wollte (S. 93). Er hatte minden-ravensberger Erweckungsgemeinden besucht (S. 89, S. 95); ihr Vorbild zeigte Wirkung, war aber nicht geeignet, eine ganze volkskirchliche Gemeinde umzugestalten. Der Pfarrer August Rauschenbusch nahm Abschied von Altena und hoffte, unter deutschen Auswanderern in Amerika eine Gemeinschaft wahrer Christen zu finden. Es war nicht seine Absicht, aus seiner Kirche auszutreten. Er verstand sich auch nicht als Auswanderer. Er wollte vielmehr „als Prediger und Missionar der geistlichen Not der Deutschen in Amerika begegnen helfen" (S. 107). „Deutsches Nationalgefühl und christlicher Verkündigungseifer" waren in ihm fest verbunden und zugleich von dem Glauben getragen, dass Amerika die besondere Zuwendung Gottes habe (S. 110f.).

Als August Rauschenbusch 1846 in Amerika ankam, hatte er durchaus Schwierigkeiten, sich in einer völlig anderen kirchlichen Landschaft gleichberechtigter Denominationen zurechtzufinden. Auf weiten Ritten lernte er als Kolporteur der „Amerikanischen Traktatgesellschaft" die oft vereinzelt lebenden Deutschen im Westen Amerikas kennen. Seit Ende 1847 nahm er als Sekretär der Traktatgesellschaft in New York auf verschiedene Weise volksmissionarisch, seelsorgerlich, aber auch bildungsmäßig Einfluss auf die deutschen Einwanderer und deren Gebrauch der deutschen Sprache, indem er

den deutschsprachigen Anteil am Schrifttum deutlich anzuheben half. Auf diese Weise konnte er durch die Arbeit der Kolporteure auch das deutsche Selbstbewusstsein der Einwanderer pflegen und fördern. Im Grunde aber ging es ihm darüber hinaus um „die geistliche Tiefe seines Wirkens", um die Selbstverpflichtung zum Bau wahrer christlicher Gemeinden.

1853 beendete Rauschenbusch seinen Dienst bei der Traktatgesellschaft. Zu stark empfand er die innere Spannung, dort zu konfessionell neutralem Dienst verpflichtet zu sein, selbst aber „seine durch die Wiedertaufe dokumentierte persönliche Richtungsentscheidung" nicht mit der geforderten Neutralität vereinbaren zu können. In Kapitel 11 schildert Thimme, wie sich Rauschenbusch auf seine Taufe vorbereitet, und gibt eine ausführliche Darstellung und Deutung des Taufgeschehens im Mississippi am Pfingstfest 1850. Thimme verbindet dies zugleich mit einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Taufverständnis von Rauschenbusch und zeigt, wie dies in Spannung zum traditionellen reformatorischen Verständnis von der Rechtfertigung des Sünders steht.

Die kontroverse These, dass Rauschenbusch mit der Taufe seiner Amerikanisierung abschließenden Ausdruck verliehen habe, beurteilt Thimme so, dass Rauschenbusch sich mit seiner Taufe aus den starren Bindungen und Ordnungen der preußischen Heimatkirche gelöst habe und insofern dem freiheitlichen Sinn Amerikas nachgekommen sei, „die völlige Freiheit selbstverantwortlicher Gestaltung auf das persönliche Glaubensleben anzuwenden" – so, wie es seinem Verständnis des Glaubens entsprach (S. 191). Taufe sei für Rauschenbusch das öffentliche Bekenntnis zu der im Glauben mit der Bekehrung schon empfangenen Gabe, sei also nicht Ausdruck einer weiteren inneren religiösen Entwicklung. Er sah darin keinen Konfessionswechsel, allerdings „die Aufkündigung der Abendmahlsgemeinschaft" mit den Ungetauften (S. 189, vgl. S. 282f.).

Es passt in diesen Zusammenhang, dass Rauschenbusch immer an dem Deutschsein und an der deutschen Sprache festgehalten hat, wie diese sein Leben von Jugend auf geprägt haben. Das zeigen dann auch die Heirat in Deutschland, das Familienleben, der Aufbau und die Pflege der deutschen baptistischen Gemeinden und die Einrichtung des deutschen baptistischen Seminars in Rochester im Rahmen des englischen Seminars unter erheblichen personellen und finanziellen Problemen (S. 233ff.). An dem Seminar hat er drei Jahrzehnte gelehrt und damit „seine eigentliche Lebensaufgabe gefunden" (S. 235). In seiner Lehre vermittelte er vornehmlich Glaubenserfahrung, gestützt auf die biblische Überlieferung und Kirchengeschichte. Seine Sorge galt besonders der Ordnung und der Glaubensüberlieferung in den Gemeinden, die er in einer „Gemeinde Ordnung" (1858) festgehalten hat, die Thimme dankenswerterweise im Anhang abgedruckt hat (S. 285-293). In den baptistischen Gemeinden hat August Rauschenbusch wohl „eine Manifestation der wahren Kirche Christi erlebt" (S. 282). „Aber seine Sehnsucht nach dem Leben in einer Gemeinde wahrer Christen wurde nicht wirklich erfüllt." (S. 247)

Es ist zu begrüßen, dass die Herausgeber der Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte mit diesem Band einmal weit über die westfälischen Grenzen hinausgehen, indem sie eine biographische Arbeit aufgenommen haben, deren Protagonist als lutherischer Theologe in Westfalen gewirkt und

für über vier Jahrzehnte einen zweiten Lebensmittelpunkt in Amerika als baptistischer Prediger und theologischer Lehrer gewonnen hat. Es gelingt dem Verfasser zu zeigen, dass mit August Rauschenbuschs Wirken nicht nur preußisch-deutsches Bildungsgut im deutsch geprägten Baptismus Amerikas wirksam wurde, sondern dass auch das Erbe und Vorbild westfälischer, minden-ravenbergischer Erweckung im 18. und 19. Jahrhundert in anderer konfessioneller Gestaltung seine Früchte trug. Dabei hat sich das erweckliche Element auf einen deutlich erkennbaren ethischen Rigorismus verlagert – wie es schon bei August Rauschenbuschs verehrtem Großvater Hilmar Ernst Rauschenbusch angelegt war! Außerdem macht Thimme zu Recht darauf aufmerksam, wie sehr diese Entwicklung bei August Rauschenbusch unter bestätigenden und motivierenden Erkenntnissen und Einflüssen aus der Theologie des süddeutschen und schweizerischen Täufertums des 16. Jahrhunderts und des vorreformatorischen Theologen Peter de Bruis († um 1126) geschah, denen die Verwerfung der Kindertaufe und die Forderung der Glaubenstaufe gemein war. (S. 256f., S. 257 Anm. 36). Spannend wäre es, ans Licht zu bringen, welche Quellen August Rauschenbusch hierzu hat zur Kenntnis nehmen können, und ob und wie er sie direkt bewertet hat.

Die Arbeit von Hans-Martin Thimme ist ein bedeutender Beitrag zur westfälischen Kirchengeschichte und ihrer Ausstrahlung durch die Persönlichkeit des lutherischen Pastors und baptistischen Predigers und Lehrers August Rauschenbusch. Sie gibt zugleich ausgesprochen interessante Einblicke in die sich entwickelnde kirchliche Szene Amerikas im 19. Jahrhundert und in die spannungsreiche Geschichte der deutschen baptistischen Gemeinden, die auf ihrem Deutschsein beharrten und dadurch in eine Sondersituation gerieten, die nicht einfach zu meistern war. Insoweit ist dies Buch mehr als eine Biographie. Es lohnt sich, diesen mit der westfälischen Kirchengeschichte verbundenen Bereich der amerikanischen Geschichte der Baptisten kennenzulernen.

Christof Windhorst

Beilage zum
Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte
Band 107 (2011)
Bildmaterial Jahrbuch 107 (2011)
Gebrauchsanleitung siehe:
CD-Nutzung.doc
CD-Nutzung.pdf